

Sibirien.

Schilderungen

von

Georg Kennan.

Aus dem Englischen übertragen

von

David Gaef.

Erster Teil.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Sibirien — diese geographische Bezeichnung hat den meisten von uns niemals freundlich geklungen. Sie galt uns als die Fülle menschlichen Elends und Jammers, als Begriff des Gestorbenseins bei lebendigem Leibe; eiskig, wie des Landes Klima, wehte uns sein Name an. Gewöhnlich treibt da die Phantasie ihr hyperbolisches Spiel und wir glauben an das Bestehen von Dingen und Verhältnissen, die in der Wirklichkeit doch nicht so arg sind. Anders ist es hier, wo die Verhältnisse noch viel grauenerregender sind als man bisher annehmen mochte. Nicht gering sind daher die Verdienste Georg Kennans, der uns in seinen im „Century Magazine“ erschienenen Aufsätzen eine wahrheitsgetreue Schilderung dieser Zustände gab, Schilderungen, die in Europa ein Aufsehen erregten wie sie kaum eine zweite Publikation dieser Art je hervorzubringen vermochte.

Mit Land und Sprache vertraut unternahm dieser amerikanische Schriftsteller im Auftrag der erwähnten Zeitschrift eine Reise nach Sibirien. Im Gegensatz zu Bileam zog er aus zu segnen und kam fluchend heim, oder minder biblisch gesprochen, als Freund der Russen, als welcher er sich in seinen vorhergegangenen Aufsätzen und Vorträgen erwiesen hatte — sie erschienen auch in Buchform unter dem Titel: „Zeltleben in Sibirien“ — zog er aus um Sibirien genau in Augenschein zu nehmen um dann zu versuchen „ungünstige Vorurteile“ zu zerstören, und als Gegner seiner früheren Freunde kehrte er zurück, mit Entsetzen erfüllt von dem Erforchten. Sein Streben nach Wahrheit, seine gewissenhafte Aufmerksamkeit giebt sich wiederholt zu erkennen, letztere zuweilen sogar nicht ohne Bedanterie, die die vorüber=

ziehenden Fuhrwerke genau zählte und jede Kilometerentfernung in Betracht nimmt. Anderwärts könnte dergleichen den Ernst der Sache mildern. Hier jedoch ist es trefflich am Platz, denn es giebt uns gewissermaßen die Gewähr, daß jede Übertreibung vermieden wurde. Zu sehr sind diese Schilderungen von Blut und Thränen durchtränkt, als daß sie — zu trocken scheinen könnten.

Diese Aufsätze erschienen, wie bereits erwähnt wurde, in einer amerikanischen Zeitschrift. Mit geringen Auslassungen und Veränderungen, soweit dies für den deutschen Leser und für das strengere Gefüge der Buchform nötig war, sind sie hier in deutscher Sprache wiedergegeben.

Sibirien.

1. über Rußlands Grenze.

Die von der Zeitschrift „Century Magazine“ ausgesandte sibirische Expedition fuhr am 2. Mai von New-York nach Liverpool ab. Sie bestand aus dem bostoner Künstler, Herrn Georg A. Frost und dem Verfasser der nachfolgenden Schilderungen. Wir beide waren der russischen Sprache mächtig, wir beide hatten schon einen Teil Sibiriens bereist; ich hatte schon früher dreimal das Land des Zaren besucht. Meinen Reisegenossen lernte ich kennen, als wir bei der russisch-amerikanischen Telegraphen-Gesellschaft angestellt waren, wobei der längere Aufenthalt in Nord-Asien uns mit den Mühen und Entbehrungen einer Sibiriensfahrt vertraut machte. Unsere Auftraggeber billigten unseren Reiseplan, sie statteten uns reichlich aus, wir hatten fast unbeschränkte Vollmachten und hofften nun unsere Absicht vollkommen zu verwirklichen, obgleich wir uns aller Schwierigkeiten wohl bewußt waren.

Sonntag am 10. Mai gelangten wir nach London, vier Tage später setzten wir unsere Reise nach St. Petersburg fort; wir fuhren über Dover, Ostende, Köln, Hannover, Berlin, Eyd-kuhnen. Die vorgeschrittene Jahreszeit ließ uns wünschen, Sibirien so rasch wie möglich zu erreichen, um noch die günstige Witterung zu benützen; wir beschloßen daher nur fünf Tage in der russischen Hauptstadt zu verbleiben. Allein ein ungünstiger Zufall führte uns just zu Beginn einer Reihe der in Rußland so häufigen Feiertage her, so daß wir zehn Tage verweilen mußten und davon nur vier zur Erledigung unserer Angelegenheiten verwenden konnten.

Ich gab bei Herrn Wlangalli, dem Sekretär des Ministeriums des Auswärtigen meine Empfehlungsbriefe ab und

theilte ihm unsere Absicht mit. Meiner Meinung nach, bemerkte ich, wäre Sibirien und das Verschickungssystem durch vorurtheilsvolle Schilderungen zu ungünstig dargestellt worden, so daß eine getreue Darstellung des Landes, des Gefängniswesens und der Bergwerke, der russischen Regierung nur zum Vorteil dienen könnte. Mich könnte wohl keiner im Verdacht haben, ich werde in Sibirien nach Dingen forschen, deren Veröffentlichungen nur geeignet wären, meine bisherigen günstigen Darstellungen der russischen Verhältnisse Lügen zu strafen. Es war dies meine aufrichtige Überzeugung und es schien, daß sie Herrn Wlangalli günstig für mich stimmen würde. Zum Schlusse unserer etwa zwanzig Minuten währenden Besprechung äußerte er, daß wir jedenfalls die Erlaubnis nach Sibirien zu reisen erhalten werden, daß er uns einen offenen Brief an die Gouverneure der Provinzen Sibiriens mitgeben wolle, und daß er uns auch ein Empfehlungsschreiben des Ministers des Innern verschaffen werde. Meine Frage, ob diese Briefe uns ermöglichen werden, die Gefängnisse in Augenschein zu nehmen, beantwortete er verneinend und bemerkte dabei, daß dergleichen immer nur von dem betreffenden Gouverneur gewährt werde. Ob uns diese Erlaubnis je zu teil wird — darüber wollte er sich nicht äußern. Ich vermutete daher, daß die Regierung uns keine unbeschränkte Vollmacht geben wolle, daß sie uns unter einer Art freundschaftlicher Aufsicht zu stellen beabsichtigte und uns die Gefängnisse nur nach Gutdünken zugänglich machen werde. Obgleich ich voraussah, daß uns in dieser Weise manche Schwierigkeiten erstehen werden, hielt ich es doch für vernünftiger keine weitere Zugeständnisse zu verlangen; ich dankte ihm für sein gütiges und höfliches Entgegenkommen und empfahl mich.

Einige Tage später gewährte er mir wieder eine Unterredung. Ich erhielt dabei die versprochenen Briefe und er drückte den Wunsch aus, ich möge bei meiner Anwesenheit in Moskau Herrn Ratkoff, den bekannten Herausgeber der Moskauer Zeitung besuchen. Zu diesem Zwecke gab er mir einen geschlossenen Empfehlungsbrief an den kaiserlichen Archivar in Moskau, Baron

Buhler, der mich bei dem Erwähnten einführen sollte. Charakter und Lebenslauf dieses bedeutenden Vorkämpfers des Selbstherrschertums waren mir nicht unbekannt, es freute mich ihn kennen zu lernen obgleich ich auch das Motiv zu erraten glaubte, das Herrn Wlangalli zu diesem Wunsche veranlaßte. Die machtvolle Individualität dieses russischen Publizisten sollte meine günstige Meinung stärkend beeinflussen und damit einem schädlichen Eindruck vorbeugen, den ich durch die Zusammenkunft mit verbannten Nihilisten, mit welchen ich während meiner Reise doch zusammenkommen mußte, erhalten könnte. Diese Maßregel schien mir höchst überflüssig, da ich von den Nihilisten die ungünstigste Meinung hatte. Meine Äußerungen gegen höhere russische Beamte waren weder unaufrichtig noch zweideutig; ich habe die Erlaubnis Sibirien zu bereisen durch keine Täuschung oder falsche Vorspiegelung erlangt. Nicht Unaufrichtigkeit ist der Grund, daß heute meine Meinung eine andere ist als jene, die ich drei Jahre früher Herrn Wlangalli gegenüber zum Ausdruck brachte, sondern die Macht erschütternder Erfahrungen war es, die mich nötigte meine Ansichten zu ändern.

Wir versorgten uns nun mit einem photographischen Apparate, Büchern und Karten, verschafften uns ungefähr fünfzig Empfehlungsbriefe an Lehrer und Beamte in allen Teilen Sibiriens und fuhren dann am 31. Mai nachmittags von Petersburg nach Moskau. Die Grenze Sibiriens ist von der Hauptstadt ungefähr 2570 Kilometer entfernt. Der Weg, den die Reisenden gewöhnlich und die Verbannten immer einschlagen, führt über Moskau, Nischnii-Nowgorod, Kasan, Perm und Seltatarinenburg. Das russische Eisenbahnnetz reicht im Osten nur bis Nischnii-Nowgorod, doch fahren im Sommer von hier bis Perm Dampfschiffe auf der Wolga und Kama. Von Perm führt ein isolierter hundertundachtzig Meilen (zweihundertundsiebzig Kilometer) langer Schienenstrang nach Seltatarinenburg, er durchschneidet das Uralgebirge und stellt die Verbindung her zwischen den Flüssen Wolga und Ob. Noch während unserer Anwesenheit in Sibirien wurde die Eisenbahn bis Tjumen vollendet,

daß an einem Nebenfluß des Ob liegt, so daß man nun von St. Petersburg nach Semipalatinsk oder Tomsk sowohl mit der Eisenbahn wie auch mit dem Dampfschiff gelangen kann.

Nach unserer Ankunft in Moskau übergab ich sogleich mein Empfehlungsschreiben an Baron Buhler, wir gingen dann vereint in die Redaktion der Moskauer Zeitung, wo ich mit Bedauern vernahm, daß Herr Ratloff verreist sei und erst in zwei oder drei Wochen zurückkehren dürfte. So lange konnten wir natürlich nicht warten und da wir in Moskau anderes nicht zu thun hatten, fuhren wir mit der Eisenbahn nach Nischni-Novgorod, wo wir Donnerstag am 4. Juni in den Morgenstunden anlangten.

Wer zum erstenmal nach Nischni-Novgorod kommt, den erfaßt Staunen, ja vielleicht sogar Schrecken, wenn er von der Eisenbahnstation aus, vom niedrigen Ufer der Oka gegen die Wolga hin der Stadt zuschreitet. Reinliche, gut gepflasterte Straßen, eine Menge stattlicher Bauten, ein hübscher mit schattigen Birken und Pappeln besäumter Weg, ein Kanal mit zierlichen Brücken, ein großer Wasserturm, die prachtvolle Alexander Newski Kathedrale, Börse, Theater, Hotels, Marktplätze, alles was eine große belebte Handelsstadt verkündet — aber nirgends die Spur menschlicher Wesen; Gras und Unkraut wuchern in den öden Straßen. Die Vögel zwitschern in dem Laub der Bäume, die die stillen Straßen beschatten; geschlossen sind die zahlreichen Verkaufsläden und Niederlagen; kein Glockenklang ertönt von den Kirchtürmen. Staunend kann der Fremde lange Zeit dahinschreiten, ehe er die Spur eines Menschen gewahrt. Erinnert er sich, daß Nischni-Novgorod die Stadt der berühmten Jahrmärkte ist, so kommt er wohl zum Schlusse, daß die Messen in diesem Stadtteile stattfinden müssen. Aber erstaunlich bleibt ihm immer doch, wie eine Stadt neun Monate des Jahres wie ausgestorben ist, nur damit das Ganze eine kurze Zeit seiner vorübergehenden Bestimmung dienen könne.

Die Messstadt Nischni-Novgorod liegt auf einer Halbinsel zwischen Oka und Wolga, oberhalb der Stelle, wo jene in diese

mündet. Die Altstadt gleichen Namens liegt auf dem rechten Ufer der Oka, auf einer steilen, vierhundert Fuß hohen Terrasse. Man könnte diese Stadt eine riesige Handelskarawanserei nennen, wo alljährlich eine halbe Million Handelsleute sich einfinden, um Waren zu kaufen und zu verkaufen. Im September beträgt die Einwohnerzahl oft gegen hunderttausend und der Wert der lagernden Güter 75 Millionen Dollars; in den ersten Monaten des Jahres dagegen fanden sämtliche Einwohner in dem kleinsten der vorhandenen Gasthöfe ganz bequeme Unterkunft und alle Warenvorräte könnten in ein einziges der vielen vorhandenen Magazine eingelagert werden. Es herrscht hier ein kommerzielles Wechselfieber, wo der eifrigen und übermäßig bewegten Handelsthätigkeit eine längere Pause des Stillstandes und der Erschlaffung folgt. Fast unglaublich erscheint es, daß eine so große Stadt mit vielen Kirchen, Moscheen, Theatern, Hotels, Marktplätzen, Banken und Börse eine Stadt mit beinahe siebentausend Kaufläden und einer gleich großen Anzahl Wohnhäuser nur zeitweilig benutzt wird und während der anderen Zeit vollständig verödet liegt.

Im Jahre 1868, in einer klaren Januarnacht, erblickte ich diese Stadt zum erstenmale und sie machte damals mehr noch als später auf mich den Eindruck trostloser Einsamkeit. Das bleiche Mondlicht ergoß sich auf die schneebedeckten Straßen, auf Mauern und Kuppeln der Kathedrale. Die vom Winde wehen vor den verschlossenen Thüren gehäuften Schneemassen und die bedeckten Dächer glitzerten und schimmerten; es dünkte, als wäre diese von Menschen verlassene Stadt von den Geistern des arktischen Gebiets in Besitz genommen worden.

Zur Messezeit, im Herbst des Jahres 1870, sah ich diese Stadt wieder und erkannte sie kaum. Auf dem Flusse ragte ein Wald von Masten empor. Der schrille Pfiff der Dampfschiffe durchdrang mit kurzen Unterbrechungen die stauberfüllte, dumpfe Atmosphäre. An der Flußlände und in den Magazinen lagen Warenvorräte im Werte von 125 Millionen Rubel. Die nach der Altstadt führende Schiffbrücke wurde täglich von 60000 Per-

sonen überschritten. In der Hauptstraße, vor dem Hause des Gouverneurs, ließ eine Militärkapelle die Weisen Offenbach'scher Operettenmusik erklingen. In allen Straßen, die aus einem langen Schlaf erwacht zu sein schienen, wogte eine geschäftige, fröhliche Menschenmenge auf und nieder.

Und jetzt, wo wir nun wieder diese Stadt vor Augen kam, fand ich sie ebenso still und einsam wie zur Zeit meines ersten Besuches. Sonst wies sie jedoch einige vorteilhafte Veränderungen auf! An Stelle vieler Holzbauten befanden sich massive Steingebäude, die Zahl der Verkaufsläden war größer geworden, die Straßen neu gepflastert und am Ende der Halbinsel wurde das bedeutendste Bauwerk der Stadt, die Alexander Newski-Kathedrale errichtet.

Man glaubte, daß die Messe von Nischnei-Novgorod infolge der Ausdehnung des russischen Eisenbahnnetzes an Bedeutung verlieren würde, was jedoch nicht geschah. Im Gegenteil! Der Wert der in den Jahren 1868 bis 1881 zu Markt gebrachten Waren steigerte sich von 120 auf 246 Millionen Rubel und die Zahl der Verkaufsstellen von 5738 auf 6298. Zur Zeit soll der Warenverkehr während der zwei Messemonate den Wert von 225 Millionen Rubel haben und die Zahl der Verkaufsstellen mehr als 7000 betragen. Die Eisenbahnstation der Linie Moskau — Nischnei-Novgorod befindet sich in der Handelsstadt, am linken Ufer der Oka; der Verkehr mit der Altstadt wird im Sommer durch eine Dampffähre und die schon erwähnte Schiffbrücke vermittelt. Zur Zeit unserer Anwesenheit war diese noch nicht eingerichtet, wir fuhren daher auf der Fähre hinüber.

Die befestigte Altstadt gewährt einen sehr malerischen Anblick. Das steile Ufer, an dem sie liegt, erhebt sich fast unmittelbar aus dem Wasser; die eingeschnittenen Straßen, die hinaufführen, werden an einigen Stellen von schmalen Terrassen unterbrochen, von welchen die weißen Mauern und die vergoldeten Kuppeln der Kirchen und Klöster zwischen dem Grün der Bäume hervorlugen.

Die in allen Farben schimmernden Kuppeln, das saftige

Grün, das sich an manchen Stellen bis an das Wasser erstreckt, die bunt bewimpelten Schiffe: dies alles zusammengenommen giebt, von der hellen Junisonne beschienen, ein Bild, das im nördlichen Rußland seines Gleichen nicht findet. In der Richtung der Wolga, dem Anschein nach am Ende der Anhöhe, befindet sich der „Kremel“, die Citadelle der Stadt, dessen hohe Zinnenmauern terrassenartig herabsteigen und dessen runde Türme und gewölbte Thorgänge den Beschauer lebhaft an die längst vergangene Zeit erinnern. Vor dreihundertfünfzig Jahren galt diese Feste als unüberwindlich und ein Jahrhundert lang war sie den Bewohnern eine sichere Zufluchtstätte bei den Einfällen der Tatarenhorden des Kasans. Nachdem es im 16. Jahrhundert gelungen war, die Tataren=Chanate völlig zu unterwerfen, verlor diese Festung ihre Bedeutung und geriet nach und nach gänzlich in Verfall. Ihre dreizehn Türme, die früher eine Höhe von ungefähr hundert Fuß hatten, sind jetzt Ruinen und die ein Kilometer umfassende Mauern wären vermutlich heute schon ganz verschwunden, wenn sie nicht so besonders massiv und so fest gefügt wären. Sie machen den Eindruck als wären sie noch stärker als die Mauern des berühmten Kremels von Moskau.

Nach unserer Landung fuhren wir nach dem in dem oberen Teil der Altstadt befindlichen Hotel, nahmen Zimmer, fanden unsere Pässe zur Polizei und schlenderten dann dem Kremel entlang, dem Ufer zu. Zwischen der Anhöhe, auf der sich Altstadt und Kremel befinden, und dem Flusse, befindet sich ein schmaler Streifen Landes, der gleichfalls dem Handel dient und der „Untere Bazar“ genannt wird. Bunt durcheinander befinden sich hier zahlreiche Bauten von mannigfaltigstem Aussehen. Neben eleganten, modernen Warenhäusern mit Spiegelgläsern und vergoldeten Schildern stehen ärmliche, hölzerne Hütten; Banken, Hotels, Schiffagenturen wechseln mit Trödelbuden. Unvermutet taucht da plötzlich vor dem Blick eine phantastisch bemalte Kirche aus dem verwichenen Jahrhundert auf. Das ganze Gebiet vom Fluß bis zur Anhöhe ist mit Kauf=

läden aller Art erfüllt, wo alles Erdentliche zum Verkauf aus-
geboten wird: Stednadeln und Holzkämme, getrocknete Pilze
und Schiffsanker, Kirchenglocken und Dampfmaschinen. In
einem Laden des „Unteren Bazars“ sah ich folgendes zum
Verkauf gestellt: Eine Garnitur Möbel, zwei Kinderwagen,
einen Kinderstuhl, zwei Kerbjägen, ein halbes Dutzend alter
Samowars, eine Wiege, eine Dampfmaschine, ein Elchgeweih,
drei alte Wasserteßel, etliche Teleskope, ein Kirchent Kreuz von
vier Fuß Höhe, sechs oder acht Uhren, einen Wagenteil, Fleder-
wische, Operngläser, Holzketten, Ambosse, alte Stiefel, einen
kaukasischen Dolch, Hobelbänke, Schlittenschellen, Flaschenzüge,
Taue, Schläuche, Pferdegeschirre, Säbel, Artstiele, Wagenkissen,
vergoldete Armreife, Fafreife, Koffer, Akkordions, drei oder vier
Suppennapfe voll rostiger Nägel und Schrauben, Messer, Schraub-
stöcke, Zhiirangeln, Revolver, Waffen, gebrauchte Ofenröhren,
eine Kiste Biskuits und eine lange Badewanne. Das damit
Verzeichnete ist kaum ein Drittel des Vorhandenen, zu einer
genauen Aufnahme fehlte mir die Zeit. Dieser Laden war
für den ganzen „niedern Bazar“ typisch, denn nichts dürfte
da auffallender sein als die Verschiedenartigkeit der Bauten, der
Bewohner und des Handels. Entlang des ganzen Ufers be-
fanden sich Landungsbrücken und Dampfschiffe; Leute aus allen
Theilen des Reiches bewegen sich hier in ihrer Handelsthätig-
keit. Fast stündlich fuhren von hier Dampfer ab nach der
unteren Wolga, der sibirischen Grenze und dem fernen Kaspiischen
Meer; große schwarze Barken wurden von tatarischen Schiffs-
knechten ein- und ausgeladen; kleine einspännige „Telegas“
aus Holz — sie haben das Aussehen halber, auf vier Rädern
liegender Fässer — führten die aufgestapelten Waren fort; die
breite, staubige Straße war den ganzen Tag mit Handelsleuten,
Bauern, Pilgern, Bettlern und Landstreichern belebt.

Selbst die Kinder sind von dem Handelsgeist beseelt, der
die ganze Stadt durchzieht. Als ich vom Ufer aus das Treiben
beobachtete, sah ich wie ein zerlumpter Knirps von etwa neun
Jahren, dessen ganzes Warenlager aus einigen Schnüren ge-

trockneter Pilze bestand, mit der ganzen Sicherheit eines erfahrenen Hausierers durch die Menge sich drängte und ich hörte wie seine dünne Kinderstimme ausrief: „Pilze, gute Pilze! Kaufft meine Pilze! Unterstützt den Handel, meine Herren!“

Die Mannigfaltigkeit der Volkstypen ist im Juni im „Unteren Bazar“ vielleicht nicht so groß wie zur Zeit der Septembermesse, allein die Eigentümlichkeiten der Tracht lassen fast jede Gestalt der Menge dem fremden Beobachter interessant erscheinen. Hier der dunkelbraune Tartar in runder Mütze und langen „Khalats“; dort der russische Bauer im schmutzigen Schafsfell-Rock und plumpen, aus Bast geflochtenen Schuhen, die Beine mit grober Leinwand umwickelt, die von Schnüren festgehalten wird; Mönche zweifelhaften Aussehens mit langen Bärten und Kopshaaren betteln um milde Gaben für Spitäler oder Kirchen. Sie nehmen die kleinen Geschenke auf Brettchen, die mit schwarzem Sammet überzogen sind, in Empfang, um sie dann in Zinnbüchsen zu werfen, die mit großen Vorleschlössern versehen sind und die sie um den Hals befestigt vor sich tragen. Hier wieder Hausierer, die ihren „Kwas“ Sorbet, Meth und andere verführerisch funkelnde Getränke anpreisen; dort wieder andere, die mit gewaltigen Stimmmitteln die Vorzüge der von ihnen feilgebotenen Waren ausrufen: falsches Geschmeide, Salzgurken, Pilze, baumwollene Taschentücher, die mit der Karte von Rußland bedruckt sind, und noch so manches andere. Endlich noch der auf- und niedermogende Schwall der Groß- und Kleinhändler aus dem weiten Wolgagebiet.

Was den Reisenden beim Eintritt in das südöstliche Rußland ganz besonders auffällt, ist die überall bemerkbare rege Handelsthätigkeit, die schier unerschöpflichen Hilfsquellen des Landes. Der Amerikaner stellt sich das südöstliche Rußland vor als Weide oder Ackerland, das wohl den Bedarf seiner geringen, halbkultivierten Bevölkerung hervorzubringen vermag, aber was den Handelsverkehr betrifft, auch nicht mit dem zurückgebliebensten Staat der Union verglichen werden kann. Sein Staunen wäre daher nicht gering, sähe er hier in Nischni-

Nomgorod den Fluß mit Schiffen bedeckt, was oft sechs bis acht Meilen weit reicht, würde er erfahren, daß die Regelung des Stromverkehrs einem eigenen Schifffahrtsgericht unterliegt; wußte er, daß der „Pristan“, der Landungsplatz, einem vom Handelsministerium ernannten Oberbeamten untersteht, der dabei von zahlreichen Unterbeamten unterstützt wird; wäre ihm bekannt, daß der Dampferverkehr auf der Wolga und ihren Nebenflüssen noch bedeutender ist, als der auf dem Mississippi; daß der Wert der Handelsgüter, die jährlich nur auf einem einzigen Nebenfluß der Wolga, auf der Kama, befördert werden, 15 Millionen Dollars beträgt; daß schließlich die Gewässer der Wolga jährlich auf 7000 Schiffen 5 Millionen Tonnen Last tragen und dabei fast 200000 Schiffsleute beschäftigt sind. Ein gebildeter Amerikaner sollte das alles vielleicht wissen, doch mir war es ebenfalls unbekannt und die Entdeckung dieses immensen Verkehrs setzte mich nicht wenig in Staunen.

Nachdem wir, soweit es die Kürze der Zeit zuließ, alles Bemerkenswerte in Augenschein genommen hatten, bestiegen wir am 6. Juni, Sonntag morgens, den Dampfer um etwa 1600 Kilometer, die Wolga zu Thal und die Kama zu Berg, nach Perm zu fahren.

Es wurde behauptet, Ägypten sei die Schöpfung des Nils. Im anderen Sinne, aber mit nicht geringerer Berechtigung ließe sich sagen, Ostrußland sei die Schöpfung der Wolga. Diese war es, welche hauptsächlich die ethnologische Zusammensetzung der Bevölkerung bestimmte; mit ihr ist seit mehr als ein Jahrtausend die ganze Geschichte des Landes verbunden; sie war es, die auf Charakter und Handel der ostrussischen Stämme bedeutsam einwirkte, und auch heute noch ist das Wohl und Weh von mehr als 10 Millionen Menschen von ihr abhängig. Überhaupt ist die Wolga einer der bedeutendsten Ströme der Welt. Ihre Länge von der Waldaianhöhe bis zum Kaspischen Meer beträgt ungefähr 3700 Kilometer, ihre Breite unterhalb Zarizyn ist zur Zeit des Hochwassers mehr als

48 Kilometer, so daß ein Schiffer, der sie kreuzt, ihre niedrigen Ufer ganz aus dem Gesicht verliert und sich auf hoher See wähnt. Sie bespült das Gebiet von neun Provinzen des Zarenreiches und an ihren Ufern liegen 39 Städte und mehr als 1000 Dörfer und Weiler. Der wichtigste Teil des Stromes ist jener zwischen Nischnei-Nowgorod und der Kama-Mündung; auf dieser Strecke verkehrten zur Zeit der Schifffahrt 450 Dampfer. Bis zur „Samarabiegung“ zeigt sich auf dem Strome überall ein reges Leben; Dampfer, Barken und große Rähne, beladen mit Gütern aus Ostrußland, Sibirien und Zentralasien bedecken ihn. Schon die Produkte aus dem Wolgagebiet sind von großer Bedeutung. Mancher Ort wo rege Landwirtschaft betrieben wird — z. B. Niskowo, an dem das Dampfschiff zwischen Nischnei-Nowgorod und Kasan vorüberfährt — und die in der Entfernung als eine unbedeutende Gruppe Holzhäuser erscheinen, befrachten allein jährlich bis 700 Schiffe mit Getreide.

Die Scenerie der obern Wolga ist malerischer und wechselreicher als sich von einem Strom erwarten läßt, der durch eine einförmige Ebene dahinfließt. Das linke Ufer bietet freilich nichts Interessantes; aber das rechte Ufer erhebt sich unmittelbar aus dem Strom zu einer Höhe von 4—500 Fuß und in zwei- bis drei Meilen langen Zwischenräumen ragt es als Vorgebirge in den Strom hinein, eine Reihe kleiner verbundener Seen bildend, auf deren regungslosen Spiegeln das dunkle Laub des Urwaldes und die kühnen Umrisse des Ufers sich wiedergeben. Da und dort zeigen sich auf den Hügeln die hellen Mauern und die glänzenden Kuppeln einer Kirche, die von einem kleinen Dorfe umgeben ist; Holzhäuser mit zierlich geschnitzten und bemalten Giebeln. Tiefe Thäler, die mit Haselnußsträuchern bewachsen sind, unterbrechen an manchen Stellen die Uferhöhe und gewähren einen Durchblick auf das dahinter liegende fruchtbare Gefilde. Da und dort schaut auch ein einsames Kloster, das auf halber Höhe an den Berg sich anschmiegt, aus dichtem Laubwerk auf den Strom hinab. Zu-

weilen fährt das Schiff eine Zeitlang mitten im breiten Wasser und das malerische rechte Ufer zieht wie ein prächtiges Panorama mit einem Gesichtskreis von zehn Meilen, vorüber. Um eine Sandbank zu vermeiden, wendet das Schiff plötzlich dem Ufer zu und das Schaustück verringert sich nun zum Kleinbild eines hübschen russischen Weilers, was den Eindruck einer Theaterdekoration giebt. Der Ort ist so nahe, daß man die Gesichtszüge der lachenden Bauernmädchen unterscheiden kann, die das vorüberziehende Schiff mit Schwenken der Taschentücher begrüßen; oder man kann vom Bord aus den auf dem Rasen vor der Kirche behaglich ruhenden „Muschik“, der mit rotem Hemd und schwarzen Sammethosen bekleidet ist, anreden, ohne die Stimme besonders anstrengen zu müssen. Doch das währt nicht lange! Ehe man Zeit hat alle Einzelheiten dieser russischen Landschaft in Augenschein zu nehmen, ist sie schon verschwunden. Das Schiff gleitet in eine andere Strombiegung, wo keine Spur menschlichen Daseins sich zeigt, wo rechts das hohe Ufer und links der dichte Wald die ursprüngliche Wildnis zeigen.

Gefesselt von der malerischen Schönheit des majestätischen Stromes mit seinen häufigen Scenenwechsel, verließen wir das Deck erst lange nachdem es dunkel geworden. Die frische Luft war erfüllt mit dem Dufte der blumigen Wiesen und feuchter Waldthäler. Wie ein glänzender Stahl schien der Strom, der sich zwischen seinen Ufern breitete. Tiefes Dunkel, das durch vereinzelte Lichtstrahlen noch merkbarer wurde. Aus der Ferne her klang leise uns ans Ohr das Lieblingslied der russischen Schiffsleute: „Hinab die Mutter, die Wolga.“

Wir tranken an dem Mitteltisch der kleinen, behaglichen Kajüte einige Becher duftenden Thees, packten dann unsere Decken und Kissen aus, mit welchen wir uns vorsorglich versehen hatten und streckten uns dann, nach der Art russischer Reisenden, auf den langen Lederbänken behaglich aus, die auf russischen Dampfschiffen den größten Teil des Fußbodens einnehmen und der Kajüte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Eisenbahnwagen geben.

Gegen die fünfte Morgenstunde weckte mich der schrille Ton der Dampfpfeife. Die Maschine wurde gestoppt, die Laufbretter lärmend hingeworfen, dann wurde über meinem Haupte ein Getrampel laut. Ich vermutete, wir wären in Kasan angelangt und begab mich auf das Deck. Die Sonne war schon vor einer Stunde aufgegangen, wie glitzerndes Silber lag der Strom zwischen unserem Schiff und der tiefgrünen Anhöhe des westlichen Ufers. An der Ostseite befanden sich einige Landungsplätze, schwarze Schiffsrümpfe mit gelben Dächern, wie sie entlang der Wolga überall zu finden sind, und neben ihnen ankerten etliche Dampfschiffe, die zuweilen ihre Dampfpfeifen laut werden ließen und die ihre Flaggen in der frischen Morgenluft wehen ließen. Hinter ihnen lagen einige Holzhäuser, grell bemalt, wie die einer amerikanischen Minenansiedlung. Unmittelbar in dem Vordergrund befand sich kein Gebäude mehr, aber von der Ferne her erblickte ich Mauern, Türme, Kuppeln und Minarets, die mich an ein Bild gemahnten, das ich in meinen Kindertagen zu Gesicht bekam: die „Stadt der Eitelkeit“ in der illustrierten Ausgabe von Bunhans „Pilgerreise“.

Es war die altberühmte Tartarenstadt Kasan.

Vor Jahrhunderten wurde die Anhöhe, auf der der Kreml von Kasan liegt, von der Wolga bespült, jetzt aber liegt er infolge Veränderung des Flussbettes einige Kilometer vom Strome entfernt. Der large Ausblick auf die Stadt, der vom Bord aus sich bot, regte die Phantasie an, weckte nur die Neugierde, ohne sie zu befriedigen.

Ich betrachtete, während unser Dampfschiff anhielt, die am Ufer befindlichen früher schon erwähnten Häuser: Ein schokoladenfarbiges Haus mit gelben Fensterladen und grünem Dach, ein lavendelfarbiges mit schimmerndem Blechdach, ein scharlachrotes mit smaragdfarbiger Bedeckung, oranggelb mit olivengrün, dunkelblau, hellblau, rot, grün, gelb u. s. w. Ein recht umfangreicher Bau mit drei Stockwerken wies alle erdenklichen Farben auf.

Welche Wirkung diese Farbenbuntheit auf die Sehnerben

der Bewohner hervorbringt, vermag ich nicht zu sagen, aber ich wundere mich nicht mehr, daß das Russische „prekrasni“ „schön“ und auch „schön rot“ bedeutet, ebensowenig, daß der russische Dichter einem schönen Mädchen ein besonderes Kompliment zu sagen glaubt, wenn er sie als „krasnaya devitsa“ (rotes Mädchen) bezeichnet. Wenn ich des Landungsplatzes bei Kasan gedenke, wundere ich mich nur, daß die russische Sprache nicht noch mehr Worte des Preises aus der Farbenbezeichnung entnimmt.

Um die siebente Stunde kamen in Wagen und Droschken die Passagiere von Kasan. Um acht Uhr war alles an Bord, das Abfahrtszeichen wurde gegeben, die Taue gelöst und wir waren bald wieder auf der Fahrt.

Es war Sonntagmorgen. Wir hatten klares, warmes Wetter und verbrachten daher die meiste Zeit auf dem Verdeck, freuten uns des Sonnenscheins und der Frische, welche die sanfte Bewegung verursachte, des Duftes, der uns von den waldigen Hügeln des linken Ufers zuströmte. Wir machten Aufzeichnungen oder skizzierten die eigentümlich geformten Boote und Barken, die uns von Zeit zu Zeit zu Gesicht kamen und die allein schon uns zu erkennen gaben, daß die Wolga ein russischer Strom sei, selbst wenn wir die Ufer nicht erblickt hätten.

Zuerst erschien ein riesiger Schlepper, der einige große schwarze Barken hinter sich her stromaufwärts führte; sie glichen abgetakelten Seeschiffen. Dann folgte eine wunderliche Bugfrierbarke mit hohem Bug und Steuer. In der Mitte des Schiffes war eine Ankerwinde, die langsam stromaufwärts bewegt wurde, indem Taue aufgewunden wurden, an welchen Wurfanker befestigt waren und die einige der Mannschaft nach dem Schiffsschnabel hinschleppten und auswarfen. Endlich passierte ein Riesenschiff von 500 Fuß Länge und 100 Fuß Breite; es befand sich darauf ein kleines russisches Dorf: Holzhäuser mit fein geschnitzten Giebeln. Sie waren zum Verkauf bestimmt in den holzarmen Gegenden der unteren Wolga und des Kaspiischen Meeres. Die Bevölkerung dieses schwimmenden Dorfes

saß nun, barhaupt, in roten Hemden und blauen Gewändern um das lodernde Feuer, das sie am Ende des Flosses bereitet hatten und trank Thee. Mich dünkte, ich sähe ein Bauerndorf, das vom Hochwasser losgerissen nun mit all seiner Bevölkerung den Strom hinabschwimme. Vom rechten Ufer her klang das ferne Läuten der Kirchenglocken an unser Ohr; von Zeit zu Zeit fuhren sechsruderige „Lodka“ an uns vorüber, mit Männern und Weibern im bunten Sonntagskleid, die zum Gottesdienst eilten.

Um die elfte Stunde verließen wir die breite, majestätisch dahinziehende Wolga und lenkten ein in die trübe, reißendere Kama, die im Ural, an der sibirischen Grenze, entspringt, südöstlich ihren Lauf nimmt und etwa 80 Kilometer unterhalb Kasans in der Wolga mündet. Nicht nur Ort und Leute, Schiffe und Landungsplätze hatten hier ein ganz anderes Aussehen, sondern auch die Landschaft selbst; sie schien fremdartiger, ursprünglicher, ja gewissermaßen viel wilder. Das Ufergebiet war minder bevölkert und viel waldiger als jenes der Wolga; man erblickte nicht mehr die weißen Klostermauern, die zwischen Nischnii-Nowgorod und Kasan so manche Landschaft malerisch und auch menschlich zierten; die Boote hatten sehr primitive Formen trotz ihrer hölzernen Geländer und spiralförmig rot und blau bemalten Masten mit guldernen Sonnen an den Spitzen. Die Bauern, die an der Landungsstelle sich bewegten, trugen Kleider, deren eigenartiger Zuschnitt und deren grelle Farben genugsam bekundeten, daß die Kultur des Westens hier erst geringen Einfluß ausübte. Die Leute waren in ihrer Sonntagstracht, und das mochte diese außergewöhnliche Farbenpracht erklären, obzwar wir sonst nirgends in Rußland junge Männer in blauen, purpurnen, violetten Hemden, Mädchen in citronengelben Kleidern, scharlachroten Schürzen, rosenfarbigen Jacken und Lilatopfstüchern erblicken mochten.

Unsere viertägige Fahrt auf der Kama bot just nichts besonderes, aber sie war doch recht angenehm. Das Wetter war schön, die Landschaft anziehend, zuweilen sogar wildromantisch.

Die Bäume, welche das steile Ufer säumten, prangten in voller Lenzespracht; an manchen Stellen hing das Astwerk so nahe über dem Wasser, daß es beinahe unser Verdeck berührte. Die Wiesen und Waldlichtungen denen unser Schiff recht nahe kam, waren von Vergißmeinnicht und Trollius wie besäet. Wo unser Schiff nur anhielt, boten Bauernkinder große Sträuße Maiblumen feil; unser kleiner Speisesaal war immer von dem süßen Duft dieser Frühlingsboten durchwürzt. Nichts ließ uns die Nähe Sibiriens ahnen. Das warme, heitere Wetter gemahnte uns an das Klima Kaliforniens; wir vernahmen sogar nach Sonnenuntergang den Schlag der Nachtigall. Dann ließen sich auch bei windstillem Wetter manche unserer Reisegenossen die Samowars herausbringen und saßen, Thee trinkend und Cigaretten rauchend in der würzigen Nachtlust, bis der letzte Schimmer des eigenartigen nordischen Dämmerseins über den Hügeln verblich. Unsere Fahrt auf der Kama war recht angenehm gewesen, so daß wir Mittwoch, am 10. Juni in Perm nur ungern von dem kleinen Dampfschiff „Alexander“ schieden.

Perm ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, hat 32 000 Einwohner und liegt an dem linken Ufer der Kama, ungefähr 190 Kilometer von der Grenze des asiatischen Rußlands entfernt. Sie ist die westliche Endstation der Uralbahn und die Durchgangsstelle des ganzen, nicht unbedeutenden sibirischen Handels. Sie unterscheidet sich äußerlich nicht wesentlich von anderen russischen Provinzialstädten gleichen Ranges, und obgleich es reinlicher und behäbiger als Nischni-Nowgorod ist, bietet sie doch in Bezug auf Bauart und Lage weniger Reize als diese Stadt.

Wir übernachteten nur in Perm, hatten aber schon hier unseren ersten Konflikt mit der russischen Polizei. Wenn auch der Zwischenfall ganz bedeutungslos ist, will ich ihn doch erzählen, denn er bekundet, wessen ein Reisender in Sibirien ausgesetzt und wie groß dort die Macht der Polizei ist, wie sie jeden verhaften kann und einem Verhör unterziehen. Nach

unserer Ankunft wollten wir uns nach einer östlich liegenden Anhöhe begeben, um von dort aus eine Skizze der Stadt aufzunehmen. Der Weg führte uns zufällig an dem Gefängnis vorüber und da es das erste russische war, welches wir zu Gesicht bekamen, und da es überdies auch auf der Route nach Sibirien sich befand, betrachteten wir es mit vielem Interesse. Wir schritten weiter, erkannten jedoch bald, daß jener Hügel entfernter sei, als wir erst annahmen und da die Zeit bereits stark vorgeschritten war, beschlossen wir, die Sache auf den nächsten Tag zu verschieben. Wir machten also Kehrt und kamen zum zweitenmal an dem Gefängnis vorüber.

Am nächsten Morgen führten wir unsere Absicht aus. Mein Genosse, Herr Frost, skizzierte die Stadt und dann kehrten wir zurück. Als wir über eine große Wiese schritten, kamen uns zwei Droschken entgegen, in welchem vier Offiziere in voller Uniform und mit allen Waffen ausgerüstet saßen. Ich bemerkte wohl, daß die beiden in der ersten Droschke uns eine besondere Aufmerksamkeit widmeten, da mir aber damals die russische Uniformierung noch nicht recht bekannt war, wußte ich nicht, daß es Polizisten waren. Der erste Wagen fuhr an uns vorüber, der zweite hielt vor uns, die beiden Offiziere stiegen aus und kamen dann von verschiedenen Seiten auf uns zu. Zurückblickend bemerkte ich, daß die Ersteren gleichfalls ihren Wagen verlassen hatten und ebenso uns sich näherten. Jetzt erst durchzuckte mich der Gedanke, diese Vier müssen Polizeibeamte sein, den wir aus irgend welchen Gründen verdächtig sind und die uns nun verhaften wollen. Sie umzingelten uns, einer von ihnen richtete recht höflich die Frage an uns, wer wir seien.

„Wir sind amerikanische Reisende.“

„Wann sind Sie hier angelangt?“

„Gestern!“

„Woher kommen Sie?“

„Aus Nischnei-Nowgorod.“

„Wohin reisen Sie?“

„Nach Sibirien.“

„Um, Sibirien! Darf ich fragen, zu welchem Zwecke?“

„Wir reisen, um zu reisen.“

„Man macht keine Vergnügungsfahrten nach Sibirien,“ bemerkte er nun mit einem leisen Anflug von Spott. „Ihre Reise muß daher einen bestimmten Zweck haben. Welches ist dieser Zweck?“

„Wir Amerikaner reisen überall hin und unser Zweck ist höchstens Land und Leute kennen zu lernen.“

Meine Antwort schien ihn nicht zu befriedigen. Er setzte nun das Verhör fort, um aus der Menge der beantworteten Fragen vielleicht doch etwas zu erforschen, was seinen Verdacht bestärken konnte. Dann fragte er weiter:

„Sie passierten gestern das Gefängnis?“

„Ja.“

„Warum?“

Ich erklärte ihm den Grund.

„Sie betrachteten es recht aufmerksam.“

Zustimmung.

„Warum geschah dies?“

Ich erklärte ihm nochmals den Grund.

„Sie haben aber den Hügel nicht bestiegen, sondern gingen nur an dem Gefängnis vorüber, kehrten dann um und betrachteten es wieder recht auffällig. Warum?“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm ins Gesicht zu lachen. Den Polizeioffizieren schien jedoch die Sache keineswegs so komisch. Ich wiederholte daher meine Erklärungen. Sie mochten aber ganz und gar nicht befriedigen; mit trockenen Worten forderte man unsere Pässe.

Ich bemerkte, unsere Papiere wären im Hotel, worauf sie uns für verhaftet erklärten, bis wir unsere Identität nachgewiesen haben und auch unseren Aufenthalt in Perm genügend zu begründen vermögen.

Mein Genosse mußte nun in Begleitung des Offiziers, der uns ausfragte, den einen Wagen besteigen, ich unter

Bewachung eines graubärtigen Herrn — ich vermutete in ihm den Polizeipräsidenten — den andern Wagen und nun fuhren wir ins Hotel. Sie hielten uns wahrscheinlich für politische Verschwörer, die einen Genossen aus dem Gefängnis befreien wollten. Während die Polizeibeamten unsere Papiere prüften, bot ich ihnen Thee und Cigaretten an. Unser Inquirent von vorhin sah mich da mit recht argwöhnischen Blicken an, als hätte er da vor sich eine neue, noch nicht bestimmte Art Bestien, von denen man das Ärgste zu erwarten habe. Unsere Pässe schienen ihnen nicht ganz in Ordnung zu sein; als ich jedoch das Empfehlungsschreiben des Ministers vorwies, kam der ganze Spaß zum Ende. Der junge Offizier errötete beim Durchlesen dieser Zeilen; im Flüstertone sprach er mit dem alten Herrn, dann trat er auf mich zu und entschuldigte sich etwas verlegen ob des unliebsamen Mißverständnisses. Wir erfuhren nun, daß man uns für zwei gefährliche deutsche Verbrecher hielt, welchen man hier auf der Spur zu sein glaubte. Als Zeichen der Versöhnung baten sie nun darum, uns die Hand reichen zu dürfen und empfahlen sich mit vielen Komplimenten.

Dieser Vorfall interessierte mich wohl als charakteristisches Zeichen russischer Polizeikunst, aber er beunruhigte mich auch für die Zukunft. Wenn wir schon diesseits der sibirischen Grenze wegen Ausblick eines Gefängnisses von außen verhaftet werden, wie mag es uns ergehen, wenn wir unsere Forschungen ernstlich aufnehmen!

Donnerstag den 11. Juni 9^{1/2} Uhr abends fuhren wir mit der Bahn von Perm nach Seltatarinenburg. Von den Anstrengungen der letzten Tage ermüdet, schiefen wir gleich ein und ich erwachte erst um die achte Morgenstunde, just als der Zug an der Station Wiser hielt.

Auf dem wolkenlosen Firmament stieg die Sonne in voller Pracht empor; die Luft war erfüllt mit dem angenehmen Duft der Blumen und Bergfichten; aus dem nahen Birkenwäldchen ließ der Ruckuck seinen Ruf erschallen.

Mein Genosse konnte sich nicht enthalten, längs des Schienenstranges zu botanisieren, und er pflückte da Alpenrosen, Gänseblümchen, Stiefmütterchen und andere mir ganz unbekannte Blumen.

Wir bestiegen wieder den Eisenbahnwagen und fuhren in Windungen durch bewaldete Hügel, stundenlang durch dichtes Gehölz ohne eine Spur menschlichen Lebens zu erblicken. Dann wieder kamen wir an Lagerstätten vorüber, wo zahlreiche Männer und Frauen Goldsand wuschen, zuweilen auch an prächtigen Waldlichtungen, von deren saftigen Rasen Silberbirken emporragten. Überall gab es Blumen in Fülle, die Natur zeigte sich in ihrer schönsten Sommerpracht.

Wir waren erstaunt in dieser weltentlegenen Gebirgsgegend, am äußersten Ende des europäischen Rußlands, eine so trefflich eingerichtete, luxuriös ausgestattete Bahn zu finden. Die Stationshäuser waren die besten die wir in Rußland sahen. Der Bahndamm war recht solid erbaut, die Wagen konnten mit denen jeder anderen Linie den Vergleich aushalten, kurz, alles was zur Eisenbahn gehörte, war in bester Ordnung. Auch die Umgebung der Stationen zeigte eine sorgsame Pflege, selbst die Meilensteine zeigten die Entfernung in zierlicher, musivischer Schrift an, die in den drei bis vier Fuß im Durchmesser habenden Blöcken eingeseht war.

In Nischnii Tagil, das an der asiatischen Seite des Urals liegt, hielt der Zug eine halbe Stunde, die wir mit dem Mittagessen ausfüllten. Diese Eisenbahnstation hätte jeder Linie ersten Ranges' alle Ehre gemacht. Das massive, steinerne Stationsgebäude war geschmackvoll bemalt und mit Blech eingedeckt. An seiner etwa 35 Meter langen Front zog sich ein 7 Meter breiter Perron hin; ein großer, schön angelegter Park mit Springbrunnen schloß sich an. Der Speisesaal hatte Eichenparketten, die Wände bis zur halben Höhe getäfelte und den andern Teil mit eichenfarbigen Tapeten belegt, die Decke war mit Stuck verziert. In des Saales Mitte befand sich die lange Tafel, gedeckt mit schneeweißem Pinnen, mit hübschem Porzellan,

Tafelaufsatz, Krystallleuchter, fein geschliffenen Gläsern und Flaschen, Blumen und Topfpflanzen und endlich auch einem Aquarium. Die Stühle waren hübsch geschnitz, eine kostbare Uhr an dem einen Ende des Saales wies die Stunde, während der große, bronzierte Ofen am andern Ende die Bestimmung hatte, bei kaltem Wetter den Raum behaglich zu wärmen. Die Kellner waren in voller Toilette; die Köche im sauberen, weißen Einmen gekleidet, auf den Köpfen viereckige, weiße Mützen. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, dies wäre der geschmackvollste, öffentliche Speisesaal gewesen, den ich irgendwo in der Welt je betreten hatte. Als ich die aus vier Gängen bestehende Mahlzeit einnahm, der alles Lob gebührte, konnte ich es nicht recht fassen, daß ich mich in dem fast unbekannten Bergwerksbezirk Nischnei-Tagil, an der asiatischen Seite des Urals befinde. Das war aber auch für längere Zeit hinaus der letzte Genuß luxuriöser Behaglichkeit, denn während unserer weiteren beschwerlichen Fahrt bekamen wir überhaupt keine Eisenbahn zu Gesicht.

Am 22. Juni, Freitag abends, kamen wir in Sektarinenburg an, eine Stadt, die am östlichen Abhang des Urals liegt, ungefähr 230 Kilometer von der sibirischen Grenze entfernt. Die Eisenbahn von hier nach Tjumen war damals noch nicht vollendet, wir waren daher genötigt von hier aus im Wagen zu fahren, neun Monate lang und eine Strecke von ungefähr 13000 Kilometer.

Es bestand damals zwischen den erwähnten zwei Städten ein Expresdienst, der die Reisenden in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 48 Stunden von der einen nach der andern beförderte. Der Betrieb lag in den Händen einer Gesellschaft, die durchgehende Billets ausgab, die Reisenden mit einem Wagen versah, dessen Pferde zu je 18 Meilen gewechselt wurden. Der im Sommer für die Reisenden bestimmte Wagen „Tarantas“ genannt, war groß, schwer, vierrädrig, ein bootförmiger Kasten ohne Sitze; er hatte ein Lederdach und einen Vorhang, der Schutz gegen ungünstiges Wetter gewährte. Der

Rasten ruhte auf einigen Stangen, welche Vorder- und Hinteraxe verbanden und eine Art Federung bildete, welche die Kraft der Stöße auf holperigem Wege abschwächen sollte. Der Reisende legt sein Gepäck gewöhnlich in die Tiefe des Wagens, bedeckt es wie er just kann und nimmt darauf seinen Sitz ein, die Rückenlehne mit Rissen versehen. Der Kutscher sitzt an der Ecke des Wagens vor dem Passagier und lenkt mit vier Zügeln das nebeneinandergeschirrte Dreigespann. In dieser Weise wird auf guter Straße ungefähr 13 Kilometer in der Stunde zurückgelegt.

Am 16. Juni abends, nachdem wir uns die Fahrtscheine gelöst, einen Tarantas ausgewählt und unser Gepäck so gut es möglich war, untergebracht hatten, erklommen wir den Wagen, setzten uns auf Mister Frosts großen Koffer und gaben das Zeichen zur Abfahrt. Unser graubärtiger Kutscher ergriff die aus alten Stricken bestehenden Zügel, dann rief er den Pferden zu: „Auf denn, Kinderchen!“ und unter dem gemessenen nicht sehr harmonisch klingenden Geläut zweier großen, am Bogen über dem Deichselferd angebrachten Schellen, fuhren wir durch die breiten, ungepflasterten Straßen Sektarinenburgs. Wir fuhren über einen großen Platz der vor der Kaserne lag, an zwei mit Doppeladlern versehenen Pfeilern vorbei und gelangten bald in ein düsteres Nadelgehölz. Wir fuhren jetzt auf der großen sibirischen Straße, die sich in einer Länge von 4800 Kilometer vom Uralgebirge bis zu den Quellen des Amurs erstreckt. Wären wir der Ansicht gewesen, Sibirien sei ein unfruchtbares Gebiet, wir wären eines Besseren belehrt worden, durch den Anblick der vielen Lastwagenkarawanen, die uns entgegenkamen auf ihrer Fahrt von der Grenze nach Sektarinenburg. Diese Wagen, „Obozes“ sind charakteristische Kennzeichen der Gegend zwischen Uralgebirge und Tjumen: kleine, vierräderige Einspanner, plump und kunstlos zusammengestellt, hochbeladen mit sibirischen Produkten, die mit Matten bedeckt sind, welche von Holzklammern festgehalten werden. Jedes Pferd ist durch einen langen Strick an den vorher-

fahrenden Wagen befestigt, so daß der Zug von 50—100 Obozes eine zusammenhängende Karawane bildet. In kaum zwei Stunden zogen 538 dieser Fahrzeuge an uns vorüber und im Verlauf unserer ersten Tagesreise zählte ich 1445. Braucht es da noch des Beweises, daß Sibirien nicht aus 'unfruchtbaren Steppen besteht! Aus Wüstenenien lassen sich nicht täglich 1500 Tonnen Gewicht Handels Güter versenden.

Als es um Mitternacht allmählich dunkel geworden, machten diese Karawanen Halt, um zu nächtigen; häufig sahen wir sie im Weiterfahren am Waldessaum lagern, die Fuhrleute neben ihren Wagen um ein loderndes Feuer versammelt, während die ausgespannten, an den Füßen gekoppelten Pferde grasten oder ein wenig ungeschickt herumtummelten. Das düstere Nadelgehölz auf dessen Gipfeln noch der matte Schimmer nordischer Dämmerung ruhte, während die Loderflammen sie von unten beleuchteten, die roten und schwarzen Umrisse der Fuhrwerke, die um das Feuer gelagerten theetrinkenden Männer in ihren scharlachroten und blauen Hemden — all das bot ein ebenso eigenartiges wie fesselndes echt russisches Bild.

Wir fuhren die ganze Nacht durch, auf ziemlich befriedigender Straße und machten nur Halt wo ein Pferdewechsel nötig war. Die Sonne, die erst um halb 10 Uhr untergegangen, ging schon um halb 3 Uhr auf, so daß sich die Dunkelheit nicht besonders bemerkbar machte. Die Dörfer, die wir passierten, waren oft sehr groß, bestanden aber gewöhnlich nur aus zwei Häuserreihen, deren Giebel nach der Straße gekehrt waren. Die Häuser waren von eingehegten Höfen umgeben, aber nirgends war da ein Baum oder ein Grashalm zu sehen. Eines dieser Dörfer zog sich mit seinen zwei Häuserreihen ungefähr acht Kilometer lang dahin. Jedes Dorf war mit einem 80—200 Hektar großen eingehegten Weideplatz umgeben, an dessen beiden Enden je ein Thor und die Hütte des Wächters sich befand. Dieses Amt versieht gewöhnlich ein alter Mann, irgend eine herabgekommene Existenz; in Sibirien ist es gewöhnlich ein verbannter Verbrecher. Seine Pflicht ist das

Vieh zu bewachen und den durchfahrenden Wagen, das Thor, das die Straße versperrt, zu öffnen. Für diesen Dienst erhalten sie von der Dorfgemeinde einen Monatslohn von drei oder vier Rubel; sie wohnen in jämmerlichen, aus Lehm und Astwerk errichteten Hütten, in welchen das ganze Jahr das Feuer brennt und die immer auch mit Rauch erfüllt sind.

An dem Tage, an welchem wir von Selskatarinenburg fortzogen, erblickten wir zum erstenmal ein Stappenhaus für Verbannte und begegneten auch einem dieser Züge auf seinem Wege nach Sibirien. Seitdem zwischen Nischnei-Novgorod und Perm der Dampfer regelmäßig verkehrt und die Uralbahn vollendet ist, werden die Verbannten von allen Gegenden westlich des Urals, aus den Stappengefängnissen von Moskau, Nischnei-Novgorod und Kasan, mittelst Eisenbahn oder Schiff bis Selskatarinenburg befördert. Ist aber einmal der Ural überschritten, so werden die Verbannten in Gruppen geteilt, die nun zu Fuß nach ihrem Bestimmungsorten in Westsibirien marschieren; nur für Angehörige der „besseren Gesellschaft“ wird eine Ausnahme gemacht. Kranke und Sieche werden in „Telagas“, das sind recht primitive Wägelchen, weiter gebracht.

Am zweiten Tag nach unserer Abfahrt von Selskatarinenburg, als wir zwischen den Dörfern Markawa und Tugulinskaja durch einen gelichteten Wald fuhren, hielt unser Kutscher plötzlich an und sprach: „Hier ist die Grenze!“

Wir stiegen aus dem Tarantas und sahen nun an der Straße einen aus Ziegelfsteinen aufgeführten, etwa vier Meter hohen Pfeiler, der auf der einen Seite das Wappen der europäischen Provinz Perm, auf der anderen das der asiatischen Provinz Tobolsk zeigte. Sibiriens Grenzstein!

An keinem Punkt zwischen St. Petersburg und dem stillen Ocean mögen sich so viel schmerzliche Erinnerungen knüpfen, wie an dieser Stelle. An diesen vom Weh geheiligten Grenzzeichen haben schon viele, sehr viele Männer und Frauen, Kinder und Greise, Fürsten und Bauern, den Verwandten und Freunden, der Heimat, ein Lebewohl für immer zugerufen.

Kein anderer Grenzstein der Welt sah auch soviel menschliches Elend, soviel gebrochene Herzen an sich vorüberziehen. Seit dem Jahre 1878 zogen hier 170 000 Verbannte vorüber, seit unseres Jahrhunderts Beginn mehr als eine halbe Million. Dieses Grenzzeichen bildet ungefähr die Mitte zwischen der letzten europäischen und der ersten sibirischen Station. Es ist daher üblich, den Verbannten hier eine kurze Rast zu gönnen, den die Gemüther noch mehr als die Körper nötig haben. Der russische Bauer, und wäre er auch ein Verbrecher, liebt sein Vaterland innig. Die herzerreißendsten Scenen boten sich hier schon dar: manche überlassen sich ganz ihrem Weh, manche wieder versuchen die Schluchzenden zu trösten, andere knien nieder und pressen das Antlitz auf den Boden der geliebten Heimat, oder küssen die nach Europa gekehrte Seite des starren Steines, als wäre es das Sinnbild alles dessen, was sie nun verlassen müssen.

„Bildet Reihen!“ lautet nun der Befehl des Unteroffiziers, der den Zug leitet. Die Verbannten erheben sich, um den Befehl zu vollziehen. — „Vorwärts marsch!“ — Eilig bekreuzen sie sich noch und dann geht es kettenklirrend, langsam über die Grenze Sibiriens.

Bis vor kurzem war das Grenzzeichen mit kurzen Inschriften, Abschiedsworten oder Namenszeichen bedeckt, sie waren in dem harten Cementwurf eingeritzt oder draufgeschrieben. Zur Zeit unserer Anwesenheit war dieser jedoch fast gänzlich abgefallen; nur wenige Worte oder Buchstaben waren übrig geblieben. An einer Stelle fand ich: „Leb wohl, Marie!“ — Wie teuer mußte dieser Name jenem Verbannten gewesen sein, wenn er als letzter Gruß von seiner Seele kam! Ihm mochte dieses „Marie“ eine ganze Welt bedeuten, und er mußte nun, die Grenze überschreitend, von ihr scheiden, vielleicht für immer.

Wir pflichteten am Fuße des Grenzzeichens einige Blumen, stiegen zu Wagen, riefen Europa „Lebewohl!“ zu, wie es so viele vor uns zuriefen und fuhren weiter — nach Sibirien.

2. Die Ebenen u. Gefängnisse in Westsibirien.

Indem wir die Grenze überschritten, kamen wir in einen Teil des russischen Reiches, dessen Größe und Bedeutung gewöhnlich unterschätzt wird. Die Meisten wäuen, Sibirien sei ein arktisches Land, dessen larger Boden den größten Teil des Jahres mit Schnee und Eis bedeckt ist. Man glaubt, die geringe Bevölkerung bestche hauptsächlich aus Verbannten, denen einige wenige Eingeborene, Soldaten und Beamte noch zuzurechnen wären. Selten nur finden wir ein richtiges Urteil über dieses Land, das gewissermaßen einen selbständigen Erdteil bildet.

Sibirien erstreckt sich von Süden nach Norden, vom Semirjetschinsk bis zum Kap Tscheljuskin vom 40,17 bis zum 77,46 Breitengrad und von Osten nach Westen, vom Uralgebirge bis zur Behringsstraße, vom 90 bis 190 Grad.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas, Alaska und sämtliche Staaten Europas, Rußland ausgenommen, könnten auf dem Flächenraum Sibiriens untergebracht werden und es bliebe dann noch immer ein beträchtlicher leerer Raum.

Ein Land von der Größe von zwölf Million Quadratkilometer weist natürlich große Unterschiede auf im Klima, Topographie und Vegetation. Ein Blick auf die Landkarte lehrt uns, daß ein großer Teil Westsibiriens südlicher liegt als Nizza, Venedig und Mailand, daß die südliche Grenze der Provinz Semirjetschinsk dem Äquator näher ist als Neapel. In einigen Gegenden der Provinz Irkutsk beträgt die Durchschnittstemperatur im Monat Januar 50 Grad Fahrenheit, in Semipalatsinsk weist sie im Juli 72 Grad auf: es sind sogar Maximaltemperaturen von hundert Grad im Schatten nicht gar zu selten. Während auf der Halbinsel Taimura der Boden im Sommer nur einige Zoll tief aufthaut und nur spärliches Gesträuch und Moos fortkommen, reist im Westen die Melone, gedeiht hier Tabak und Korn. Von diesem wird die jährliche Ernte auf 18½ Million Hektoliter geschätzt.

Der sibirische Winter ist gewöhnlich in allen Theilen sehr streng, der Sommer dagegen sehr heiß. In dem fruchtbaren und gut bebauten Theil Südsibiriens, der sich in Mittelasien der Mongolei entlang ausdehnt, sind viele Städte, deren Durchschnittstemperatur in den Sommermonaten eine höhere ist, als die Londons; Irkutsk hat um fünf Grad mehr als Dublin, Tobolsk um vier Grad mehr als London; Semipalatinsk weist ebensoviel auf wie Boston und der Sommer in Wierni ist genau so warm wie der in Chicago.

Diese milde Witterung ist es auch, die den Reisenden, der im Sommer zum erstenmal nach Sibirien kommt, am meisten überrascht. Wir waren zwar durch unsere Reise stromaufwärts der Kama einigermaßen vorbereitet, nicht desto weniger versetzte uns das, was wir hier beim Eintritt in Sibirien sahen und fühlten, in höchstes Erstaunen. Nichts erinnerte uns in diesem fruchtbaren Landstrich voll Blumen und Blüten an das arktische Gebiet. Wären wir plötzlich hierher versetzt worden — wir hätten nie erraten können, wo wir uns befinden. Ein sonnigblauer Himmel, die Bäume in voller Blütenpracht, auf blumigem Ager schwirrten die Bienen und aus dem dichten Laubwerk klangen der Vögel Stimmen; die Luft durchwehrt von Blütenduft und fröhlich heller Sonnenschein — das alles war, wie es nur an irgend einem begnadeten Ort der gemäßigten Zone in der Junizeit sein konnte.

Zwischen Tscheremitskaja und Sugatskaja kamen wir durch ein fruchtbares, gut bebautes Gebiet. Ein umfangreiches Gehölz war nicht vorhanden, nur hier und da zeigte sich eine Birken- oder Pappelanlage. Oft sahen wir ein Saatgefilde, so weit der Blick nur reichte, beblümte Wiesen, wo Kühe und Schafe grasten; Männer und Frauen in bunten Kleidern waren mit der Feldarbeit beschäftigt und belebten dieses wunderbolle Landschaftsbild. Dann wieder kamen wir in einen schattigen Wald, aus dessen Tiefe der Ruf des scheuen Ruckucks scholl; auf weichem Wiesengrund, der von Vergißmeinnicht übersät war, wo das frohe Zwitschern und Singen der Vögel die Luft

füllte. Überall Blumen und Blumen! Die Steppe schien ein weites Blumenmeer zu sein; und um das Bild vom Meer noch ähnlicher zu machen, zeigte sich die mit Bergißmeinnicht reichlich besetzte Flur von fernher, wie eine stille Wasserfläche, in der sich des Himmels Bläue spiegelnd wiedergiebt.

Die Straße zwischen Sefatarinenburg und Tjumen war mit zwei, drei Reihen hoher Silberbirken dicht bepflanzt; ihr verschlungenes Geäst bildete ein Blätterdach, das die heißen Sonnenstrahlen nicht durchließ. Viele Meilen weit fuhren wir durch diese natürliche Arkade, deren Säulen die weißen Baumstämme waren, deren Decke das schön verschlungene Laubwerk bildete. Wie die Überlieferung kündigt, wurden diese Baumreihen auf Befehl der Kaiserin Katharina II. gepflanzt und jener Teil der Straße, den sie beschatteten, wird auch „die Katharinaallee“ genannt. Wollte die Monarchin mit dieser Anlage den Verbannten die Mühseligkeiten des Marsches im Sommer lindern? oder wollte sie auch damit die Einwanderung in dem Lande fördern, für welches sie ein großes Interesse hatte? Immerhin! diese Alleen haben seit einem Jahrhundert ihr Angedenken mit jedem Jahr neu erblühen lassen, vielen Tausenden, die hier vorüberziehen mußten, boten sie Schutz vor den heißen Sommergluten.

Was jedem Amerikaner besonders auffällig sein muß, ist, daß den Bauernhöfen jede Umzäunung fehlt. Die Felder sind wohl regelmäßig eingeteilt, aber man kann da stundenlang fahren, ohne eine Einfriedung zu sehen oder einen Farmhof. Die Zäune fehlen, weil hier das Vieh auf der Gemeindewiese grasst, der Mangel an Höfen erklärt sich durch den Umstand, daß der Bauer nicht der Eigentümer des von ihm bebauten Grundstücks ist, daß er daher wenig Ursache hat, sich dabei häuslich niederzulassen. Grund und Boden ist hier fast gänzlich Staatseigentum; die Dorfgemeinden haben wohl das Nutzrecht, aber sie können damit nicht beliebig verflügen und nicht das Geringste davon in ein persönliches Eigentum verwandeln. Ihre ganze Macht besteht nur darin, daß sie von Zeit zu Zeit

das Ackerland unter den Gemeindemitgliedern zur Benutzung auftheilen; hat ein Theil dieser Parzellen seine Besitzer gewechselt, so findet eine neue Verteilung statt, wobei auf den bisherigen Pächter keine Rücksicht genommen werden muß und die Opfer, die er bisher dafür brachte, für ihn verloren sind. Ein derartiges System hat zur Folge, daß jeder nur so viel Land zum Anbau nimmt, als er unbedingt braucht und demnach weite Strecken unbewohnt bleiben.

Eine andere, sehr auffällige Eigentümlichkeit ist die Armtheligkeit und Vernachlässigung der westsibirischen Dörfer, trotzdem das Land reiche, natürliche Hilfsquellen hat. Ein Dorf besteht hier aus zwei Reihen roher, einstöckiger Blockhäuser, deren steile Giebel der Straße zugeteilt sind und die an der Vorderseite weder einen Hof noch eine Thüre haben. Zwischen je zwei Häusern befindet sich ein umzäunter Hof mit Speicher und Scheune; hier ist auch die Hausthüre. Giebel und Verzäunung sind an manchen Stellen mit Schnitzereien verziert, die Fensterläden bunt bemalt. Aber davon abgesehen, ist alles höchst primitiver Art und ein großer Theil der Blockhäuser ist alt und baufällig.

Die breite Straße hat keinen Fußsteig und verwandelt sich bei anhaltendem Regenwetter in ein Rotmeer. Im ganzen Dorf kein Baum, kein Strauch, kein Rasen. Kurzborstige Schweine fressen sich in den Pfützen oder laufen Futter suchend durch die Straße. Das ganze Dorf zeigt nur Armut und Schmutz. Oft aber täuscht man sich und es verbirgt sich dahinter die Wohlhabenheit. Auf Reinlichkeit und Schönheit scheint der sibirische Bauer allerdings keinen Wert zu legen, auch Gemein Sinn und Unternehmungsgeist mangelt ihm gänzlich. So lange ein Übel einigermaßen noch erträglich ist, fällt es keinem ein, eine Verbesserung zu erstreben. Vieles mag da auch die väterliche Regierungsform, die alles vorschreibt und maßregelt, verschuldet haben. Wie ließe sich auch reger Gemein Sinn und Unternehmungsgeist erwarten, wenn nichts ohne behördliche Genehmigung geschehen darf und die beste Absicht

von der Laune eines Polizeibeamten vereitelt werden kann. Alles, was da der Bauer thun kann, ist: gehorsam sein, die Gnade der Vorgesetzten ruhig abwarten und wenn es arg ist, dem lieben Gott danken, daß es nicht noch ärger geworden.

Nur ein einziges Zeichen von Schönheitsfönn giebt sich in den westsibirischen Dörfern zu erkennen: Blumen und andere Pflanzen, die die Fenster schmücken. Das ganze Dorf mag keinen Baum, keinen Grashalm zeigen, aber kaum findet sich ein Haus, dessen Fenster nicht blühende Fuchsien, Oleander, Rakteen, Geranien, Theerosen und Nelken aufweisen. Das Haus eines eifrigen Blumenliebhabers kann keinen schöneren Flor aufweisen, als jener ist, der die Hütte manches armen sibirischen Bauern ziert. Eigenartig sind auch die irisierenden Glasscheiben, deren buntes Farbenspiel zuweilen dem des berühmten cyprischen Cesnolagagglases gleicht. Diese schillernden Fenster bilden mit dem dunkeln Holz der Häuser einen nicht minder überraschenden Kontrast, als die kahle, pflüggige Straße zu dem prächtigen Flor der Häuser.

In der Nähe Tjumen's änderte sich das Bild der Landschaft. Die weite Ebene, das fruchtbare, bebaute Land verschwand, dagegen zeigte sich ein sumpfiger Urwald. Die Straße, die bisher in verhältnißmäßig gutem Zustand war, bot nun einen zähen Schlammboden, in welchem die Räder unseres schweren Tarantas bis zur Achse einsanken, so daß wir nur langsam vorwärts kamen. Man mochte versucht haben, die Straße fahrbar zu machen, indem man dicke Baumstämme in ihren morastigen Grund versenkte, jedoch vermochten sie den Rädern der vielen schweren Lastwagen nicht lange Widerstand zu leisten und machten jetzt nur die Straße viel holperiger. Das beständige Gerüttel wurde uns unerträglich, wir stiegen ab, um lieber eine Zeitlang zu gehen. Allein die Sonne schien so sengend nieder, und die Stechfliegen, die hier in Menge vorhanden waren, stachen so arg auf uns los, daß wir uns schon nach einem Viertelstündchen mit zerstochnen Gesichtern in den Wagen flüchteten.

An der Thorwächterhütte eines der letzten Dörfer vor Tjumen hörten wir den lauten Klang einer Schelle. Als wir anhielten, trat auf uns zu ein Mann mit der Schelle, der einen langen, schwarzen Rock trug, dessen lange, flachsblonde Haare bis auf die Schultern niederhingen und der eine Sammelbüchse um den Hals befestigt, trug. Er wies auf das an der Straße aufgestellte, von einem alten Goldrahmen umgebene Bild, das wahrscheinlich einen Kirchenheiligen darstellte. Was diese Schaustellung zu bedenten habe, konnten wir uns nicht erklären. Unter zahlreichen Verbeugungen und Bekreuzigungen, mit einer Flut von Segenswünschen für uns, bat er uns, die Kirche dieses Heiligen, die vermutlich in der Nähe lag, mit einer frommen Gabe zu unterstützen. Meinen Genossen belustigte dieser Vorgang recht sehr, scherzend fragte er, ob diese Straße dem Heiligen gehöre und ob er sein Zöllner sei. Jener antwortete, der Heilige habe mit der Straße nichts zu schaffen, aber seine Kirche sei arm und alle edlen Herren, die hier vorüberzögen, pflegen sie zu unterstützen und dabei auch des armen Thorwächters nicht zu vergessen. Natürlich wollten wir uns auch als „edle Herren“ erweisen; wir gaben ihm einige kleine Münzen mit der Weisung, die Hälfte in die Sammelbüchse zu werfen und den Rest für sich zu behalten. Nachdem wir in dieser Weise Kirche und Schnapsladen, die zwei Hauptsäulen des russischen Gesellschaftsbaues, unseren Tribut entrichtet hatten, setzten wir unsere Reise fort.

Donnerstag am 18. Juni nachmittags, verließen wir den Wald und gelangten auf eine weite Ebene, welcher Niedgras und Butterblümchen eine grüngelbe Färbung gaben. „Dort liegt Tjumen!“ rief unser Kutscher mit der Peitsche vorwärts weisend. Wir erblickten nun eine lange Reihe pyramidenförmiger Holzdächer, die zuweilen von den hellen Mauern eines Staatsgebäudes oder von der grünen Kuppel einer Kirche unterbrochen wurde. Wir fuhren vorbei an einem Marmorpilaster, der im Jahre 1868 zur Erinnerung an den Abschied der Bürger vom Großfürsten Wladimir errichtet wurde, an einer

Abteilung Soldaten, die im Scheibenschießen sich übte, eine lange Reihe niedriger Schuppen, die von weißen Zeltwagen für Verbannte umgeben waren und schließlich an das in der Vorstadt befindliche berühmte Stappengefängnis.

Es gab in der Stadt einige Hotels; wir benützten die Empfehlung unseres Kutichers und kehrten bei einem Herrn Kovalski ein, der eine Stube zu vermieten hatte. Es war sechs Uhr abends, als wir hier anlangten; wir hatten in zwei Tagen mit elfmal Pferdewechsel ungefähr 330 Kilometer zurückgelegt und hatten über vierzig Stunden schlaflos auf unserem unbequemen Wagensitz verbracht. Meine Glieder waren von dieser Müttelfahrt ganz steif geworden; wäre jetzt der Kaiser von Rußland erschienen, ich hätte keine Verbeugung zuwege gebracht. Kaum vermocht ich die Treppen des Hauses zu erklimmen; als es jedoch geschehen war und nachdem wir den Hunger gestillt, legten wir uns nieder und schliefen bis zum hellen Morgen.

Tjumen, wo unsere sibirische Reise eigentlich erst begann, wo unsere Untersuchungen des Verbannungssystems erst ihren Anfang nehmen sollte, ist eine Stadt mit 19000 Einwohnern und liegt, 2740 Kilometer entfernt von Petersburg, am rechten Ufer der Tura, oberhalb deren Mündung in den Tobel; Stadt und Umgebung haben einen sehr bedeutenden Handelsverkehr. Es herrschen bei uns, wie schon erwähnt wurde, recht falsche Begriffe über Sibirien, so daß ich, selbst auf die Gefahr hin langweilig zu sein, einige statistische Daten anführen will: Die Provinz Tobolsk, die der Reisende aus Europa zuerst betritt, erstreckt sich vom nördlichen Eismeer bis zu den sonnenverfengten Steppen von Semipalatinsk und Akmolinsk, vom Uralgebirge bis zu den Grenzen der Provinzen Jenissei und Tomsk. Ihr Flächenraum beträgt 152 743 979 Hektare mit 10 926 900 Hektare bebautem Boden. Sie besitzt acht Städte, deren Bewohnerzahl zwischen 3000 und 20 000 sich bewegt und eine Gesamtbevölkerung von mehr als 1 200 000 Seelen. Jährlich werden von hier große Mengen von Rohprodukten: Felle, Talg,

Borsten, Pelzwerk, Vogelbälge, Flachs und Hanf ausgeführt und mehr als zwei Million Pfund Butter gehen jährlich über Kostoff am Don nach Konstantinopel. Der Viehstand wird auf mehr als $2\frac{1}{2}$ Million Stück geschätzt und die Getreidernte eines einzigen Jahres ergab, nach statistischen Ausweisen, ungefähr zehn Million Hektoliter.

Die Fabrikindustrie dieser Provinz befindet sich erst in ihrer Entwicklung, aber sie beschäftigte damals bereits über sechstausend Personen und brachte Waren im Werte von ungefähr $8\frac{1}{2}$ Million Rubel in den Verkehr; außerdem giebt es viele kleine Werkstätten und eine beträchtliche Hausindustrie, die Leinwand, Teppiche, Fischerneze und noch vieles andere erzeugt. Im Flußgebiet des Ob werden jährlich beiläufig 8 Tausend Tonnen Gewicht Fische gefangen, die 3 Tausend Tonnen Salz zum Einpökeln benötigen. Tjumen, die bedeutendste Stadt der Provinz, liegt, wie erwähnt wurde, an der Tura, auf welcher Dampfschiffe nach dem ganzen Flußgebiet des Ob verkehren. Auf diesem Flusse verkehren 58 Dampfschiffe, die meistens zwischen Tomsk und Tjumen. Die letztgenannte Stadt ist die Transitorstelle für Güter im Werte von 30 bis 40 Million Rubel jährlich. — Sibirien schickt zur Messe nach Nischnij-Nowgorod mit jedem Jahre seine Rohprodukte im Werte von ungefähr 16 Million Rubel und erhält dagegen 300 000 Tonnen Manufakturwaren.

Der nächste Tag lehrte uns, wie wandelbar dieses sibirische Wetter zu sein vermag. Während der Nacht drehte sich der Wind nach Nordost und stürmte nun vom nördlichen Eismeer über die Tundren her. Ein kalter Regen goß nieder und verwandelte die ungepflasterten Straßen zu Pfützen, so daß es fast unmöglich war, die Straßen zu passieren. Mittelfst Droschke fuhren wir zur Post und wieder zurück und den Rest der Tageszeit füllten wir mit der Durchsicht und Beantwortung der angelangten Briefe.

Samstag klärte sich das Wetter auf und wir unternahmen einen kleinen Rundgang durch die Stadt. Es war nicht des

Weges wert! Die nämlichen schmutzigen, ungepflasterten Straßen, wie wir sie vorher in den Dörfern fanden, nur daß es hier doch einige Bohlenfußsteige gab und daß die Blockhäuser etwas umfangreicher waren. Aber hier wie dort kein Baum, kein Strauch, keine Vorhöfe, keine Frontthüren. Nur die hellen Kirchenmauern mit ihren grünen Kuppeln boten eine Abwechslung.

Ein Herr in Petersburg gab uns ein Empfehlungsschreiben mit an den hiesigen Direktor der Realschule, Herrn Slowtsoff. Samstag Nachmittag, nachdem sich der Sturm gänzlich gelegt hatte, übergaben wir das Schreiben und wurden recht herzlich aufgenommen. Die Schule, der er vorsteht, befindet sich in dem schönsten und größten Gebäude der Stadt; es ist ein massiver zweistöckiger Ziegelbau, den ein reicher Kaufmann mit einem Kostenaufwand von 85 000 Dollars aufführen ließ und der Stadt zum Geschenk machte. Sie ist trefflich eingerichtet, hat eine Abteilung für Mechanik mit einer Dampfmaschine zum Betrieb der Werkzeuge, eine Abteilung für Naturwissenschaften mit den besten und neuesten Apparaten und ein chemisches Laboratorium, das reicher ausgestattet ist, als die meisten, die mir je zu Gesicht kamen, eine Bibliothek, ein Museum, welches u. a. auch ein Herbarium der heimischen wildwachsenden Pflanzen enthält. Es ist, kurz gesagt, eine musterhafte Anstalt, die keinen Vergleich zu scheuen braucht.

Herr Slowtsoff teilte uns die Adresse eines Schotten mit, Herrn Wardroppers, der seit mehr als zwanzig Jahren hier seinen Handel betreibt. Wir setzten voraus, daß ihm ein Besuch aus fernem Westen nicht unangenehm sein werde und täuschten uns auch nicht, denn wir wurden herzlichst aufgenommen und wir fühlten uns im Kreise seiner Familie bald heimisch.

In Tjumen befindet sich das bedeutendste Stappengefängnis Sibiriens und die Oberbehörde für das Verbannungswesen. Alle zur Verbannung oder Zwangsarbeit Verurtheilten werden, wenn sie nach Sünden oder Dsten verschickt werden, in diesem

Gefängnis vorübergehend untergebracht und hier werden die auf die Verbannten bezüglichen persönlichen und statistischen Schriftstücke hergestellt. In Erinnerung dessen, daß wir in Perm wegen Besichtigung des Gefängnisses von außen, verhaftet wurden, bezweifelten wir, daß uns hier erlaubt sein werde, das Gefängnis von innen zu besuchen; Herr Wardroppe war jedoch anderer Ansicht und begleitete uns am Sonntag zu dem Polizeidirektor, Herrn Krassin. Wir überreichten unsere Empfehlungsbriefe von den russischen Ministerien und wurden recht freundlich aufgenommen und zum Frühstück geladen. Im Laufe des Gesprächs gab er zu erkennen, daß er durch amtliche und auch private Mitteilungen von dem Zweck unserer Reise bereits verständigt sei und daß er uns dazu gern förderlich sein will. Er befürchtete wohl, daß uns jetzt die Gefängnisse überfüllt und im schlechten sanitären Zustand erscheinen dürften, aber nichts desto weniger gab er uns gleich die Erlaubnis des Besuchs und bestimmte dafür den nächsten Tag.

Ein plötzlich eingetretenes Unwohlsein hinderte ihn sein Versprechen zu erfüllen, doch sandte er uns Dienstag einen Empfehlungsbrief an den Gefängnisdirektor und Mittwoch um die zehnte Morgenstunde standen wir in Begleitung des Herrn Wardroppe und des Herrn Ignatoff — dieser war früher Mitglied des Gefängnisausschusses — vor dem Thor dieser Anstalt. Ein Ziegelsteinbau mit drei Stockwerken, ungefähr 25 Meter hoch und 15 Meter breit, das Dach mit Blech eingedeckt. Er lag in einem großen Hof, der von einer drei Meter hohen Mauer umfassen war. An jeder Ecke befand sich ein schwarzweißes, vergittertes Schilderhaus, Militärwachposten mit scharfgeladenen Verdangewehren und aufgepflanzten Bajonetten schritten auf und nieder. Rechts am Thor stand ein kleines Häuschen, das als Gefängnisbureau diente und vor demselben ein mit einem Holzdach versehener Pfosten, unter dem eine Glocke hing.

Vor dem Gefängnis saßen einige Mädchen und Frauen, die Brot, kaltes Fleisch, gesottene Eier, Milch und noch andere

Lebensmittel den Verbannten zum Kauf anboten. Ursprünglich war das Gefängnis in Tjumen zur Aufnahme von 500 Gefangenen bestimmt, durch Zubauten wurde es für 800 Gefangene erweitert; aber am Tage unserer Anwesenheit befanden sich dort nicht weniger als 1741 Häftlinge. Beim Thor hielt uns die Wache an; wir teilten ihr unser Vorhaben mit, worauf der Soldat durch die viereckige Schießscharte des Thores ein lautes „Star-chi-i-i!“ rief, ein Ruf, der der diensthabenden Charge galt. Ein mit Säbel und Pistole bewaffneter Unteroffizier kam nun herbei und übernahm den Empfehlungsbrief zur Übergabe an den Direktor.

Bald wurde uns der Eintritt gewährt.

Ungefähr 50 Häftlinge schritten im Hofe auf und nieder oder kauerten gruppenweise auf der Erde. Alle waren ganz in Grau gekleidet: eine schirmlose Mütze, Hemd und Hose aus grober Leinwand, ein Kasten, wo zwischen den Schultern ein oder zwei viereckige Stückchen schwarzes oder auch gelbes Tuch befestigt waren. Fast alle trugen Ketten an den Füßen, die bei jeder Bewegung klirrten.

Wir kamen nun in eine „Kamera“, Zelle, die sich in einer stockhohen Holzbaracke, links neben dem Thor befand. Vermutlich wurde dieser Bau aufgeführt, um jene aufzunehmen, die im Hauptgebäude nicht mehr Platz fanden. Der Saal war etwa 12 Meter lang, 8 Meter breit und 4 Meter hoch. Die aus Balken bestehenden Wände mochten einst getüncht gewesen sein, jetzt waren sie nur ebenso schmutzig wie der vom Kot geschwärzte Fußboden. Durch drei vergitterte, in den Hof mündende Fenster wurde dieser Raum belichtet. In der Mitte befand sich eine hölzerne Pritsche, 10 Meter lang und 4 Meter breit und $\frac{2}{3}$ Meter hoch. Sie diente sich nach beiden Seiten sanft ab und diente für zwei Reihen zum Schlafen. Diese Pritsche und ein Kübel zur Verrichtung der Nothdurft bilden die ganze Einrichtung eines sibirischen Gefängnisses; die Häftlinge erhalten weder Decken noch Kissen, sie ruhen auf der harten Pritsche und bedecken sich so gut es geht mit ihren Röcken.

Als wir eintraten, sprangen die Gefangenen plötzlich kettend-kirrend auf, zogen die Mützen und stellten sich dicht und schweigend zur Pritsche.

„Wie geht's Jungen?“ fragte der Direktor.

„Wir wünschen Euer Gnaden Gesundheit!“ lautete die vielstimmige Antwort.

„Das Gefängnis ist schauerhaft überfüllt,“ bemerkte uns der Direktor. „Sehen Sie diese Zelle zum Beispiel, sie ist 12 Meter lang, 8 Meter breit und bietet höchstens 40 Menschen Raum. „Wie viele haben in der letzten Nacht hier geschlafen?“ war die Frage, die er jetzt an die Häftlinge richtete.

„Hundertundsechzig!“ antwortete eine Zahl heiserer Stimmen.

„In dieser Zelle sind also viermal so viel untergebracht, als sie eigentlich fassen kann,“ sprach er jetzt zu mir gewendet. „Und so ist es bei uns überall.“

Ich hielt Umschau. Nirgends die Spur einer Ventilation; die Luft war auch so verdorben, daß mir das Atmen schwer wurde.

Wir besuchten nacheinander sechs Hofzellen, die alle denselben Zustand zeigten; überall eine drei- bis vierfache Überfüllung und fast überall reichten die Pritschen nicht aus und ein Teil der Häftlinge mußte auf dem schmutzigen Boden schlafen. Als wir eine dieser Zellen betraten, krochen etliche, allem Anscheine nach kranke Personen, unter den Pritschen hervor.

Nach den Baracken im Hof, besichtigten wir das Hauptgebäude, welches die Küche, die Werkstätten, das Krankenzimmer und einige Zellen enthielt, deren Zustand noch schlimmer war, als der, der bereits beschauten.

Herr Ignatoff, der als früheres Mitglied des Gefängnisausschusses diesen Zustand kannte, zog es vor, uns nicht zu begleiten.

Wir schritten weiter. Düstere, schmutzige Korridore, an deren beiden Seiten massive Holsthüren sich befanden; sie führten zu kleinen Zellen, die verhältnismäßig nicht minder über-

füßt waren und die auch dieselbe Einrichtung aufwiesen. In einer dieser Zellen sahen wir acht bis zehn Adelige, zweifellos gebildete Leute. Hier nahm auch der Direktor seinen Hut ab. Vermutlich waren es „Politische“, wenigstens wurden hier die aus politischen Gründen Verurtheilten gewöhnlich untergebracht.

Überall war die Luft im höchsten Grad verdorben, ganz besonders im zweiten Stockwerk. Sie war durchsetzt mit Krankheitskeimen, die von den Ausdünstungen der Kranken und von den übelriechenden Uratskübeln ganz besonders herrührten. Es war mir unmöglich in diesem Raum zu atmen und ich hielt den Atem zurück, bis ich einer Ohnmacht nahe war. Der Direktor bemerkte meinen Zustand.

„Zünden Sie sich eine Cigarette an und nehmen Sie dann in der Apotheke ein Gläschen Wein, das wird Sie wieder aufrichten,“ sprach er zu mir. „Sie sind nicht an Gefängnisluft gewöhnt.“

Ich befolgte seinen Rat und wir schritten weiter, um die Werkstätten zu besichtigen.

Diese befanden sich im zweiten Stockwerk. In einer derselben waren drei oder vier Gefangene mit Schuhheften beschäftigt, in einer andern wurde Tischlerei getrieben, alles ohne zweckmäßiges Werkzeug und verständige Anleitung. Es war mir lächerlich, diese Zellen mit Werkstätten betitelt zu hören. Die Küche war ein finsterner, schmutziger Raum im Erdgeschoß. Hier wurde von halbnackten Männern Brot gebacken und in großen eisernen Kesseln Suppe gekocht. Ich kostete davon aus einem schmutzigen Holznapf, den einer der Köche mit einer Handvoll unsauberen Flachs zuvor für mich zu säubern versuchte; ich fand die Brühe nahrhaft und wohlschmeckend. Das Brot war sauer, aber nicht schlechter als das, was russische Bauern gewöhnlich genießen. Jeder Gefangene erhielt täglich 2½ Pfund Schwarzbrot, sechs Unzen gekochtes Fleisch, 2 bis 3 Unzen Schrotgerste oder Hafer und früh und abends je einen Becher „Kwas“.

Jetzt richtete der Direktor die Frage an uns, ob wir auch die

Krankenabteilung besichtigen wollten. Ich meinte, ich wünschte alles zu besichtigen, was überhaupt zu besichtigen sei. Diese Neugierde schien dem Direktor ganz unbegreiflich zu sein, doch führte er uns ohne Weiteres in das dritte Stockwerk, das für die Kranken bestimmt war. Die Krankenstuben waren größer und heller als die Haftzellen, allein ihr Zustand war kaum besser. So wie dort fehlte auch hier jede Ventilation und die Desinfektion schien ganz unbekannt zu sein. Die Atmosphäre war verpestet; ein Gesunder mußte in dieser Luft in etlichen Tagen krank werden, wie sollte da ein Kranker gesunden. In jeder Abteilung befanden sich 12 bis 15 eiserne Bettstellen, die an drei Seiten der Wand standen, den Kopfteil dahin gerichtet; ein Zwischenraum von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meter trennte sie voneinander. Das Bett bestand aus einem Strohsack, einem Kissen und einer grauen, wollenen Decke. Mein Begleiter meinte nachher, er hätte da und dort auch grobe Leintücher erblickt; ich erinnere mich nicht, dergleichen bemerkt zu haben. Auf einem schwarzen am Kopfsende befestigten Täfelchen, stand in russischer und lateinischer Schrift die Krankheit und der Tag der Aufnahme verzeichnet. Die häufigsten Krankheiten waren: Skorbut, Typhus, gastrisches Fieber, Bronchitis, Rheumatismus und Syphilis. Die Typhuskranken lagen abge sondert; bei den andern fand man jede Einteilung für unnötig, die Trennung der Geschlechter ausgenommen. Nirgends sah ich schon so abgeehrte, geisterhaft-bleiche Gesichter, wie hier, in den Krankenzellen des Gefangenhauses zu Tjumen. Wie konnte es auch anders sein in diesen ekelhaften, verpesteten Räumen, über deren Eingang die Aufschrift ziemt: „Laßt alle Hoffnung draußen, ihr, die ihr eintretet!“

Wir besichtigten noch die Abteilung für Wöchnerinnen und Typhusranke, dann schien es mir genug. Ich sehnte mich ins Freie zu gelangen, um endlich aufatmen zu können. Der Direktor führte uns jedoch erst in die Apotheke hinab, wo er uns Wein reichen und mit Karbolwasser besprengen ließ, eine Vorsichtsmaßregel gegen Ansteckungen. Das war nach der verpesteten

Luft, die wir erst verlassen hatten, schon eine Erfrischung; aber erst im freien Hofraum sog ich die Luft in vollen Atemzügen ein und hatte das Gefühl, wie es ein Mensch haben mag, der vom Ertrinken gerettet wurde.

„Wieviel Ihrer Kranken sterben jährlich?“ fragte ich den Direktor.

„Etwa dreihundert,“ war seine Antwort. „Fast jeder Herbst bringt eine Typhusepidemie. Was ließe sich auch Besseres erwarten von derart überfüllten Räumen. Sie rein zu halten ist ganz unmöglich, und welche Luft diese Zellen erfüllt, das haben Sie ja selbst gefühlt. Im Herbst pflegt es noch viel ärger zu sein. Im Sommer läßt sich wenigstens bei günstiger Witterung durch das Öffnen der Fenster die Luft verbessern. Wir selbst leiden unter diesen Verhältnissen nicht minder als die Häftlinge; mein Assistent ist vor kurzem erst von einer Typhuskrankheit genesen, die er sich in der Ausübung seines Dienstes zugezogen hatte und die ihn sechs Wochen ans Krankenbett fesselte. Wiederholt haben schon die Lokalbehörden bei der Regierung um Abhilfe gebeten, allein außer der Errichtung zweier Holzbaracken geschah gar nichts.“

Der Direktor erzählte uns nur Thatfachen, die im Orte jedermann bekannt waren und die er selbst Fremden nicht verschweigen konnte.

Wir begaben uns nun in das Frauengefängnis, das jenseits der Straße lag und mit einem Pfahlzaun umgeben war. Äußerlich glich es den erwähnten Baracken, die Zellen aber waren kleiner, nicht so überfüllt und viel reiner und heller, die Dielen und Britschen waren blank geschauert, da und dort konnte man sogar den Luxus eines Fetzen Teppichs bemerken; in einer der Zellen fielen mir einige Töpfe mit Blumen auf. So wie die Männer, müssen auch die Frauen ohne Kissen oder Decken auf den harten Britschen in Reihen schlafen. Nur wenige trugen auf ihrem Antlitz den Stempel der Gemeinheit; es waren zumeist Bäuerinnen, viele hatten auch ihre Kinder bei sich.

Schließlich begaben wir uns in das Gefängnis der verbannten Familien. Es war eine gleichfalls von einem Pfahlzaun umschlossene Baracke, ungefähr 25 Meter lang, die keine Abteilungen hatte und in der sich gegen 300 Personen aufhielten, Männer, Frauen und Kinder. Auch hier war dieselbe Überfüllung und dieselbe verpestete Luft wie drüben. Die Kinder jammerten vor Hunger und Elend, die Erwachsenen sahen ermattet und abgespannt herein. Die Frauen dieser Abteilung waren keine Verbannten, sie folgten freiwillig ihren Männern.

Indes war es Eins geworden und wir folgten der Einladung des Herrn Ignatoff zum Frühstück. Ich mußte, daß unser Wirt vertragsmäßig den Transport der Verbannten mittelst Barken übernommen hatte, ich mußte auch, daß er ein hervorragendes Mitglied des Gefängnisausschusses war, ich fragte ihn daher, ob die Regierung von diesen Zuständen unterrichtet sei. Er antwortete, es wäre von allen den betreffenden Behörden alljährlich nach Petersburg ein wahrheitsgemäßer Bericht erstattet worden; übrigens käme dergleichen nicht vereinzelt vor. Die Erbauung neuer Gefängnisse wäre nicht nur in Sibirien, sondern auch in Rußland nötig, indes fehle es der Regierung an Geld; eine gründliche Verbesserung auf diesem Gebiete würde mindestens 10 Millionen Rubel erfordern. Er gab zu, daß die Zustände ganz entsetzlich seien und sein freiwilliger Rücktritt vom Amte nur erfolgte, weil die Regierung der beantragten Errichtung eines Spitals ihre Zustimmung nicht geben wollte.

Diese Mitteilungen, sowie jene des Direktors wurden mir übrigens von mehreren Seiten bestätigt. Aus dem Bericht der medizinischen Abteilung des Ministeriums des Innern ersah ich, daß im Jahre 1884 von den Häftlingen des Etappengefängnisses in Tjumen nicht weniger als 28,4 %, also beinahe ein Drittel, in der Krankenabteilung behandelt wurden. Wenn man in Betracht zieht, daß jährlich 17 bis 19000 Verbannte zeitweilig sich hier aufhalten, und daß viele, die in

ihrer Zelle behandelt werden, in jener Ziffer nicht aufgenommen wurden, dann kann man sich annähernd vorstellen, welche Fülle von Elend hier herrscht.

Um das Verbannungssystem zu begreifen und zu erfahren, welche wichtige Rolle dem Stappengefängnis von Tjumen dabei zufällt, ist es nötig, zu wissen, daß es in Rußland eigentliche Gefängnisse oder Kerker gar nicht giebt. Wer zu einer niederen Strafe als vier Jahr Haft verurteilt wird, der büßt sie in einem der russischen Strahhäuser, da eine kürzere Zeit die Mühe des Verschiebens nicht verlohnt. Was aber zu mehr als vier Jahren verurteilt wird, kommt nach Sibirien. So wurden in den Jahren 1823 bis 1887 inbegriffen, 772979 nach Sibirien gesandt und zwar:

Von 1823 bis 1832	98725
„ 1833 „ 1842	86550
„ 1843 „ 1852	69764
„ 1853 „ 1862	101238
„ 1863 „ 1872	146380
„ 1873 „ 1877	91257
Im Jahre 1878	17790
„ „ 1879	18255
„ „ 1880	17660
„ „ 1881	17183
„ „ 1882	16945
„ „ 1883	19314
„ „ 1884	17824
„ „ 1885	18843
„ „ 1886	17477
„ „ 1887	17774

Zusammen: 772979

Die Verbannten lassen sich in drei Hauptklassen einteilen, I. Katorzhniki — Sträflinge die zur Zwangsarbeit verurteilt sind, II. Poselentse — Strasskolonisten und III. Sjnii — einfach Verbannte. Als vierte Klasse können gerechnet werden die Dobrovolni — Freiwilligen, Frauen, Kinder, die ihre Angehörigen ohne Zwang begleiten. Verbrecher der ersten zwei

Klassen werden aller bürgerlichen Rechte verlustig und müssen lebenslänglich in Sibirien bleiben; jene, welcher der dritten Klasse angehören, behalten einige der erwähnten Rechte und können nach Ablauf ihrer Strafzeit in die Heimat zurückkehren. Jene müssen auch mit fünf Pfund schweren Eisenketten an den Hüften und mit zur Hälfte kahl geschorenem Haupte nach ihren Verbannungsorten ziehen, diese jedoch sind von beidem befreit. Zu den Verbannten dritter Klasse gehören: I. Vagabunden, Landstreicher, II. Personen, welche durch richterliches Urteil verbannt werden, III. Personen, welche von dem Vorstand jener Gemeinde verbannt werden, welcher sie zugehören, IV. Personen, welche auf „administrativem Weg verschickt“ werden.

Das Verhältnis dieser verschiedenen Klassen für das Jahr 1885, die Zeit meiner sibirischen Reise, giebt nachfolgende Tabelle zu erkennen:

	Männer	Frauen	Zusammen
I. Katorzhnik	1440	111	1551
II. Polessentse	2526	133	2659
III. Sjalni			
a) Vagabunden	1646	73	1719
b) Verbannt d. Richterspr.	172	10	182
c) Verbannt von Ortsbeh.	3535	216	3751
d) Administrativ Verbannte	300	68	368
IV. Dobrovolni (Freiwillige)	2068	3468	5536
Zusammen:	11687	4079	15766

Wie diese Zusammenstellung zeigt, bilden die „Freiwilligen“, Frauen und Kinder, die ihren Gatten oder Vätern in die Verbannung folgen, die zahlreichste Klasse, mehr als ein Drittel der Gesamtheit. Laut amtlichen Berichten war in den letzten Jahren folgendes Verhältnis vorhanden:

Jahr	Verbannte	Frauen u. Kinder	Prozent
1882	16945	5276	31
1883	19314	6311	33
1884	17824	6067	34
1885	18843	5536	28
Zusammen:	72926	23190	31

Jene Zusammenstellung zeigt uns ferner, daß von 10230 Personen, die als Verbrecher nach Sibirien verbannt wurden, nur 4392, also nicht einmal die Hälfte vor dem Gerichtshof standen, dagegen 5838 auf administrativem Weg verschickt wurden, das heißt, auf Befehl des Ministers des Innern. Das Verhältniß dieser beiden Arten Vershickter unterliegt nur geringen Schwankungen. Von 1837 bis einschließlich 1876 wurden 151585 nach Sibirien verschickt, davon 48,80% zufolge richterlichen Urtheils und 51,20% auf administrativem Wege. Im Etappengefängnis von Tjumen waren vom Jahre 1880 bis einschließlich 1886 120065 Verbannte zeitweilig untergebracht, wovon 64513 gleich 53,7% gerichtlich verurtheilt waren und 55552 oder 46,3% vom Minister des Innern verschickt. Nach amtlichen Berichten aus den siebziger Jahren waren nur 45,6% der Verbannten von einem Gerichtshof dazu verurtheilt.

Jene Zusammenstellung zeigt uns endlich auch, daß mehr als ein Drittel der unfreiwillig Verbannten von ihren Gemeinden verschickt wurden. In Rußland hat jede Dorfgemeinde das Recht, Angehörige, die ihr zur Last fallen, oder die sich schlecht aufführen, zu verbannen und wenn sie ihr zugehörige entlassene Sträflinge nicht wieder aufnehmen will, so werden diese „auf administrativem Weg“ nach Sibirien verschickt. Die aus politischen Gründen Verbannten werden keiner besonderen Klasse zugewiesen, sie sind in jeder zu finden. Ihre Zahl ist nicht so groß, wie man gewöhnlich annimmt, sie dürfte jährlich kaum 150 betragen. Im Jahre 1884 passierten Tjumen 140 „Politische“ und vom Beginn 1885 bis zur Zeit meiner Anwesenheit waren im Etappengefängnis nur 60. Diese Zahlen sind jedoch schwer festzustellen, zumal erst in der jüngsten Zeit die amtlichen Berichte eine Sonderung aufweisen. Immerhin glaube ich mit 1% der Gesamtzahl die richtige Schätzung zu treffen.

Der Tag, der unserem Besuche im Etappengefängnis zu Tjumen folgte, bot uns Gelegenheit, einen Zug Verbannte

nach Salutorfsk marschieren zu sehen. Wir hatten nämlich die Absicht, das Gefängnis zu skizzieren und als wir zu diesem Zwecke dort anlangten, erblickten wir vor demselben eine belebte Menge. Es waren ungefähr 100 Frauen und Kinder in bunter Tracht und 250 Männer in grauen Sträflingskleidern; sie waren von einer Abteilung Soldaten umringt. In der Nähe standen 15 bis 20 „Telegas“, einige davon mit Säcken beladen, die armselige Habe dieser Armen; auf anderen wieder saßen Erwachsene und Kinder, die wegen Alter, Krankheit oder Siechtum nicht marschieren konnten. Ich wunderte mich, daß überhaupt einer, der in diesem Gefängnis eine Woche verbrachte, noch gehen konnte. Das ununterbrochene Gemurmel der Menge wurde laut, dazwischen vernahmen wir das Wimmern eines Kindes oder das Geflirr der Ketten. Bei den Telegas stand der zugführende Offizier, ein robuster Mann mit gelblichem Backenbart, blaßblauen Augen und harten Gesichtszügen; er war umringt von Frauen und Kindern, die sich die Gunst der Fahrbewilligung erbitten wollten.

„Lassen Sie doch gütigst meine Kleine fahren!“ flehte eine blasser Frau. Sie ist noch nicht 10 Jahr alt und der Fuß schmerzt sie. Sie kann unmöglich 30 Werst laufen.“

„Was hat sie an dem Fuß?“ fragte er ungeduldig, einen flüchtigen Blick auf des Kindes nackte Füße werfend.

„Ich weiß nicht. Es schmerzt sie,“ antwortete die Mutter. „Haben Sie Erbarmen.“

„Geht nicht. Es ist kein Platz,“ sprach er noch ungeduldiger als vorher. „Es wird nicht so arg sein. Auch sieht sie älter aus.“ Und zu dem Kinde gewendet, bemerkte er unfreundlich: „Geh’ nur, kannst da besser Blumen pflücken.“

Und damit kehrte er beiden den Rücken, die auch kein Wort mehr zu reden wagten. Um weiteren Bitten zu entgehen, kommandierte er nun: „Bildet Reihen!“

Es wurde stille, nur das Kettengeflirr war noch zu hören. Die Soldaten schulterten die Gewehre, die Gefangenen be-

kreuzten sich und verneigten sich gegen die Gefängnis-
kapelle.

„Vorwärts marsch!“

Und der Zug setzte sich in Bewegung.

Einige Kosaken in dunkelgrüner Uniform ritten voraus, Männer und Frauen von Soldaten beaufsichtigt, folgten in dichter, ungeordneter Menge, dann kamen die Wagen mit den Kranken und Kindern; hinter diesen wieder einige Kosaken. Den Schluß bildeten etliche Wagen mit dem Gepäck.

Bald war der Zug aus unserem Gesichtskreis verschwunden und wir hörten noch aus weiter Ferne das Klirren der Ketten und die Stimmen der Kosaken.

Dieser Transport bestand zum größeren Teil aus „Poselentje“ und ferner auch aus Personen, die von den Gemeinden verschickt wurden. Ihre Bestimmungsorte waren einige Dörfer im Süden der Provinz Tobolsk.

Samstag Nachmittag sahen wir auf dem Landungsplatz die Einschiffung von 700 Personen, die nach Tomsk verschickt wurden. Das Schiff hatte das Aussehen eines gewöhnlichen Seeadampfers, nur daß sein Tiefgang geringer war, und daß das Takelwerk fehlte. Es war ungefähr 75 Meter lang und 10 Meter breit; eine Reihe rechtwinkliger Lufen ließen von oben das Licht in die zweite Kajüte dringen. Auf dem Verdeck befanden sich zwei große Kajüten, wovon die eine zur Aufnahme der Kranken und der Apotheke diente; die andere war für die Offiziere des Schiffes und auch für Verbannte aus der besseren Gesellschaft bestimmt. Beide waren durch ein Dach miteinander verbunden und die Seitenteile bildeten starke Eisengitter. In diesem etwa 25 Meter langen und 10 Meter breiten Käfig, durften die Häftlinge spazieren gehen und frische Luft atmen. Er war überdies noch im Innern durch ein Gitter in zwei ungleiche Hälften geteilt, wovon die kleinere für Frauen und Kinder, die größere für Männer bestimmt, und wurde von den Häftlingen „Der Hühnerstall“ genannt. Von hier aus führten

Leitern in die Schlafkabinen hinab. Diese waren 10 Meter breit, etwa $2\frac{1}{2}$ Meter hoch und 10 bis 20 Meter lang. Eine war für Frauen und Kinder bestimmt, die andern zwei oder drei für Männer. Überall befanden sich zwei Doppelpritschen, die vier Reihen Schlafende aufnehmen konnten; auch an der Seite des Schiffes waren Pritschen aufgestellt. Das Schiff wurde, ehe es die Leute aufnahm, gründlich gereinigt und desinfiziert, so daß die Luft frisch und rein war. Es lag an einer schwimmenden Landungsbrücke, ähnlich jenen, die wir auf der Wolga zuerst sahen und zu der hier vom hohen Ufer aus eine treppenartige Brücke führte; in einer Entfernung von etlichen Metern stand da je ein Unteroffizier, während die am Ufer stehenden Verbannten, wie gewöhnlich, von Soldaten umringt waren. Oberst Vinokuroff, der Inspektor des Verbanntentransports nach Westsibirien, gestattete uns, die Häftlinge und das Schiff zu photographieren; nachdem dies erfolgte, wurde den Leuten befohlen, an Bord zu gehen. Die Gefangenen schulterten ihre Säcke und schritten damit die steile Brücke hinab; der größte Teil trug die Eisenfesseln, deren Klirren ich während der ganzen einstündigen Einschiffsungszeit hörte. Ihre Kleidung war die gleichartige graue Sträflingstracht, aber die Gestalten selbst, die aus allen Gegenden des weiten Zarenreiches stammten, zeigten die größte Abwechslung: hier der Russe, dort der wilde Gebirgsbewohner aus Daghestan oder Circassien, den vermutlich die Blutrache hierher brachte; gebräunte Tataren aus der Wolgagegend, Türken von der Krim, ihr roter Fetz bildete einen grellen Kontrast zum grauen Sträflingskleid — schlau dreinblickende Juden aus Podolien, wahrscheinlich ertappte Schmuggler. Der Gesichtsausdruck der meisten war recht gutmütig, eher dumm und sinnlich, als roh und bössartig.

Alles war eingeschifft.

Die Schieber der Gitterkäfige wurden geschlossen und mit großen Schlössern versehen, dann gestaltete sich vor unseren Blicken ein buntes Bild, das an einen russischen Jahrmarkt

gemahnte. Hier reichte ein halbwichsiges Mädchen den Käufern gefottene Eier durch das Gitter, dort wieder ließ sich einer sein Gefäß mit Milch füllen, die ein altes Weib mittelst eines Rohres von draußen her eingoß. Überall wurde Brot, Salzgurken, getrocknete Fische gekauft. Die Händler hegten Vertrauen zu den Gefangenen, denn sie gaben ihre Waren, bevor sie das Geld erhielten. Die Wache haltenden Soldaten, hübsche, kräftige Burschen, erleichterten oft den Verkehr, indem sie die Lebensmittel oder das Geld vermittelten, zuweilen sogar, wenn z. B. ein Laib Brot durch's Gitter nicht gezwängt werden konnte, die Schieber öffneten.

Indes war ein Pope (russischer Geistlicher) angelangt, dem ein Ministrant Gebetbuch und Messornat nachtrug. Er zog sich in eine der Kajüten zurück, um jedoch bald wieder im vollen Ornat und mit dampfendem Weihrauchfaß zu erscheinen. Er begab sich zuerst in die Frauenabteilung, wo er mit einförmiger Stimme ein Gebet herableierte, die Frauen beteten fromm und bekreuzten sich, knieten nieder, die Häupter zu Boden neigend.

Weniger Interesse fand jedoch der Geistliche in der Abteilung für Männer, wohin er sich sodann begab. Wohl nahm alles die Mühen ab, aber nur wenige beteten mit und der Handel fand keine Unterbrechung.

Der Pope kleidete sich nun um, wünschte dem Kapitän glückliche Fahrt und ging wieder nach der Stadt zurück.

Herr Frost und ich, wir wandelten dann vor der Landungsbrücke auf und nieder und betrachteten die Physiognomien der Häftlinge. Die meisten waren viel heiterer, als nach dem Ernst ihrer Lage zu erwarten war. Sie scherzten, lachten und plauderten recht laut. Als sie bemerkten, daß mein Genosse einige der charakteristischsten Gestalten in sein Skizzenbuch zeichnete, brachten sie lachend und scherzend jene ihrer Kameraden in den Vordergrund, die sie für diesen Zweck am geeignetsten hielten; sie trieben dabei allerlei Unsinn — kurz, sie gebärdeten sich wie Schuljungen, die fröhlich eine Ferienfahrt unternehmen.

Als es dunkelte, kam ein Dampfer herbei. Kommandoworte ertönten, die Taue wurden gelöst und langsam begann das große schwimmende Gefängnis seine Fahrt nach Tomsk. Die Häftlinge drängten sich ans Gitter, um noch einen Blick auf Tjumen zu werfen.

3. Die Steppen am Irtsch.

Wir beabsichtigten nun durch die Irtsch-Steppen über Omsk, Pawlodar, Semipalatinsk, Usti-Kamenogorsk und Barnaul nach Tomsk zu fahren. Dieser Weg führte uns durch die fruchtbarsten Landstriche der Provinzen Tobolsk und Tomsk, die von Verbannten dicht bewohnt sind, und gab uns auch Gelegenheit, die mohamedanische Stadt Semipalatinsk, die Kirgisen und einen Teil des Alteigebirges kennen zu lernen, jene schöne Gebirgsgegend, die mir ein russischer Offizier ganz begeistert als „die sibirische Schweiz“ pries. Aber noch ein Grund veranlaßte uns, von der üblichen Route abzuweichen. Hier waren, wie ich bemerkte, vom Ministerium des Innern alle Behörden von unserer Reise verständigt worden und zweifellos auch mit Weisungen versehen, wie sie sich uns gegenüber verhalten sollten. Wir befanden uns daher unter einer Art amtlicher Aufsicht, was meinen Zwecken sehr hinderlich war, hauptsächlich meiner Absicht, mit politisch Verbannten zu verkehren. Wie ich später erkannte, hatte ich allen Grund, mich über diese Abweichung von meinem ursprünglichen Reiseplan zu freuen. Wir gelangten dadurch in ein Gebiet, wo die politischen Verbannten freier als andernwärts sich bewegen dürfen, wo es daher am leichtesten ist, sie kennen zu lernen, und wo wir überdies auch einen humanen, unparteiischen Gouverneur fanden.

Wir kauften uns nun einen Tarantas, besorgten uns einen Papierschein für Postpferde, nahmen von den Bekannten Abschied und setzten unsere Reise nach Semipalatinsk fort.

Die kaiserlich russische Post dürfte gegenwärtig die aus-

gedehnteste und bestgestaltete Postfahrtverbindung der Welt sein. Vom Südende der Halbinsel Kamtschatka bis zum fernsten Dorfe Finnlands, von der stürmischen Küste des nördlichen Eismeres bis zu den heißen Wüsten Mittelasien bildet das ganze Reich ein Poststraßennetz. Man kann in Nischnei-Novgorod seinen Koffer packen, einen Badarozhnaja (Fahrschein) im Postamt lösen um nach dem 11000 Kilometer entfernten Petropawlowsk in Kamtschatka zu reisen, mit der Gewißheit, auf der ganzen großen Strecke überall Pferde, Renntiere oder Hunde zum Vorspann bereit zu finden. Postwagen für Reisende, das Wahrzeichen westeuropäischen oder amerikanischen Postdienstes, kennt man in Rußland nicht; die Wagen, welche die Briefe befördern, nehmen keine Reisenden auf. Wer da reisen will, fährt in seinem eigenen Wagen oder Schlitten, wozu er Postpferde mieten kann, man fährt da wann und wie man will, ganz nach lieber Lust und Bequemlichkeit. Die Preise für diese Postbeförderung in Westsibirien sind sehr niedrig. Man zahlt, den Kutscher inbegriffen, für jedes Pferd ungefähr 4,7 Pfennig für $1\frac{1}{2}$ Kilometer, für das landesübliche Dreigespann also gegen 14 Pfennig. Es war mir oft ein drückendes Gefühl, wenn wir den Kutscher mitten in der Nacht wecken und uns mit dem Dreigespann auf stürmischem, vielleicht auch gefährlichem Wege eine kürzere Strecke fahren ließen, um ihm dann die geradezu lächerlich kleine Gebühr zu bezahlen. Aber wie gering diese Gebühr auch ist, vielen der Bauern scheint sie doch bedeutend genug, um mit der Post zu konkurrieren, indem sie den Reisenden „Wolni“, d. h. freie Pferde zur Beförderung von einem Ort zum andern anbieten, und sie werden oft auch vorgezogen, da diese Pferde viel leistungsfähiger zu sein pflegen, als die geplagten Postgäule. Naht man einem Dorfe, so wird der Kutscher zumeist den Kopf wenden und fragen, ob er vor der Poststation Halt machen soll, oder vor dem Hause eines „Freundes“. Mit „Duschi“, mit „Freunden“ zu fahren, kommt wenigstens nicht höher zu stehen als mit der Post,

und man hat dabei noch gute Gelegenheit, das Hauswesen dieser Leute kennen zu lernen.

Der erste Teil unserer Fahrt von Tjumen nach Omsk bot nichts Interessantes. Wir fuhren durch sumpfige Ebenen, die an vielen Stellen Weiden und Erlengebüsch, Gestrüpp und verkrüppeltes Nadelholz aufwiesen, was uns nur den Ausblick verengte. Dieser Teil der Provinz Tobolsk scheint in einer verhältnismäßig späten geologischen Periode ein Binnensee gewesen zu sein, der das Kaspiische Meer und den Uralsee mit dem nördlichen Eismeer verband, nach der Richtung jener Tiefebene, die gegenwärtig Ob und Irtysch durchströmen. Diese Vermutung bestätigt der Anblick der Sandflächen, Salztümpel, Lehmschichten und Moräste, die hier sehr häufig sich zeigen.

Ein Freund gab mir einen Empfehlungsbrief mit an den reichen sibirischen Fabriksherrn Kolmakoff, der auf seinem Gute wohnte, ungefähr 100 Werst von Tjumen entfernt, in der Nähe des Dorfes Zawodo=Ukofskaia. Diesen besuchten wir in den Abendstunden und waren nicht wenig erstaunt über den geschmackvollen Luxus, den wir hier fanden. Das Haus war zwar nur ein Holzbau mit zwei Geschossen, aber es war geräumig und behaglich eingerichtet. Von den Fenstern aus sah man in den schönen Garten mit Teich, Schlingelpfaden, Blumenbeeten, Laubgrotten, Reihen von Johannesbeer- und Stachelbeersträuchen. An des Gartens Ende stand ein geräumiges Treibhaus, gefüllt mit Geranien, Hortensien, Kakteen, Orange- und Zitronenbäume, Ananas und noch mancherlei tropische oder halbtropische Gewächse. Nächst dem Hause befand sich ein Warmhaus, voll Gurken und Melonen; in der Mitte des Gartens ein großes Glashaus, das als Wintergarten diente. In diesem Krystallpalast grünte ein ganzes Wäldchen Bananen und Palmen, mit Blumenrabatten begrenzte Pfade, wo an geeigneten Stellen Ruhebänke oder Stühle aufgestellt waren. Und das alles war keine Topfkultur, sondern wuchs frei aus dem Boden heraus.

„Wer hätte gedacht, daß er in Sibirien unter Palmen, in Schatten von Bananen ruhen könne!“ rief mein Genosse erstaunt aus, als er sich nun zwischen Blüten und Blumen niedersetzte, um ein Weilchen auszuruhen.

Wir besichtigten noch den anstoßenden großen Park, dann gingen wir ins Haus zurück, wo ein treffliches Abendessen, bestehend aus Kaviar, Pilzen, Lachs, Geflügel, Obst, Backwerk, Wein und Branntwein unserer harrte.

Indes war es Nacht geworden und als gegen die elfte Stunde die von uns bestellten Pferde anlangten, verabschiedeten wir uns von unserem gastfreundlichen Wirt und fuhren in die finstere Nacht hinein.

Es war eine recht schlechte Fahrt. Die ohnehin nicht im besten Zustande sich befindliche Straße war durch das vorhergegangene Regenwetter fast unfahrbar geworden. Der Kuticher hieb ohne Rast auf die Pferde ein und wir wurden durchgerüttelt, so daß an Schlaf gar nicht zu denken war. Am nächsten Morgen erreichten wir matt und schläfrig das Dorf Nowo-Zainskaja undkehrten in einer Hütte ein, die einem der erwähnten „Freunde“ unseres Kutichers gehörte. Ganz erschöpft warfen wir uns auf die Erde nieder, wo schon die Familie Nachtruhe hielt, und schliefen da drei Stunden.

Wir setzten unsere Reise fort. Nach einer 24 stündigen schlechten Fahrt, bei der uns kein Schlaf beschieden war, kamen wir Donnerstag morgens bei Regenwetter in der Kreisstadt Tschim an. Zufolge der ungünstigen Witterung unterließen wir es, entgegen unserer ursprünglichen Absicht, in Tschim Aufenthalt zu nehmen; wir tranken im Hause eines Bauern Thee und fuhren dann gleich weiter. Außerhalb der Stadt passierten wir einen gelichteten Birkenwald und sahen da eine Menge Leute, die in unserer Richtung mühevoll durch den Kot wateten. Es waren meistens Muschiks oder Bauernweiber; es befanden sich jedoch Leute dabei, die Regenschirme hatten und städtische Kleider trugen.

Etwa 6 Kilometer von der Stadt entfernt, kam uns eine

Prozession sibirischer Bauern entgegen. Große Kreuze mit drei Balken, weiße und bunte Fahnen und riesige Laternen auf langen Stangen getragen, ragten aus dem Zug hervor. Als sie uns näher kamen, sahen wir inmitten der Straße ein starkes Gewühl, welches sich um eine Stange drängte, an der etwas befestigt war, das einem Bild in Goldrahmen glich. Die Stange hatte ein hölzernes Untergestell, wo auf allen Seiten Handhaben waren. Sechs barhäuptige Bauern trugen sie. Sie schwitzten und keuchten bei dieser Last; wahrscheinlich war der Rahmen des Bildes aus massivem Gold oder vergoldetem Silber. Vor dem Bilde schritt ein Geistlicher, umgeben von Diakonen; diese trugen die gestickten Kirchenbanner, Kreuze und Laternen, die große Ähnlichkeit hatten mit Straßenfandelabern. Sie sangen in recht einförmiger Weise, wobei die andern manchmal einstimmten. Die ganze Prozession mochte aus 4 bis 500 Personen bestehen, meistens Frauen, die den niederströmenden Regen gar nicht zu beachten schienen. Der Zug vergrößerte sich fortwährend durch neue Ankömmlinge, wozu auch jene Fußgänger gehörten, die kurze Zeit früher an uns vorüberkamen.

Seit wir Sibirien betraten, hatte ich noch kein so fremdartiges, an das Mittelalter gemahnendes Bild gesehen. Mich dünkte, ich sei ins elfte Jahrhundert zurückversetzt und sähe nun einen von Peter von Amiens fanatisirten Haufen mit Kreuz und Banner zum Kreuzzug eilen.

Als die Prozession vorüber war, der eintönige Gesang verhallt, fragte ich den Kutsher, was das wohl zu bedeuten habe. Mit Mühe gelang es mir eine verständliche Erklärung zu erhalten. Ich entnahm daraus, daß eine der Kirchen von Iſchim ein wunderthätiges Bild besitze, und um den Landleuten, die verhindert sind dahin zu wallen, den Segen dieser Reliquie theilhaft werden zu lassen, wird das Bild jährlich einmal nach den bedeutendsten Ortschaften der Umgegend getragen, wobei es von vielen Hunderten begleitet wird. Jetzt kehrte es von seiner Rundreise wieder heim, was unser Kutsher kurz

und kräftig mit den Worten bezeichnete: „Die Mutter Gottes kommt wieder nach Hause.“

Trotz des Regens setzten wir am folgenden Donnerstag unsere Reise in der Richtung von Tjukalsk fort. Wir übernachteten in Orlova, wo wir ganz erschöpft anlangten, denn in den 60 Stunden seit unserer Abfahrt von Tjumen hatten wir, nur von einer vierstündigen Rast unterbrochen, bei 370 Kilometer zurückgelegt. Über Nacht klärte sich das Wetter auf und als wir am nächsten Morgen aufbrachen, gab es hellen Sonnenschein und die Luft war mit würzigem Duft erfüllt.

Die Straße war zwar noch immer arg, aber das Bild der Landschaft entschädigte uns einigermaßen; je weiter wir südöstlich fuhren, je üppigere Wiesen zeigten sich, fruchtbarer, teilweise bebauter Boden, auf welchem da und dort einige Birken oder Weiden sich erhoben. Die Steppe war übersät mit Blumen. Wir sahen frischgepflügten Ackergrund, wogende Ährenfelder, Zeichen, daß die Gegend bewohnt sei; aber nirgends war ein Haus, ein Zaun zu sehen und doch konnten menschliche Ansiedlungen nicht fern sein. Darüber kamen wir bald ins Klare! Plötzlich zog unser Kutscher die Zügel an, setzte sich zurecht und hieb auf die Pferde ein, wobei er sie noch mit Zurufen anfeuerte: „Het—ja—a!“ Der Taranta sauste dahin, daß mir schier der Atem ausging. Plötzlich sank er in ein tiefes Loch, gleich darauf schnellte er wieder mächtig empor, so daß wir fast von unseren Sitzen geschleudert wurden. Nun mußte ich, daß wir gleich nach einem Orte gelangen mußten, denn ein sibirischer Kutscher weiß erst in der Nähe seines Bestimmungsortes, was er zu leisten vermag. Ich rief dem Kutscher zu, er möge doch langsamer fahren, doch es war vergeblich. Mit zurückgelegten Ohren tollten die Pferde dahin, als wollten sie einem Steppenbrand entfliehen; ihre Hufe überschütteten den Wagen mit einem Rotregen, der auch mich nicht verschonte, wenn ich den Kopf hinausstreckte, um den Kutscher zur Mäßigkeit zu mahnen. So schickten wir uns denn drein.

Bald gewahrten wir einen geflochtenen Zaun, der sich auf

beiden Seiten $1\frac{1}{2}$ Kilometer hinzog und dort, wo er die Straße kreuzte, ein Thor hatte: es war also der Weideplatz des Dorfes. Als unser Kutscher mit lautem Rufen durch das Thor jagte, trat aus seiner halb in der Erde liegenden, mit Gras und Zweigen gedeckten Hütte der Thormächter, ein Mann mit entzündeten Augen, langem Weißbart und verfallenen Zügen. Er gemahnte mich lebhaft an Rip van Winkel nach seinem 20jährigen Schlaf. Er verbeugte sich und zog von seinem Haupte etwas, was einst ein Hut gewesen sein mochte. Bald war er unseren Blicken entschwunden und wir bedauerten, daß wir diese Verkörperung menschlichen Elends nicht photographieren konnten.

Innerhalb des Thores stand ein Wegweiser mit der Aufschrift: Dorf Krutaja. — Entfernung von St. Petersburg 2992 Werst. — Entfernung von Moskau 2520 Werst. — 42 Häuser. — 97 männliche Einwohner. — Auf der etwa 800 Meter breiten, zwischen Thor und Dorf liegenden Gemeindeweide grast zahlreiche Rinder und Schafe. Hinter einigen Windmühlen stand das Dorf, einige verwitterte Holzhäuser, die mit Stroh oder Holz gedeckt waren, wenige ausgenommen, deren flache Dächer eine Schicht Erde trugen, woraus Steppenblumen hervorstachen.

Der Lärm unseres Kutschers hatte die Aufmerksamkeit der Bewohner erweckt; alles eilte aus Fenster, um zu sehen, ob es nicht der Gouverneur oder gar ein besonderer Abgesandter des Zaren sei, der so geräuschvoll seinen Einzug hält.

Vor dem Hause seines „Freundes“ machte er Halt und rief hinein: „Davai loshedaj!“ (Bringt die Pferde!) Nun kamen die müßigen Dörfler von allen Seiten herbei, darunter so manche charakteristische Gestalt mit durchfurchtem Antlitz, struppigem ergrauten Bart, das Haupthaar zum Zopf geflochten. Einige waren barhaupt und barfuß in „Schubas“ von zerfetzten Schafpelzen, andere hatten dazu hohe Schafstiefel, noch andere wieder trugen braune, lange Röcke, die mit schmutzigen Gürteln zusammengehalten wurden. Diese Gesellschaft drängte

sich an unseren Wagen heran, während der Kutscher die Pferde ausspannte. Jetzt erschien der Hausherr und fragte uns, ob wir erst Thee nehmen, oder gleich weiterfahren würden. Wir erklärten, daß wir die Reise gleich fortsetzen wollten, worauf er seinem Sohne zurief: „Andreas, reite auf die Weide und bring' die Pferde!“ Der Junge schwang sich rasch auf einen ungesattelten Gaul, den ein anderer Bursche herbeigeführt hatte, und jagte davon.

Indes versuchten die Versammelten von unserm Kutscher Näheres über uns zu erfahren. Die Auskunft mochte ihnen nicht genügen, denn einer von ihnen, ein Greis, richtete an mich die Frage, „wohin Gott uns schicke.“ Als ich antwortete, daß wir nach Omsk und Semipalatinsk reisten, wurde ein allgemeines „Ah!“ laut. Nun war seine Frage, woher wir kämen.

„Aus Amerika,“ war meine Antwort.

Wieder allgemeines „Ah!“

„Ist das eine russische Stadt?“ fragte der Alte hartnäckig weiter.

„Amerika ist keine Stadt, sondern ein Land!“ rief da ein hübscher Knabe aus. Und wie eine auswendig gelernte Schulaufgabe klang's, als er fortsetzte: „Die Erde besteht aus fünf Theilen: Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien. Rußland bildet zwei Drittel von Europa und die Hälfte von Asien.“ Mehr geographische Kenntnisse besaß er wohl nicht. Die älteren hatten wahrscheinlich noch nie den Namen Amerika gehört. Ein junger Mann aber, der just in Omsk war, als dort die Leichen der bei der Nordpolfahrt der „Jeanette“ Verunglückten durchgeführt wurden, versuchte die andern über Amerika zu belehren. Er erklärte, daß sie das klügste Volk der Welt wären, das einzige, welches sich ins große Eismeer gewagt habe. Das ließ ein Alter nicht gelten; er meinte, die Russen hätten schon dasselbe vollbracht, und wenn sie vielleicht nicht so klug wie die Amerikaner wären, so ständen sie doch als Seefahrer diesen nicht zurück.

Während hier der Gedankenaustausch über Nordpolfahrten in lebhafter Weise fortgesetzt wurde, kehrte der ausgesandte Burische mit den Pferden zurück. Sie wurden an den Tarantas gespannt, unser neuer Kutscher nahm seinen Sitz ein und fragte uns, ob wir zur Fahrt bereit wären; wir bejahten diese Frage und er trieb mit lautem „Nu—uh!“ die Pferde an. Ein Ruck — ein Aufspritzen des Straßenmorasties — Schellengeklingel des Pferdes — und bald war das Dorf auch dem Rückblick entschwunden.

In ähnlicher Art gestaltete sich Ankunft und Abfahrt in allen Dörfern zwischen Tjumen und Omsk. Die meisten machten einen recht unangenehmen Eindruck auf uns. Überall zwei Reihen verwitterter Holzhäuser, kotige Straßen, nirgends Baumwuchs oder Rasenflächen. Man fühlt sich erleichtert, wenn man ein derartiges Dorf hinter sich hat und in die weite, lustige Steppe gelangt, wo süßer Duft die Luft erfüllt, wo froher Vogelsang unser Ohr erfreut und grüner Rasen unser Auge erquickt, wo wilde Rosen und Gänjebülmchen blühen, wo Schazinthen und Tigerlilien entgegenleuchten.

Zwischen den Dörfern Krutaja und Kalmatowa fuhren wir über eine Steppe, die voll war mit diesen duftigen Frühlingskindern; ich verließ den Wagen, um diese Fülle von Wohlgeruch zu genießen. Ringsum herrschte tiefe Stille, nur das Summen der Bienen, das Zirpen einiger Heimchen im Grase und der klagende Ruf des Steppenhuhnes, das ein Feldmäusenest umkreiste, war vernehmlich.

Den ganzen Freitag fuhren wir in dieser Weise fort. Zuweilen begegnete uns ein Reisender in kotbespritztem Wagen, oder wir fuhren an einer Abteilung Verbannter vorüber, die auf der morastigen Straße mühsam sich fortbewegten. Häufiger sahen wir Bauern in ihren Telegas in das Nachbardorf oder auf ihre Felder hinaus fahren.

Dieser Teil der Provinz Tobolsk ist reicher als man nach dem Aussehen seiner Dörfer urtheilen könnte. Die von uns passierten vier Okrugs, (Distrikte): Tjumen, Salutorfsk, Ischim,

Tjufalinsk, haben eine Bewohnerzahl von 650 000 Seelen und zählen 1 618 800 Hektare bebauten Bodens. Der Viehstand der Bauern beträgt 1 500 000 Stück; zwei Drittel der 10 572 000 Hektoliter betragenden Getreideernte der Provinz geht von hier aus. Jedes Jahr werden in diesen vier Okrugs 220 Märkte abgehalten, die einen beträchtlichen Umsatz haben. Aus dieser kurzen Statistik, deren Daten ich an Ort und Stelle gesammelt habe, bekam ich die Überzeugung, diese Provinz könnte in kurzer Zeit eine der blühendsten des Reiches werden, würde sie rechtschaffen verwaltet und wäre von ihr der Fluch genommen, eine Strafkolonie sein zu müssen.

Freitag nachmittags hielten wir in Tjufalinsk eine kurze Rast und setzten dann mit vier „freien Pferden“ unsere Fahrt fort auf der holperigen und schmutzigen Straße, die von Tjufalinsk nach Wetschewa, am Saum der großen Moorsteppe von Baraba, führt. Hier plagten uns große, graue Stechfliegen so sehr, daß wir genötigt waren, Gesicht und Hände zu verhüllen und das Ungeziefer beständig mit Baumzweigen abzuwehren. Das aber verschaffte uns wieder eine schlaflose Nacht — gottlob, die letzte dieser Art! Sonntag den 4. Juli gelangten wir endlich, über und über mit Kot bedeckt, nach Omsk.

Omsk zählt ungefähr 30 000 Einwohner und ist die Hauptstadt des „Oblast“ (Territoriums) Akmolinsk, Sitz der Steppenprovinzregierung; die Mehrheit der Bewohner sind Staatsbeamte. An bemerkenswerten Gebäuden besitzt es: die Kadettenschule, das Haus des Gouverneurs, das Polizeiamt und die Citadelle. Die Straßen sind ungepflastert, die meisten Häuser aus Holz; natürlich fehlen auch zahlreiche Kirchen mit ihren bunten, schimmernden Kuppeln nicht. Müßte ich diese Stadt in aller Kürze schildern, so wäre es: Omsk ist eine Stadt mit 30 000 Bewohner, ihr größtes Gebäude ist die Kadettenschule, ihr schönstes das Polizeiamt, eine Stadt, die weder eine Zeitung, noch eine Bibliothek besitzt und wo die größere Hälfte der Bewohner die Uniform des Zaren trägt und es als ihre Aufgabe betrachtet, die andere Hälfte zu regieren.

Wie dieses beschaffen ist, wird durch einige Worte charakterisiert, die ein wackerer, intelligenter Bürger bei meinem Abschied an mich richtete: „Wenn Sie, Herr Kennan, es für nötig finden, in Ihren Schriften meinen Namen zu erwähnen, so sagen Sie ja nichts Gutes von mir.“ — „Warum denn?“ war meine erstaunte Frage. „Ihre Schriften,“ antwortete er, „werden wahrscheinlich der Regierung nicht sehr lieb sein und wenn Sie mich da lobend erwähnen, so würde ich von der Beamtenschaft noch mehr als bisher gequält werden. Sie werden dieses Ersuchen recht sonderbar finden, aber ich erbitte es mir als einzige Gefälligkeit.“ Diese Äußerung erfolgte erst später, bei unserer Rückkehr aus Ostsibirien, nachdem ich den Betreffenden einiges von unseren Beobachtungen und Erfahrungen mitgeteilt hatte.

Es gab in Omsk nur wenig, was uns interessierte: ein kleines Museum der geographischen Gesellschaft, das wir zufolge Vermittlung des Obersten Pestsof besichtigen durften und eine Verbanntenkolonie vor der Stadt, wo die Sträflinge in elenden, halb unter der Erde liegenden Hütten wohnten. Ich fragte nach dem Gefängnis, in dem der berühmte russische Schriftsteller Dostojewski anderthalb Jahr lang gefangen saß und wo er zweimal geknüttet wurde: es war schon vor langer Zeit abgebrochen worden. Es wundert mich nicht, daß die Regierung diese Mauern niederreißen ließ, die soviel menschliches Elend und Grausamkeit sahen, wie Dostojewski in seinen „Memoiren aus einem Totenhaus“*) ergreifend geschildert hat. Gerne hätten wir das jetzt bestehende Gefängnis besichtigt, aber es unterblieb, denn der Gouverneur, den wir besuchten und um die Erlaubnis baten, benahm sich uns gegenüber so unhöflich, daß wir ohne Platz genommen zu haben, die Excellenz gleich verließen.

Erholt von den Mühen der überstandenen Reise, verließen wir Mittwoch, den 8. Juli Omsk, um mit drei Postpferden und einem Kosakenkutscher nach Semipalatinsk zu fahren. Die

*) Universal-Bibliothek Nr. 2647—2649.

Straße führt entlang des rechten Ufers des Irtysch, durch einige Dörfer, ähnlich jenen, die wir bisher zu Gesicht bekamen, nur daß hier Kosaken wohnten, die von der Regierung genötigt wurden, sich anzusiedeln; dies erfolgt häufig in Grenzgegenden, wo es gilt, feindliche Einfälle oder auch Beutezüge einheimischer Räuber abzuwehren. Derart entstanden im vorigen Jahrhundert die Militärgrenzen am Teret gegen die kaukasischen Bergbewohner und die am Irtysch gegen die Kirgisen. Diese Stämme sind heute wohl schon gebändigt, doch die Kolonien sind geblieben und die Kosaken wohnen, wo ihre Väter einst zur Ansiedlung gezwungen waren. Es sind schlaue Gesellen, die sich in alle Verhältnisse zu schicken wissen. Zwischen Omsk und Semipalatinsk befinden sich 30 bis 40 dieser Kosakolonien und eine gleiche Anzahl zwischen Semipalatinsk und dem Altaigebirge.

Nachdem wir eine kurze Strecke zurückgelegt hatten, zeigte die Steppe ein ganz anderes Aussehen. Keine üppige Blumenpracht wie früher; nur selten eine Rasenfläche, da die heißen Sonnenstrahlen alles versengten. Birkengholz, das der Gegend nördlich von Omsk ein parkartiges Aussehen gab, wurde immer seltener, bebaute Felder fehlten gänzlich; die Steppe wurde immer mehr zur mittelasiatischen Wüste.

Einige Stationen von Omsk entfernt hatten wir Gelegenheit, zum erstenmal ein „Aoul“, ein Kirgisen-Zeltlager zu besichtigen; sie durchzogen mit ihren Herden die Ebenen Westsibiriens, vom Kaspiischen Meer bis zum Altaigebirge. Mehr als drei Viertel der Bevölkerung der Steppenprovinzen gehört zu diesen Nomadenstämmen.

Der „Aoul“ bestand aus drei oder vier „Kibittas“, runden, grauen Filzzelten, die abseits der Straße eng beisammen aufgeschlagen waren. Kein Pfad führte zu diesem Lager und die kleinen, grauen Zelte dünkten mich so verlassen und fern von allen civilisierten menschlichen Interessen, wie gebrechliche Rähne auf der weiten Fläche des Weltmeeres.

Unser Erscheinen beunruhigte, vermutlich war ein Besuch

im Kirgisienlager sehr selten. Erschreckt flüchteten die dunkelbraunen, halbnackten Kinder in die Zelte, als sie unseren Tarantas näher kommen sahen. Die Frauen blickten heraus, betrachteten uns mit ungewissen Blicken und zogen sich dann eiligst in die Zelte zurück. Auch die Männer, die uns in einer geschlossenen Gruppe entgegenkamen, schienen über unsern Besuch sehr erstaunt und ein wenig erschrocken zu sein. Unser Kutscher jedoch beruhigte sie mit einigen kirgisischen Worten. Ein Greis mit rotgelber Mütze, vermutlich der Patriarch, lud uns zum Eintritt in sein Zelt ein. Es mochte gegen drei Meter Höhe und fünf Meter Durchmesser gehabt haben. Das Gestell bestand aus rauchgeschwärztem Holz, das sich oben kuppelartig rundete, und war mit dickem, grauem Filz überzogen. Die das Dach bildenden, ein wenig gebogenen Sparren gingen von dem in der Mitte der Kuppel angebrachten Holzring auf ein Holzgitter aus, das die kreisrunde Zeltwand bildete; den Eingang bildete eine Thüre, die in Angeln hing. Der erwähnte Ring in der Mitte der Kuppel umfaßte eine Öffnung, die als Schornstein und als Luftloch diente. Unterhalb dieser Öffnung, auf einem von flachen Steinen gebildeten Herd, qualmte ein Feuer, an dem einige Kochgefäße standen. Eine schmale Bettstelle aus rohem Holz, zwei oder drei blau angestrichene Holztruhen, ein niedriger Tisch, auf welchem schmutzige, hölzerne Eßgeräte und ein altertümlicher Metallkrug standen, an der Wand einige Gefäße aus Birkenrinde, Pferdegeschirr, eine Steinschloßflinte, ein buntbemalter Holzsattel, ein mit Silber verzierter Steigbügel und eine Satteltasche aus Teppichstoff — das bildete so ziemlich die ganze Zelteinrichtung.

Dem Kirgisien gilt als erstes Gebot der Gastfreundschaft, dem Besucher mit Rumys aufzuwarten. Nachdem wir uns neben dem Feuer auf einer Filzdecke niedergelassen, trat eine der Frauen an den Rumysbehälter, einen an der Zeltwand befestigten schmutzigen Beutel aus Pferdehaut, und rührte mit einem Stäbchen den Inhalt auf. Dann füllte sie ein eben-

falls sehr unsauberes Holzgefäß mit diesem kirgisischen Nationalgetränk und bot es mir an. Es schmeckte besser als ich erwartet hatte, und war kein so unüblicher Erfrischungs-
trank, wäre er nur sauberer und kühler gewesen. Dem Alten zu gefallen trank ich das ganze Gefäß aus; doch hatte ich sicher das Maß unterschätzt, was man trinken muß, um einen kirgisischen Wirt zu befriedigen, denn kaum hatte ich das geleerte Gefäß niedergelegt, als es aufs neue gefüllt wurde. Ich versicherte, daß ich nicht mehr zu trinken vermöge, und schlug vor, diesen Trunk für meinen Genossen Frost beiseite zu stellen, was den Alten verstimmt. Ihn wieder zu erheitern, holte ich meine Laute vom Wagen und sang das Lied: „Es ist ein Wirtshaus in der Stadt“. Mister Frost, der indessen eingetreten war und des Alten sechsjähriges Söhnchen abzuzeichnen begann, wollte sich dem Rumysgenuß mit der Bemerkung entziehen, daß er nicht zeichnen und trinken zugleich könne. Die Ausrede war gut, aber sie gelang nicht, denn kaum hatte er wieder begonnen, als die Mutter des Kindes, beängstigt von den Blicken, mit welchen der Künstler sein Modell betrachtete, auf das zerlumppte Kerlchen losstürzte, es mit Küffen bedeckte und dann eiligst mit ihm sich entfernte, als gelte es, ihn vor den bösen Blicken eines Zauberers zu schützen. Dieser Vorfall rief eine Verstimmung hervor, die auch mein Liedchen nicht verschrecken konnte; wir verabschiedeten uns daher bald.

Welche Geschichten mögen es wohl sein, die jetzt in jener Kirgisenstepppe im Schwange sind! Was man sich wohl erzählen mag von jenen zwei Gjaurs, die mit heuchlerischer Freundlichkeit in das Zelt eines Gläubigen sich einschlichen, der eine gottlose Lieder vortragend, der andere mit der schlechten Absicht, durch seinen bösen Blick die Kinder zu bannen und ihrer Seelen sich zu bemächtigen, indem er die Körper auf Papier abzeichnet!

Wir fuhren nun in südlicher Richtung, durch die unendlichen Steppen des Irtych, vier Tage und vier Nächte. Zuweilen pflückten wir am Rande eines schilfumsäumten Weihers

weiße Wasserlilien, skizzierten ein einsames Kirgisengrab, tranken Rumys in den Filzzelten dieser gastfreundlichen Nomaden. Jetzt führte die Straße durch das flache Thal des Irtysch, zwischen Goldmündkraut und langem Steppengras, das, vom Winde bewegt, dem erregten Meere gleich und wo die hellen Blüten der Spirstaude, dem Wogenschaume ähnlich war; dann wieder zog sich die Straße in eine höhere Steppe hinauf, wo jede Vegetation von der Sonnenglut vernichtet war, um plötzlich wieder in eine feuchte Tiefebene sich hinabzuwenden, um einen Steppensee sich zu schlängeln, wo sich den entzückten Blicken Astern und Rosen, Gänseblümchen und Nellen, spanische Wicken und wunderschöne dunkelblaue Glockenblumen boten.

Freitag passierten wir die kleine Kosakenstadt Pawlodar. Die Hitze wurde ganz unerträglich, unser Thermometer zeigte Nachmittags ein Uhr 91 Grad Fahrenheit. Ohne Rock und Weste saßen wir unter dem Lederdach unseres Tarantas, fächelten uns, nach Luft schnappend, mit unsern Hüten Kühlung zu und kämpften mit den großen, grünäugigen Pferdesliegen. Und wie wir da über die weite, sonnenversenkte Steppe blickten, schien es uns selbst kaum glaublich, daß wir jetzt in Sibirien wären.

Dicht am Irtysch lagen eine große Zahl Kosakendörfer; der Boden war hier feucht und fruchtbar und ließ daher die Vegetation üppig gedeihen. Diese günstige Lage ermöglichte es auch, daß diese Dörfer Baumpflanzungen und Gärten besaßen.

Es war uns sehr angenehm nach einer Fahrt von mehr als 30 Kilometer über die dürre Steppe in der Julihitze, in diesen kleinen Oasen zu rasten, wo im Schatten der Bäume ein schmaler Arm des Irtysch sacht dahinsfloß, wo das frische Grün der Melonenvranken einen hübschen Kontrast bildete zu dem Purpur der Mohnblüte, wo Frauen und Mädchen im Flusse ihre Wäsche wuschen und daneben halbnackte Kinder im kühlen Wasser plätscherten.

Den letzten Teil unseres Weges nach Semipalatinsk legten wir in der Nacht zurück. Wir fuhren da über öde, kahle Steppen, die im fahlen Zwielicht einer Wüste gliehen.

Nach Mitternacht schlief ich ein und erwachte erst um die vierte Morgenstunde, just als wir im Dämmergrau an einem großen, mit Laternen erleuchteten Hause vorüberfuhren. Es war das „Tjurenini-Samosi“, das Kastell, das Gefängnis von Semipalatinsk. Bald kamen wir durch eine breite, öde Straße von Blockhäusern, deren Fensterläden geschlossen waren und deren steile Giebel hoch in das Dämmergrau ragten. Die Straße war mit Flugsand bedeckt, der den Hufschlag unserer Pferde dämpfte und in dem unser Wagen geräuschlos dahinglitt wie eine Gondel in Venedigs Lagunen.

Die Fahrt durch diese einsame Straße der Stadt, die wie ausgestorben vor uns lag, hatte etwas Feierliches, Geheimnisvolles an sich. Nur von der Ferne her scholl im gedämpften Tone die Klapper des Nachtwächters. Vor einem zweistöckigen, getünchten Hause hielt unser Kutscher und bemerkte, das wäre „Hotel Sibir“. Nachdem wir eine gute Weile an der Vorderthüre klopfen, öffnete endlich ein schlaftrunkener Kellner und führte uns in eine heiße Stube des zweiten Stockwerkes, wo wir den unterbrochenen Schlaf auf dem Fußboden fortsetzten.

Semipalatinsk liegt am rechten Ufer des Irtysch, etwa 760 Kilometer von Omsk und 1450 Kilometer von Tjumen entfernt; es hat ca. 15000 Einwohner, Russen, Kirgisen und Tartaren, und ist der Sitz der Provinzialregierung. Als Handelsstadt ist sie von Bedeutung, zumal eine der bedeutendsten Karawanenstraßen von Taschkend und Mittelasien hier vorüberführt, so daß sie den Handel der Kirgisensteppe beherrscht. Der größte Teil der Provinz besteht aus Weideland; von ihren 547000 Bewohnern sind 497000 Nomaden, die in 111000 Filzzelten leben und die 3 Millionen Stück Vieh, darunter 30000 Kameele, besitzen. Von der Stadt gehen jährlich 40 bis 50 Karawanen nach der Mongolei und Mittelasien mit russischen Waren im Werte von 200- bis 250000 Rubel. „Des Teufels Streusandblüthe“ nennen diese Stadt die hierher kommandierten russischen Offiziere und diese Bezeichnung ist auch recht passend.

Das düstere Aussehen der Stadt kommt von dem Mangel an Gras und Blumen und auch von den verwitterten Holzhäusern und den mit Flugsand gefüllten Straßen, den der Wind oft vier bis fünf Fuß hoch an die Häuser weht. Ich glaubte in einer mohamedanischen Wüstenansiedlung zu sein, eine Meinung, die noch genährt ward durch die tartarischen Moscheen mit ihren braunen Minarets, den Mullah in weißen Turbanen und langen Bärten, den zweihöckerigen Kameelen, die von den dunkelbraunen Kirgisen geritten werden.

Montag, in den Frühstunden, besuchte ich den Gouverneur General Tschelinski und überreichte meine Empfehlungen. Es freute mich, daß er, wie es ganz zweifellos schien, von der Regierung bezüglich unser keine Nachrichten und Vorschriften erhalten hatte. Er begrüßte mich höflich, erlaubte mir das Gefängnis zu besichtigen, versprach den Polizeileiter zu senden, in dessen Begleitung wir dann alle Merkwürdigkeiten besichtigen könnten und versprach mir auch ein offenes Empfehlungsschreiben an alle Beamten der Provinz.

Vom Hause des Gouverneurs begab ich mich auf seine Empfehlung hin in die Bibliothek, ein einfaches Blockhaus mitten in der Stadt. Hier fand ich ein kleines anthropologisches Museum, ein bequemes Lesezimmer mit vielen russischen Zeitungen, eine gut gewählte Bibliothek, in der ich staunend Werke von Spencer, Buckle, Lewes, Stuart Mill, Taine, Lubbock, Taylor, Huxley, Darwin, Huxell, Tyndall, Alfred Russel, Wallace und noch vielen anderen erblickte, dabei auch Romane und Erzählungen von Scott, Dickens, Marryat, George Eliot u. s. w. Die Bibliothek war trefflich ausgewählt, besonders die wissenschaftliche Abteilung, und bekundete den Geschmack und das Wissen dessen, der hier gewaltet. Freilich, die meisten jener wissenschaftlichen Werke waren „gereinigte“ russische Ausgaben. Fast jedes Kapitel von Lockhs „Geschichte des Rationalismus“ war von der Censur entstellt worden. Aber selbst in dieser Form und im fernen Sibirien fürchtete sich die feige Regierung vor diesem Buche, so daß es nur mit Erlaubnis

des Zaren oder des Ministers ausgefolgt werden durfte. Die meisten anderen wissenschaftlichen Werke standen auch unter besonderer Aufsicht, trotzdem alles ausgemärzt wurde, was „gefährlich“ oder „entsittlichend“ wirken konnte.

Von der Bibliothek aus schlenderte ich längs des Ufers des Irtsch, der Fähre zu, die Semipalatsinsk mit einer jenseitigen Kirgisansiedelei verbindet. Die Fähre hält an einer bewaldeten Insel, zu der man über einen Steg gelangt, oder, indem man das schmale Wasser durchwaten.

Vor mir dahin zogen einige Kirgisen mit drei oder vier Kameelen, davon war eines an eine Telega gespannt. Am Wasser angelangt, spannten sie das Tier aus, legten ihm den leeren Wagen auf den Rücken, die Räder nach oben, und ließen es hinüber waten. Ist ein baktrisches Kameel mit seinen zwei wackelnden Höckern an und für sich schon ein recht komisches Tier, so zeigt es sich noch viel drolliger, wenn es mit einem vierrädrigen Wägelchen auf dem Rücken das Wasser durchschreitet.

Das jenseitige Ufer des Irtsch ist der Saum einer großen Wüstensteppe, die sich weit nach Süden erstreckt. Als ich dort anlangte, wurde just eine Kameelkaramane entladen, die von Taschkend gekommen war und Seidenwaren, Teppiche und noch manche andere Waren Mittelasiens zu Markt nach Semipalatsinsk gebracht hatte.

Es war schon in später Nachmittagsstunde, als ich im Hotel wieder anlangte. Hier fand ich Meister Frost, der sich den ganzen Tag im Tatarenstadtteil herumgetrieben hatte, um Skizzen aufzunehmen. Der Abend war schwül; wir saßen bis zur elften Stunde ohne Rock und Weste an den offenen Fenstern und lauschten den fremdartigen Tönen, die vom Stadtteil der Tataren zu uns herüberdrangen. Es war die letzte Nacht des mohammedanischen Ramazans (Fastenzeit, in der Essen und Lustbarkeiten nur nachts gestattet sind) und alle Mohammedaner waren bis nach Mitternacht in lebhafter Bewegung. Durch die Stille der Nacht vernahmen wir öfter

auch das Klappern der Nachtwächter und die gedehnten klagenden Rufe der Muezzins, die von den Höhen der Minarets zum Gebete riefen.

Dienstag morgens fanden wir die Straßen mit festlich gekleideten Kirgisen und Tataren belebt; es war der erste der drei Feiertage, die der Fastenzeit folgen. Um die neunte Stunde besuchte uns der Polizeileiter, um auf Weisung des Gouverneurs hin uns bei dem Rundgang durch die Stadt als Führer zu dienen. Wir besichtigten nun die große Moschee der Tataren und besuchten einige Mullah und tatarische Beamte.

Unser Begleiter fragte, ob wir Lust hätten, einem Ringkampfe zwischen Tataren und Kirgisen beizuwohnen, was wir freudig bejahten. Eine Droschke, führte uns nun nach einem außerhalb der Stadt gelegenen freien Platz, wo bereits eine große Menge versammelt war. Die Zuschauer, fast nur Kirgisen und Tataren, bildeten einen Kreis von ungefähr 10 Meter Durchmesser. Innen hockten einige Reihen Männer, hinter diesen standen etliche und wieder hinter diesen waren einige zu Pferde, die also gewissermaßen das Galeriepublikum darstellten. Der Polizeileiter führte uns durch die Menge und wir ließen uns in der vordersten Reihe im Sande nieder, den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt und in eine Staubwolke gehüllt, welche die Kämpfer aufwirbelten. Die Anwesenden teilten sich in zwei feindliche Parteien, die getrennt voneinander saßen und standen; wir befanden uns auf Seite der Kirgisen, uns gegenüber waren die Tataren. Jede Partei hatte zwei Kampfornner, die in grüne „Khalats“ gekleidet waren und einen Rohrstock trugen. Die zwei von der tatarischen Seite wählten nun aus ihren Reihen einen Kämpfer und forderten dann die Gegner auf, ihren Mann zu stellen, was auch geschah.

Ein junger, hübscher Kirgise, der eine blaue Mütze und einen roten Gürtel trug, stand einem stämmigen Tataren mit gelber Mütze und grünem Gürtel gegenüber. Eine Weile betrachteten sie prüfend einander, dann erfolgte der Angriff,

wobei jeder seinen Gegner an dem Gürtel faßte und mit der andern Hand dessen Handgelenk, Arm oder Schulter zu erfassen strebte; ihre Köpfe waren fest aneinandergepreßt, ihre Körper bildeten in der Beuge beinahe einen rechten Winkel, ihre Füße waren zurückgezogen, damit der Gegner kein Bein zu stellen vermöchte. Derart suchte jeder die Blöße des andern zu erspähen, um ihn dann zum Fall zu bringen. Eine Zeitlang gelang es keinem, einen Vorteil zu gewinnen. Ihre Stirnadern schwellen an, von ihren dunkelbraunen Gesichtern troff der Schweiß. Endlich aber wich der Tatar zurück, den Kirgisen mit Gewalt nach sich ziehend, und als dieser dadurch den festen Halt verlor, versetzte ihm jener einen Stoß mit dem Fuß, der ihn zwar nicht zum Fall brachte, aber doch taumeln ließ. Rasch befreite sich nun der Tatar von seinem Gegner, umklammerte dessen Körper unter der Hüfte und warf ihn dann jauchzend über seinen Kopf hinweg zu Boden. Der arme Kirgise fiel mit solcher Gewalt hin, daß er aus Mund und Nase blutete; aber er vermochte doch ohne Beihilfe sich aufzurichten und schwankend zu seinen Genossen zurückzukehren, begleitet von dem lauten Jubel der Gegner.

Die Erregung war im Steigen, neue Kämpfer traten auf. Obgleich die Hitze, der Staub, die Ausdünstung der dichten und nicht sehr reinlichen Menge fast unerträglich war, blieben wir noch eine Zeitlang bei diesem interessanten Kampfspiel. Zur Aufrechthaltung der Ordnung waren zwei Polizisten anwesend, was ganz überflüssig war, denn es verlief alles in bester Ordnung. Die Besiegten waren nicht erbittert, sie belachten sogar öfter ihr Mißgeschick. Die Kirgisen unterlagen in den meisten Fällen; die Tataren waren vielleicht nicht stärker, aber doch flinker, als ihre nomadischen Gegner und siegten bei drei Ringkämpfen in der Regel zweimal. Als wir um die fünfte Stunde den Schauplatz verließen, währte das Kampfspiel noch fort.

4. Meine Begegnung mit politischen Verbannten.

Unsere erste Begegnung mit politischen Verbannten erfolgte zufälliger Weise durch Vermittlung einer Amtsperson. Zu den vielen Beamten, die wir in Sibirien kennen lernten, zählte auch — begreiflicherweise folgt hier ein fingierter Name — ein Herr Pawlofski, ein recht intelligenter Mann, der lange Zeit eine bedeutende Stellung im russischen Staatsdienst einnahm und der uns als gründlicher Kenner sibirischer Verhältnisse geschildert wurde. Zwar machte Herr Pawlofski schon im ersten Augenblick unserer Bekanntschaft auf mich den Eindruck eines gebildeten, menschlich fühlenden und freisinnigen Mannes, aber ich zögerte doch, ihn über die Verhältnisse der politischen Verbannten auszufragen, denn man gab mir in Petersburg den Rat, in solchen Dingen sehr vorsichtig zu sein, da die Regierung derlei Forschungen sehr mißgünstig aufnehme. Ich beabsichtigte daher, heimlich meine Absichten zu verwirklichen. Es war mir eben unbekannt, daß russische Beamte oft mit den politischen Verbannten sympathisiren und nie hätte ich gedacht, daß mir einer aus ihrer Reihe die Bekanntschaft vermitteln werde. Ich vermied in meinen Gesprächen mit Herrn Pawlofski dieses Thema zu berühren, er hatte also keine Ursache anzunehmen, ich interessiere mich für die revolutionäre Bewegung Rußlands und die politischen Verbannten.

Eines Nachmittags, wir besprachen just amerikanische Verhältnisse, richtete Herr Pawlofski plötzlich die Frage an mich: „Haben Sie, Herr Kennan, hier dem Zuzug junger Leute einige Aufmerksamkeit gewidmet?“

Im ersten Augenblick wußte ich nicht, was diese Frage zu bedeuten habe und antwortete auch in dieser Weise.

„Ich meine,“ sprach er, „die vielen jungen Männer und Frauen, die jetzt aus dem europäischen Rußland hierher geschickt werden; ich dachte, die Sache hätte Ihr Interesse erregt?“ Er sah mich dabei ernst und bedeutungsvoll an, als wollte er mein Innerstes erforschen und ich merkte, daß er auf die

politischen Verbannten anspiele. Trotzdem ließ ich nicht außer Acht, daß ich einen russischen Beamten vor mir habe und antwortete recht vorsichtig, ich hätte davon manches wohl gehört, aber noch nichts selbst beobachtet.

„Mir scheint,“ setzte er die Rede, mit denselben vielsagenden Blicken wie vorher, fort, „diese Bewegung ist eine sehr merkwürdige sociale Erscheinung, ganz danach angethan, das Interesse eines fremden Reisenden zu erwecken.“

Ich bemerkte, daß mich alle socialen Erscheinungen Rußlands ganz besonders interessieren und daß ich sicherlich dieser Bewegung die größte Aufmerksamkeit widmen würde, wäre mir nur erst mehr als bisher davon bekannt.

„Viele dieser Leute sind von reicher Begabung: Männer mit akademischer Bildung und Frauen von beachtungswerten Charakter,“ sprach er wieder.

„Ich hörte davon. Es mag interessant sein, diese Leute näher kennen zu lernen.“

„Gewiß. Es sind Männer und Frauen, die unter andern Umständen dem Vaterlande sehr nützlich sein könnten. Ich staune, daß diese Leute Ihr Interesse noch nicht erweckt haben.“

In dieser Weise sondierten wir einander eine gute Weile, jeder bemüht, die aufrichtige Meinung des andern zu erforschen, ohne seine eigene unbvorsichtig preiszugeben. Immerhin konnte ich aus seinen Worten und Mienen entnehmen, daß er selbst den „jungen Männern und Frauen, die jetzt aus dem europäischen Rußland hierhergeschickt werden,“ ein sympathisches Interesse widmete, daß er es aber nicht wage, offen sich zu äußern, ehe er meiner Vertrauenswürdigkeit sicher sei. Ich wieder war sehr vorsichtig, weil ich fürchtete, diese Äußerungen eines russischen Beamten mögen eine Finte sein, um mir ein Geständnis über den eigentlichen Zweck unserer sibirischen Reise zu entlocken. Daß ein russischer Beamter über die verbannten Feinde der Regierung derart freundlich sich äußern könne, schien mir zu unglaublich, als daß ich nicht mißtrauisch hätte sein müssen.

Müde dieses Versteckspiels sprach ich endlich ganz offen!

„Meinen Sie vielleicht die politischen Verbannten? Sind das die jungen Leute auf die Sie anspielten?“

„Sawohl!“ antwortete er, „ich glaube Sie verständen mich. Meiner Ansicht nach ist die Verbannung nach Sibirien so vieler junger Leute eine Erscheinung, die die Aufmerksamkeit eines Reisenden beanspruchen kann.“

„Sicherlich! Aber wie erfährt man da Näheres? Ich weiß nicht wo die politischen Verbannten sich aufhalten und wie ich ihre Bekanntschaft mache. Auch hörte ich, daß die Regierung dem Verkehr Fremder mit politischen Verbannten nicht sehr gewogen ist.“

„Die politischen Verbannten sind leicht zu finden,“ erwiderte Herr Pawloski, es giebt hier deren genug und nichts hindert Sie, mit ihnen in Verbindung zu treten, wenn es Ihnen gefällt. In Semipalatinsk allein sind 30 bis 40,*) sie gehen auf der Straße wie andere Leute, warum sollten Sie nicht zufällig mit ihnen zusammentreffen können?“

Nachdem das gegenseitige Mißtrauen verschwunden war, wurden wir bald vertraut. Ich überzeugte mich, daß seine sympathischen Worte keine Finte gewesen und er schien der Meinung zu sein, daß ich Vernunft und Takt genug besäße, seine Äußerungen verschwiegen zu halten. Offenherzig gab ich ihm meine Antipathie gegen die Nihilisten zu erkennen, erklärte ihm, daß ich sie für Fanatiker halte, deren wildes Sinnen jedem Staat gefährlich werden müsse.

„Nicht doch!“ meinte er; „es sind vernünftige und besonnene Leute, die uns gar keine Schwierigkeiten machen; der Gouverneur behandelt sie auch recht freundlich.“

Aus der Folge unseres Gespräches erfuhr ich dann, daß alle politischen Verbannten von Semipalatinsk ohne gerichtliches Urteil, auf Befehl des Zaren und auf Verfügung des

*) Diese Schätzung war zu hoch; es befanden sich dort nur 22, darunter vier Frauen.

Ministers des Innern hin verschickt wurden. Ihre Verban-
nungszeit war zwischen zwei bis fünf Jahren festgesetzt, nach
deren Verlauf durften sie, falls die sibirischen Behörden mit
ihrem Betragen zufrieden sind, auf eigene Kosten wieder nach
der Heimat zurückkehren. Einige hatten in Semipalatsinsk
Beschäftigung gefunden und verdienten dadurch ihren Lebens-
bedarf, andere wieder erhielten von Verwandten oder Freunden
in der Heimat Unterstützungen und die übrigen bekamen vom
Staate den für Verbannte bestimmten Betrag: Leute von den
privilegierten Gesellschaftsklassen sechs Rubel, die andern zwei
Rubel siebzig Kopeken monatlich.

„Natürlich,“ meinte Herr Pawlosfski, „sind solche Beträge
für den Lebensbedarf zu gering. Mit neun Kopeken für den
Tag kann keiner leben und wenn die Vermögenderen sie nicht
unterstützen würden, so wäre die Not noch ärger, als sie be-
reits ist. Die meisten sind recht intelligent und der Gouver-
neur Tschelinski erlaubt ihnen, Unterricht zu erteilen, obgleich
das laut Gesetz den Verbannten nicht gestattet ist. Die Frauen
beschäftigen sich auch mit Nähen und Stricken und verdienen
derart etwas Geld. Alle dürfen Briefe absenden und em-
pfangen, erlaubte Bücher und Zeitschriften lesen und besitzen
ein großes Maß persönlicher Freiheit, trotzdem sie unter Po-
lizeiaufsicht stehen.“

„Welcher Art war das Verbrechen dieser Leute?“ fragte
ich. „Waren sie Verschwörer?“

„O nein,“ entgegnete Herr Pawlosfski lächelnd, „sie waren
nur „neblagonadezhni“ (unzuverlässig). Einige gehörten
verbotenen Vereinen an, andere besaßen oder führten verbotene
Bücher, wieder andere waren mit Leuten befreundet, die als
politische Verbrecher galten, oder hatten an Studentenunruhen
teilgenommen. Die meisten sind eben administrativ Versich-
tete, das heißt Leute, bei welchen es die Regierung für gut findet,
sie aus der Heimat zu entfernen und in irgend einem Teil
des Reiches unter Polizeiaufsicht zu stellen. Eigentliche Ver-
schwörer, Männer und Frauen, die bei aufrührerischen Hand-

lungen thätig waren, werden in entlegene Gegenden Sibiriens verschickt und müssen dort Zwangsarbeit verrichten. Nach den Steppenprovinzen verbannt zu werden, gilt als leichte Strafe, die gewöhnlich nur den auf administrativem Wege Verschiedten wird.

Ich fragte nach den Charakter der politischen Verbannten.

„Ich könnte Ihnen da nichts Nachtheiliges berichten. Übrigens, wenn Sie sich für diese Leute interessieren, so will ich Sie mit ihnen bekannt machen. Sie können sich dann leicht ein Urtheil bilden.“

Ich erklärte, diese Bekanntschaft wäre mir recht lieb und er schlug vor, wir sollten nun gleich einen jungen Verbannten, Namens Lobonofski auffuchen, der jetzt einen Vorhang für das kleine Stadttheater male. „Er ist eine Art Künstler,“ fügte Herr Pawloski dazu, und hat einige Skizzen aus Sibirien gezeichnet. Sie zeichnen ja auch und sammeln derlei Skizzen, was Wunder, wenn Sie nun die seinigen zu sehen wünschen!“

„Gewiß! Skizzen lieb' ich über alles und auch Theater=vorhänge interessieren mich, mag auch der Maler Nihilist sein.“

Sein Wagen stand vor der Thür, wir fuhren nach dem Hause, wo der Erwähnte den Theatervorhang herstellte.

Heute, nachdem ich ein volles Jahr mit politischen Verbannten verkehrte, ist es mir kaum mehr möglich, mich in jene Begriffe wieder hinein zu finden, die ich vor dieser Zeit von jenen Leuten hatte. Ich hielt diese Nihilisten für verdrossene, halbgebildete Starrköpfe, für Fanatiker, stets bereit sich aufzuopfern, aber auch für Personen mit den tollsten Begriffen von Staat und Gesellschaft und nur mit dem Geringsten dessen versehen, was wir gesunden Menschenverstand nennen. Selbst nach dem, was Herr Pawloski mir gesagt, wähnte ich doch nur in dem Vorhangmaler einen langhaarigen, wild umher blickenden Gesellen zu finden, der sich in Verwünschungen gegen jede Regierung ergehen durfte und mir vielleicht auch zumuten könnte, die Ermordung des Zaren Alexanders II. gutzuheißen.

Das Blockhaus, in dem sich Herr Lobonofski Kunstwerkstätte befand, hatte sonst keine Bewohner; wir traten unangemeldet ein. Als ich und mein Begleiter eintraten, sah ich ein großes Stück Leinwand, das eine ganze Wand bedeckte, einen blonden, etwa 30 jährigen Mann, gekleidet in braunen Leinen, in den Händen Pinsel und Palette. Seine stämmige Gestalt war ebenmäßig, seine Umgangsformen zeigten den gebildeten Mann. Er hatte klare Blauaugen, ein dichtes Blondhaar, das in die hohe Stirne hing. Der volle blonde Bart gab dem schön geformten Kopf einen Ausdruck würdiger Männlichkeit. Sein offenes, gutmütiges Gesicht bekundete eine leicht erregbare Feinsühligkeit, aber zugleich auch Kraft und Selbstbeherrschung.

Herr Pawlofski stellte mich als einen amerikanischen Reisenden vor, der ein lebhaftes Interesse hege für sibirische Landschaften und der auch seine Skizzen besichtigen möchte.

Herr Lobonofski begrüßte mich mit gelassener Freundlichkeit; dann brachte er seine Zeichnungen herbei, deren Mängel entschuldigend. Er habe sie im Gefängnis auf grobem Papier gezeichnet und mußte sich auf Abbildungen von Gegenden beschränken, die er vom Fenster seines Gefängnisses erblicken konnte.

Die Skizzen zeigten eine ungeübte Hand, obgleich sie nicht ohne Talent angefertigt waren. Sie stellten das Innere von Gefängnissen, Porträts der Gefangenen und eine Reihe Landschaftsbilder dar.

Unser Gespräch beschränkte sich hauptsächlich auf die vorliegenden Gegenstände, politische Fragen wurden nicht erörtert. Er erzählte von seiner Fahrt nach Sibirien in einer Weise, als ob es eine freiwillige gewesen wäre; nichts von seiner Erzählung ließ erkennen, daß er ein Nihilist, ein Verbannter sei, außer es kam just die Rede auf ein Gefängnis oder Stappenhaus. Er war ruhig, bescheiden, offenherzig und mußte sich taktvoll in jede Wendung des Gespräches hineinzufinden. Ich beobachtete ihn genau, konnte jedoch keine Spur von Über-

Spanntheit an ihm finden. Er mochte meine kritischprüfenden Blicke bemerken, ich sah ihn an, wie man eine bisher unbekannte Art von Verbrechern anzusehen pflegt — aber er zeigte dabei weder Verlegenheit noch Selbstbewußtsein, sondern benahm sich mit der würdigen Ruhe eines wohlerzogenen Gentlemans. Nach einer halbstündigen Unterhaltung verließ ich ihn und er lud mich dabei ein, ihn abends in Gesellschaft des Herrn Frost zu besuchen; er erwähnte dabei, daß er einige Freunde einladen werde, um sie mit uns bekannt zu machen. Ich dankte und versprach zu kommen.

„Nun,“ frug mich Herr Pawloski, als wir fortgegangen waren, „wie gefällt Ihnen dieser politische Verbannte?“

„Er machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck. Sind alle so?“

„Das möchte ich nicht behaupten, aber es sind keine bösen Menschen. Es befindet sich hier in der Stadt noch ein interessanter Verbannter, den Sie kennen lernen müssen, ein Herr Leontieff. Er ist in der Schreibstube des Friedensrichter beschäftigt, wo er mit ihm anthropologische Studien über die Kirgisen vornimmt. Mir scheint, sie arbeiten jetzt an einer Monographie über die Bräuche der Kirgisen. Besuchen Sie doch den Friedensrichter Herrn Makowetski! Er wird Ihnen dann wahrscheinlich Herrn Leontieff vorstellen; Sie werden in beiden recht vernünftige und intelligente Männer finden.“

Ich besuchte den Friedensrichter unter dem Vorwand, seine Erlaubnis zum Abzeichnen kirgisischer Geräte in der Stadtbibliothek zu erbitten, zu deren Direktion er gehörte. Herr Makowetski schien von meinem Wunsche sehr erfreut zu sein und stellte mir wirklich auch seinen Sekretär Herrn Leontieff vor, der mir die nötigen Auskünfte über den kirgisischen Volksstamm geben sollte. Leontieff war ein junger Mann mit sympathischen Zügen, etwa 25 Jahre alt, etwas unter Mittelgröße; Bart und Haar waren hellbraun, die Augen grau, die Nase ein wenig gebogen und das Kinn gerundet. Er machte den Eindruck eines denkenden, den Wissenschaften ganz

ergebenen Mannes. Später erfuhr ich, daß er der Sohn eines Offiziers sei, der früher die Kosakengarnison von Semipalatinsk kommandierte. Als Knabe wurde er in der kaiserlichen Pagenschule zu Petersburg erzogen, etwa 18 Jahre alt kam er an die Universität, wo er nach vierjährigen Studien unter der Beschuldigung verhaftet wurde, mit den politischen Gefangenen der Petropawlowskfestung in geheimer Verbindung zu stehen. Auf administrativem Wege wurde er dann für die Dauer von fünf Jahren nach Westsibirien verschickt.

Obgleich er sich reservierter verhielt als Herr Lobonofski, machte er doch keinen minder günstigen Eindruck auf mich, und als ich nach einer halbstündigen Unterhaltung mit ihm heimkehrte, dachte ich mir, daß ich meine Meinung über Nihilisten stark ändern müsse, wenn alle diesen beiden glichen.

Um acht Uhr abends klopfen wir, Herr Frost und ich, an der Thür Lobonofskis, der uns freundlichst willkommen hieß. Er bewohnte in einem kleinen Holzhaus unweit unseres Hotels ein einziges Stübchen, dessen Holzwände getüncht waren und auf dessen ungehobelten Dielen kein Teppich lag. Rechts von der Thür befand sich eine einfache, angestrichene Bettstelle, im Winkel dahinter ein dreieckiges Tischchen, worauf einige Bücher lagen, darunter Herbert Spencers „Moralische, politische und ästhetische Untersuchungen“ und seine „Grundzüge der Psychologie“. Gegenüber befand sich ein einfaches Gestell, worauf auch etliche Bücher lagen, darunter das Neue Testament in englischer Sprache, ein Herbarium aus grobem Packpapier und ein Opernglas. Zwischen zwei Fensterchen, die in den Hof mündeten, stand ein großer unangestrichener Holztisch ohne Decktuch, und darauf lag eine französische Übersetzung von Balfours „Erhaltung der Kraft“, die Lobonofski bei unserm Eintritt just las. Außer noch einigen Holzstühlen wies das Stübchen keine weiteren Gegenstände auf. Diese ganze ärmliche, aber sauber gehaltene Einrichtung zeigte, daß deren Besitzer nur das allernötigste sich gewähren konnte.

Er richtete verschiedene unsere sibirische Reise betreffende

Fragen an uns, drückte seine Freude aus, in seinem Heim Amerikaner begrüßen zu können, und sprach dann lächelnd zu mir:

„Sie haben wahrscheinlich in Amerika Entsetzliches über die Nihilisten gehört.“

„Sawohl,“ antwortete ich, „wir hörten von ihnen nie anders als in Verbindung mit Verschwörungen oder Mordversuchen; ich muß gestehen, daß ich eine recht schlechte Meinung von ihnen hatte. Das Wort Nihilist ist bei uns die Bezeichnung für eine Person, die alles Bestehende zu vernichten strebt.“

„Nihilist ist eine veraltete Bezeichnung,“ erklärte er, „die heute nicht mehr für die revolutionäre Partei Rußlands paßt, wenn sie überhaupt je gepaßt hat. Ich glaube nicht, daß Sie in ganz Sibirien auch nur einen einzigen Nihilisten finden werden, der Ihren Vorstellungen entspricht. Natürlich giebt es unter den Gegnern der Regierung Leute verschiedenster Ansichten, auch einige, die ein Schreckenssystem für nötig finden und zum Sturz der Regierung selbst den politischen Mord für berechtigt halten, aber selbst diese Terroristen planen nicht die Vernichtung alles Bestehenden. Ich glaube, jeder würde gern die Waffen strecken, wenn in Rußland eine konstitutionelle Regierung, Rede- und Pressfreiheit eingeführt würden, wenn die willkürlichen Verhaftungen und Verschickungen ein Ende nähmen. Kennen Sie die Zuschrift, welche die russischen Revolutionäre an Zar Alexander III. bei seiner Thronbesteigung gerichtet haben?“

„Nein!“ antwortete ich, „aber ich hörte davon.“

„Es drückt die Wünsche der Partei aus und das feierliche Versprechen, von allen Gewaltthaten künftig abzustehen, wenn der Zar Redefreiheit gewährt, wenn er eine Nationalversammlung einberufe; sie erklärten auch, dieser von der Nationalversammlung gebilligten Regierung keine Opposition machen zu wollen. Leute, die solche Bedingungen stellen, planen doch nicht die Zerstörung alles Bestehenden! Sie werden doch wissen,

daß bei Ermordung des Präsidenten der Union, Garfield, „Der Bote des Volkswillens“, das Organ der russischen Revolutionspartei mit einem Trauerrand erschien, daß dieses Blatt in einem beredten Leitartikel den politischen Mord entschieden mißbilligte, in einem Lande, wo die Presse frei ist, wo ein öffentliches Gerichtsverfahren besteht, wo die Regierungsbeamten vom Volke gewählt werden?“

„Das ist mir unbekannt,“ antwortete ich.

„So ist es,“ fuhr er in seiner Rede fort. „Die Ermordung Garfields galt als politisches Verbrechen und wurde doch selbst von den entschiedensten russischen Terroristen mißbilligt.“

Das Erscheinen dreier junger Männer und einer Dame unterbrach unser Gespräch. Herr Lobonofski stellte sie uns als mit ihm befreundete Verbannte vor. Das äußere Erscheinen dieser Leute bot nichts Auffallendes. Einer von ihnen schien ein flotter Student, im Alter von ungefähr 25 Jahren zu sein, die andern zwei hatten das Aussehen gebildeter Bauern oder Handwerker von echt russischem Typus. In ihren Gesichtern lag Schwermut und auch etwas Apathie; das Leben und die Verbannung mochten sie vergrämt und verbittert haben. Die Dame, Frau Diceskula, zeigte dagegen ein heiteres Temperament. Sie war ungefähr 30 Jahre alt, hatte eine schlanke, wohlgeformte, aber etwas zarte Gestalt, gekürztes braunes Haar, das in geschmeidigen Locken auf den Nacken fiel; das intelligente Gesicht zeigte Spuren vergangener Schönheit, die wohl von Wind und Wetter, vom Aufenthalt in den Gefängnissen und Stappenhäusern vernichtet wurde. Sie trug ein nettes Kleid von dunklem Stoff, an Hals und Ärmel mit weißen Spitzen verziert. Ihr Benehmen zeigte nichts von jener Härte und Excentricität, die ich bei Frauen dieser Art zu finden glaubte. Sie sprach gut und geläufig, lachte zuweilen recht heiter, wenn sie von ihrer Reise nach Sibirien erzählte und entschuldigte die auffallende kurze Haartracht mit dem Umstand, daß sie ihr im Gefängnis abgeschnitten wurden. Recht humoristisch wußte sie die Abenteuer zu schildern, die sie in der

Kirgisensteppe zwischen Akmola und Semipalatinsk erlebte. Daß sie neben ihrem Frohsinn auch ein tiefsinniges Gemüt besaß, zeigte sich in der Weise, wie sie uns einige Erlebnisse in Sibirien mittheilte. Sie war z. B. gerührt von der Theilnahme, welche die Bauern von Kamitschlowo, ein Dorf, das sie auf dem Wege zwischen Sektarinenburg und Tjumen passierte, für die Verbannten bekundeten, jene hatten nämlich das dort befindliche Stappengefängnis gründlich gereinigt und mit Blumen geschmückt.

Nach der achten Stunde brachte Herr Lobonofski einen dampfenden Samowar herbei; Frau Dicheßkula bereitete Thee und wir saßen dann den ganzen Abend an dem großen Tisch gesellig beisammen, als wären wir alte Bekannte, und sprachen über die revolutionäre Bewegung Rußlands, das Verbannungs-system, Kunst, Wissenschaft und auch über amerikanische Verhältnisse. Die vernünftige, ruhige Art, mit der diese Verbannten alles besprachen, machte den besten Eindruck auf mich; da war nichts von jener Leidenschaftlichkeit und Verbitterung zu merken, die ich bei ihnen vorausgesetzt hatte, nicht die mindeste Absicht durch Klagen und Übertreibungen ein Mitgefühl für ihre Leiden zu erwecken.

Der Dame wurde bei ihrer Verhaftung der größte Teil ihrer Effecten fortgenommen, sie mußte ein Jahr im Stappengefängnis zu Moskau in Einzelhaft verbringen, um dann ohne Urtheil nach einem öden Ort der sibirischen Provinz Akmolinsk verschickt zu werden, und endlich von dort mitten im Winter nach Semipalatinsk. Und das alles besprach sie ohne jeden Nachdruck. Um die elfte Stunde verabschiedeten wir uns; wir hatten einen recht interessanten und angenehmen Abend gehabt.

Am nächsten Morgen fuhren wir mit Herrn Lobonofski und Frau Dicheßkula am rechten Ufer des Irtysch entlang nach einem nur wenige Meilen entfernten Pappel- und Espengehölz, wo sechs bis acht politische Verbannte die Sommerzeit in Zelten verbrachten. Da waren im Schatten der Bäume ein großes Kirgisenzelt und einige kleinere Zelte aus Baum-

Wollstoff aufgeschlagen, in denen einige Männer und Frauen lebten, welche der Hitze und dem Staub der Stadt auf diese Weise zu entrinnen suchten. Es waren darunter zwei junge Mädchen, etwa siebzehn Jahre alt, die noch in eine Schule zur Vollendung ihrer Erziehung gehörten. Ich konnte nicht fassen, warum man diese verbannt hatte, staatsgefährlich konnten sie doch nicht geworden sein. Als ich ihnen die Hand reichte und die mädchenhafte Scheu und Verlegenheit bemerkte, die flüchtige Röte ihrer Wangen, wenn ich das Wort an sie richtete — da empfand ich zum erstenmal ein Gefühl der Verachtung gegen die russische Regierung. „Wenn ich Zar wäre,“ sagte ich zu Mister Frost, „mit einem Heer von Soldaten und Polizisten zu Befehl, und ich müßte mich vor Schulmädchen derart ängstigen, daß ich nicht ruhig schlafen könnte, ehe sie verbannt sind — ich würde lieber zu gunsten eines stärkeren und mutigeren Mannes auf den Thron verzichten.“ Der Gedanke, daß die mächtige russische Regierung sich nicht anders vor jungen halbwüchsigen Mädchen zu schützen wisse, als sie ihren Familien zu entziehen und nach einer asiatischen Einöde zu versetzen, kam mir geradezu läppisch vor.

In diesem schattigen Lager verbrachten wir den ganzen heißen Sommertag. Mister Frost skizzierte und ich plauderte mit den jungen Leuten, las einem, der just das Englische lernte, aus Irving vor, beantwortete ihre Fragen über Amerika und richtete auch an sie Fragen über Rußland und Sibirien.

Gegen Abend kehrten wir in die Stadt zurück und begaben uns zu Herrn Leontieff, der den größten Teil der Verbannten, die ich noch nicht kannte, zu sich geladen hatte. Er empfing uns in einer Stube, die größer und besser eingerichtet war als jene Lobonofski's, aber ich bemerkte auch hier nichts, was meine Aufmerksamkeit hätte erregen können, ausgenommen vielleicht das Porträt Spencers, das an der Wand hing. Es waren mehr als ein Duzend Verbannte anwesend, darunter Herr Lobonofski, Frau Dichefskula, Dr. Bogomolets, ein jun-

ger Arzt, dessen Gattin zu Zwangsarbeit in den Bergwerken von Kara verurteilt war, und zwei Geschwister Prijedestki.

Die Unterhaltung, die nun folgte, war lebhaft und ungewungen. Auf meine Fragen hin erzählte Leontieff manches von der Stadtbibliothek, welche Annehmlichkeiten sie den Verbannten böte und wie nützlich sie auch für die geistige Entwicklung der Bewohner sei. „Selbst die Kirgisen,“ erzählte er, „machen von ihr Gebrauch. Ich kenne hier einen alten Kirgisen der Buckle, Mill und Drapper lieft.“

„Ein Kirgise?“ rief ein Student verwundert fragend aus.

„Jawohl!“ antwortete Leontieff. „Bei unserer ersten Begegnung mußte ich staunen, als er mich bat, ihm den Unterschied von Induktion und Deduktion zu erklären. Später kam ich dahinter, daß er die englischen Philosophen studierte und die Werke aller der erwähnten Autoren in russischer Übersetzung gelesen hatte.“

„Glauben Sie, daß er sie verstanden hat?“ fragte der Student wieder.

„Ich habe ihn an zwei Abenden über Drappers „Die geistige Entwicklung Europas“ ausgefragt und ich merkte, daß er das Gelesene begriffen hat,“ antwortete Leontieff.

„Ich bemerke,“ sprach ich, „daß manche Bücher, hauptsächlich englische Autoren, dem allgemeinen Gebrauch entzogen sind, trotzdem sie doch von der Censur geprüft wurden. Wie kommt's, daß Bücher erst erlaubt und dann verboten werden?“

„Unsere Censur ist sehr wunderlich,“ bemerkte einer der Anwesenden. „Wie erklärt sich, daß Adam Smiths „Reichtum der Nationen“ verboten ist, während Darwins Werke frei sind. Diese sind doch sicherlich gefährlicher, als jene.“

„Man erklärt sich die Sache folgendermaßen,“ begann da ein anderer, „die Liste der verbotenen Bücher wird aufgestellt, indem die Polizei alle Titel der Bücher notiert, die bei Personen, welche aus politischen Gründen verhaftet werden, gefunden wurden. Zufällig war auch das erwähnte Buch darunter, folglich mußte der Inhalt staatsgefährlich sein.“

„Als ich verhaftet wurde,“ erzählte Lobonofski, „nahm die Polizei sogar ein französisches Geschichtswerk in Beschlag, das ich der öffentlichen Bibliothek entnommen hatte. Sie entdeckte nämlich bei flüchtiger Durchsicht, daß das Wort Revolution zuweilen vorkomme und das genügte. Vergeblich suchte ich, ihr begreiflich zu machen, daß in der Geschichte Frankreichs notwendigerweise auch die französische Revolution besprochen werden müsse. Mein Brüderchen hatte eine kleine Dampfmaschine recht plump nachzuahmen versucht — es wurde als Höllemaschine konfisziert.“

Unter allgemeiner Heiterkeit wurden noch einige Anekdoten erzählt, die das Vorgehen der russischen Polizei kennzeichneten, dann kamen andere Dinge zum Gespräch. Dieses bekundete den hohen Grad Intelligenz der anwesenden Verbannten: Shakespeare, Mill, Spenser, Buckle, Balfour, Steward, Heine, Hegel, Lange, Irving, Cooper, Longfellow, Bret Harte und Harriet Beecher-Stowe wurden besprochen oder citirt. Sie kannten die amerikanischen Verhältnisse besser, als man es von jemandem in Europa, geschweige gar in Sibirien, erwarten konnte. Nach einem einfachen, aber schmackhaften Abendessen, wobei ein vorzüglicher Thee nicht fehlte, sangen sie uns einige der schwermuthsvollen russischen Volkslieder vor, wonach wir etliche amerikanische Kriegs- und Studentenlieder, ja sogar Negerfang zum Besten gaben.

Es fehlte nicht viel von Mitternacht, als wir uns verabschiedeten und ins „Hotel Sibir“ zurückkehrten.

Es ist mir natürlich nicht möglich, den Inhalt meiner Unterhaltungen mit den politischen Verbannten in Semipalatinsk auch nur auszugsweise wiederzugeben; ich will nur den Eindruck äußern, den sie auch auf mich machten:

Es sind wirklich, wie Herr Pawloski sagte, Leute, die ihrer Heimat unter anderen Verhältnissen sehr nützlich werden könnten. Wenn sie in der Verbannung leben, so ist es nicht, weil ihnen Lust und Liebe fehlt, dem Vaterlande zu dienen, sondern weil die Regierung, die sich das Recht anmaßt, für das

russische Volk zu denken und zu handeln und zwar gänzlich im Widerspruche mit dem Geist der Zeit.

Samstag, am 18. Juli besichtigten wir das Stadtgefängnis, suchten noch über das Verbannungssystem so viel wie möglich zu erfahren, nahmen von unseren Freunden Abschied, besorgten uns neue Padorozhnaja und verließen dann mit drei Postpferden die Stadt, um einen Ausflug ins Altaigebirge zu machen. Dieses wilde Alpengebiet liegt an der Grenze der Mongolei, mehr als 500 Kilometer östlich von Semipalatinsk und etwa 1000 Kilometer südlich von Tomsk. Die deutschen Reisenden Finsch und Brehm erreichten im Jahre 1876 den Rand dieses Gebirges; aber die hohen Schneekuppen der Katuski- und Chuiszialpen waren bisher noch nie von Fremden, sondern nur von wenigen Russen bestiegen worden.

Wir fuhren am rechten Ufer des Irtysh etwa 200 Werst über eine weite gewellte Steppe, die mit dürrer Gras bedeckt war; nur an einzelnen Stellen, dort wo die Steppe von kleinen dem Irtysh zueilenden Flüsschen bewässert wurde, gab es ein üppiges Grün. Die Kosakendörfer unterwegs unterschieden sich nicht wesentlich von jenen, die wir früher erblickten, nur die Häuser waren in besserem Zustande und ließen daher auf eine wohlhabendere Bevölkerung schließen. Die Vorliebe der Russen für bunte Farben gab auch hier die Kleidung zu erkennen; es war ein hübscher Anblick, wenn die Kosaken Sonntags in ihrer Festtracht durch die Dorfstraßen schritten, oder wenn sie plaudernd, scherzend und Melonen essend im Schatten der Häuser saßen, oder wenn sie nach Sonnenuntergang bei Geigenstrich und Guitarenklang einen Tanz aufführten.

Je weiter wir aufwärts des Irtysh kamen, je heißer wurde es auch, je kahler zeigte sich die Steppe, so daß wir in einer Wüste Arabiens oder Nordafrikas zu sein wähnten. Das Thermometer zeigte täglich 90 bis 100 Grad Fahrenheit im Schatten. 30 bis 50 Meter hohe Sandhosen zogen langsam und majestätisch über die sonnenverbrannte Ebene. Wir

konnten die Spur eines kirgisischen Reiters an dem Staub, den sein Pferd aufwirbelte, acht Kilometer weit verfolgen. Hitze und Durst quälten mich entsetzlich. Um mich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, wickelte ich mich in eine vierfach zusammengelegte Decke und legte ein Federkissen auf meine Beine, was mir ein wenig Kühle bot. Ich saß jedoch an der Sonnenseite und wurde endlich so erschöpft, daß ich meinen Genossen bitten mußte, seinen Platz mit dem meinigen zu vertauschen; er wickelte sich dann in derselben Weise ein, wie ich es früher gethan und vermochte es nun bis abends auszuhalten.

Ein russischer Offizier erzählte mir früher von der Hitze, die im Sommer im Irtyshthal herrsche, daß sie Ohnmacht und Erbrechen verursache; er riet mir zwischen elf Uhr morgens und drei Uhr nachmittags nicht zu reisen, was ich als scherzhafte Übertreibung lächelnd aufnehmen wollte. Er versicherte mir jedoch, das sei vollkommener Ernst und erklärte, daß Soldaten während des Marsches oft solche Anfälle bekamen. Er meinte damit den Sonnenstich, dessen Art ihm ganz unbekannt zu sein schien und dessen Folgen er für eine Eigentümlichkeit der Sommerhitze im Irtyshthal hielt.

Bei der Station Veroninskaja, mitten in dieser durchglühten Steppe, und bei einem Thermometerstand von 103 Grad wehte uns ein heißer Sandsturm aus Südosten an. Der Sand und der feine heiße Staub wurden mehr als 30 Meter hoch aufgewirbelt und setzten in dichten Wolken, die den Atem beklemmten, an uns vorüber, so daß auch jeder Ausblick unmöglich war. Obgleich wir in der Richtung des Sturmes und nicht dagegen fuhren, war es uns fast zwei Stunden lang kaum möglich zu atmen und als wir endlich in Tcheremschanskaja anlangten, konnte man nach unserem Aussehen kaum unterscheiden, ob wir Kirgisen oder Amerikaner sind, ob Schwarze oder Weiße. Ich trank ein großes Gefäß voll kalter Milch, womit aber mein Durst noch nicht gelöscht war. Frost wusch sich den Staub aus den Augen, stürzte dann sieben Becher Milch hinunter und that schließlich den Ausspruch: „Glaubt

da Einer, daß es in Sibirien nicht heiß ist, so soll er nur mich fragen!"

Bei der Station Malo-Krasnojarskaja-ließen wir den Irtsch rechts liegen und bekamen ihn nicht wieder zu Gesicht. Nachmittags erreichten wir die ersten Berge des Altaigebirges und begannen langsam den Aufstieg zur Station.

Am nächsten Tag in den Abendstunden fuhren wir über kühle Bergwiesen, deren frisches Gras mit bunten Blumen durchsetzt war, über uns schneebedeckte Berggipfel. Der Übergang von der dünnen, sonnendurchglühten Steppe in diese prachtvolle „sibirische Schweiz“ war so verblüffend, daß wir unsern Augen kaum trauten. „Träumte ich gestern nur von dieser entsetzlichen Wüste mit ihren Sandhosen und gebleichten Totengerippen, oder ist ein derartiger Wechsel in 24 Stunden wirklich möglich?“ fragte ich mich selbst.

Meine von der Steppe ermüdeten Augen erquickten sich an dem Anblick der landschaftlichen Schönheit, die sich immer mehr offenbarte, je näher wir der Altaistation kamen. Links sahen wir eine Hügelkette, die im Widerschein geröteter Wolken strahlte, und auf deren sanftem Abhang eine Fülle Blumen wuchs; rechts, fast unmittelbar an der Straße, erhob sich eine Kette hoher, kühngeformter Berge, deren bis 3000 Meter hohe Gipfel mit frisch gefallenem Schnee bedeckt waren und die ein breiter Gürtel immergrünen Waldes umgab. Unten ein parkähnliches Thal, durch welches im Schatten der Bäume unsere Straße führte, über klare Gebirgsflüsse, die kastadenartig niederplätscherten, über grüne Wiesen, wo Blumen und Früchte wuchsen. Nach einer Fahrt von 4800 Kilometer fast nur in der Steppe machte dieses Landschaftsbild einen überwältigenden Eindruck auf mich.

Wir erreichten die Altaistation — die Kirgisen nennen sie Koton Karaghaj — um sechs Uhr nachmittags. Nie werde ich das Entzücken vergessen, das mich ergriff, als ich vor der Einfahrt ins Dorf zurückschaute. Noch nie sah ich eine Berglandschaft, die dieser an Schönheit glich, obgleich ich die Sierra

Nevada, das Gebirge von Nicaragua, von Kamtschatka und den Kaukasus nach allen Richtungen durchzogen hatte. Giebt es irgendwo in der Welt ein schöner liegendes Dorf als diese Altai-station, so will ich das Weltmeer durchschiffen, um es aufzusuchen.

Die Station selbst war kaum mehr als ein Kosakenvorposten; sie bestand aus 70 bis 80 Blockhäusern, hatte breite, saubere Straßen und eine hübsche kleine Kirche aus Holz. Vor jedem Haus befand sich ein Vorgärtchen, das mit Birken, Silberpappeln und Gesträuch bepflanzt war; auf beiden Seiten der Straße wurden diese Gärtchen von klaren, eiskalten Gebirgsbächen durchrieselt. Überall ist das Murmeln des niederrieselnden Wassers zu vernehmen; um zu erkennen, wie lieblich das klingt, muß man erst einen Monat lang durch die dürrn, staubigen Steppen des Irdisch gefahren sein. Diese kleinen, lebhaften Wässerchen scheinen auch etwas von der frischen Luft der Bergeshöhen, wo sie entsprangen, mit sprudeln zu lassen, denn wie hoch immer auch das Thermometer steigt — seine Behauptung wird widerlegt von dem Rauschen der Wasser, die so munter von Schnee und Gletscherhöhen schwätzen, daß man, die Wahrheit vergessend, dem plätschernden Schwätzer willig Glauben schenkt.

Wir blieben einige Tage in der Station, machten mit dem russischen Kommandanten Ausflüge in die benachbarten Gebirge, photographierten Kirgisen, die in des Dorfes Nähe lagerten, und erkundigten uns über die im Osten liegenden Berge, die wir zu besteigen beabsichtigten. Montag am 27. Juli wollten wir einen Ritt in die Katunski-Alpen oder „Beilki“, die höchsten Gipfel des Altaigebirges, machen. An diesem Tage war auch der Namenstag des russischen Kommandanten, und um diese Feier zu begehen und dabei auch uns ein Stück Weges zu begleiten, lud er eine Gesellschaft zu einem Picknick an die Stromschnellen des Buchtarma ein, die ungefähr 15 Werst entfernt waren.

In Gesellschaft des Kommandanten, seiner Frau und seiner Tochter, des Kosakenhetmans, eines politischen Verbannten

und seiner Frau und noch einiger Damen und Offiziere ritten wir dahin. Der Zug, von 15 Kirgisenreitern in bunten Beschuets mit Silbergürteln begleitet, bot uns ein ungewöhnlich schönes Bild.

Der Kommandant hatte schon in den Morgenstunden zwei kirgisische Zelte, Teppiche, Kissen, Kochgeräte und Lebensmittel vorausgeschickt; wir fanden daher bei unserer Ankunft bei den Stromschnellen aufgerichtete Zelte, Teppiche und Kissen für die Damen ausgebreitet, ein loderndes Feuer und einen duftigen Thee. Nach der Mahlzeit wurde botanisiert, gesücht, nach Schmetterlingen gejagt, gesungen und noch manches Spiel zum Zeitvertreib vorgenommen. Als Mister Frost und ich abends Abschied nahmen, wären wir beide wohl lieber eine Woche hier unter diesen Zelten geblieben, als uns in den Katunski-Alpen herumzutreiben.

Die Nacht verbrachten wir auf dem Kosakenposten Singistei, zwei neuerbaute Blockhäuser in Buktarmathale. Dienstag kamen wir durch das malerisch gelegene Dorf Arul und erreichten den Kosakenposten Berel, den eigentlichen Ausgangspunkt unserer Gebirgstour. Mittwoch früh brachen wir von hier auf, mit zwei Kosaken als Führer, fünf Kirgisenpferden und Lebensmitteln, die für eine Woche ausreichten. Zwei Stunden kletterten wir an einen steilen Kirgisenpfad, der in Serpentinien aufwärts führte, empor. Nachdem wir im Kirgisenlager, auf dem Gipfel, in einer Höhe von tausend Metern über dem Ufer des Buktarma eine kurze Rast hielten, ritten wir gegen Norden in die wilde Gebirgslandschaft. Nach einem mühevollen Ritt von dreißig Werst auf dem steilen, gefährlichen Pfad, gelangten wir in das Thal der heißen Quellen von Nathmanoski. Von hohen Bergen umschlossen, fanden wir da einen kleinen klaren Bergsee und an dessen Rand eine verlassene Hütte; wir beschloffen hier zu übernachten.

Ein heftiger Regen verhinderte uns am nächsten Tage unsere Reise fortzusetzen, das konnten wir erst am dritten Tag, nachdem das Wetter wieder günstiger geworden. Die letzten

sechzig Werst unseres Ritts boten uns manche Gefahren und Schwierigkeiten. Der Weg führte über riesige, steile Höhen, über tiefe Thäler, in welche wir hinabgelangten, indem wir den Lauf der ungestümen Bergflüsse folgten, über Gletschermoränen, Steingeröll, über Sümpfe, durch Gestrüpp und zwischen niedergeschmetterte Bäume, durch steile Schluchten, wo es uns nur mit Mühe gelang, das Gleichgewicht zu erhalten und im Sattel zu bleiben. Unsere Pferde glitten die Hälfte des Weges auf allen Vieren, wobei sich Steinblöcke löslösten, die in die Tiefe stürzten und dort zerschellten. Wir waren Gebirgstouren nichts neues; ich habe Kamtschatka reitend durchstreift, und habe den Kaukasus dreimal überschritten, einmal sogar in einer Höhe von mehr als 4000 Meter, aber ich muß gestehen, daß mir hier beim Abstieg in die Thäler des Kathmanofski, des schwarzen Berel, des weißen Berel, des Katur, unheimlich zu Mute wurde. Ein solcher Abstieg ist auch nur mit Kirgisienpferden möglich; einmal stürzte mein Roß mit mir, aber ich blieb unverletzt.

Die Gegend, die wir bereisten, war Urwald, der einen Wildreichtum aufwies und nur von den „Kirgisien der wilden Berge“ durchschritten wurde. Wir sahen „Marals“ (das sibirische Elch), Wölfe, wilde Schafe und auch manche frische Bärenspur im Grase. Wir verscheuchten wilde Ziegen und hätten Hunderte von Rebhühnern, Wildenten, Wildgänsen, Adler und Kraniche schießen können.

Die Flora der niedrigen Thäler war sehr mannigfaltig; wir erblickten schöne, wilde Stiefmütterchen in verschiedenen Variationen, Nelken, Spireen, zwei Arten Enzian und noch gar viele Arten, darunter solche, die ich bisher noch nie gesehen. Auch fand ich hier manches wild wachsen, was bei uns nur Kulturpflanze ist, so: Rharbarbar, Sellerie, Johannis- und Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Heidelbeeren, Kirschen, Aprikosen und noch manches andere. Die meisten Beeren waren gereift, die Johannisbeeren so groß und in so üppiger Fülle wie es nur sorgsame Pflege hervorzubringen

vermag. Es war ein großartiges Bild wilder Schönheit, das alles übertraf, was ich im Kaukasus erblickte.

Samstag, am ersten August erreichten wir den Abhang jenes Berggründens, der die Wasserscheide bildete und uns von der Hauptkette der Katunskialpen noch schied. Wir lagerten nachts in einem Bergthale, am Ufer des weißen Berel, der einige Kilometer höher aus einem großen Gletscher schäumend hervorbrach. Die Luft war kalt, aber klar; wir zündeten ein Lagerfeuer an, um das wir die Nacht verhältnismäßig gut verbrachten. Am nächsten Morgen bestiegen wir den bei 700 Meter hohen Gipfel und blickten nun hinab in das wilde Thal des Katun, aus dem die „Katunski Pfeiler“, die höchsten Spitzen des russischen Altai, emporragen. Einigermassen war ich auf das Großartige dieses Ausblicks vorbereitet, da ich diese Höhen aus einer weiteren oder näheren Entfernung wiederholt schon sah; aber was ich hier erschaute, übertraf alle Erwartungen. Ich war sprachlos; nur ein einziges Wort rang sich fast unwillkürlich von meinen Lippen los: „Furchtbar!“ Der Ausblick bot nichts Malerisches, nichts, was man eigentlich schön nennen könnte, er war überwältigend schrecklich. Uns zu Füßen lag die Schlucht des Kasans, gegenüber, in weiter Ferne, ragte die in Schnee gehüllte Kette der gewaltigen Katunskialpen empor, deren unerstiegene Gipfel bis über 5000 Meter sich erhoben und deren Gletscher fast bis 1500 Meter Länge sich erstreckten. Die Gletscher zu unserer Rechten bildete eine fast senkrecht stehende Eismasse von ungefähr 500 Meter Höhe, jenen zu unserer Linken entsprang ein Fluß, der sich brausend in die Tiefe stürzte. Drei Moränen teilten diese der Länge nach, was von unserem Standpunkt aus den Eindruck machte, als sähen wir auf einer weißen Fläche aus Kohlenstaub oder Schlacke gebildete Streifen; aber in Wirklichkeit waren es Felsblöcke in der Größe eines Kopfes bis zu der eines Frachtwagens und sie breiteten sich mehr als 100 Meter aus und hatten eine Länge von einigen Kilometern. Die beiden höchsten Gipfel waren in Wolken gehüllt,

was die Großartigkeit dieser Wildnis noch vermehrte, denn es schien, als wären sie aus jener unbekannten, von den Wolken verborgenen Höhe niedergestürzt. Das Brausen des Katarakts vermischte sich mit dem donnernden Schall der von den Gletschern unmerkbar sich verschiebenden Eismassen.

Eine halbe Stunde lang mögen wir wohl diesen überwältigenden Anblick genossen haben, dann wendeten wir unsere Aufmerksamkeit der Schlucht des Katun zu und prüften, ob es möglich wäre, hier hinabzusteigen und den Fuß jenes Gletschers zu erreichen, von dem der Fluß entspringt. Mein Genosse erklärte, dieser Abstieg sei nicht möglich und er wurde fast unwillig, als ich darauf bestand, unser Führer möge ihn immerhin versuchen. „Man sieht,“ meinte Mister Frost, „daß dieser Abhang in einem tiefen Abgrund endet und wenn wir mit unseren Pferden auch hinabkämen, herauf brächten wir sie nimmer. Es ist Unsinn, daran nur zu denken!“ Gefährlich schien auch mir diese Ausföhrung, doch hatte ich so großes Vertrauen zu der Kletterkunst der Kirgisenpferde, daß ich die Ausföhrung für recht gut möglich hielt. Während wir nun diese Frage erörterten, machte unser Führer einen Versuch, sie praktisch zu beantworten. Er ritt hinab und wir sahen ihn nicht mehr, nur das durch die Fußbewegung hervorbrachte Poltern abstürzender Steine gab uns seine Spur. Aber plötzlich kam er auf einem Felsenvorsprung wieder zum Vorschein und rief uns zu: „Es ist nichts, kommen Sie nur! Mit einer Telega könnte man hinabfahren!“ War so günstig schien mir die Sache doch nicht, zumal mir schon schwindlig wurde, als ich hinabsah, aber die Möglichkeit schien doch gegeben, was nun auch Mister Frost einräumte. Sein Roß am Zügel föhrend, folgte er mir vorsichtig dem Zickzackpfad nach; ich hielt mich, so weit ich's konnte, in der Spur unseres Führers, der uns an dem Felsenvorsprung erwartete. Hier zog er meinen Sattelgurt fester und wir setzten den Weg fort. Mich dünkte es besser, hinabzureiten, als das Pferd an dem Zügel zu föhren, weil es da im Ausgleiten auf mich stürzen

konnte, oder auch durch das im Traben zugeworfene Geröll zum Fall und Absturz bringen konnte.

Anfangs war der Abstieg sehr gefährlich. Kaum vermochte ich mich im Sattel zu halten, aber bald erreichten wir eine begraste Stelle, von wo aus der Weg zwar ziemlich steil und unbequem, aber doch ohne Gefahr serpentinenartig hinabführte. Am Fuß dieser mächtigen Berge angelangt, ließen wir die Pferde zurück und versuchten den größten Gletscher zu erklettern. Hier sah ich erst, wie sehr ich von unserem früheren Standpunkt aus Entfernung und Größenverhältnisse unterschätzt hatte. Der Katun, der uns ein schmales Bächlein schien, das jedes Kind durchwaten konnte, zeigte sich als ein breiter, reißender Fluß; der Hauptgletscher, den ich auf 100 Meter breit schätzte, erwies fast das dreifache und die mittlere Moräne, die einem dünnen, schwarzen Streifen glich, war gegen 150 Meter breit, sechs Kilometer lang und mit riesigen Felsblöcken bedeckt.

Ich nahm den photographischen Apparat auf und kletterte mit den andern anderthalb Stunden lang bis zur mittleren Moräne empor, wodurch wir uns dem großen Eisfeld um beiläufig drei Kilometer näherten.

Wir skizzierten und photographierten nun, kletterten über Berg und Thal und kehrten gegen Abend in unser Nachtquartier am Weißen Berel zurück. Diese Nacht des 2. August war noch kälter als die vorhergegangene, das Wasser in unserm Theekessel hatte eine dicke Eiskruste und als ich morgens aufstand, fand ich mein Kissen mit Reif bedeckt.

Montags machten wir einen Ausflug nach einem Berge, von dessen Gipfel wir das schmale Katunthal überblickten; es gelang uns, eine gute Photographie der gegenüberliegenden hohen Berggipfel mit wolkenlosem Himmel als Hintergrund zu gewinnen. Unser kleiner Apparat konnte allerdings nur ein Geringes dieser großartigen Gebirgsgegend wiedergeben, und das in so kleinem Maßstab, daß ihre Erhabenheit nicht zur Geltung gelangte; aber es freute uns doch, wenigstens

etwas zu besitzen, was uns in späterer Zeit diese wundervolle Gegend lebhafter in Erinnerung bringen konnte.

Nachmittags kehrten wir zu den heißen Quellen des Rathmanofski zurück und am 5. August, nach zehntägiger Abwesenheit, langten wir wieder auf der Altaistation an.

5. Auf administrativem Wege verschickt.

Nur wenige Seiten meines Tagebuchs aus Sibirien wecken in mir so angenehme Erinnerungen wie jene, die unsere Erlebnisse im Altaigebirge verzeichnen. Hastet mein Blick an der Stelle, die „Altaistation am 5. August“ datiert ist, so erscheint mir jenes malerische Kosakendorf mit all seinen Einzelheiten. Und wenn ich die Augen schliesse ist mir, als hörte ich das Rauschen des klaren Quells, der seine Straße durchrieselt, als sähe ich die blumigen Halden mit den schneebedeckten Bergespitzen im Hintergrunde, als fühlte ich ihre erquickende, duftige Luft. Wäre es eine Lustfahrt gewesen, die uns nach Sibirien führte, so hätten wir zweifellos den ganzen Sommer hier verbracht, denn nirgends konnten wir eine reizendere Sommerfrische finden. Die reine, frische Gebirgsluft, die Fülle von Blumen — ich vermehrte dort mein Herbarium um fast 1000 Arten —, die fischreichen Flüsse und das wildreiche Gehölz — alles war geeignet, den Aufenthalt aufs angenehmste zu gestalten. Ein Trupp Kirgisenreiter war stets bereit, uns an die mongolische Grenze zum wundervollen Alpensee Marka-Kul, oder zu den noch unerforschten Schluchten des chinesischen Altaigebirges zu geleiten. Der freundliche Kommandant versuchte es, uns zurückzuhalten, indem er uns eine Reihe verlockender Ausflüge in Aussicht stellte; allein so gern wir auch geblieben wären, wir mußten doch fort, da der Sommer mit seiner günstigen Witterung bald entschwinden mochte und wir die Bergwerke von Kara noch vor Beginn des Winters erreichen wollten. Schon war die erste Woche des August

verstrichen und noch trennten uns gegen 4000 Kilometer von den Quellen des Amur.

Unser nächstes Ziel war Tomsk, das beiläufig 1200 Kilometer von der Altaistation entfernt ist. Wir mußten, um diese Stadt zu erreichen, einen Teil des zurückgelegten Weges noch einmal machen, am Ufer des Irtysch stromaufwärts bis Pianojaroskaja fahren. Hier gabelt sich die Straße; die eine führt nach Semipalatsinsk, die andere in nördlicher Richtung durch den Bergwerksbezirk des Altai und die Station Barnaul nach Tomsk. Der Weg führte uns auch durch zwei Kolonien politischer Verbannter, die eine bei dem Kosakendorf Ulbinsk, 260 Kilometer von der Altaistation entfernt, die andere im Städtchen Ustj-Kamenogorsk. Wir beschloßen, in beiden einen kurzen Aufenthalt zu nehmen.

Donnerstag, am 6. August, in den Morgenstunden, packten wir unsere Sachen, bestellten Postpferde, frühstückten mit dem gastfreundlichen Kommandanten im Kreise seiner Familie, und nachdem wir von allen Bekannten Abschied genommen, schieden wir von diesem schönen Alpenort.

Unsere Reise durch das Buchtarmathal und über die dürre Irtyschsteppe erfolgte nun in umgekehrter Richtung wie früher und sie gestaltete sich auch wie die vorherige. Der Unterschied war nur: damals fuhrten wir von einer Wüste in die Alpen, jetzt dagegen von den Alpen in eine Wüste. Freitag nachmittags gelangten wir zur Kolonie von Buchtarma. Hier durchschneidet der Irtysch einen Ausläufer des Altai und die Straße wendet sich vom Flusse ab, dem Gebirge zu. Postpferde waren nicht zu haben und das Wetter ließ das Beste nicht erhoffen. Die Straße nach Alexandrowskaja war zufolge des Regens nicht im besten Zustande, so daß wir anfangs keinen Bauer finden konnten, der bereit war seine Pferde zu opfern, indem er sie vor unseren schweren Tarantas spannte, um ihn mitten in einer finsternen und voraussichtlich auch stürmischen Nacht die steile, schmutzige Bergstraße hinaufzuschleppen. Endlich fanden wir aber doch, durch Vermittlung

des Postmeisters, einen zur Fahrt willig, und fort ging es mit vier „freien“ Pferden. Bald kamen wir zu der Erkenntnis, daß es besser gewesen wäre, den Rat des Kutschers zu befolgen und in Buthtarma zu übernachten. Die Straße war im Argen und wir hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als es dunkel wurde und überdies auch ein entsetzliches Wetter mit Donner und Blitz niederging. Mehr als einmal irrten wir von der Straße ab und unser Wagen sank in tiefe Pfützen, endlich stürzte er in einen vom Regen ausgehöhlten Graben. Der Kutscher hieb scheltend und fluchend auf die armen Mähren ein; wir zündeten nun Heubündel an, um die Stätte unseres Mißgeschickes zu beleuchten und versuchten den Tarantas aufzurichten, wobei wir von oben bis unten kotig wurden, ohne nur das Geringste zu erzielen. Einige Kutscher, die mit der Post Buthtarma, kurze Zeit nach uns fortfuhren und mit ihren leichten Telegas besser fortkamen, befreiten uns endlich aus dieser fatalen Situation, indem sie unserem Kutscher den Wagen flott machen halfen. Dann fuhren sie fort und waren unsern Blicken bald entschwinden.

Auch wir fuhren weiter; da ich aber fürchtete, dieser Unfall könne sich wiederholen und uns nötigen, die Nacht im Freien zu verbringen, so ging ich dem Wagen eine Zeitlang voraus, die Straße untersuchend und mit dem Taschentuch dem Kutscher die Weisung für die Fahrt gebend. Endlich aber wurde ich zu müde, um noch länger in stockfinsterner Nacht, im strömenden Regen, Pfützen aussfindig zu machen, ich bestieg wieder den Tarantas, wickelte mich in die durchnäste Decke und beschloß dem Schicksal freien Lauf zu lassen.

Es verging kaum eine Viertelstunde und unser Wagen lag wieder in einem Graben. Wir tasteten umher und da wir fanden, daß wir ohne Hilfe nicht von der Stelle kommen könnten, beschlossen wir die Nacht hier zu verbringen und indes den Kutscher zu Pferde auszusenden, damit er von irgendwo Beistand hole.

Es war ungefähr elf Uhr. Der Sturm hatte sich gelegt,

aber der Regen währte fort; hie und da brach ein Blitzstrahl durch das Dunkel und beleuchtete für einen Augenblick die unheilvolle Stelle. Durchkältet, durchnäßt, müde und hungrig, krochen wir in den gestürzten Tarantas, wo wir wenigstens vor dem Regen geschützt waren, und warteten bis zum Morgengrauen, bis endlich unser Kutscher in Begleitung eines Kosaken aus Alexandrowskaja zurückkehrte, versehen mit Laternen, Seilen, Hebebäumen und auch mit anderen Pferden, und damit gelang es uns auch den Wagen aufzurichten und weiterzufahren. In Alexandrowskaja tranken wir Thee, schiefen zwei Stunden im Posthause auf dem Fußboden und setzten dann mit acht Pferden und drei Kutschern die Fahrt fort.

Die Entfernung zwischen Alexandrowskaja und Sebernaja beträgt ungefähr 30 Kilometer; ein Drittel dieses Weges führt durch eine wilde Schlucht, über kahles Gebirge, um sich dann wieder durch eine tiefe Schlucht in das Thal des Ulbinsk zu senken, welches sie dann auch bis Ustj-Kamenogorsk nicht verläßt.

Die schlechten Straßen und auch die Bergfahrt ließen uns nur langsam vorwärts kommen; obgleich wir acht Pferde vorgespannt hatten — später nur fünf — brauchten wir doch zehn Stunden um nach Sebernaja zu gelangen. In der Bergfahrt verließen wir den Wagen und pflückten Blumen, womit wir den Tarantas schmückten.

Samstag, in der Abendzeit, fuhren wir im raschem Trab durch die lange, schöne Schlucht, die ins Ulbathal führt, und ehe es dunkel geworden, saßen wir schon im Posthaus von Ulbinsk und erquickten uns an Brot, Milch und Himbeeren.

Zu den damals dort anwesenden politischen Verbannten zählten auch: Alexander F. Blof, ein junger Rechtshörer aus Saratow an der Wolga, Apollo Karelin, der Sohn eines bekannten Photographen in Nischnij-Nowgorod, Severin Groß, ein Rechtshörer aus der Provinz Kowno, und Dr. Witert, ein Arzt aus Warschau. Herrn Karelin hatte seine Frau nach Sibirien begleitet, die andern waren — irre ich nicht — ledig.

Schon in Semipalatsinsk lernte ich ihre Namen kennen

und einen Teil ihres Schicksals; aus diesem und auch noch aus einem andern Grunde wollte ich ihre Bekanntschaft machen. Ich glaubte nämlich, die politischen Verbannten von Semipalatinsk, die einen so guten Eindruck auf mich machten, wären in Bezug auf Intelligenz doch Ausnahmen; ich konnte noch immer den Gedanken nicht ganz abwehren, ich müsse in Sibirien Leute treffen, die meiner einstigen Vorstellung von den Nihilisten doch einigermaßen ähnlich wären.

Wir weilten noch keine Stunde im Dorfe, als schon zwei der Verbannten, die Herren Bloß und Groß, uns aufsuchten. Jener gewann sofort meine Zuneigung. Er mochte in der zweiten Hälfte der Zwanzig sein, war von kräftiger Mittelgröße, hatte dunkles Haar und dunkle Augen, ein bartloses Gesicht, in dem sich Geist, Ernst und Kraft ausprägten. Mark Aurel sagt irgendwo in seiner kräftigen Weise: „Ein Mann, der ehrlich ist und gut, muß dem gleichen, der einen starken Geruch an sich hat, so daß jeder, der ihm nahe kommt, ihn riecht, ob er nun will oder nicht.“ Die Ehrlichkeit und Güte Bloßs schienen mir dieser Art zu sein; ich faßte eine Zuneigung zu ihm, noch ehe ich mir des Grundes bewußt wurde. Herr Groß war ein hübscher Dreißiger, mit braunem Haar und Bart, blauen Augen und feinen, ebenmäßigen Zügen. Seine Stimme klang einschmeichelnd, er sprach lebhaft und hatte die Gewohnheit, im Moment der Erregung oder wenn ihn etwas besonders interessierte, die Augen weit aufzureißen. Beide hatten promoviert und waren der deutschen und französischen Sprache mächtig. Ersterer las auch englisch und interessierte sich gleich seinem Genossen ganz besonders für Nationalökonomie. Man hätte sie dem Aussehen nach für junge Professoren gehalten. Schon nach einer kurzen Unterhaltung mit ihnen war ich vollkommen überzeugt, daß sie in Bezug auf Intelligenz einen Vergleich mit den politischen Verbannten von Semipalatinsk aushielten und ich wußte, daß ich die wilden Nihilisten meiner Einbildung in einem noch entlegeneren Winkel Sibiriens aufsuchen mußte.

Wir plauderten im Posthause bis neun Uhr, dann folgten wir der Aufforderung Bloß und besuchten mit ihnen die andern politischen Verbannten des Ortes. Alle wohnten in ärmlich eingerichteten Blockhäusern, die sie von den dortigen Kosaken in Miete nahmen; überall zeigte sich Armut und Entbehrung, die sie aber würdig, ohne auf Mitleid berechnete Klagen ertrugen. Sie schienen recht gesund zu sein, ausgenommen Frau Karelin, die mager, blaß und vergrämt aussah, und Dr. Vitert, ein wohlunterrichteter Mann, der schon das dritte Mal in der Verbannung war, zehn Jahre seines Lebens theils im Gefängnis, theils in Sibirien verbrachte und der nun ganz das Aussehen hatte, als würde er die russische Regierung, die ihm sein Lebensglück zertrümmerte, nicht lange mehr „beunruhigen“. Erst 43 Jahre alt, war er schon ganz gebrochen und konnte sich nur mühsam, auf einen Stock gestützt, fortbewegen; er litt beständig an Rheumatismus, den er sich im Gefängnis zuzog. Das Gespräch kam auch auf die Vereinigten Staaten, er richtete dabei Fragen an mich, die eine mehr als oberflächliche Kenntniss der Verhältnisse befundeten.

In allen Wohnungen fand ich einen Schreibtisch, Bücher, Zeitschriften, wie z. B. „Revue des deux Mondes“, „Russki Vestnik“. Herr Bloß besaß auch eine kleine gewählte Bibliothek, die außer russischen Büchern noch Werke englischer, französischer und deutscher Autoren enthielt, hauptsächlich national-ökonomische, juristische und historische Schriften. Ich brauche wohl nicht ausführlich zu erörtern, daß solche Leute weder rohe Fanatiker sind, noch „unwissende Schuhflücker und sonstige Handwerker“, wie sie mir ein russischer Offizier einst bezeichnet hat. Wenn solche Männer in ein einsames sibirisches Dorf an der mongolischen Grenze verbannt sind, anstatt im Dienste des Staates diesem zu nützen, dann — um so schlimmer für diesen Staat!

Den ganzen Abend und einen Teil des nächsten Tages verbrachten wir in Gesellschaft der politischen Verbannten zu

Ulbinsk und wir wären gern noch länger geblieben, wenn es unsere Zwecke gestattet hätten, die durch unseren Ausflug ins Gebirge, ohnehin um eine beträchtliche Zeit verkürzt wurden. Sonntag nachmittags setzten wir unsere Fahrt nach Ustj-Kamenogorsk fort. Blof und Karelin begleiteten uns zu Pferd bis zum Fährboot, das uns über die Ulba setzen mußte. Wir nahmen in herzlichster Weise Abschied und sie baten dabei, sie nicht zu vergessen, wenn wir in ein „freieres und glücklicheres Land“ zurückgekehrt sind. Wir setzten über den Fluß. Lange blickten sie uns noch nach und winkten uns Grüße zu, bis der Wald uns aufnahm und ihren Blicken entzog.

Sollten diese Blätter jemals in das einsame Haus der politischen Verbannten zu Ulbinsk getragen werden, so seien sie ihnen ein Zeichen, daß wir ihrer auch in einem „freieren und glücklicheren Lande“ nicht vergessen haben, daß wir oft ihrer gedenken, voll Achtung und Sympathie!

Sonntags in der Abenddämmerung gelangten wir nach Ustj-Kamenogorsk und kehrten im Posthause ein.

Das Städtchen besteht aus 600 bis 800 Blockhäusern mit etwa 5000 Einwohnern; es liegt mitten in einer kahlen Ebene, am rechten Ufer des Irtysch, bei der Mündung der Ulba. An bemerkenswerten Gebäuden besitzt es einige Moscheen, russische Kirchen, eine „Dstorg“, d. h. Citadelle, ein hoher Erdwall im Gebierrt, der von einem trockenen Graben umgeben ist und der ein Gefängnis, eine Kirche und einige Amtshäuser umfaßt.

Die Moscheen, die weißbeturbante Mullahs, die Kirgisenreiter mit ihren Spitzmützen, der Gebetruß der Muezzins, die Kameele, die langsam und feierlich durch die Straßen ziehen — das alles verleiht der Stadt ein orientalisches Aussehen, wie wir solches schon in Semipalatinsk bemerkten und man glaubt, sich auch hier in Nordafrika oder Mittelasien zu befinden und nicht in Sibirien.

Während wir im Posthause beim Thee saßen, wurden wir durch die Ankunft des Herrn Groß überrascht, der in den Morgenstunden hierher kam. Kaum jedoch hatte er Platz ge-

nommen, als die Frau des Postmeisters uns mittheilte, ein russischer Offizier wünsche mit uns zu sprechen und bevor ich noch Zeit hatte, Herrn Groß zu fragen, wie seine Beziehungen zu den Lokalbehörden wären, trat der Offizier, Herr Schaitanoff schon ein. Ich war in Verlegenheit. Ich kannte den Eingetretenen nicht näher, ich fürchtete, er könnte sich dem anwesenden politischen Verbannten gegenüber, der nun mein Gast war, in einer Weise benehmen, die mir ein energisches Auftreten zur Pflicht machen würde. Aber es kam besser! Der Kosakenoffizier zeigte sich als Mann von Bildung und Takt und was er immer auch für Gedanken gehabt haben mag, da er so kurz nach unserer Ankunft einen politischen Verbannten in unserer Gesellschaft fand, er zeigte sich weder überrascht, noch unwillig. Als ich ihn Herrn Groß vorstellte, verbeugte er sich höflich und in wenigen Minuten führten sie ein lebhaftes Gespräch über Bienen-, Seidenwürmerzucht und Tabakspflanzungen. Herr Schaitanoff erwähnte, daß er versucht habe, in der Nähe von Ustj-Kamenogorsk Maulbeerbäume und Tabak zu pflanzen, was ziemlich guten Erfolg hatte, so daß er hoffe, um nächstes Jahr die Seidenwürmerzucht einführen zu können und den schlechten heimischen Tabak durch besseren amerikanischen zu ersetzen.

Nach einem halbstündigen Geplauder verabschiedete sich der Offizier und wir besuchten nun mit Herrn Groß die dortigen politischen Verbannten. Von unserem Besuch vorher benachrichtigt, versammelten sie sich, etwa ein Duzend an der Zahl, in eines Genossens Haus, das so ziemlich mitten in der Stadt lag.

Es wäre unmöglich und es wäre auch unnötig, alle politischen Verbannten, die wir während unserer sibirischen Reise kennen lernten, näher zu schildern; meine Absicht ist, den Lesern nur einen allgemeinen Begriff von ihnen zu geben und darzustellen, welchen Eindruck sie auf mich machten. Die Verbannten in Ustj-Kamenogorsk zeigten eine größere Mannigfaltigkeit der Typen und der früheren gesellschaftlichen Stellung,

als jene, die ich früher traf. Hier befand sich an dem einen Ende der gesellschaftlichen Stufenleiter ein Bauernschuster, auf dem anderen eine kaukasische Prinzessin und zwischen diesen standen Ärzte, Apotheker, Schriftsteller, Journalisten, Verleger, Studenten und Grundbesitzer. Die meisten waren adelig, oder gehörten einer sonst privilegierten Klasse der russischen Gesellschaft an und einige Männer und Frauen besaßen einen hervorragenden Grad von Intelligenz und Wissen. Zu jenen, die ich näher kennen lernte, gehörte auch Herr Konowaloff, der das Englische recht gut verstand, aber nur mangelhaft sprach; sechs Monate nach meiner Reise von Ustj-Kamenogorsk gab er — nebenbei bemerkt — seinem Leben durch Selbstmord ein Ende, Herr Milinschud, ein dunkelhaariger Georgier aus Tiflis und Herr Adam Bialoweski, Schriftsteller aus der Provinz Pultawa. Diesen hielt ich für besonders begabt; er kannte genau die russische Geschichte und die russische Rechtskunde, er war völlig vertraut mit der Geschichte und der Literatur der westeuropäischen Völker. Er war maßvoll und vorurteilsfrei in seinem Urteil und obgleich seine Weltanschauung stark pessimistisch gefärbt war, nahm er sein trauriges Schicksal ergeben und gelassen hin. Ich besprach mit ihm die russischen Verhältnisse recht ausführlich und seine leidenschaftslose Beurteilung der revolutionären Bewegung und der betreffenden Maßregeln der russischen Regierung machte auf mich den günstigsten Eindruck. Einen derartigen Mann als „Nihilisten“ zu betrachten, schien mir einsältig und ihn als gesellschaftsgefährlich nach Sibirien zu verschicken, mehr noch als das. In jedem anderen civilisierten Land der Welt hätte er nur für einen Parteigänger des maßvollsten Liberalismus gegolten.

Diese Kolonie der politischen Verbannten zu Ustj-Kamenogorsk war die letzte, die wir im Steppengebiet zu Gesicht bekamen; ich will daher, ehe ich die Beschreibung unserer Reise fortsetze, in aller Kürze das verzeichnen, was man in Rußland „auf administrativem Wege verschicken“ nennt. Man versteht darunter die Verschickung „unbequem“ gewordener

Personen aus einem Teil des Reiches in einen andern, ohne dabei auch nur im geringsten jene Formen anzuwenden, die sonst überall in der civilisierten Welt jeder Rechtsentziehung oder Bestrafung vorausgehen. Der „administrativ Verschiedte“ braucht just keines Verbrechens oder Vergehens bezichtigt zu sein, es genügt, wenn irgendeine Lokalbehörde seine Anwesenheit für „der gesellschaftlichen Ordnung nachteilig“ hält; er wird verhaftet und mit Billigung des Ministers des Innern nach irgend einem Orte innerhalb des weiten Reiches verschickt, wo er dann fünf Jahre unter Polizeiaufsicht steht. Zuweilen wird ihm nicht einmal der Grund dieser Maßregelung mitgeteilt, aber selbst wenn er ihn schon erfährt, so steht er ihr doch hilf- und machtlos gegenüber. Er kann keine Untersuchung, kein Verhör verlangen, er kann nicht fordern, jenen Leuten gegenübergestellt zu werden, auf deren Aussage hin er als „der gesellschaftlichen Ordnung nachteilig“ befunden wurde, er kann keine Freunde um Beistand anrufen ohne etwas Anderes zu bezwecken, als daß auch diese von demselben Unheil betroffen werden. Sein Verkehr mit der Welt ist plötzlich abgeschnitten worden, so daß oft seine nächsten Angehörigen nicht wissen, was mit ihm geschehen ist.

Um zu zeigen, was da alles für „der gesellschaftlichen Ordnung nachteilig“ erklärt wird, will ich von den vielen Fällen, die mir bekannt wurden, nur zwei sehr charakteristische anführen. Der erste betrifft Herrn Konstantin Stanjukowitsch. Er war der Sohn eines russischen Admirals und hatte als Seeoffizier Aussicht auf eine glänzende Karriere. Er begleitete den Großfürsten Alexis bei dessen Fahrt nach Amerika, trat jedoch, liberal in seinen Anschauungen, nach seiner Rückkehr aus dem Marinedienst und widmete sich der Schriftstellerei.

Er schrieb dann Novellen und Schauspiele, die wohl dem Publikum gefielen, nicht aber der Regierung. Anfangs der achtziger Jahre wurde er Eigentümer und Redakteur der bekannten Monatschrift „Djello“. Im Sommer 1884 machte er mit seiner Familie eine Reise ins Ausland und kehrte im

Herbst nach Petersburg zurück; Frau und Kinder blieben in Baden-Baden. An der russischen Grenze wurde er verhaftet, nach Petersburg gebracht und in der Petropawlowsk-Festung in Haft gehalten. Seine Frau wußte von dem ganzen Vorgang nichts; als jedoch ihre Briefe unbeantwortet blieben, telegraphierte sie an die Redaktion der Zeitschrift „Djello“, und der zeitweilige Leiter antwortete ihr dann, Herr Stanjuskowitsch sei dort nicht angelangt, er selbst sei der Meinung gewesen, der Chef wäre noch in Baden-Baden. Die geängstigte Frau eilte nun nach Petersburg, wo sie jedoch nichts von ihrem Gatten erfahren konnte; keiner seiner Freunde hatte in den letzten zwei Wochen etwas von ihm erfahren — er war plötzlich in geheimnisvoller Weise verschwunden. Sie befolgte nun einen Freundesrat und erkundigte sich bei dem Gendarmeriekommandanten General Orzhefski und dieser gab ihr die Auskunft, daß ihr Gatte in der Festung gefangen säße. Die Polizei hatte vorher seine Briefe aufgefangen und daraus ersehen, daß er mit einem bekannten russischen Revolutionär, der in der Schweiz lebte, im Briefwechsel stand; dieser war zwar ganz unsträflichen Inhalts, er bezog sich nur auf die Mitarbeiterschaft beim „Djello“, allein der Umstand, daß ein liberal Gesinnter mit einem flüchtigen Revolutionär überhaupt in Verbindung stand, genügte, um ihn für „die gesellschaftliche Ordnung nachteilig“ erscheinen zu lassen. Erst im Mai 1885 wurde er auf administrativem Wege für die Dauer von drei Jahren nach Tomsk in Westsibirien verschickt. Seine Zeitschrift wurde selbstverständlich unterdrückt und damit war er auch finanziell zu Grunde gerichtet. Wenn die russische Regierung gegen einen Mann von Ansehen und Vermögen so willkürlich verfährt, wie mag es erst mit den Studenten, Ärzten und kleinen Grundbesitzern in der Provinz geschehen, wenn sie ihr als „der gesellschaftlichen Ordnung nachteilig“ erscheinen!

Und nun der zweite Fall: In der Stadt Zwangorod, Provinz Tschernigoff, lebte im Jahre 1879 ein junger, tüchtiger Arzt, Namens Doktor Belloj. Er war zwar liberal,

gehörte jedoch keineswegs zu den Agitatoren oder Revolutionären, er beteiligte sich überhaupt nicht an Politik. Eines Tages besuchten ihn zwei Damen und überbrachten ihm Empfehlungsbriefe. Sie waren in Petersburg, wo sie Medizin studierten, wegen „Neblagonadezhnost“, politischer Unzuverlässigkeit nach ihrer Heimat ins Innere Rußlands verwiesen worden. Sie wollten jedoch ihr Studium fortsetzen und ausüben und baten nun den jungen Arzt, er möge ihnen Unterricht erteilen und auch die Benutzung seiner Bibliothek gestatten. Da beide „Ungelesliche“ waren, Leute, die sich an einem Ort aufhielten, wo es ihnen nicht gestattet ist, so wäre es nun seine Unterthanenpflicht gewesen, die beiden Damen, die ihn vertrauensvoll aufsuchten, der Polizei auszuliefern; er that es nicht, sondern stellte sie seiner Frau vor und willfahrte im übrigen ihren Bitten. Im betreffenden Jahre war in Rußland die Revolutionspartei ganz besonders thätig; es erfolgten Attentate auf höhere Beamte und die Polizei wurde noch wachsammer und mißtrauischer, als sie bisher war. Die häufigen Besuche der zwei Damen im Hause des Arztes erweckten Verdacht, die Polizei forschte nach und entdeckte bald, daß die eine einen falschen Paß habe, die andere überhaupt keinen und daß beide wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ aus Petersburg ausgewiesen worden. Die unerlaubte Anwesenheit in Zwangorod und ihre heimlichen Besuche bei Herrn Doktor Belloj waren in den Augen der Polizei nichts anderes als Vündelei wider den Staat und am 10. Mai 1879 wurden sowohl die Damen wie der junge Arzt verhaftet und auf „administrativem Wege“ nach Sibirien verschickt; er kam nach der Nordpolgegend, nach dem unter dem 67,20. Breitengrad gelegenen Dorfe Werchojansk in der Provinz Jakutsk, wo ihn 1882 die dahin gelangten Überlebenden der „Jeanetteexpedition“ gesehen haben.

Seine junge, schöne Frau sah ihrer Entbindung entgegen, sie konnte ihn daher nicht begleiten. Nach der Geburt des Kindes jedoch übernahmen es ihre Verwandte und sie trat die

Reise von 10000 Kilometer an, um ihren Gatten aufzusuchen. Die Geldmittel für diese kostspielige Reise besaß sie nicht, sie mußte daher den Minister des Innern bitten, es möge ihr gestattet werden, mit dem Verbanntentransport zu ziehen, was ihr auch gewährt wurde. Bis Tomsk werden alle Verbannte mittelst Eisenbahn oder Dampfschiff befördert; von hier weiter müssen die gewöhnlichen Verbannten marschieren, während die politischen in Telegas fahren, die etwa 95 Kilometer wöchentlich zurücklegen, wobei an jedem dritten Tag in einem Stappengefängnis Raft gehalten wird. Derart hätte die arme Frau ihren Gatten erst nach einer sechzehnmonatlichen beschwerlichen Reise erreichen können. Doch es sollte nicht geschehen! Wochenlang gaben ihr Hoffnung und Liebe den Mut das Gerüttel des Telegas, Staub, Hitze und Regen, schlechte Nahrung, die harten Britschen, die verpestete Luft und das Ungeziefer der Stappenhäuser klaglos hinzunehmen, aber endlich nahm auch ihre Kraft ein Ende. Unter der Wucht der Leiden und Entbehrungen, in beständiger Sorge um den Gatten, um das Kind, das sie seinetwegen verlassen, brach ihr Körper und ihr Geist zusammen. Aber noch hielt sie sich aufrecht, obgleich sie eine geistige Störung erkennen ließ. In der Nähe von Irkutsk erholte sie sich, sprach fortwährend von ihrem Manne, den sie nun bald zu sehen hoffte. Sie nahm nämlich irrtümlich an, er befände sich in dem unweit von Irkutsk liegenden Dorfe Werkholensk, währenddem er in Werchojansk sich befand, das noch 4500 Kilometer weiter liegt. Und als sie nun erfuhr, daß sie noch einen weiten Weg vor sich habe, durch Steppen und Wälder, daß sie noch viele Wochen auf Hunde- und Renttierschlitten allein fahren müßte, um zum Ziel zu gelangen, da brach der Wahnsinn mit ganzer Macht hervor und sie starb wenige Monate später im Gefängnis hospital zu Irkutsk, ohne ihren Mann wieder gesehen zu haben, dem zu Liebe sie so vieles erlitten hat.

Ich habe mich auf eine flüchtige Skizzierung dieser entsetzlichen Tragödie beschränkt. Aber wenn der Leser diese Ge-

schichte, so wie ich, hätte von Verbannten erzählen gehört, die mit im Zuge waren, die sahen, wie der Geist dieser Frau umnachtete und die sie liebevoll pflegten, so würde sie ihm noch viel wehvoller klingen und er würde weniger über den Umstand staunen, daß die „Verschickung auf administrativem Wege“ einzelne Terroristen macht, als darüber, daß nicht die ganze Nation dazu wird.

Ich könnte ganze Seiten füllen, wollte ich das traurige Schicksal von Leuten erzählen, die in den letzten zehn Jahren nicht nur ohne Recht, sondern überhaupt ohne Ursache nach Sibirien verschickt wurden. Der bekannte russische Novellist Wladimir Korolenko wurde im Jahre 1879 zufolge eines amtlichen Irrtums — den später die Regierung auch eingestand — nach Ostsibirien verschickt. Einflußreichen Freunden gelang es, diesen Irrtum aufzuklären und er durfte zurückkehren, noch ehe er seinen Bestimmungsort erreichte. Während über das Unrecht, das ihm geschehen und der vielen Leiden, die er ertragen mußte, weigerte er sich, Alexander III. bei seiner Thronbesteigung den Huldigungseid*) zu leisten und wurde deswegen nach der Provinz Jakutsk verschickt. Herr Borodin, ein bekannter Mitarbeiter der Zeitschrift „Vaterländische Zeitschrift“ wurde nach Irkutsk verschickt wegen „gefährlichen und verderblichen“ Inhalts eines Manuskriptes, das gelegentlich einer Hausdurchsuchung bei ihm gefunden wurde. Es war die Abschrift eines Aufsatzes über die Provinz Wiatka, den er der Redaktion der erwähnten Zeitschrift sandte und der bis dahin noch nicht veröffentlicht war. Herr Borodin mußte also im grauen Sträflingsrock mit dem gelben Biered nach Sibirien, weil er einen Aufsatz schrieb, der vier Monate später in jener Zeitschrift erschien. Der Minister des Innern hatte ihn also verschickt, weil er ein „gefährliches und verderbliches“ Manuskript besaß, das später die Censur in Petersburg als völlig harmlos zum Abdruck zuließ.

*) Von den politischen Verschickten wurde dieser Eid gefordert. Davon ist später noch ausführlicher die Rede. (H. v. Übers.)

Ein gewisser Ottschkin aus Moskau wurde im Jahre 1885 auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt, weil er — wie der Haftbefehl lautete — verdächtig war „einen ungesetzlichen Standpunkt anzustreben.“ Sein Verbrechen bestand, nicht amtlich gesprochen, darin, daß er eine Namensänderung beabsichtigte. Was ihn dabei eigentlich in den Verdacht brachte „einen ungesetzlichen Standpunkt anzustreben“ hat er nie erfahren können.

Ein anderer Verbannter, den ich kennen lernte, Herr J., wurde einzig nur darum verschickt, weil er mit einem Herrn J. befreundet war, den man der Teilnahme an einer politischen Verschwörung beschuldigte. Allein J. wurde von den Gerichten für unschuldig befunden und freigelassen, während sein Freund J. auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt wurde.

Ein anderer Fall! Ein junger Student, Namens Wladimir Sidorsti — ich setze einen fingierten Namen her — wurde in Moskau an Stelle eines verdächtig gewordenen Herrn Viktor Sidorsti verhaftet. Auf sein Protestieren und Erklären, daß er Wladimir und nicht Viktor heiße, war vergeblich; die Polizei mußte „Verschwörungen“ entdecken und „Verdächtige“ auffinden, sie hatte daher keine Zeit die Identität eines unbedeutenden Studenten festzustellen. „Etwas ist immer an der Sache,“ dachte sie sich, „sonst wär' er nicht verhaftet worden. Das Klügste ist doch, man schickt ihn nach Sibirien.“ Und so geschah es. Als der zugführende Offizier die Namen der Verbannten aufrief, schwieg Wladimir, als Viktor Sidorsti genannt wurde. Ärgerlich rief der Offizier aus: „Viktor Sidorsti, warum antwortest du nicht?“ — „Weil das nicht mein Name ist, es gilt einen ganz anderen Sidorsti.“ — „Wie heißt denn du?“ — „Wladimir.“ — „Das ist einerlei!“ bemerkte mit einer Gelassenheit der Offizier, strich den Namen Viktor von der Liste und setzte an dessen Stelle Wladimir.

Im Jahre 1874 wurde ein Student Namens Igor Lazareff in einer südöstlichen Provinz Rußlands, wegen geheimer revolutionärer Propaganda verhaftet, vier Jahre lang in Peters-

burg in Einzelhaft in Untersuchung gehalten und schließlich doch freigesprochen. Es wäre kein Wunder, wenn einer, den so viel Gewalt und Unrecht angethan wird, der Partei der Terroristen sich zuwendet; Herr Lazareff aber nahm nun wieder seine Studien auf und verhielt sich ganz ruhig. Er wurde später Rechtsanwalt und ließ sich in Saratow an der Wolga nieder, ohne von der Polizei irgendwie belästigt zu werden.

Eines Tages jedoch, es war im Sommer 1884, erschien plötzlich bei ihm ein Polizist mit der Weisung, er möge zum Gouverneur kommen. Herr Lazareff, der mit diesem Herrn recht gut bekannt war, begab sich unbesorgt zu ihm, wo er die trockene Mitteilung erhielt, daß er für die Dauer von drei Jahren nach Sibirien verschickt werde.

Herr Lazareff war ganz starr vor Schreck und Staunen. Endlich faßte er sich: „Darf ich, Excellenz, um den Grund fragen?“

„Den kenne ich nicht. Ich habe nur den Befehl vom Minister des Innern,“ war die Antwort.

Nur der Vermittlung einflußreicher Bekannte in Petersburg hatte er es zu verdanken, daß ihm ein vierzehntägiger Aufschub bewilligt wurde, zur Ordnung seiner Angelegenheiten. Dann wurde er nach Moskau geschickt und verblieb dort bis zum nächsten Frühling im Etappengefängnis, da der letzte Transport für das betreffende Jahr bereits abgegangen war. Von hier aus richtete er an die Polizei die schriftliche Bitte, ihm den Grund seiner Verhaftung bekannt zu geben und erhielt darauf den kurzen Bescheid: „Sie werden in Ostsibirien unter Aufsicht der Polizei gestellt, weil Sie Ihr früheres verbrecherisches Treiben nicht eingestellt haben.“ Das heißt also, er wurde ins Baitalgebiet verschickt, weil er angeblich „ein verbrecherisches Treiben“ nicht einstellte, dessen er sich laut richterlichen Urteils gar nicht schuldig gemacht.

Während seiner Anwesenheit im Etappengefängnis zu Moskau, besprachen eines Tages mehrere politische Verbannte, darunter auch er, ihr Geschick. Der eine erzählte, man hätte bei ihm verbotene Bücher gefunden, der andere, er sei der re-

volutionären Propaganda bezichtigt, ein dritter gestand, Mitglied einer geheimen Verbindung gewesen zu sein. Als sie Lazareff nach dem Grund seiner Verhaftung befragten, antwortete er, der wäre ihm unbekannt.

„Sie wissen nicht warum?“ rief einer der Leidensgenossen aus. „Hat Ihr Vater nicht eine geschädte Ruh?“

„Möglich,“ antwortete er, „mein Vater hat viele Ruhe.“

„Nun sehen Sie!“ erklärte der andere sarkastisch. „Braucht's noch mehr? Dieser Grund ist doch genügend, um zwanzig Menschen zu verschicken!“

Am 10. Mai 1885 wurde Herr Lazareff von Moskau nach Sibirien verschickt und am 10. Oktober, nach 22 Wochen, gelangte er nach Tschita, jenseits des Baikals, wo ich ihn auch kennen lernte.

Die Quelle all des beispiellosen Unrechts, der rohen Brutalität und der tollsten „Mißverständnisse“ und „Irrtümer“, welche die Geschichte der administrativen Verschickungen als Ausgeburt höllischer Phantasie erscheinen lassen, entspringt dem russischen Absolutismus, der keine Beschränkung der Exekutivgewalt, keine Verantwortung für ungesetzliche Maßregeln kennt. Den politischen Verbannten gegenüber hat der Minister überhaupt keine gesetzlichen Bestimmungen; und da er unmöglich alles zu prüfen imstand ist, was ihm zur Entscheidung vorgelegt wird, so muß er einen Teil seiner unverantwortlichen Macht auf Polizeileiter, Gendarmeriekommandanten, Gouverneure und andere Beamte übertragen. Diese geben wieder einen Teil an ihre Unterbeamten ab, wovon viele beschränkt, unwissend oder böswillig sind. Und solche Leute halten Untersuchungen, von welchen Leben und Freiheit der Bürger abhängig ist!

Der Theorie nach sollten alle Fälle, die politische Verbrechen oder administrative Verschickungen betreffen, von einem Kollegium überprüft werden, das aus dem Minister des Innern als Vorsitzenden, sowie drei seiner Beamten und zwei des Justizministeriums gebildet ist. In der Praxis jedoch unterbleibt

dies schon aus dem einfachen Grunde, weil der Minister keine Zeit dazu hat. Wie die russische Zeitung „Strana“ mittheilte, wurden nur im Jahre 1881 nicht weniger als 1500 derartiger politischer Angelegenheiten von der kaiserlichen Polizeibehörde behandelt. Vieles wurde auf administrativem Wege erledigt, und wenn der Minister nur dem vierten Theil davon jene Aufmerksamkeit hätte widmen wollen, welche zu klarer Einsicht nötig war, so wäre ihm für etwas Anderes keine Zeit geblieben. Er unterzeichnete daher ungelesen die ihm vorgelegten Schriftstücke.

Wie leicht es in Rußland ist, das Signum eines hochgestellten Beamten für ein Schriftstück zu erhalten, beweist folgende Anekdote, die für wahr zu halten ich guten Grund habe. Ein Bureauvorstand der Provinzialverwaltung von Tobolsk rühmte sich einst seines Einflusses und wettete mit einem der Beamten, daß ihm der Gouverneur jedes Schriftstück beliebigen Inhalts unterschriebe, insofern es nur gestempelt Papier in Aktenform sei. Die Wette galt und der Bureauvorstand gewann sie, denn der Gouverneur unterzeichnete das in Aktenform niedergeschriebene — Vaterunser.

Wieviel durch leichtfertige Signierungen verschuldet wurde, besonders in Fällen administrativer Verschickung, bekundet auch der Umstand, daß der liberale Minister Loris Melikoff nach seinem Amtsantritt im Jahre 1880 es für nötig hielt, eine Kommission zur Untersuchung der administrativen Verschickungen einzusetzen; sie sollte so viel wie möglich alle „Irrthümer“, „Mißverständnisse“ und „Unregelmäßigkeiten“ ordnen, gegen die nun die Opfer aus allen Theilen des Reiches hoffnungsvoll Protest erhoben. Man berechnete damals die Zahl der administrativ Verschickten und anderer politischer Sträflinge auf 2800. Bis zum 23. Januar 1881 hatte diese Kommission unter Vorsitz des Generals Tscherewin 650 Fälle politischer Häftlinge untersucht und beantragt, daß 328 Personen, also mehr als die Hälfte der Zahl der Untersuchten, sofort in Freiheit gesetzt und nach ihren früheren Wohnorten zurückbefördert werden sollen.

Das einzige Mittel, einem derartigen Zustand ein Ende zu machen, wäre, die Untersuchung politischer Vergehen der unverantwortlichen Polizei zu entziehen, um sie den Gerichtshöfen zu übergeben, und daß den Angeklagten das Recht der Verteidigung zugestanden werde. Davon will jedoch die Regierung nichts wissen. Die Moskauer „Adelsversammlung“ richtete ein Bittgesuch dieses Inhalts an die Krone; es blieb erfolglos, ja es wurde sogar — wenn ich nicht irre — gar nicht beantwortet.

Vor dem Jahre 1882 wurden die Bestimmungen über politische Verbannte in Sibirien nur mittelst geheimer Rundschreiben des Ministers des Innern den Gouverneuren der Provinzen von Zeit zu Zeit mitgeteilt. Zufolge Wechsels der Personen und Systeme im Ministerium wurden diese Verwaltungsbefehle schließlich so widerspruchsvoll und schufen so viel „Irrtümer“, „Mißverständnisse“ und „Unregelmäßigkeiten“ zwischen Verbannten und Lokalbehörden, daß der Minister genötigt war, mit Genehmigung des Zaren am 12. März 1882 eine neue Vorschrift herauszugeben. Eine amtliche Kopie davon brachte ich aus Sibirien mit und sie liegt jetzt vor mir. Der Titel ist: „Vorschriften über Polizeiaufsicht.“

Das Wunderlichste dabei ist, daß die Regierung Verurteilungen und Polizeiaufsicht nicht als Strafen für begangene Verbrechen betrachtet, sondern nur als Vorsichtsmaßregeln zur Verhinderung ihrer Ausführung. Der erste Paragraph lautet: „Polizeiaufsicht (wozu auch die Verbannung auf administrativem Wege gehört), ist ein Mittel, Verbrechen gegen die bestehende kaiserliche Ordnung zu verhindern; sie kann auf alle Personen sich erstrecken, die der gesellschaftlichen Ordnung gefährlich sind.“ — Die Entscheidung, wer „der gesellschaftlichen Ordnung gefährlich“ ist, liegt in den Händen der Generalgouverneure, der Gouverneure, der Polizei und diese beurteilen dabei weniger nach dem, was einer gethan hat, als nach dem, was er ihrer Meinung nach thun könnte. Es dürfte ihnen auch ein anderer Beschluß kaum möglich sein, da der Zweck der

administrativen Verschickung auf der Vorsicht beruht. Sie soll die That verhindern, indem sie die Meinung unterdrückt. Unter solchen Umständen müßten die „Vorschriften über Polizeiaufsicht“ eigentlich betitelt sein: „Vorschriften über Privatmeinung,“ und in diesem Sinne werden sie auch von der russischen Polizei gedeutet.

Die Behauptung, administrative Verschickung sei keine Strafe, sondern nur Vorsichtsmaßregel, ist eitel Wortetrug. Wenn eine fünfjährige Verbannung nach der Provinz Irkutsk keine Strafe ist, da muß das Wort „Strafe“ in der russischen Rechtspflege eine gar wunderliche Bedeutung haben. Für Frauen oder Mädchen ist die Verschickung nach Sibirien sehr häufig ein Todesurteil.

Im Jahre 1884 wurde ein junges, schönes Mädchen, Sophie Mititina, das in Kiew studierte, auf administrativem Wege nach einer entlegenen Provinz Ostsibiriens verschickt. Während des Weges zwischen Tomsk und Atschinsk, nachdem sie in der Winterkälte etwa 4800 Kilometer zurückgelegt hatte, erkrankte sie an Typhus, den sie sich in einer der Pesthöhlen, genannt Etappenhäuser, zugezogen hatte. Der Gefangenentransport wird von keinem Arzt begleitet und man schleppt die Erkrankten unbekümmert weiter, wie immer auch ihr Zustand und die Witterung ist, bis der Transport zum nächsten Gefängnis-
spital gelangt. Zwischen Tomsk und Irkutsk, in einer Distanz von mehr als 1600 Kilometer befinden sich nur vier dieser Krankenhäuser und so werden die Erkrankten oft zwei Wochen lang in Schlitten oder Telegas weiter geschleppt, wenn sie nicht in der Zwischenzeit sterben. Wie viel Tage Fräulein Mititina in der Winterkälte krank auf der Straße zubachte, weiß ich nicht; bald nach ihrer Ankunft im Gefängnis-
spital zu Atschinsk hauchte sie ihr junges Leben aus. Aber doch! welche Befriedigung muß dieses arme Wesen empfunden haben, das in einer schmutzigen Hütte 5000 Kilometer fern von der Heimat im Sterben lag, wenn sie bedachte, daß sie keine „Strafe“ für ein begangenes Verbrechen erdulde, sondern daß diese Ver-

schickung nur eine Vorsichtsmaßregel der väterlichen Regierung sei, damit sie etwa nicht in Versuchung komme, zu thun, was für „die gesellschaftliche Ordnung gefährlich“ ist.

Helene Machet starb in Moskau, kurz nach ihrer Rückkehr aus der vieljährigen Verbannung, und ihr Gatte Gregor Machet, ein begabter Schriftsteller, wurde auch administrativ verschickt. Dasselbe Schicksal traf den Fürsten Alexander Krapotkin, einen hochgebildeten Mann, geschickten Mathematiker und Astronom. Es geschah, weil er der Bruder des bekannten russischen Revolutionärs Fürst Peter Krapotkin war. Zehn Jahre verbrachte er in Sibirien und endete im Jahre 1886 in Tomsk durch Selbstmord.

Viktoria Gulofskaja, ein Kind von 14 Jahren, wurde 1878 von Odessa nach Sibirien verbannt und — erhängte sich in Krasnojarsk.

Ein auf administrativem Wege Verschickter Namens Bochim wurde im Jahre 1884 im Dorfe Unga wahnsinnig und tötete sein Weib, sein Kind und sich selbst.

Und angesichts dieser entsetzlichen Tragödien, denen ich noch manche beifügen könnte, wagt die russische Regierung zu behaupten, die Verschickung sei keine Strafe!

Sa, wenn damit noch der beabsichtigte Zweck erreicht würde, dann wäre es vom Standpunkt einer despotischen Regierung vielleicht erklärlich, aber dieser Zweck wird nicht erreicht, wie auch aus dem Bericht des Generalmajors Nikolai Baranoff, Gouverneurs der Provinz Archangel, an den Minister des Innern zu erkennen ist. Hier heißt es unter anderm:

„Zufolge Erfahrungen früherer Zeit und eigener Beobachtung bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß die Verschickung auf administrativem Wege, politischer Gründe wegen, den Charakter eher verdirbt als verbessert. Der Übergang von einem befriedigenden Leben zu einem entbehrungsvollen, von Geselligkeit zur Einsamkeit, von Thätigkeit zur erzwungenen Unthätigkeit wirkt so verderblich, daß diese Verbannten oft wahnsinnig werden und auch Selbstmord begehen. Es ist

dies die direkte Folge der außergewöhnlichen Verhältnisse, in welchen der Verbannte zu leben gezwungen ist. Bisher ist es noch nicht vorgekommen, daß ein auf administrativem Wege Verschiedter bei seiner Rückkehr in die Heimat mit der Regierung versöhnt und von seinem Irrtum überzeugt war, daß er ein nützliches Mitglied der Gesellschaft, ein treuer Diener des Zaren wurde. Dagegen kommt es oft vor, daß ein aus Irrtum oder administrativen Mißverständnisses wegen Verschiedter erst an dem Verbannungsorte politisch unzuverlässig wird, teils durch den Einfluß anderer Verschiedter, teils wieder aus Verbitterung. Ist jemand aber ein Feind der Regierung, so trägt seine Verbannung nur dazu bei, seine Feindschaft zu verschärfen, aus dem Theoretiker einen Praktiker, das heißt einen wirklich gefährlichen Menschen zu machen.“

Eine vollere Wahrheit, als diese Worte enthalten, ist wohl von einem höheren russischen Beamten noch nie verzeichnet worden, und um die Zweckmäßigkeit des Verbannungssystems zu kennzeichnen, könnte ich mich mit der Anführung dieses freimütigen Berichtes begnügen. Die Sache aber soll noch von einem andern Standpunkte aus betrachtet werden als von dem der Zweckmäßigkeit, vom Standpunkte des Rechts, der Humanität und der Sittlichkeit, und das soll im Nachfolgenden auch geschehen. Hier wollte ich hauptsächlich nur beweisen, in welcher leichtfertigen, rücksichtslosen und ungerechten Weise russische Bürger auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt werden.

6. Das Leben der auf administrativem Wege Verschiedten.

Im vorhergehenden Kapitel habe ich eine Reihe Thatsachen angeführt, um zu kennzeichnen, was in Rußland die „administrative“ Verschiedung politischer Verbrecher genannt wird; hier will ich versuchen, in getreuer Weise das Leben der politischen Verbrecher an den Orten ihrer „administrativen Verbannung“ darzustellen. Die Verschiedung „unzuverlässiger“ russischer Bürger nach Sibirien ohne Verhör und richterliches Urteil

kam erst in der späteren Regierungszeit Alexander II. in Schwang. Wohl erfolgten Verschiedungen dieser Art schon früher, aber erst in den Jahren 1878 und 1879, als der Kampf zwischen Polizei und Terroristen am heftigsten war, wurden sie allgemein und duzendweise wurden Personen nach Sibirien geschickt, die in Verdacht liberaler Gesinnung, oder gar der Sympathie mit den Revolutionären standen. Wurden bei einem jungen Manne verbotene Bücher oder Exemplare der Zeitung „Bote des Volkswillens“ gefunden, so gab das genügenden Grund zu einer Verbannung nach Sibirien. Wenn ein Student im enthusiastischen Streben zur Hebung der Volksbildung in einer Vorstadt von Petersburg eine Abendschule für Arbeiter eröffnete, so wurde er auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt. Spürte die Polizei auf, daß einige junge Leute nächtlich zusammen kommen, so wurden sie in die Liste der „Unzuverlässigen“ verzeichnet und wiederholte sich diese Zusammenkunft, so traf die Regierung „energische Maßregeln zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung“ und verschickte die unglücklichen jungen Leute nach Sibirien, die vielleicht nur zusammen kamen, um die Werke Spencers oder Stuart Mills zu lesen und zu besprechen. Daß Freunde und Verwandte bekannter Revolutionäre auf administrativem Wege verschickt wurden, war selbstverständlich; lange vor der Ermordung des Zaren Alexander II. wurden 600 bis 800 junge Leute aus allen Gesellschaftskreisen verhaftet und ohne gerichtliches Urteil, einzig nur auf Befehl des Ministers nach Sibirien verbannt. Vor Ende des Jahres 1880 gab es in Westsibirien kaum einen nennenswerten Ort, wo nicht administrativ Verschiedte lebten; ganze Kolonien befanden sich in Tara, Tjuschinsk, Ischim, Salutorfsk, Semipalatinsk, Kokschetaw, Aktjolin, Kurgan, Surgut, Ustj-Kamenogorsk, Omsk, Tomsk und Berezoff.

Damals gab es auch keine gesetzliche Bestimmungen über die Behandlung dieser Leute. Verschiedung auf administrativem Wege war eine außerordentliche Maßregel, die ganz von der Willkür der Behörden abhängig war. Auf administrativem

Wege konnte jemand auf ein Jahr, auf zehn, für lebenslang, verschickt werden, in die dürrn Steppen des Irtsch, oder in die eisige Wildnis von Jakutsk. Er konnte als Unmündiger, als Zwangskolonist, als Sträfling behandelt werden — dem Minister des Innern gegenüber besaß er kein gewährleistetes Recht; seine Lage war daher ärger, als jene des gemeinen Verbrechers. Dieser mußte wenigstens, wie lange seine Strafe währt und wofür sie ihm zugesprochen wurde; seine staatsbürgerlichen Rechte waren vom Gesetz bestimmt und dieses gewährte ihm auch einigermaßen Schutz gegen Willkür der Beamten. Der „Administrative“ hatte nichts von alledem. Er stand außerhalb des Gesetzes, seine Verbannung durfte von den Behörden nach Gutdünken verlängert werden, er mußte nicht, ob die Lokalbehörden nicht die für ihn geltenden Bestimmungen verändert: er war rechtlos als Bürger und rechtlos als Gefangener. Die einzige Beschränkung der Macht der Lokalbehörden sollten die geheimen Vorschriften des Ministers bilden, die von Zeit zu Zeit erlassen wurden. Allein diese waren zumeist ungenügend und widerspruchsvoll, so daß jeder Beamte doch ganz nach seinem Gutdünken handelte.

In dem einen Orte waren die Verschiedten genötigt, täglich auf der Polizei zu erscheinen, ihre Namen in das Verzeichnis zu schreiben und den Ispravnik persönlich Bericht zu erstatten; in dem anderen wieder mußten sie sich eine demütigendste, beständige Aufsicht gefallen lassen, die nicht einmal vor dem Schlafzimmer der Frauen Halt machte. Dieser Ispravnik erlaubte ihnen, durch Unterricht erteilen, oder in der Ausübung ärztlicher Praxis einiges zu verdienen, jener wieder ließ sie ins Gefängnis setzen, weil sie Musikunterricht gaben, oder eine Dosis Chinin verrieben. Ein Verbannter in Ustj-Kamenogorsk durfte sich ohne Erlaubnis drei bis vier Meilen weit entfernen, ein anderer dagegen in Ischim wurde in ein Ullus*) der Provinz Jakutsk verschickt, weil er — nach dem

*) Einsame Jakutenhütten. In einem folgenden Kapitel ist ausführlicher davon die Rede. (A. d. Übers.).

einigen 100 Meter entfernten Wald ging, um Beeren zu pflücken. Überall Unregelmäßigkeiten und Mißverständnisse, die täglich zu unangenehmen Erörterungen zwischen Lokalbehörden und Verbannten führten.

So standen die Dinge bis zum Jahre 1882, wo der Zar gesetzliche Vorschriften für alle Verbannte erließ. Ich will diese Vorschriften in aller Kürze durchgehen und an ausgewählten Beispielen darzulegen versuchen, welchen Einfluß sie auf das Leben der Verbannten in Sibirien auszuüben vermochte.

Diese Vorschriften enthalten 40 Paragraphen und füllen fünf engbedruckte Oktavseiten. Höchst auffällig ist, daß diese Schrift, die sich fast ausschließlich nur auf Personen bezieht, die auf administrativem Wege verschickt werden, nirgends die Worte „Verbannung“ oder „Sibirien“ enthalten; möglich, daß den Verfasser die Scham davon abhielt. In diesem Schriftstück wird die Verbannung nur durch eine einzige Stelle angedeutet, sie lautet:

„Personen, welchen bestimmte Wohnorte zugewiesen sind, stehen kraft dieser Vorschriften für die Dauer ihres Aufenthalts unter Aufsicht der Polizei“ (§ 2).

In diesen farblosen Worten ist nichts enthalten, was besagt, dieser „bestimmte Wohnort“, der da „zugewiesen“ wurde, könne auch nahe dem Nordpol liegen, 8000 Kilometer entfernt von Petersburg. Ein harmloser Mensch könnte diese ganze Schrift auswendig lernen, ohne dabei auf den Gedanken zu kommen, sie beziehe sich auf Männer und Frauen, die ohne Rechtspruch an die Grenze der Mongolei oder in die Nähe des Nordpols in Klüfte verbannt wurden. Der Verfasser stellt dabei die Polizeiaufsicht als Hauptsache hin und das, was er in lieblicher Umschreibung „bestimmte Wohnorte“ nennt, tritt in den Hintergrund.

Vielleicht wäre selbst der Russen Moralgefühl erwacht, wenn der Verfasser sein Werk gebührend betitelt hätte: „Vorschriften über die Regulierung des Betragens der Männer und Frauen, die ohne Rechtspruch vom Minister des Innern nach Sibirien

verschickt werden.“ Die trockenen Worte, „ohne Rechtspruch nach Sibirien verschickt“, klingen freilich nicht sehr angenehm, dagegen ist in der Umschreibung, „Personen, welche der gesellschaftlichen Ordnung schädlich sind, können auf administrativem Wege bestimmte Wohnorte zugewiesen werden“, nichts enthalten, was gefühlvolle Gemüther in unangenehme Erregung bringen könnte. Wenn man erfährt, daß ein russischer Bürger, der keines Verbrechens sich schuldig machte, von der Polizei verhaftet und nach einem sibirischen Dorf geschickt werden kann, mit dem Zwange, jahrelang dort bleiben zu müssen, so drängen sich von selbst die Fragen auf: „Wie lebt er dort? Wie hat das Gesetz für seine Bedürfnisse gesorgt? Was ist ihm erlaubt, was verboten? Wie wird er gewöhnlich behandelt?“ Auf alle diese Fragen geben auch diese „Vorschriften“ Bescheid, und da diese amtlichen Offenbarungen natürlich mehr Gewicht haben, als Aussagen Verbannter, will ich den kurzen Auszug dieser „Verfassung“, wie es die Verbannten mit bitterem Humor oft nennen, fortsetzen:

„Das Maximum der Verbannung unter Polizeiaufsicht wird auf fünf Jahre festgesetzt (§ 3).

Sobald ein Verbannter an seinem Bestimmungsort anlangt, soll er seinen Paß abgeben und dagegen ein Schriftstück erhalten, welches seinen Namen, Rang und früheren Wohnsitz angiebt; auch soll dem Betreffenden mitgeteilt werden, in welchem Orte ihm der Aufenthalt bewilligt wird (§ 5).

Er darf den Bestimmungsort nicht ohne Erlaubnis der Behörde verlassen und muß einen Wohnungswechsel der Polizei 24 Stunden früher bekannt machen (§ 7).

In dringenden Fällen, und wenn seine Ausführung den Beifall der Polizei erlangt, kann ihm gestattet werden, seinen Wohnort auf bestimmte Zeit zu verlassen. Will er jedoch über die Grenzen des Distrikts hinaus, so muß er dazu die Bewilligung des Gouverneurs haben, und zur Überschreitung der Grenzen der Provinz, jene des Ministers des Innern (§ 8).

Ein administrativ Verschiedter, dem eine solche Erlaubnis

bewilligt wurde, muß mit einem Pässe und einer genauen Vorschrift der Route versehen sein. Er darf die Reise nicht unterbrechen, außer er ist durch Krankheit dazu gezwungen, was er sogleich der nächsten Behörde anzeigen muß. Er ist verpflichtet, in jedem Ort den er passiert, der Polizei seine Ankunft zu melden, und wenn sein Betragen verdächtig ist, so kann er zu jeder Zeit und von jeder Stelle nach seinem Wohnorte zurückgeschickt werden (§§ 9—16).

Administrativ Verschiedte müssen auf die erste Vorladung hin persönlich bei der Polizei erscheinen; diese ist berechtigt, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht deren Wohnungen zu betreten, hier Haussuchungen und Konfiskationen vorzunehmen (§§ 17—19).

Administrativ Verschiedte sollen keine Staats- oder Privatämter bekleiden, sie dürfen nicht ohne besondere Erlaubnis des Ministers Schreiberstellen annehmen, weder Gründer, noch Vorsitzende, noch Mitglieder von Vereinen sein (§§ 20—23).

Administrativ Verschiedte dürfen nicht pädagogisch wirken, sie dürfen nicht Schüler oder Lehrlinge in Kunst und Gewerbe unterweisen, nicht öffentliche Vorträge halten oder an Versammlungen wissenschaftlicher Vereine teilnehmen, nicht an Theaterdarstellungen sich beteiligen, wie ihnen überhaupt jedes öffentliche Wirken verboten ist. Sie dürfen nicht Eigentümer oder Angestellte von photographischen und lithographischen Anstalten, Buchdruckereien oder Buchhandlungen sein, überhaupt mit keinem Erzeugnis der Presse handeln; sie dürfen keine Theehäuser oder Grogshenken halten, überhaupt keine geistigen Getränke verkaufen (§ 24).

Administrativ Verschiedte dürfen weder in öffentlichen, noch in Privatschulen ohne besondere ministerielle Bewilligung aufgenommen werden. Sie dürfen, sich selbst und ihre nächsten Angehörigen ausgenommen, niemanden bei Gericht vertreten; sie dürfen ohne Erlaubnis des Ministers, weder als Ärzte, noch Geburtshelfer, noch Apotheker, noch Chemiker berufsmäßig wirken (§§ 25—27).

Alle hier nicht erwähnten Beschäftigungen sind administrativ Verschiedten gestattet; doch kann der Gouverneur der Provinz jede Beschäftigung verbieten, die seiner Einsicht nach die gesellschaftliche Ordnung und die Ruhe stören könnten (§ 28).

Der Minister des Innern ist berechtigt, an administrativ Verschiedte gerichtete Briefe und Telegramme zurückzubehalten und sowohl die für sie einlaufenden, wie auch von ihnen abzusenden, beabsichtigte Briefe unter Polizeiaufsicht zu stellen (§ 29).

Renitenz gegen die in §§ 1 bis 29 gegebenen Vorschriften wird mit Gefängnis von drei Tagen bis einen Monat bestraft (§ 32).

Administrativ Verschiedte, die mittellos sind, erhalten für sich und nötigenfalls auch für ihre freiwillig mitgekommene Familie eine Unterstützung, die ihnen jedoch entzogen wird, wenn ihr Betragen von der Behörde nicht gebilligt wird (§§ 33—37).

Administrativ Verschiedte werden in Krankheitsfällen in den öffentlichen Krankenhäusern auf Kosten der Regierung aufgenommen. (§ 38).

Administrativ Verschiedte, die nicht die Mittel haben, um nach Ablauf ihrer Verbannungszeit in ihre Heimat zurückzukehren, erhalten von der Regierung, gemäß kaiserlichen Befehls vom 10. Januar 1881 eine Unterstützung, falls der Minister des Innern für diese Personen nicht besondere Verfügungen getroffen hat. (§ 40).“ — —

So lautet auszugsweise die „Verfassung“ der administrativ Verschiedten. Die deusamen und irreführenden Ausdrücke wie „Personen unter Polizeiaufsicht“, „Anweisung eines bestimmten Wohnortes“, „Wohnort“, habe ich überall durch „Administrativ Verschiedte“, „Verbannung“ und „Verbannungsort“ ersetzt, was wahrer und gebührender ist.

Wenn ein Verschiedter nach wochenlanger, monatelanger Reise von Etappe zu Etappe, endlich an das Ziel gelangt ist, wird er zur Polizei geführt, die ihm seinen „Erlaubnischein zur Ansiedelung“ und ein Exemplar der „Vorschriften“ über-

giebt. Wohl ist in seinem Scheine nicht angezeigt, daß er ein Verschickter sei, aber wer sollte das nicht wissen, schon darum, weil ihn fast alle unter Bewachung anlangen sahen. Die Hauswirte vermieten an ihn ungern oder überhaupt nicht eine Wohnung, denn sie denken, ein politischer Verbannter muß wohl ein gefährlicher Mensch sein, den fern zu halten, sehr ratsam ist, oder sie wollen die Unnehmlichkeit vermeiden, daß die Polizei zu jeder beliebigen Stunde ihr Haus besucht und vielleicht auch durchsucht. Überdies könnte er noch den Auftrag erhalten, den Mieter zu überwachen und dabei jederzeit auskunftshalber zur Polizei citiert werden, mit der er am liebsten gar nichts zu thun hat.

So muß nun der Verschickte von Haus zu Haus wandern, müde und matt, überall mit scheelen Blicken angesehen. Und da begreift er nun, warum die wegen gemeinen Verbrechens Verschickten den „Erlaubnisschein“ einen „Wolfspaf“ nennen.

Endlich oft mit Beistand gleichartiger Verschickten, findet er doch ein karg ausgestattetes Stübchen; er pacht seine Habseligkeiten aus und geht daran, seine Nachbarschaft kennen zu lernen. Die wichtigste Frage für ihn ist: wovon leben? Er hat in Rußland Weib und Kind unversorgt zurückgelassen, in einem Zustand, der ihm bisher nicht wenig Sorgen machte und nun kommt noch die Sorge für seinen eigenen Bedarf dazu. Was nun? Er prüft die „Vorschriften“ und findet da, daß der mittellose Verschickte laut § 33 eine „Unterstützung“ aus der Staatskasse erhält. Diese Unterstützung beträgt, was er bald erfahren kann, sechs Rubel für einen Monat. Er erkundigt sich weiter und erfährt auch, daß dieser Betrag nicht die Hälfte des Allernötigsten decken kann, er ist daher auf einen Verdienst angewiesen. Er weiß, daß er in einem weit-entlegenen sibirischen Dorf seine geistigen Fähigkeiten nicht so verwerten kann, wie in Petersburg oder Moskau, aber er hofft doch irgend eine ausführbare Beschäftigung zu erlangen, zumal er nicht sehr wählerisch sein will. Er hat eine Universi-

tätsbildung, kennt einige Sprachen, ist Arzt, Photograph, Schriftsteller, ein guter Lehrer, tüchtiger Rechner oder Musiker — kurz, er glaubt, daß es ihm selbst hier nicht schwer fallen würde, wenigstens seinen Bedarf zu verdienen. Aber! er prüft die „Vorschriften“ weiter und findet, daß ihm unter Androhung einer Gefängnisstrafe verboten ist, zu wirken als: Arzt, Lehrer, Chemiker, Photograph, Bibliothekar, Schreiber u. s. w., daß ihm also fast jede Thätigkeit, die er ausüben könnte, versagt ist. Um als Schreiner oder Schuster, Schmied oder Wagner sein Brot zu verdienen, dazu fehlt ihm die nötige Übung; um Kaufmann zu werden, fehlt ihm jedes Kapital, ja er kann sich nicht einmal als Kutscher verdingen, denn er darf den Ort nicht verlassen. Das Einzige, was ihm übrig bleibt, ist der Ackerbau. Rüben zu bauen, Kartoffeln zu hacken verbieten die „Vorschriften“ doch noch nicht; es ist keine Gefahr vorhanden, daß er in diesen Boden die Saat der Revolution streut. Doch, was da Grund und Boden in der Nähe ist, gehört der Gemeinde und ist unter den Bewohnern zum Anbau aufgeteilt; in einer größeren Entfernung wäre wohl geeignetes Feld noch zu finden, allein — er darf ja den Ort nicht verlassen. In dieser trostlosen Lage, verbannt nach Sibirien und durch die „Vorschriften“ in allem gehemmt, bleibt ihm nichts anderes übrig, als vom Gouverneur oder Minister die Gnade zu erbitten, es möge ihm gestattet werden, sein Brot zu verdienen.

Im Jahre 1883 baten die politischen Verschieden von Amolinsk den Generalgouverneur Kolpakofski, es möge ihnen gewährt werden, Musikunterricht zu erteilen, da sie von der Unterstützung der Regierung nicht leben könnten und ihnen auch sonst kein Beruf offen stände. Diese Bitte war nicht unbefcheiden, zumal aus den Tassen des Klaviers nichts staatsgefährliches herauszuschlagen ist. Doch der Herr Generalgouverneur war anderer Ansicht. Er meinte vielleicht, dieser Unterricht könne den Kindern von Amolinsk ein revolutionäres Gift einträufen, oder wähnte, daß Not und Entbehrung die besten Genossen des politischen Verschiedens wären — das

Gesuch wurde abschlägig beschieden, mit der Begründung, daß Musikunterricht auch zu den verbotenen Beschäftigungen gehört; sie mögen sich, wenn sie Mangel am Nötigen haben, bei den Kirgisen als Tagelöhner verdingen.

Ungefähr zu gleicher Zeit baten die „Politischen“ von Ustj-Kamenogorsk den erwähnten Generalgouverneur, es möge ihnen ein Stück Acker in der Nähe des Verbannungsortes zum Anbau überlassen werden. Sie erklärten sich bereit, den Boden zu verbessern, Pacht zu bezahlen, wenn er etwas trägt und endlich auch nach Verlauf ihrer Verbannungszeit alle vorgenommenen Verbesserungen dem Staate ohne jede Entschädigung zu überlassen. Auch dieses, für den Staat recht günstiges Angebot erhielt als Antwort, sie mögen sich bei den Kirgisen verdingen. — Diese Beispiele amtlicher Brutalität wurden mir von einem politischen Verbannten in der Provinz Semipalatinstk mitgeteilt und ich glaube auch, daß sie wahr sind. Wohl habe ich General Kolpakowski nicht persönlich kennen gelernt, habe also daher kein selbst gewonnenes Urteil über seinen Charakter, aber ich lernte den Gouverneur der Provinz Akmolinsk kennen und dieser machte auf mich den Eindruck, als ob er einen derartigen Bescheid seinem Vorgesetzten zur Unterschrift vorlegen könnte. Übrigens habe ich in Ostsibirien Gelegenheit gehabt, noch viel Ärgeres zu beobachten.

Nicht in ganz Sibirien werden die „Vorschriften“ so rücksichtslos durchgeführt; die Bewilligung hängt eben ganz von dem Gutdünken der Beamten ab. General Tschelinski, der verstorbene Gouverneur der Provinz Semipalatinstk, behandelte die ihm untergeordneten Verschiedten sehr menschlich und nachsichtsvoll; nicht daß er mit ihren Ansichten etwa sympathisiert hätte, sondern weil er ein Gentleman war, ein menschenfreundlicher Beamter. Auch von Herrn Petukoff, der zur Zeit meiner Anwesenheit Gouverneur der Provinz Tomsk war, läßt sich daselbe zum Lob sagen. Dagegen wurden in der Provinz Tobolsk die administrativ Verschiedten stets sehr hart behandelt, nicht selten sogar ganz brutal. Im April 1888 haben neun-

zehn Verbannte aus der Stadt Surgut (in der Provinz Tobolsk, am rechten Ufer des Ob, mit 1300 Einwohnern) bei dem Minister des Innern gegen das grausame Verfahren des Gouverneurs Trohnißk sich beklagt und erklärt, ihre Lage wäre so unerträglich, daß sie dieselbe nicht länger erdulden könnten, wären die Folgen auch noch so arg.

In welcher zu verzweifelnden Lage diese Verschiedten damals sich befinden mochten, bekundet am besten der Umstand, daß einige von ihnen kurz vor der Beendigung ihrer Strafzeit sich befanden; es galt den Schmerz nur eine Weile noch zu verbeißen und sie waren frei. Allein wie alles, hat auch die menschliche Widerstandskraft ihre Grenzen, und dahin waren sie gelangt. Welchen Erfolg ihr Aufschrei hatte, das läßt sich aus der „Sibirischen Zeitung“ erkennen, die in aller Kürze mitteilt, daß aus Surgut „neunzehn unverschämte“ politische Verbannte „entfernt“ wurden, und daß der Gouverneur den Ispravnik*) von Surgut und dem Polizeileiter von Tobolsk für ihre bei dieser „Entfernung“ geleisteten Dienste den „amtlichen Dank“ ausdrückt.

Ich habe nicht erfahren, in welchem weltverlassenen Winkel Sibiriens diese neunzehn Unglücklichen verschickt wurden, um die Dreistigkeit zu büßen, das Herz des Ministers des Innern, des Grafen Demetrius Tolskoi rühren zu wollen. Es giebt dort nur wenig „Wohnorte“, die ärger sind als Surgut. Einer davon wäre Verezw am Ob, 3450 Meilen von Petersburg entlegen, der zweite Turukhansk, eine „Stadt“ mit zwei- unddreißig Häusern und 181 Einwohnern, nahe dem Nordpol, und der dritte wären die berühmigten Ulus in der Provinz Jakutsk; dahin werden auch gewöhnlich jene geschickt, die mit „unverschämten“ Klagen an den Minister sich wenden.

Der administrativ Verschiedte, der einem Gouverneur von der Art des letzterwähnten untersteht, wird genötigt, an den Minister sich zu wenden. Geldmittel besitzt er nicht, die

*) Polizeileiter des Distrikts.

wenigen Rubel die er von der Regierung erhält, sind unzureichend, die „Vorschriften“ werden so rücksichtslos in Anwendung gebracht, daß es ihm unmöglich ist, etwas zu erwerben. Unter solchen Umständen bittet ein Verschiedter, der Arzt ist, Seine Excellenz möge ihm gestatten, in dem Orte, wo er ist und wo kein Arzt sich befindet, seinen Beruf ausüben zu dürfen. Man sollte meinen, daß diese Bitte nicht nur einfach bewilligt wird, daß sie mit Dank angenommen wird, zumal die Zahl der Ärzte im Lande unzureichend ist, was auch ein „geheimer“ Bericht meldet, den der Generalgouverneur von Ostsibirien an den Zaren im Jahre 1881 überschickte; eine Abschrift davon befindet sich in meinem Besitze. Allein der Herr Minister ist ganz anderer Ansicht!

Im Jahre 1883 richtete die medizinische Gesellschaft von Twer, eine Stadt in der Nähe Moskaus, eine Denkschrift an den Minister, worin sie im Hinblick auf den Mangel an Ärzten in Sibirien die Aufmerksamkeit Seiner Excellenz auf die große Zahl Ärzte und Studierende der Medizin lenkt, die dort in der Verbannung leben. Und was war die Antwort auf diesen ebenso vernünftigen wie menschlichen Antrag? Die Gesellschaft wurde aufgelöst und zwei ihrer Mitglieder, die als Spitalärzte im Staatsdienst standen, wurden ihres Amtes enthoben. Wenn schon Leute, die die Zulassung der Verschiedten zur ärztlichen Praxis beantragen, derart gemäßregelt werden, so läßt sich leicht vorstellen, was aus jenen verbannten Ärzten wird, die ohne Bewilligung ihren Beruf auszuüben wagen.

Im Jahre 1880 lebte in Charkoff ein Student der Heilkunde, Namens Nifont Dolgopoloff. Er hatte an der dortigen Universität sein Studium vollendet und war just im Begriffe, sein letztes Examen zu machen, als einer jener Studentenrummel stattfand, die in Rußland nicht selten sind. Hier gestaltete sich der Tumult ernster als gewöhnlich, so daß die Universitätsbehörde militärischen Beistand forderte; eine Kosakenabteilung trieb die erregte Menge auseinander, wobei sie von

ihren kurzen Peitschen den ausgiebigsten Gebrauch machte. Herr Dolgopoloff hatte eigentlich an dem Tumult gar nicht teilgenommen, er befand sich zufällig auf der Straße, als die Kosaken mit ihren Peitschen einhieben und da übermannte ihn die Entrüstung, so daß er einem Civilpolizisten zurief: „Schämt Euch doch! Es ist schändliche Feigheit, auf wehrlose Menschen mit Peitschen einzuhauen!“ Der Angerufene meldete dies der Polizei und Dolgopoloff wurde verhaftet, um einige Monate später — natürlich ohne vor einen Richter gestellt zu werden — auf „administrativem Wege“ nach Sibirien zu wandern. Im Jahre 1883 wurde er aufgefordert, dem neuen Zaren den Huldigungseid zu leisten und da er es verweigerte, wurde er von seinem zugewiesenen Wohnort Kurgan nach Tjulalinsk verschickt. Der dortige Ispravnik Iljin war höchst brutal und bald kam Dolgopoloff mit ihm in Konflikt, weil jener die „Vorschriften“ nicht streng einhielt. Dem edelsinnigen jungen Mann, der ein recht tüchtiger Arzt war, wurde es oft unmöglich, hilfesuchende Kranke zurückzuweisen. Er strebte nicht danach, eine ärztliche Praxis zu erlangen, er brauchte sie auch nicht als Erwerbsquelle, er konnte es nur nicht überwinden, einem Bauer, der im Fieberstand zu ihm kam, oder mit einem Augenstaar behaftet war, seinen Beistand zu versagen. Es kam zur Kenntnis des Ispravniks, der nun den jungen Arzt vor sich kommen ließ und ihn barschen Tones auf Paragraph 27 der „Vorschriften“ aufmerksam machte. Er verbot ihm, den Bauern irgendwelchen ärztlichen Beistand zu leisten, sei es auch unentgeltlich, und drohte ihm bei künftiger Außerachtlassung des Verbotes mit Gefängnisstrafe. Doktor Dolgopoloff that was er mußte, er leistete Gehorsam, aber seine Beziehungen zu dem Ispravnik blieben feindlich wie zuvor. Nun geschah es im Herbst 1883, daß der Sohn des reichen und angesehenen Bürgermeisters von Tjulalinsk, des Herrn Balathin, bei der Erprobung seiner Waffe zufällig seine Mutter anschoß. Die Entfernung der Kugel machte eine schwierige Operation nötig, die der städtische

Arzt, ein nervöser schüchterner Herr, Namens Gull, nicht vorzunehmen wagte. Er riet, Doktor Dolgopoloff zu berufen, der ein sehr geschickter Chirurg wäre. Herr Balathin eilte zu dem jungen Arzt und bat ihn um Beistand.

„Ich darf nicht,“ sprach dieser.

„Aber es gilt ein Menschenleben!“ rief der Bürgermeister aus.

„Ich darf nicht. Meine Beziehungen zum Isprawnik sind recht schlecht, ich habe wegen unerlaubten ärztlichen Praktizierens einmal schon Unannehmlichkeiten gehabt und er hat mir jede Wiederholung mit Strafandrohen verboten.“

„Sie wurden wegen Ihrer menschenliebenden Gesinnung nach Sibirien verbannt und scheuen es nun einer angedrohten Strafe wegen, ein Menschenleben zu retten!“ rief nun Balathin verzweifelt aus.

„Wenn Sie die Sache so auffassen, dann muß ich freilich Ihnen zu Willen sein, geschehe, was da will,“ antwortete der junge Arzt und ging mit ihm zur Verwundeten. Die Untersuchung der Wunde zeigte ihm, daß hier keine momentane Gefahr vorhanden sei, er ersuchte daher den Bürgermeister bei dem Gouverneur Rissagorski in Tobolsk telegraphisch anzufragen, ob er gestatte, daß der verbannte Arzt eine Operation vornehme, die der städtische Arzt nicht vornehmen will. Eine Stunde später traf die Antwort ein, daß die Sache nicht zur Kompetenz des Gouverneurs gehöre, daß sich der Bürgermeister an die Sanitätsabteilung des Ministerium des Innern wenden müsse.

„Sie sehen, was Ihren Vorgesetzten ein Menschenleben gilt,“ bemerkte nun Herr Doktor Dolgopoloff bitter. Dann nahm er die Operation vor, unterband eine verletzte Ader und die Frau war außer jeder Gefahr.

Am nächsten Tag wurde der junge Arzt verhaftet und gefangen gesetzt; dann begann ein langwieriger Prozeß, dessen Akten im Gerichtsarchiv zu Tobolsk folgende Aufschrift haben:

„Unerlaubtes Entfernen einer Kugel aus dem Bein der

Frau Balathin, Ehegenossin des Bürgermeisters von Tjukulinsk, durch den administrativ Verbannten Nifont Dolgopoloff.“

Dieser Vorfall erregte in dem Städtchen großes Aufsehen; täglich erkundigten sich die Einwohner nach seinem Befinden — er erkrankte nämlich bald im Gefängnis am Typhus — und brachten ihm Blumen und Speisen.

Diese sympathische Äußerungen schüchterten den Isprawnik ein, so daß er den Erkrankten in dessen Wohnung überführen ließ, zugleich jedoch erstattete er dem Gouverneur amtlichen Bericht, daß der eines Verbrechens angeklagte administrativ Verbannte Nifont Dolgopoloff einen sehr gefährlichen Einfluß auf die Einwohnerschaft ausübe, die Leute brächten ihm Blumen und Speisen ins Gefängnis, es sei daher zu befürchten, daß sie ihm auch zur Flucht verhelfen. Unter solchen Umständen wäre ihm kaum möglich, die Verantwortlichkeit für den Genannten zu tragen, er müsse daher Seine Excellenz bitten, ihn nach Surgus oder in eine andere Gegend der Provinz zu verschieben, wo die Aufsicht viel leichter wäre. — Daß Herr Doktor Dolgopoloff am Typhus schwer krank darnieder läge, erwähnte er ganz und gar nicht. Der Gouverneur erteilte telegraphischen Befehl, der Gefangene möge sofort auf dem Etappenweg nach Surgut verschickt werden. Der Isprawnik gab diesen Befehl dem kommandierenden Offizier der Etappe bekannt und ersuchte ihn, die Ausführung vorzunehmen. Dieser aber weigerte sich mit der Begründung, es sei ihm streng verboten, erkrankte Verbannte von den Lokalbehörden zu übernehmen. Der Kranke könnte unterwegs sterben und er würde dann dafür zur Verantwortung gezogen werden. Der Isprawnik wollte jedoch Dolgopoloff, den er jetzt noch mehr als früher haßte, sofort aus dem Orte haben, er begab sich daher mit einigen Polizisten und einem Bauernkarren zur Wohnung des Erkrankten, um ihn in dieser Weise, von seinen Leuten eskortiert, zu verschicken. Doktor Dolgopoloff lag im Bette und war so schwach, daß er sich nicht rühren konnte. Seine Frau widersetzte sich dieses barbarischen Transportes und wurde

dasür an Händen und Füßen gebunden, und nur mit einem Nachthemd bekleidet, wurde der Kranke auf einem Bettlaken hinausgetragen und auf den Karren gelegt. Und das geschah am 24. Oktober 1883 bei rauher Witterung. Dolgopoloff hätte wahrscheinlich diesen Transport nicht überstanden, würde nicht ein barmherziger Zuschauer seinen Pelzrock ausgezogen haben, um den Kranken damit zu bedecken. In diesem Zustand wurde er nach dem 200 Kilometer entfernten Städtchen Ischim geführt, wo sich damals elf politische Verschiedte befanden, darunter auch der bekannte russische Nobellist Machet. Einige von ihnen kannten Doktor Dolgopoloff persönlich, alle aber kannten seine Erlebnisse. Als sie sahen, in welchem Zustand er sich befand, begaben sie sich zum Isprawnik ihrer Stadt und erklärten, sie würden mit allen Mitteln den Weitertransport zu verhindern versuchen. Sie ließen ihn ferner durch den städtischen Arzt untersuchen und veranlaßten den Isprawnik, daß er amtlich den Thatbestand aufnehme; dann fragten sie bei dem Gouverneur Lissogorski in Tobolsk an, ob er dem Isprawnik von Tjukalinsk die Vollmacht gab, in dieser Jahreszeit einen Schwerkranken, nur mit einem Nachthemd bekleidet, auf einem Bauernkarren zu transportieren. Von dem Sachverhalt verständigt, telegraphierte nun der Gouverneur an den Isprawnik von Ischim, der junge Arzt möge dort im Spital verpflegt werden; auch den Befehl der Verschiedung nach Surgut hob er auf.

In Ischim erzählten sich die Leute, der Gouverneur hätte die gute Gelegenheit benutzt, um den Isprawnik von Tjukalinsk 500 Rubel abzupressen, als Belohnung, daß er ihn nicht für die Gesetzesübertretung bestrafe. Ich weiß nicht, was daran Wahres ist, aber ich weiß, daß allgemein als Thatsache galt, der Herr Gouverneur verkaufe die Amtsstellen an die Meistbietenden und zwar in der Form, daß sie sich von ihm das Geld im Kartenspiel abgewinnen lassen mußten. — Während meiner Anwesenheit in Sibirien waren zehn Isprawniks in Strafuntersuchung. Diese Untersuchungen zogen

sich ins Unendliche, aus Gründen, die sie selbst und ihre Vorgesetzten am besten wissen. Ich zweifle gar nicht, daß sie alle noch heute in Amt und Stelle sind.

Doktor Dolgopoloß blieb bis zu seiner Genesung im Krankenhaus zu Ischim, dann wurde er nach einem anderen Bestimmungsorte verschickt. Später kam er nach der Provinz Semipalatinsk, wo seine Lage um vieles besser war und wo er, wie ich zuletzt erfuhr, mit anthropologischen Forschungen über die Kirgisen sich beschäftigte*).

Ich habe diesen Vorfall in so ausführlicher Weise mitgeteilt, weil er nicht nur kennzeichnend ist für die Art, in der „unzuverlässige“ Leute in Rußland behandelt werden, sondern auch, weil es erklärlich macht, warum die erwähnten Verbannten von Surgut eine Beschwerde an den Minister des Innern zu richten wagten. Hier wurde nämlich einer von ihnen, Namens Leo Iwanoff, durch Grausamkeit und Gleichgültigkeit der Beamten, wörtlich zu nehmen, gemordet und zwei andere wurden durch die Marter körperlich ganz gebrochen, sie selbst bezeichneten sich als die „Verfluchten“. Da sie später ob ihrer „Unverschämtheit“ nach einer noch ärgeren Gegend verschickt wurden, so sind sie jetzt wahrscheinlich nicht mehr am Leben und damit auch aller Leiden ledig.

Wenn der administrativ Verschiedte es dahin gebracht hat von der Sorge um die kümmerliche Existenz endlich frei zu sein, so fühlt er erst die Demütigung der Polizeiaufsicht und der Briefkontrolle. Die Polizisten, die ihn bewachen, sind oft gemeine Leute mit einer verbrecherischen Vergangenheit. Manche dieser Polizeileiter und noch mehr dieser Polizeisekretäre sind

*) Eine genaue Schilderung der Behandlung des Dr. Dolgopoloß seitens des Isprawniks von Tjukulinsk, veröffentlichte die in Tomsk erscheinende „Sibirische Zeitung“, woher es auch die Wochenausgabe der Londoner „Times“ vom 11. Januar 1884 entnahm. Die Censur gestattete jedoch dem russischen Blatte nicht die Bemerkung, daß es sich hier um einen politischen Verschiedten handle. Die Sache wurde daher weniger beachtet, als sie es verdient hätte. Manches jedoch, was diesen Vorfall betrifft, ist hier zum erstenmal veröffentlicht.

Strolche, die wegen gemeiner Verbrechen nach Sibirien verbannt wurden und nach Verlauf ihrer, in Zwangsarbeit verbrachten Strafzeit unter anderem Namen Polizeidienst nehmen. Die Anfangsbuchstaben der Namen von ungefähr zwanzig solcher Sträflinge in Polizeiuniform und deren Wohnorte wurden von den liberalen sibirischen Zeitungen veröffentlicht. Solchem Gefindel ist in manchen Gegenden Sibiriens Ehre, Gesundheit und Leben vieler intelligenter Verschickter beiderlei Geschlechts anvertraut, es ist daher nicht zu verwundern, daß diese oft beschimpft und in brutaler Weise behandelt werden. Ich kenne persönlich manchen Polizeibeamten in Sibirien, z. B. den Polizeileiter von Minusinsk — den ich im Dunkel der Nacht nicht gerne begegnen möchte, ohne den Revolver bei mir zu haben. Sogar in der verhältnismäßig gut verwalteten Stadt Tomsk hat die Geschichte der Polizei die rohsten und schändlichsten Gewaltthaten aufzuweisen. Verhaftungen und Einkerkierungen Unschuldiger, Bestechungen, Verleitungen zum Meineid, Anwendung der Tortur, totprügeln schwangerer Frauen und noch manches andere.

Die amtliche „Provinzzeitung von Tomsk“ teilte mit, daß dem letzternannten Gouverneur dieser Provinz, während seiner ersten Besichtigung der Gefängnisse, dreihundert Beschwerden über unrechtmäßige Verhaftungen übergeben wurden; zweihundert davon erwiesen sich als begründet, so daß die Betroffenen freigegeben wurden. So groß ist die Macht des Isprawniks und anderer Polizeileiter in Sibirien, daß bei den Bauern zur Redensart wurde: „Im Himmel Gott, in Otkotsk Koch!“ Wie viele „Koch“ — sie mögen auch anders heißen — in Sibirien sich befinden, das weiß nebst Gott auch der Bauer und der politische Verschickte. Wie jene die Aufsicht ausüben, das ergiebt sich natürlich sehr verschieden, aber welche Form diese Aufsicht annehmen kann, das lehrt uns der Auszug aus dem Briefe eines administrativ Verschickten, der im „Juristischen Boten“, dem Organ der juristischen Gesellschaft zu Moskau, veröffentlicht wurde. Es heißt da:

„Unsere Überwachung geschieht in der rücksichtslosesten Art. Jeder der Polizisten sucht den andern an Wachsamkeit zu übertreffen. Wiederholt am Tage treten sie bei uns ein, um zu sehen, ob wir anwesend sind und ob sich niemand bei uns befindet. Sie schreiten immer vor unseren Häusern auf und ab, schauen durch die Fenster und horchen an den Thüren. Sie lauern nachts in der Nähe unserer Wohnungen und zwingen unsere Hauswirte und Nachbarn, unser ganzes Thun und Treiben zu beobachten und ihnen dann zu berichten.“

Eine junge Dame, die nach Tunka, einem Dörfchen an der mongolischen Grenze, verschickt wurde, erzählte mir, es wäre nichts Seltenes, daß sie bei der Rückkehr von einem Spaziergang oder Besuch, auf ihrem Bette schlafend einen Polizisten fände. Die Furcht vor Schimpf und noch viel Ärgerem hat die meisten weiblichen Verschiedten genötigt, mit ihren männlichen Leidensgenossen in einem Hause zu wohnen. Anders ist es auch nicht möglich! Unter den politischen Verschiedten befinden sich wehrlose Mädchen im Alter von 16 bis 20 Jahren, junge Frauen, deren Männer in einem anderen Teil Sibiriens sich befinden oder in den Bergwerken Zwangsarbeit verrichten müssen. Es ist ihnen unmöglich, ganz abgesondert zu wohnen, unter Verhältnissen, wo der erstbeste Strolch im Polizeirock zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ihr Zimmer betreten darf. Fast noch mehr als durch diese Aufsicht, werden die Verschiedten durch die Überwachung ihres Briefwechsels verbittert und zur Verzweiflung getrieben. Er kann keinen Brief absenden, ohne ihn erst den Isprawnik zur Billigung vorgelegt zu haben. Dieser kann die Briefe an die Adressaten befördern, vernichten oder dem Minister des Innern übersenden. Er erhält die für Verschiedte eingelangten Briefe, öffnet sie, liest sie, streicht was ihm bedenklich scheint fort, um sie endlich zu einer beliebigen Zeit auszufolgen. Will er einen Verschiedten, der ihm im allgemeinen mißfällt, oder der sich „unverschämt“ benommen hat, bestrafen, so behält er die Briefe zurück und läßt ihn monatelang ohne Nach-

richt von Weib und Kind, die er vielleicht unversorgt in Rußland zurückgelassen hat.

Der Isprawnik von Tara, Provinz Tobolsk, pflegte die für die Verschiedten angelangten Briefe seinen Bekannten im Klub vorzulesen und mit ihnen sich zu beratschlagen, welche Stellen er unleserlich machen soll. Mancher Verschiedte hörte etwas von seinen Briefen zum erstenmal auf der Straße, von Leuten, den sie der Isprawnik gezeigt hatte. Was wohl solch armer Verschiedter empfinden mußte, wenn er erfuhr, daß die Worte der Liebe, des Trostes, die sein teures Weib unter Seufzern und Thränen niederschrieb, nun vom Isprawnik im Kreise seiner Zechgesellen veröffentlicht wurden!

Erfährt der Verschiedte durch die Gunst des Zufalls, daß für ihn ein Brief angelangt sei, so will das immer noch nicht bedeuten, daß er diesen Brief auch erhält. Nachdem der Gewaltige den Brief seinen Freunden vorgelesen, kommt ihm zuweilen der Argwohn, es stecke irgendwelche Geheimschrift dazwischen und das Beste sei, den Brief doch nicht auszufolgen. Ich sah Briefe, welche die Verbannten erhielten, die von den mißtrauischen Beamten der Hize ausgesetzt oder mit Chemikalien behandelt wurden, weil sie glaubten, es wären dabei Nachrichten mit „sympathischer Tinte“ niedergeschrieben.

Oft wird der Verschiedte auch zur Polizei berufen und eines scharfen Verhörs unterzogen über den Inhalt eines Briefes, den er bisher noch nicht zu Gesicht bekommen.

Was dem politischen Verschiedten auch noch zum Hauptübel wird, das ist die unbestimmbare Lage, in die er durch die „Borschriften“ versetzt wurde. Er ist weder ein vom Gesetz geschützter Bürger, noch ein Verbrecher, dem die bürgerlichen Rechte entzogen sind; er hat alle Verpflichtungen des Bürgers, genießt aber dabei nicht einmal jenen Schutz, der den Verbrechern gewährt wird, er ist, kurz gesagt, jeder Willkür preisgegeben.

Ein administrativ Verschiedter übersandte nachfolgende Denkschrift im Jahre 1881 dem russischen Senate, als dem höchsten

Gerichtshof. Es werden darin die Zustände der Verschieden in Sibirien erörtert. Zweifellos glaubte der Schreiber keinen Augenblick, daß sich damit seine Lage verbessere, er mochte im Gegenteil, sehr gut gewußt haben, daß er diese „Unverschämtheit“ büßen werde. Er sollte damals dem neuen Zaren den Huldigungseid leisten und er gab dafür seinen Gefühlen in dieser satirisch angehauchten Denkschrift freien Lauf. Ich kenne den Betreffenden nicht persönlich, ich halte es auch für unnötig zu erklären, in welcher Weise ich zu dieser Schrift gekommen bin. Aber für ihre und des darauf erfolgten Bescheides Echtheit kann ich mich verbürgen.

„Kurgan, Provinz Tobolsk, Westsibirien, 31. März 1881.

An den Senat des Russischen Reiches!

Am 28. März 1881 erhielt ich, ein administrativ Verschiedter, die Aufforderung von der Polizeibehörde der Stadt Kurgan, im Polizeiamt zu erscheinen, um dem gegenwärtig regierenden Zaren von Rußland, Alexander Alexandrowitsch, den Huldigungseid zu leisten. Diese Aufforderung scheint mir mit dem kaiserlichen Manifest vom 1. März 1881 im Widerspruch zu sein, woselbst als Grund für den von den Bauern geforderten Huldigungseid bemerkt ist, daß die Bauern zufolge Aufhebung der Leibeigenschaft freie Bürger geworden und daher den für diese geltenden Gesetzen unterworfen waren. Ich respektiere diese Worte vollkommen und halte nicht nur diese Folgerung, sondern auch alle logischen Schlüsse, die sich daraus ergeben, für richtig. Und eine dieser ist auch, daß wenn die russischen Bauern, oder andere Russen, nicht freie Bürger wären und nicht den Reichsgesetzen unterworfen wären, sie die Aufforderung zum Huldigungseid auch nicht erhalten hätten, denn das kaiserliche Manifest vom 1. März fordert diesen Eid nur von Bürgern, die den Staatsgesetzen unterworfen sind. Ich frage mich: „Was bin ich? Ein freier Bürger?“ — Mein Vater zählte zu dem Erbadel des Reiches und meine Mutter war seine gesetzliche Gattin; es gebührt mir daher nach russischem Gesetz der Rang meines Vaters und damit

auch die Rechte eines freien Russen. Diesem verbürgt das Gesetz als wichtigstes Recht, die persönliche Freiheit, so lange er keines Verbrechens schuldig befunden wird, ferner auch den Schutz für seine Familie und sein Eigentum. Und trotzdem bin ich der Freiheit beraubt, mein Familienleben zerstört, mein Eigentum ist von der dritten Abteilung*) eingezogen worden und jede Beschäftigung, der ich fähig wäre, ist mir verboten. Ich darf nicht das Gebiet der Stadt Kurgan überschreiten, ich bin 4800 Kilometer von meiner Familie entfernt und darf ihr keinen Brief senden, der nicht früher von Fremden durchgelesen und gebilligt wird. Diese Thatfachen beweisen, daß ich weder Edelmann, noch freier Bürger bin.

Sind mir wirklich alle bürgerlichen Rechte entzogen worden und bin ich wirklich als Strassolonist nach Sibirien verschickt worden? Wenn ich die für Strassolonisten gültigen Gesetze durchlese, so erkenne ich, daß diese Bestimmungen auch für meine Lage passend sind, ein Einziges ausgenommen: ein Strassolonist hat die Hoffnung, allmählich einen Teil der ihm entzogenen Rechte wieder zurück zu gewinnen; er kann das Recht erhalten, sich innerhalb der Grenzen seiner Provinz oder auch ganz Sibiriens zu bewegen; ich dagegen kann dies nicht erhoffen, ich bin für unbestimmte Zeit nach Kurgan verbannt. Es ist also klar, daß ich kein Strassolonist bin, ich bin es auch nicht, da ich von keinem Gerichtshof verurteilt wurde. Was aber bin ich denn? Wenn ich weder ein freier Russe, noch ein verurteilter Verbrecher bin, so muß ich wohl vom russischen Rechte ausgeschlossen sein? Dann bin ich zweifellos ein Fremder? Nein, ich bin auch das nicht! Denn als freier Fremder hätte ich das Recht, Rußland zu verlassen und ich würde sicherlich in jedem Staate als rechtschaffener, treuer Bürger gelten. Mir aber ist dieses Recht verwehrt, ich muß daher ein Kriegsgefangener sein! Wo aber ist mein Vater-

*) Die dritte Abteilung der Kanzlei des Zaren war früher die kaiserliche Polizei. Jene wurde aufgelöst und diese untersteht jetzt dem Minister des Innern.

land? Zu welcher Nation gehöre ich und in welchem Kriege wurde ich gefangen genommen? Auf all' diese Fragen finde ich keine Antwort. Das Geschick eines Kriegsgefangenen ist unerträglich und ich mußte es schon fünf Jahre ertragen.

Ich will den Russischen Senat ehrfurchtsvoll bitten, mich als russischen Unterthan anerkennen zu wollen, mich für einen freien Russen zu erklären, der auf des Rechtes Schutz Anspruch hat. Im Besiz dieses Schutzes will ich gern auch die daraus entspringenden Pflichten auf mich nehmen. Wenn jedoch der Russische Senat mich als russischen Unterthan nicht anerkennen will, dann sollte ich doch Rußland verlassen dürfen, um mir anderwärts die Heimat zu suchen!

Ich glaube, der Huldigungseid lege nicht nur Verpflichtungen auf, sondern er bedinge auch gewisse Rechte. Die Forderung des Eides bedeutet folglich auch die Zuerkennung dieser Rechte. Ist es nicht so? Ich erwarte eine Antwort. Wenn der Russische Senat, der höchste Gerichtshof Rußlands, mir beweist, daß ich im Irrtum bin, daß ich die Pflichten eines freien Russen habe, jedoch nicht die Rechte, dann muß ich mich fügen als Kriegsgefangener.

Wassili Sidoratski."

„Bescheid.

Nach Kenntnissnahme dieses Gesuches verfügt der Senat am 4. Juni 1881, wie folgt:

In Anbetracht dessen, daß dieses Gesuch nicht den höchsten Titel führt*) und nicht der Band X, Teil II, § 205 der Gesesammlung vom Jahre 1876 vorgeschriebenen Form genügt, wird dieses Gesuch unberücksichtigt zurückgewiesen. Ein Ukas, der diesen Beschluß anordnet, wird der Provinzialverwaltung von Tobolsk zugestellt.

Obersekretär N. Brud

(Der Rest des Namens ist unleserlich).

Unterssekretär Baron Buchschweden."

*) Das will sagen: daß es nicht an den Zaren gerichtet ist.

Ich habe nicht erfahren, welche Folgen Herrn Sidoratski daraus erwuchsen, ich weiß überhaupt nicht, ob er noch unter den Lebenden weilt; ich hoffe jedoch, daß er diesseits oder jenseits des Grabes endlich eine Heimat gefunden hat.

7. Das Etappengefängnis von Tomsk.

Die Zeit des schönen Wetters und der fahrbaren Straßen eilte so rasch dahin, daß wir mit Rücksicht auf die lange mühselige Fahrt, die noch vor uns lag, den Aufenthalt in Ustj-Kamenogorsk auf das Nötigste einschränken mußten. Dennoch war das, was wir hier erfahren haben, für den Erfolg unserer Reise von großer Bedeutung, ja er wurde dadurch sogar außer Zweifel gestellt.

Wo befinden sich die politischen Verschiedten und in welcher Weise stellen wir unauffällig eine Verbindung mit ihnen her? Diese Frage beschäftigte uns lebhaft, denn wir konnten uns nicht damit begnügen, daß uns der Zufall überall mit einem humanen und entgegenkommenden Beamten zusammenführe. Er war für uns nötig, stets zu wissen, wohin und an wen wir uns wenden müssen. Wir hatten bisher schon eine stattliche Zahl Dörfer passiert, die wir sicherlich nicht unbeachtet gelassen hätten, wäre uns bekannt gewesen, daß sie so manchem interessanten Verschiedten zum Aufenthalt dienen. In Ustj-Kamenogorsk wurden uns die nötigen Aufklärungen zu teil, wir erhielten nicht nur so manchen nützlichen Wink, sondern auch Empfehlungsbriefe an Personen, die unsere Zwecke fördern konnten, an Beamte freiheitlicher Gesinnung und endlich auch, was ganz besonders wichtig war, ein Verzeichnis von 700 politischen Verschiedten in allen Teilen Sibiriens, mit genauen Angaben über Namen, Alter, Beruf und Aufenthaltsort. Im Besitze dieser wichtigen Mitteilungen, hätten wir nun von der Regierung nur durch Landesverweisung in der Erforschung der wirklichen Zustände verhindert werden können. Nun konnten wir in jedem Orte jene Personen auf-

suchen, deren Bekanntschaft uns nötig schien, und brauchten nicht mehr zu fürchten, durch Irrtum in Verlegenheiten zu geraten.

Montag am 10. August speisten wir zum letztenmale mit den politischen Verbannten von Ustj-Kamenogorsk, wiederholten ihnen, da sie es wünschten, unsere Nationallieder „The star spangled banner“ und „John Browns body“ und fuhren dann um die sechste Abendstunde mit Postpferden in die Richtung von Barnaul und Tomsk. Bis zur Station Pjanosjarosfskaja zeigte sich der Weg ähnlich dem, welchen wir auf unserer Fahrt von Semipalatinsk nach der Altaistation zurückgelegt hatten. Diese Gegend schien uns sogar noch sonnenverbrannter und unfruchtbarer als die andre. Nur zuweilen, an brühligen Stellen, erblickten wir große Herden dickschwänziger Schafe, behütet von berittenen Kirgisen, deren schwarze Gesichter zum Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen mit aus Roßhaar geflochtenen Masken bedeckt waren, was ihnen ein Aussehen gab, als wären sie aus des Höllenfürstens großer Armee. In der Nähe der Dörfer sahen wir Felder mit Sonnenblumen und halbreifen Wasser- und Muskatmelonen; eine andere Vegetation bot die Steppe nicht, sie wäre auch ohne künstliche Bewässerung nicht möglich gewesen. Die Luft war noch sehr warm; fast in jedem Dorfe sahen wir nackte Kinder im Freien spielen.

Bei Pjanosjarosfskaja verließen wir die Straße von Semipalatinsk und das Thal des Irtysch, wendeten uns gegen Norden, durchschnitten die schmale Wasserscheide zwischen Irtysch und Ob und gelangten dann in die Provinz Tomsk. Ein ausgiebiger Regen hatte die Temperatur angenehm abgekühlt, doch die morastigen Straßen waren unserer Fahrt sehr hinderlich, und die Poststationen, wo es auch nur wenig zu essen gab, waren schmutzig und überfüllt mit Wanzen. Auf der Station Schemanajasskaja und Sauschkina bemühte ich mich vergeblich, in zwei Nächten Schlaf zu finden, ich verbrachte daher die Zeit mit Schreiben, wobei ich in jeder Nacht ein, zwei Duzend dieses Ungeziefers auf meinem Tische tötete. Die

mangelhafte Nahrung, das Gerüttel der Fahrt und die Unmöglichkeit Schlaf zu finden, versetzten uns in einen solchen Zustand der Erschöpfung, daß wir, Freitag Nachmittag am 14. August im Städtchen Barnaul angelangt, nach einer Fahrt von sechs- und neunzig Stunden, uns kaum noch aufrecht halten konnten.

Barnaul hat 17000 Einwohner und bildet den Mittelpunkt des reichen und wichtigen Bergbaudistriktes in Altai. Es besitzt eine verhältnißmäßig ungewöhnlich große Zahl Prachtbauten mit Säulenreihen und prunkenden Fassaden, wovon aber das Meiste in Verfall geraten ist. Sie wurden in jener Zeit erbaut, als ein Bergbaubeamter der Krone zu seinem Gehalt von 2000 bis 3000 Rubel noch 100000 Rubel sich dazu zu stehlen mußte, der — nach glaubwürdigen Mittheilungen — den doppelten Betrag seines Gehaltes der französischen Gouvernante seiner Kinder, oder einem französischen Koch bezahlte, und der seine getragene Wäsche zum Waschen und Plätten nach Paris schickte.

Die Bergwerke in Altai sind fast ausschließlich Privateigenthum des Zaren. In dem Zeitraum von 1870 bis 1879 lieferten sie 6984 Pfund Gold, 206 964 Pfund Silber, 9639620 Pfund Kupfer und 13221396 Pfund Blei. Ein großer Teil des Edelerzes wird in Barnaul geschmolzen.

Mein Freund und Reisegenosse schlenderte mit Skizzenbuch und photographischem Apparat eifrig durch die Stadt, um den Bazar, Steine farrende Bauernweiber und noch so manches aufzunehmen, darunter auch ein wunderliches Gebäude im byzantinischgriechischen Mischstil, nahe unserem Hotel gelegen. Ursprünglich scheint es als Kirche bestimmt gewesen zu sein, wurde aber später in ein Gefängniß umgewandelt, wahrscheinlich, weil dies mit den Bedürfnissen des Ortes besser in Einklang zu bringen war.

Gern hätte ich ihn bei seinen Streifzügen begleitet, allein ich war in einem Zustand völliger Erschöpfung und ich konnte nicht das schmutzige Hotel verlassen, das mit Wanzen überfüllt war und mußte den langen Tisch in die Mitte des Zim-

mers schieben und auf ihm mir ein Ruhelager zu bereiten. Bei der geringsten Bewegung schwankte er und ich fiel zur Erde; es konnte daher von einem ergiebigen Schlaf nicht die Rede sein, ich befand mich, als wir den Ort wieder verließen, in einem ganz erbärmlichen Zustand. Die einzige Annehmlichkeit in Barnaul war, daß ich achtzehn Briefe aus der Heimat erhielt, die ersten Nachrichten von dort, seitdem wir Tjumen verlassen.

Am 18. August, Dienstag Nachmittag, setzten wir unsere Reise nach Tomsk fort. Der Weg bot uns eine schöne, fruchtbare Hügelgegend mit einer überraschend frischen Vegetation, besonders überraschend für jene, die aus den öden Steppen des Irtsich kommen. Unweit der ersten Station passierten wir den Kollivan, einen kleinen See, der in ganz Rußland berühmt ist, ob seiner reizenden Umgebung; hier ist auch die Sommerfrische der reichen Leute von Barnaul und Tomsk. Über den Ob setzten wir auf einer eigenartigen Fähr, sie bestand aus einer großen, auf zwei offenen Booten liegenden Platte, durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt, das sich an einem Ende befand und von zwei bärtigen Muschids*) bedient wurde. Sonst bot der Weg — so viel ich mich zu erinnern weiß — nichts Bemerkenswerthes. Doch vielleicht schien es mir nur so zufolge meiner Erschöpfung, in der mein Zustand der Bewußtlosigkeit zuweilen recht nahe kam.

Donnerstag, in der vierten Nachmittagsstunde gelangten wir endlich nach Tomsk. In den 51 Tagen, die seit unserer Abfahrt von Tjumen nun verstrichen waren, hatten wir zu Wagen bei 2400 Kilometer zurückgelegt, zwei große Etappengefängnisse besichtigt, die Bekanntschaft mancher politischer Verschiedter gemacht und endlich auch den wildromantischsten Teil des Altaigebirges aufgesucht. — Wir fuhren nun ins Hotel, wo uns eine behagliche Stube geboten wurde und nach der Mahlzeit schlüpfen wir sehr rasch aus unseren Reisekleidern und

*) Russische Bauern.

streckten zum erstenmal seit zwei Monaten unsere müden Glieder in bequemen Betten aus.

Tomsk, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, zählt 31000 Einwohner und liegt teilweise auf einer Anhöhe, teilweise wieder an dem niedrigen Ufer des Tom, in der Nähe von dessen Mündung in den Obfluß. Der Größe und Bedeutung nach ist Tomsk die zweite Stadt Sibiriens; wenn aber Bildung, Wohlstand und Unternehmungsgeist den Maßstab bilden sollen, so dürfte ihm der erste Rang gebühren. Die Stadt besitzt 8000 Häuser, darunter 250 Steinbauten, 33 griechische, eine katholische Kirche, eine Moschee und drei Synagogen. Sie besitzt ferner 26 Schulen, die von 2500 Schülern besucht werden, eine gut angelegte, öffentliche Bibliothek, zwei dreimal wöchentlich erscheinende Zeitungen, die aber ihrer „verderblichen Tendenz“ wegen zumeist konfisziert werden. Eine prachtvoll erbaute Universität, die jedoch von der Regierung ihrer Bestimmung nicht zugeführt wird, aus Furcht sie könnte zum Mittelpunkt „verderblicher Tendenzen“, das heißt liberaler Anschauungen werden. Die Straßen sind nicht gepflastert und ungenügend beleuchtet, doch waren sie zur Zeit unserer Anwesenheit reinlich und gut gehalten. Überhaupt machte diese Stadt einen besseren Eindruck auf mich, als so manche russische Provinzstädte gleicher Größe.

Die Provinz Tomsk umfaßt 15688 englische Geviertmeilen mit acht Städten und 2719 Dörfern und einer Gesamtbevölkerung von 1100000 Seelen. Davon sind etwa 900000 Eingeborene und 200000 gemeine Verbrecher, die aus dem europäischen Rußland hierher verschickt wurden. Der südliche Teil der Provinz ist recht fruchtbar, gut bewässert und hat ein ziemlich günstiges Klima. Das 3600000 Morgen bebaute Feld liefert eine Jahresrente von durchschnittlich $10\frac{1}{2}$ Millionen Hektoliter Getreide, $1\frac{1}{4}$ Million Hektoliter Kartoffeln und kleinere Quantitäten Hanf, Flachs, Tabak u. s. w. Gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen Stück Vieh finden auf den Weideplätzen genügendes Futter. Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß

diese Provinz, trotz schlechter Verwaltung, dünner Bevölkerung, trotz des schädigenden Einflusses der hierher verschickten Verbrecher, in einem verhältnismäßig günstigen Zustand sich befindet. Ihre natürlichen Hilfsquellen sind sehr ergiebig, sie brauchte nur eine gute Verwaltung und Freiheit, um sich gehörig zu entfalten. Allein, so lange die despotische Regierung in Petersburg die Presse knebelt, die Universität geschlossen hält, die Entwicklung der Volksschulen hindert, die besten Bücher der Bibliothek verschließt und die Bevölkerung durch veratorische Maßregeln in jeder Bewegung hindert, sie durch bestechliche Beamte ausbeuten läßt und jährlich mit einer Menge gemeiner Verbrecher diese Provinz überflutet — so lange wird sie auch das sein, was sie jetzt ist: ein vielversprechendes Gebiet, das von einer ebenso lästigen, wie überflüssigen Bevormundung in jeder Entwicklung gehindert ist. Wie ich höre, beabsichtigt jetzt die Regierung eine Eisenbahn zu bauen, um diese Provinz besser ausbeuten zu können. Weit günstiger wär's, der Bevölkerung mehr Freiheit zu gewähren und jene Übelstände zu beseitigen, die bisher jeden Aufschwung unmöglich machten.

Vor allem suchten wir in Tomsk die politischen Verschiedten auf und auch einige Offiziere, an die wir Empfehlungsschreiben hatten. Wir vernahmen, daß der Gouverneur der Provinz, Herr Krassofski, abwesend sei und durch den Staatsrat Petukoff vertreten werde. Man schilderte ihn uns als Mann von Intelligenz, Wissen und so ziemlich freisinniger Richtung. Sobald ich vermochte, besuchte ich ihn und wurde freundlichst aufgenommen, wahrscheinlich, weil er — wie ich bald erfuhr — mein Buch „Zeltleben in Sibirien“ kannte und mit meinen dort ausgedrückten Anschauungen übereinstimmte. Nach einem halbständigen Gedankenaustausch, der hauptsächlich um Sibirien sich handelte, fragte er mich, ob er mir irgendwie nützlich sein könne. Ich bemerkte, es wäre mir recht lieb, die Erlaubnis zur Besichtigung des Stappengefängnisses zu erhalten. Eine leichte Verlegenheit, die ich in seinen Mienen zu entdecken glaubte, deutete mir, daß ihm mein Wunsch ebenso un-

erwartet wie unerwünscht käme. Doch ich erzählte von den beiden Gefängnissen, die ich bisher schon besucht hatte und das schien ihnen, ohne daß er nach den Gründen meines Wunsches forschte, zu der Antwort zu bestimmen: „Ich werde Ihnen diese Erlaubnis erteilen und ich werde Sie auch dahin begleiten.“

Und nach einer kurzen Weile der Überlegung fügte er dazu: „Ich fürchte, das hiesige Gefängnis dürfte Ihnen als das schlechteste von allen in Sibirien erscheinen.“

Ich gab der Hoffnung Ausdruck, daß es denn doch nicht so sein werde und meinte, ärger als in Tjumen könne es wohl nicht beschaffen sein. Er zuckte schweigend die Schultern, als wollte er sagen: „Sie wissen noch lange nicht, wie ein sibirisches Gefängnis aussehen kann!“ Dann fragte er mich, was auch von einem Gebäude zu erwarten sei, das zweimal so viel Insassen enthält, als seine Bestimmung ist. „Das Stappengefängnis von Tomsk — setzte er die Rede fort — war für 1400 Gefangene bestimmt, jetzt befinden sich weniger als 3000 darin. Von Tjumen gelangen wöchentlich 500 bis 800 Sträflinge an, wodurch unsere Zahl noch vermehrt wird, denn wir sind nicht imstande, wöchentlich mehr als 400 nach Osten zu transportieren. Je mehr der Sommer vorrückt, um so schlimmer wird es bei uns. Die Zellen sind schrecklich überfüllt, es ist ganz unmöglich, sie rein zu halten. Die schlechte Luft bringt eine Menge Krankheiten hervor, das Krankenhaus enthält schon mehr Schwerkranken, als Raum ist.“

„Warum transportieren Sie unter solchen Umständen die Leute nicht rascher nach dem Osten?“ war meine Frage. „Warum vergrößern Sie nicht den Transportzug, oder senden zwei Züge wöchentlich?“ „Das ist nicht möglich,“ antwortete er. „Die Verbannungsverwaltung in Ostsibirien erklärte, nicht mehr übernehmen zu können. Die Gefängnisse sind dort zu klein; auch genügt die Zahl unserer Soldaten nicht, um zweimal wöchentlich einen Transport zu begleiten. Wir haben den Versuch gemacht, aber es ist mißlungen.“

„Kennt die Regierung diese Zustände?“ war jetzt meine Frage.

„Gewiß!“ antwortete er. Jährlich wird darüber berichtet, auch hab' ich schon in diesem Sommer vier Telegramme dahin gerichtet, wo ich auf die dringende Nothwendigkeit der Verbesserung der Gefängnisse hinwies und anfragte, was da geschehen möge.“

„Und was geschah?“

„Gar nichts! — Die Zahl der Häftlinge wird stets zunehmen, bis das Eis die Schiffe hindert hierher zu fahren, dann werden wir dies Gefängnis nach und nach entleeren, Aber bis dahin werden hier Typhus und Fieber wüthen und viele der Kranken werden ohne Pflege in den Zellen liegen müssen, weil die Krankenabteilung nicht genug Raum bietet. — Wollen Sie das Gefängnis besuchen, so folgen Sie meinem Rat: frühstücken Sie zuvor ausgiebig und meiden Sie vor allem die Krankenabteilung.“

Ich dankte ihm für seinen Rat, bemerkte, daß ich mich vor der Gefahr der Ansteckung nicht fürchte und fragte, wann es ihm am Geeignetesten scheine, das Gefängnis zu besuchen. Die Zeit wurde festgesetzt und ich verließ ihn dann.

Bei der Heimkehr traf ich zufällig den Bezirkskommandanten, Oberst Jagodkin, der uns in Tomsk recht freundlich aufgenommen hatte und für unsere Reise ein großes Interesse bekundete. Er bemerkte, er wäre in unserem Hotel gewesen, um uns bekannt zu machen, daß morgens ein Transportschiff aus Tjumen angelangt sei. Wenn wir Lust hätten, der Ausschiffung der Verschiedten beizuwohnen, so wolle er uns nach der etwa vier Kilometer entfernten Landungsstelle begleiten und uns dort auch mit Oberbeamten der hiesigen Verbannungsanstalt bekannt machen. Mit bestem Danke nahm ich sein Anerbieten an und wenige Minuten später jagte unser Wagen durch die schmutzige Straße dahin. Trotzdem kamen wir zu spät; die Häftlinge waren bereits ausgeschifft worden und standen in zwei dichten Haufen an den Enden einer langen Holzbaracke, die von einem hohen Bretterzaun umgeben war und dadurch einer Schafhürde ähnlich wurde. Hier wur-

den die Häftlinge identifiziert, gezählt und von dem Eskortoffizier dem Direktor des Stappengefängnisses übergeben. Die Baracke war in der Mitte durch eine niedrige Barre geteilt, an deren Ende ein abgesonderter, kleiner Raum sich befand, wo die Offiziere während der Übergabe der Verurtheilten standen. Ungefähr die Hälfte der Leute war schon „übergeben“ worden und standen nun abgesondert von jenen, die noch aufgerufen werden sollten. Die Frauen, eine abgesonderte Gruppe bildend, waren der Tracht nach meistens Bäuerinnen und sie schienen mir besorgter und ängstlicher zu sein, als die Männer. Diese waren mit den bereits früher geschilderten Gewändern bekleidet; die Schadel der Verbrecher und Zwangskolonisten waren quer über die Hälfte geschoren, so daß die eine Seite fast kahl, während die andere von langem, struppigen Haar bedeckt war; sie waren auch gefesselt. Ringsum standen Soldaten, gestützt auf ihre Bajonettflinten. In dem erwähnten abgesonderten kleinen Raum standen bei unserer Ankunft die Offiziere, der Gefängnisdirektor, der Arzt und der Direktor der Verbannungskanzlei des Bezirkes, alle in voller Uniform. Oberst Jagodkin stellte uns als amerikanische Reisende vor, die gern die Übergabe des Transportes bewohnen möchten und wir wurden dann eingeladen, den abgesonderten Raum zu betreten.

Der Offizier, der die Übergabe leitete, entnahm seinem Aktenbündel eine Schrift, die er entfaltete, um die Namen der Häftlinge aufzurufen:

„Nikolai Koltsoff!“

Ein hagerer, blasser Mann mit mattem Blick und trostlosen Mienen trat vor, nahm den Sack auf, der seine geringen Habseligkeiten barg und schritt kettenklingend auf den Offizier zu. Dieser verglich dessen Äußeres mit der Photographie, die an der „Identifizierungsliste“ befestigt war, recht sorgfältig, um die Gewißheit zu haben, daß der Angerufene nicht mit einem anderen Verurtheilten den „Namen getauscht“ habe. Indes durchstöberte ein Kosak seinen Sack und betrachtete auch

den Mann von oben bis unten, um zu erkennen, ob er nichts verkauft habe, ob alle Kleidungsstücke vorhanden seien, die dem Gefangenen in Moskau oder Tjumen übergeben wurden und die in der Liste angeführt waren.

„Alles in Ordnung?“ fragte der Offizier.

„Alles!“ war die Antwort.

„Vorwärts!“

Und der blasser Mann nahm seine Sachen auf die Schulter und schritt zu den „Übergebenen“ hin.

„Die Photographieen sind erst eingeführt worden,“ flüsterte mir Oberst Zagodkin zu. „Alle Verbannte haben sie bis jetzt noch nicht. Man hofft damit, dem Namenstausch ein Ende zu machen.“

„Namenstausch?“ fragte ich. „Zu welchem Zwecke?“

„Wird einer zu Zwangsarbeit in den Bergwerken verurteilt,“ erklärte mir mein Begleiter, „und hat er noch etwas Geld, so wird er immer einen armen Teufel von Zwangsansiedler finden, der Geld für Schnaps oder fürs Spiel braucht und für einen geringen Betrag seinen Namen „verkauft.“ Der Offizier der Eskorte kann diesen Schacher nicht hindern, da er unmöglich alle Gesichter im Gedächtnis behalten kann. Gelingt es einem Verbrecher, seinen Namen zu „vertauschen“, so tritt er an die Stelle des Strassolonisten, während dieser zur Zwangsarbeit in den Bergwerken geht. Hunderte haben sich schon derart ihre Strafe zu verringern gewußt.“

„Gassan Abdamiloff!“ rief jetzt der Offizier.

Niemand trat vor.

„Gassan Abdamiloff!“ brüllte der Kosak wiederholend.

„Vorwärts, Knirps, das bist du!“ riefen einige Verbannte aus und schoben dabei einen beleibten, kleinen, trummbeinigen Tartaren in den Vordergrund. Sein glattes, braunes Gesicht ließ erkennen, er wisse nicht, was das zu bedeuten habe.

„Er kennt nicht Russisch, Euer Gnaden,“ erklärte einer aus der Menge respektvoll. „Und er ist auch blöd.“

„Bring ihn her!“

Es geschah, Hassan wurde untersucht, doch als damit ein Ende war, nahm er nicht wie andere, seinen Sack auf, um sich den „Übergebenen“ anzureihen, sondern begann unter vielen Verbeugungen und mit vielen Gesten tartarisch zu reden, wobei er in Erregung kam.

„Was meinte er?“ fragte der Offizier. „Ruft einen Soldaten, der Tartarisch versteht!“

Bald fand sich ein Dolmetscher und Hassan wiederholte seine Rede.

„Er meint, Euer Gnaden, man hätte ihm bei der Gefangennahme seine acht Rubel abgenommen und gesagt, das Geld bekäme er in Sibirien. Er verlangt nun jetzt etwas davon, um sich Thee zu kaufen.“

„Kein Thee!“ klagte bekümmert der Tartar wieder.

„Hol ihn der Teufel!“ schrie der Offizier ärgerlich. „Glaubt der Dummkopf, daß wir jetzt nichts Wichtigeres zu thun haben! An Ort und Stelle wird er sein Geld bekommen. Marsch!“

Und der arme Tartar wurde zu den Übergebenen geschoben.

„Iwan Schweißnichtwie, der Rothhaarige!“ rief der Offizier nun. „Das ist ein Brodjak (Landstreicher),“ flüsterte mir der Oberst zu.

Ein sonnenverbrannter, rothhaariger Muschik, Ketten an den Füßen, am Gürtel einen Theekessel, trat vor.

„Er ist verhaftet worden,“ setzte mein Begleiter erklärend fort, „als er herumvagabundierte und da seine Lebensgeschichte manches aufzuweisen hat, was er aus guten Gründen im Dunkeln lassen will, so giebt er auf alle Fragen nach seinem Namen nur ‚Weiß nicht wie,‘ zur Antwort. Alle Vagabunden nennen sich Iwan Weißnichtwie und es ist auch ein arges Gefindel. Die Strafe für die Zugehörigkeit zur Familie Weißnichtwie ist in der Regel fünf Jahre Zwangsarbeit in den Bergwerken.“

Dem Schein Iwans Weißnichtwie war keine Photographie beigefügt, seine Identität wurde daher durch die Zahl der

fehlenden Zähne und durch eine Narbe über dem rechten Ohr festgestellt.

In dieser Weise wurden noch alle Verschiedten geprüft, mit Nummern bezeichnet und dann dem Direktor des Gefängnisses in Tomsk übergeben, und dieser bestätigte ihm den Empfang von 551 Personen, 71 Kinder unter fünfzehn Jahren, die ihren Angehörigen folgten, mitinbegriffen.

Die Offiziere entfernten sich nun, wir blieben jedoch zurück um der ärztlichen Untersuchung der Kranken und Gebrechlichen beizuwohnen und um auch das Schiff zu besichtigen, welches die Verschiedten herbrachte.

Der Gefängnisarzt Doktor Orzhesko nahm nun die Stelle des übergebenden Offiziers ein, legte einige medizinische Instrumente auf das Tischchen und nahm die Untersuchung in aller Eile vor. Manche fingierten nur ein Kranksein, andere waren wirklich in recht argem Zustand. Es galt nun festzustellen, wie viel der Häftlinge unfähig waren nach der Stadt zu marschieren, daher auf Telegas dahin transportiert werden mußten.

Der erste, der untersucht wurde, war ein blasser abgezehrter Mann, der über Brustschmerzen und schweren Atem klagte. Der Arzt fühlte seinen Puls, prüfte mit dem Stethoskop seine Lunge und bemerkte dann kurz: „Du kannst gehen!“

Dem Folgenden war ein Fußknöchel heftig geschwollen, der durch den Druck der Fessel den Schmerz noch viel heftiger empfinden mußte. Während der Arzt ihn untersuchte, blickte er ihn mit um Erbarmen flehenden Blicken schweigend an. Als sein Einwand für begründet gefunden wurde und ihm das Recht der Fahrt gewährt war, bekreuzte er sich gottesfürchtig dreimal und seine Lippen bewegten sich lautlos, als murmelte er ganz still vor sich hin ein Dankgebet für den Höchsten.

Es mögen ungefähr fünfzig gewesen sein, die auf die Begünstigung der Fahrt Anspruch machen zu können glaubten, oder glauben machen wollten. Einige hatten Fieber, andere

quälte der Rheumatismus, wieder andere schienen mit einem vorgeschrittenen Grad der Kerlerschwindsucht behaftet zu sein. Auf mich machten alle den Eindruck, als wären sie krank und bresthast genug, um die Fahrtbegünstigung genießen zu können. Immerhin mochten aber doch einige Simulanten darunter sich befinden, die der erfahrene Arzt gleich herausfand, obgleich er jedem einzelnen durchschnittlich kaum eine Minute widmete. Dann hieß es gleich: „Marschirt!“

Endlich war die Untersuchung beendet und der Arzt teilte dem Gefängnisdirektor mit, daß fünfundzwanzig der Leute unfähig wären, den Weg nach dem Gefängnis zu Fuß zurückzulegen. Die nötigen Wagen wurden nun herbeigeschafft und die Kranken, die Frauen und die kleinen Kinder hineingesetzt.

„Bildet Reihen!“ wurde jetzt als Befehl laut, dem die Gefangenen unter Kettenklirren Folge leisteten. Die Soldaten schulterten die Gewehre und umringten die Truppe. Der Direktor der Verbannungskanzlei bestieg einen Stuhl und rief laut aus:

„Kinderchen! Habt ihr noch etwas zu sagen oder Klagen vorzubringen?“

„Nein, Euer Gnaden!“ antwortete es aus schier hundert Reihen.

„Nun dann — Gott mit euch!“

Die Soldaten öffneten nun die Thüre des eingeschlossenen Raumes, der Unteroffizier rief: „Fertig — marsch!“ und unter Kettenklirren zog der Trupp langsam die schmutzige Straße dahin. Jetzt erst bot sich die Gelegenheit, daß der Oberst uns Herrn Papelajeff, dem Direktor der Verbannungskanzlei vorstellte: ein schlanker, hagerer Mann, mit hartem, nicht sehr sympathischem Gesichtsausdruck. Er grüßte uns recht höflich, schien aber von unserer Anwesenheit nur sehr mäßig erfreut zu sein und auch nicht besonders geneigt, uns die Besichtigung des Transportschiffes zu gestatten.

„Was wollen die Herren an Bord?“ wandte er sich ziemlich barschen Tones fragend an Oberst Jagodkin. „Es giebt

dort gar nichts zu sehen. Außerdem geht es auch nicht recht, denn die Weiber nehmen jetzt die Reinigung vor."

Der Oberst wußte aber, daß es mir lieb sei, zu sehen, in welchem Zustande das schwimmende Gefängnis vor der Reinigung sich befinde; er stellte uns dem Eskorteoffizier vor und wiederholte unseren Wunsch, hier mit besserem Erfolg. Er mochte nicht einsehen, warum die Freunde des Obersten das Schiff nicht besichtigen sollten, wenn sie just Lust dazu haben, ja er bot uns sogar seine Begleitung an.

Das Schiff dünkte mich, zweifellos jenes zu sein, das wir schon vor zwei Monaten in Tjumen besichtigten. Damals war es jedoch sorgsam gereinigt und gelüftet, nun aber sah es aus, wie ein Menageriekäfig, der von den Bestien jetzt erst geräumt wurde. Es war vielleicht nicht schmutziger, als sich voraussetzen ließ. Der Boden war mit eingetrocknetem Kot und zertretenen Speisereften bedeckt, die Britschen schwarz von Schmutz, mit Papierstückchen besireut. Bei der düsteren Beleuchtung eines trüben Firmamentes schien alles noch viel trüber und trauriger, als es schon war, sprach aus allem die Geschichte unendlichen Menschenelends. Die Luft war mit den von der Ausdünstung herrührenden scharfen atembeklemmenden Gerüchen durchsetzt.

Nach dem Amtsbericht der Verbannten-Transportverwaltung wurden im Jahre 1882 mittelst Schiff 10245 Sträflinge verschickt. Es erkrankten davon auf den Schiffen 279, wovon 22 dortselbst starben und 80 an verschiedenen Landungsplätzen oder in Tomsk in gefährlichem Zustand übergeben wurden. Und das geschah während Fahrten von durchschnittlich zehntägiger Dauer. Wenn in einer Stadt mit einer Bevölkerung von ungefähr 10000 Seelen alle zehn Tage die gleiche Zahl Toter und Erkrankter vorhanden wäre, so ergäbe das einen jährlichen Prozentsatz von 99 Kranke und acht Verstorbene. Allein auf den Transportschiffen treten die Erkrankungen häufig noch viel vernichtender auf: von den 724 im Jahre 1879 zwischen Tjumen und Tomsk Erkrankten starben 51;

im Jahre 1871 erkrankten von 9416 Verschiedten 1140, wovon 111 starben. Bei einem solchen Sterblichkeitsverhältniß wäre ein Dorf mit 4000 Einwohnern in einem einzigen Jahre gänzlich verödet.

Nachfolgende Tabelle läßt die Ziffern der Krankheits- und Todesverhältnisse auf den Transportschiffen von den Jahren 1870 bis 1884 erkennen. Ich habe diese Daten den amtlichen Berichten entnommen und kann für die genaue Wiedergabe einstehen.

Wie nebenstehende Tabelle zeigt, hat sich im Laufe der Zeit der Gesundheitszustand auf den Transportschiffen bedeutend gebessert, die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle erheblich abgenommen. Meistens sind es die Kinder, welche die Entbehrungen und sonstigen Unannehmlichkeiten der Fahrt weniger zu widerstehen vermögen, die vom Tode weggerafft werden. Gern bezeuge ich an dieser Stelle, daß das Inspektorat und die Lokalbehörden das Möglichsie thun, um den Verschiedten die Fahrt von Tjumen nach Tomsk erträglich zu machen. Die Schiffe werden nach jeder Fahrt gründlich gereinigt und desinfiziert und auch die Verpflegung ist, im Verhältniß zu den geringen dafür bewilligten Mitteln, eine recht gute. Die noch vorkommenden Krankheiten sind größtenteils eine Folge der Überfüllung am Bord und dem können die sibirischen Beamten nicht abhelfen. In jeder Sommerszeit werden ihnen 10 bis 12 Tausend Verbannte geschickt, die sie, so lange noch die Schifffahrt offen ist, nach Osten befördern müssen. Während dieser Zeit können aber die drei vorhandenen Schiffe höchstens nur achtzehn Transportfahrten zurücklegen, es ist daher nicht zu vermeiden, daß regelmäßig 6 bis 8 Hundert Personen auf einmal befördert werden.

Für unseren Besuch des Stappengefängnisses von Tomsk war der 26. August bestimmt. Der Gouverneurstellvertreter Herr Petukoff teilte mir in der letzten Stunde mit, er wäre leider verhindert uns zu begleiten, unsere Gesellschaft bestand daher nur aus Oberst Jagodkin, Direktor Papelajeff, dem Eskorteeffizier, meinem Freund Frost und mir.

Jahr	Zahl der Transportierten		Zahl der Kranken		Zahl der Toten		Zahl der krank Übergebenen	
	Erwachsene	Kinder	Erw.	Kind.	Erw.	Kind.	Erw.	Kind.
1870	7444	1492	?		85		?	
1871	8202	1214	1140		111		301	
1872	7246	1098	486		30		70	
1873	7923	1090	673		23		190	
1874	8068	1269	574		21		196	
1875	7771	1301	579		16		115	
1876	8878	1455	492	121	2	19	119	24
1877	9065	1499	300	133	2	35	143	44
1878	8749	1688	193	151	2	27	216	38
1879	8977	1342	570	154	4	47	182	39
1880	8844	1425	391	138	2	23	85	21
1881	9011	1452	197	22	4	23	71	23
1882	8832	1413	202	77	4	18	62	18
1883	9506	1543	150	107	4	38	66	37
1884	9004	1688	103	113	1	28	67	55
	127520	20969	2598	3452	25	286	1011	872
	148489		7066		569		2182	

Es war ein kalter, grauer Tag, wie ihn der Spätsommer in Sibirien so häufig bietet. Bleischwer hingen die Wolken nieder und ein scharfer Nordwind segte von den Bergen her. Die Luft war feucht und kalt; wir mußten bei der Fahrt nach dem an dem anderen Ende der Stadt gelegenen Gefängnis von unseren Überrocken Gebrauch machen.

Wir langten an. Das Äußere dieses Stappengefängnisses unterschied sich sehr wesentlich von allen andern derartigen Bauten, die wir bisher zu Gesicht bekamen. Anstatt des großen, dreistöckigen Gebäudes mit engen Bogensfenstern, Blechdach und weiß getünchten Mauern, das wir auch hier zu finden wähnten, sahen wir vor uns etwas, das wie ein kleines befestigtes Lager aussah, oder wie ein Präriendörfchen, das zum Schutz gegen die Angriffe der Indianer mit einer hohen Palisade aus spitzen Pfählen umgeben ist. Mit Ausnahme der gestreiften Schilderhäuser an den Ecken und der Schildwachen, die mit geschulterten Gewehren langsam auf- und niederschritten, bemerkten wir nichts, das an ein Gefängnis erinnert hätte. Es war ganz einfach ein auf freiem Felde vor der Stadt gelegener, von Palisaden umfangener Raum von ungefähr drei Morgen, wo ein spitzer Kirchturm und die Dächer von 15 bis 20 Blockhäusern in die Luft ragten. Wären wir aber in Zweifel ob der Bestimmung dieses Ortes gewesen, das Kettengefängnis, das uns zu Ohren drang, als wir vor dem hölzernen Thor standen, hätte uns die Gewißheit gegeben.

Herr Bapelajeff ließ uns anmelden und bald darauf erschien der Gefängnisdirektor Herr Swanenko, ein untersehter, kräftig gebauter, junger Mann und ließ uns in den Hof eintreten. Hier sahen wir einige stockhohe Blockhäuser ziemlich unregelmäßig um die hölzerne Kirche gruppiert. Fast an allen Thüren dieser Häuser standen Schildwachen und auf den ungepflasterten Wegen oder Zwischenräumen machten Hunderte gefesselter Gefangenen ihren täglichen Spaziergang oder kauerten auf bloßer Erde. Das eigentliche Gefängnis bildeten lange, einstöckige Holzbaracken mit stark vergitterten Fenstern und

massiven Holzthüren, die mit eisernen Vorlegeschlössern versehen waren. Jedes einzelne Gebäude umfaßte einen „Kazarm“, eine Gefängnisabteilung, die durch einen quer durch die Mitte führenden Gang in zwei Zellen geteilt wurde. Das Etappengefängnis enthielt acht dieser Kazarms und jeder hatte die Bestimmung, 190 Häftlinge aufzunehmen, was etwa $4\frac{1}{2}$ Kubikfuß Lichtraum für die Person ergibt*). Sie waren alle von gleicher Größe, die ich auf 25 Meter Länge, 14 Meter Breite und über vier Meter Höhe schätzte.

Die erste Zelle, die wir besuchten, enthielt ungefähr 150 Gefangene. Sie war genügend beleuchtet, aber die Luft war von der Ausatmung der Menge ganz verpestet und die Temperatur überstieg die äußere um beiläufig 20 Grad. Zwei Reihen Pritschen zogen sich entlang, aber sie konnten kaum der Hälfte der Zahl der Anwesenden genügen, so daß der größte Teil genötigt war, unter den Pritschen, oder sonstwo auf der bloßen Erde, ohne Kissen, Decken und Bettzeug, zu schlafen. Unseres Besuches wegen war der Fußboden gereinigt worden, doch der Direktor erzählte mir, der Boden wäre, namentlich bei Regenwetter, stets mit Schmutz bedeckt, den die Füße der Gefangenen von draußen hereinschleppten und viele mußten dann in diesen Pfützen ihre Nachtruhe halten.

Viele Häftlinge, im Glauben, wir kämen zur Inspektion von Petersburg, übertraten uneingeschüchtert von der Anwesenheit des Direktors die Vorschriften, indem sie sich bei uns unbefragt über Hitze, Schmutz, schlechte Luft, Überfüllung beklagten, die sie bei Tag in jeder Bewegung, bei Nacht an der Ruhe hinderten. Die Armen thaten mir leid, aber ich konnte

*) Der Direktor sagte mir, es wären acht dieser Kazarms vorhanden, der Bericht des Inspektors des Verbanntentransports für das Jahr 1884 giebt deren zehn an. Der Gouverneurstellvertreter Herr Putkoff sagte mir, es sei Raum für 1400 Häftlinge vorhanden, der erwähnte Bericht meldet, er genüge für 1900 Personen. Diese Zahl war auch zur Zeit unserer Anwesenheit vorhanden.

ihnen nur sagen, daß es nicht in unserer Macht stünde, etwas für sie zu thun.

Eine Stunde etwa gingen wir von Kazarm zu Kazarm, von Zelle zu Zelle und fanden überall dieselbe Überfüllung, dieselbe atembeklemmende Luft, dieselben Ekel erregenden und mit Krankheitskeimen geschwängerten Dünste, dasselbe Gemiebel der zusammengedrängten, in Grau gekleideten Häftlinge. Herr Papolajeff, der unsere Besichtigung möglichst rasch beendigt zu sehen wünschte, bemerkte nun, daß hier nichts mehr zu sehen wäre, als Küche und Krankenhaus, was wir wohl — wie er glaube — ganz außer Acht lassen werden, zumal in letzterem 70 bis 80 Kranke sich befänden, die am Typhus schwer litten. Der junge Eskorteeoffizier, der die Absicht des Obersten Sagodkin uns das Gefängnis genau kennen lernen zu lassen, nach Möglichkeit unterstützen wollte, fragte den Direktor, ob er uns nicht die Familienzellen und die „Bologans“ zu zeigen beabsichtige.

„Gewiß,“ antwortete der Direktor, „ich will die Herren alles, was sie wünschen, besichtigen lassen.“

Bisher hatte ich von „Bologans“ noch nichts gehört. Herr Papolajeff schien, als würde er uns von diesen ebenso gern fern gehalten wissen, wie früher von dem Schiffe.

Die „Bologans“ waren drei lange, niedrige Baracken, die aus ungehobeltem Fichtenholz mit ersichtlicher Eile zusammengezimmert waren; die Wände waren mit weißem Baumwollstoff überzogen. Sie waren ausschließlich für Frauen und Kinder bestimmt.

Die erste dieser zeltartigen Baracken, in die wir nun eintreten wollten, war von einem halb mit Unrat gefüllten Graben umgeben, in den Schmutzwasser oder Urin sich ergoß. Fenster waren nicht vorhanden, sie enthielt nur so viel Licht, als der Baumwollstoff durchließ.

Ein traurigeres Stück menschlichen Elends als das, was sich bei unserem Eintritt den Blicken bot, kann sich keiner vorstellen. Die Baracke war, wörtlich genommen, vollgestopft

mit hinsfälligen Männern und Weibern, weinenden Kindern, die in jeder möglichen Weise auf den Britschen lagen oder umherstanden. Durch die Spalten des Daches konnte man den Himmel sehen; die rohen Bretter der Diele wiesen stellenweise Löcher auf, wo der Schmutz und Unrat abgelagert wurde. Die Luft war, besonders durch die Anwesenheit der vielen kleinen Kinder, denen jede körperliche Pflege mangelte, völlig unerträglich; und überdies hingen noch auf den Querbalken nasse Kleidungsstücke, die in den Feldkesseln gewaschen wurden. Die schmalen, kaum 1 $\frac{1}{4}$ Meter breiten Gänge waren durch Säcke Bündel, Bettzeug und verschiedenes Hausgerät verammelt. Und in diesem Chaos von Unordnung und Elend, wo keiner sich bewegen konnte ohne an den andern anzustoßen, sollten Hunderte von Menschen leben und was der Tag brachte, verrichten. Mir wollte das Herz brechen beim Anblick dieser vielen Weiber und Kinder, die so zu leben gezwungen waren und die dabei keines Verbrechens schuldig gefunden wurden, sondern nur aus Liebe dem Gatten, Vater oder Bruder nach Sibirien folgten. Während wir die Baracke durchschritten, bestürmten uns diese Unglücklichen mit ihren Bitten und Klagen.

„Euer Gnaden!“ bemerkte demütig ein schwaches Männchen, „man kann hier nicht schlafen, die Kälte, die vielen Leute und das Kindergeschrei machen den Schlaf unmöglich, vielleicht ließe sich das verbessern?“

„Nein, Brüderchen,“ antwortete der Direktor freundlich, „es läßt sich nichts machen. Aber tröst' dich! Du ziehst bald weiter und dann wird dir's auch besser.“

„Geb's Gott!“ seufzte das Männchen und blickte traurig sein Weib und sein Töchterchen an, die neben ihm auf der Britsche saßen.

„Väterchen! Wohlthäter!“ rief aus ein bleiches verkümmertes Weib mit einem Kind an der Brust, „lassen Sie mich doch um Gottes Barmherzigkeit willen im Badhaus über-

nachten. Hier ist bei Nacht so kalt, daß das Wärmchen schier erfriert."

"Geht nicht, Mütterchen, geht nicht!" antwortete der Direktor. „Bist hier besser daran als dort."

Auch andere Frauen stellten dieselbe Bitte und wurden ebenso zurückgewiesen. Ich fragte den Direktor, der ein gut-herziger Mensch zu sein schien, warum er nicht diesen armen Frauen mit ihren Säuglingen gestatte, im Badehaus zu schlafen. Die Nächte wären jetzt schon kühl und die dünnen Leinenwände gewährten nur geringen Schutz.

"Es ist nicht möglich," antwortete er. „Im Badehaus ist es zu heiß und zu feucht. Ich habe bereits den Versuch gemacht, aber in jeder Nacht starb eines oder zwei der Kleinen und so muß es nun unterbleiben."

Er mochte recht haben.

Als wir aus dem „Bologan" ins Freie kamen, fanden wir Herrn Papelajeff im Gespräche mit einem der Verschiedten, einem hübschen blondbärtigem Manne in den dreißiger Jahren, dessen Angesicht den Widerstand der Verurteilung ausdrückte und der sehr erregt schien.

"Seit Monaten hab' ich nur ein einziges Hemd bekommen, und das ist nun zerrissen, schmutzig und voll Ungeziefer," rief der Häftling, den Zorn mühsam unterdrückend aus.

"Wenn du weiter verschickt wirst, sollst du ein anderes bekommen," antwortete Herr Papelajeff dem Anscheine nach ganz gleichgültig.

"Aber wann wird das sein?" rief der Mann nur viel erregter aus. „Vielleicht in drei Monaten?"

"Auch möglich!" antwortete Papelajeff trocken, aber mit innerem Grimm, da er bemerkte, daß wir des Gespräches Zeugen waren.

"Sie wollen also, daß der Verschiedte ein Hemd trage, bis es ihm vom Leibe fällt!" schrie der Verbannte mit dem Mut und dem Zorn der Verurteilung.

"Schweig!" schrie Papelajeff noch lauter, seine ganze

Selbstbeherrschung verlierend. „Wagst du so mit mir zu reden! Ich werde dich durchpeitschen lassen! Wenn du weiter verschickt wirst, bekommst du ein Hemd, nicht früher. Und jetzt — pack dich!“

Die Rornesröte stieg in dem Gesicht des Abgewiesenen auf; seine Brust hob und senkte sich in der mühsam zurückgehaltenen Wut. Aber er bezwang sich und zog sich schweigend in einen der „Bologan“ zurück.

„Wie lange bleiben die Weiber und Kinder in dieser Baracke?“ fragte ich den Direktor.

„Bis zum 2. Oktober,“ antwortete er.

„Und wo werden sie dann untergebracht, falls sie noch nicht weiter ziehen können?“ fragte ich wieder.

Er zuckte die Achseln und schwieg.*)

Wir begaben uns in eine der „Familienzellen“, die sich in einem Blockhause befand.

Derselbe Anblick von mißtem Elend wie im „Bologan“! Nur, daß hier hölzerne Wände vorhanden waren und die Luft zwar schlecht, aber doch nicht so rauh wie drüben. Männer, Weiber, Kinder saßen, lagen oder standen umher, nahmen in irgend einer Weise jeden Geviertfuß Raum in Anspruch.

Ich hatte genug des Sammers gesehen und ersuchte nun den Direktor uns die Krankenabteilung zu zeigen. Es war ein zwei Stockwerke hohes Gebäude nächst der Kirche. An der Thüre trafen wir den Gefängnisarzt Doktor Orzhesko, ein kräftig gebauter Mann mit gutmütigem Gesicht. Er war ein Pole.

Das Krankenhaus unterschied sich nicht in besonderer Weise von jenem das wir in Tjumen sahen, nur daß es hier ab-

*) Als ich später wieder hierher kam, vernahm ich, daß Ende Oktober zweihundert Frauen und Kinder in einem für diesen Zweck gemieteten Hause untergebracht wurden, während tausend oder fünfzehnhundert andere Verbannte nach dem Stadtgefängnis und dem Zuchthause überführt wurden. Es geschah infolge des im Stappengefängnis epidemisch aufgetretenen Typhus.

gesondert war und doch etwas mehr Ordnung zu herrschen schien.

Ursprünglich war es zur Aufnahme von fünfzig Betten bestimmt, die Menge der Kranken erforderte jedoch, daß in demselben Raum die dreifache Zahl aufgestellt wurde und dabei lagen noch immer etwa fünfzig auf Bänken oder auf dem Boden. Bei unserer Anwesenheit befanden sich im Krankenhaus 193 Personen, darunter 71 Typhuskranke.

Die Krankenzimmer waren trotz der Überfüllung rein, die Bettwäsche frisch und die Luft doch nicht so schlecht wie in der Krankenabteilung von Tjumen. Die schwarzen Brettchen an den Kopfenden der schmalen Betten gaben zu lesen, daß die Gäste hauptsächlich erkrankten an: Typhus, Skorbut, rote Ruhr, Rheumatismus, Blutarmut und Bronchitis. Unter den Pflegerinnen befanden sich Frauen in den zwanziger Jahren mit recht intelligenten Gesichtern. Sie gehörten zweifellos zu den besseren Gesellschaftskreisen, vielleicht waren es Studentinnen der Heilkunde.

Nachdem wir das Krankenhaus, so gut wie es möglich war, besichtigt hatten, dankten wir dem Direktor Swanenko für die freundliche Bereitwilligkeit und auch für die Offenheit die er uns bekundete und kehrten dann heim.

In dieser Nacht konnte ich lange Zeit nicht einschlafen, und als es endlich doch geschah, träumte ich von überfüllten „Bologans“, von toten Säuglingen in Badehäusern, von gespensterisch bleichen Gesichtern, wie ich sie im Krankenhaus des Etappengefängnisses von Tomsk gesehen.

Um den Leser eine möglichst klare Vorstellung des entsetzlichen Elends zu verschaffen, welches das Verschiebungssystem mit sich bringt, ist es nötig, daß ich noch einiges über den Zustand bemerke, in denen sich zwei Monate später das Etappengefängnis von Tomsk befand.

Als ich im Monat Februar aus Ostsibirien zurückkehrte, hatte ich eine ziemlich lange Unterredung mit Doktor Orzhesko.

Er erzählte mir, wie nach unserer Abreise der Zustand des Gefängnisses noch viel schlimmer wurde und bemerkte dabei: „Unmöglich können Sie sich vorstellen, wie es bei uns im November war. Wir hatten im Laufe des Jahres 2400 Krankheitsfälle, davon waren 450 zu gleicher Zeit und dabei nur 150 Betten. Dreihundert todfranke Männer und Weiber lagen reihenweise auf der Erde. Ich mußte sie so dicht nebeneinander legen lassen, daß ich nicht zwischen ihnen gehen konnte. Der Kranke konnte nicht ausspucken oder erbrechen, ohne dabei den Nachbar zu beschmutzen. Die Luft war so verdorben, daß ich oft bei meinen Morgenbesuchen ohnmächtig wurde; um sie einigermaßen zu verbessern, mußten wir die Fenster öffnen und da es Winter wurde, konnten wir die Temperatur am Boden, hier, wo die Kranken lagen, nie über fünf oder sechs Grad Reaumur Wärme bringen. Mehr als ein Viertel der Häftlingeanzahl war krank und mehr als 10 Prozent der Erkrankten starben.“*)

„Und wie lange währt schon dieser schauerhafte Zustand?“ fragte ich.

„Ich bin bereits fünfzehn Jahre hier,“ antwortete er, und während dieser Zeit ist es so ziemlich gleich geblieben.**)

*) Der Bericht des Transportinspektors lehrt, wie die Zahl der Erkrankten im Verhältnis zur Überfüllung sich vergrößerte:

1885	Es erkrankten durchschnittlich täglich:	Prozentsatz zur Zahl der Häftlinge:
Juni	108	5,8
Juli	170	6,9
August	189	7,1
September	242	9,6
Oktober	356	15,4
November	406	23,2

Die Zahl der Erkrankten vermehrte sich noch im Laufe der kalten Winterszeit, bis sie im Monat März mit 40,7 Prozent den Höhepunkt erreichten. Das heißt also, bis beinahe die Hälfte der Zahl der Häftlinge krank war. (Bericht des Transportinspektors für das Jahr 1885, Seite 30).

**) Der Bericht der medizinischen Abteilung des Ministeriums des Innern berichtet, daß im Jahre 1882 im Etappengefängnis von Tomsk 1268 Personen auf Typhus und 1311 auf Diphtheritis, Masern und Pocken ärztlich behandelt wurden.

„Kennt die Regierung in Petersburg diese Zustände?“

„Jedes Jahr wurde Bericht erstattet. Ich beantragte das hiesige Etappengefängnis niederzubrennen, denn es ist sehr mit Ansteckungsstoff durchsetzt, daß es in keiner Weise mehr benutzt werden sollte. Wir erhielten den Auftrag, Pläne für ein neues Krankenhaus auszuarbeiten und einzusenden, was auch geschah. Sie kamen behufs Abänderung zurück und wir änderten sie ab. Aber es ist alles geblieben wie es war.“

Diese offenen Erklärungen des Gefängnisarztes von Tomsk brauchen keine erläuternden Glossen. Sie genügen, um im Namen der Civilisation und Menschlichkeit die Anklagen gegen das Etappengefängnis von Tomsk zu richten.

8. Politische Verschiedte und gemeine Verbrecher zu Tomsk.

„Wie ist es Ihnen möglich geworden in die Gefängnisse und Etappenhäuser Sibiriens zu gelangen? In welcher Weise vermochten Sie mit den politischen Verschiedten bekannt zu werden? Und wieso bekamen Sie Einsicht in die vielen amtlichen Schriftstücke? Sollte wirklich Ihre Absicht den Lokalbehörden unbekannt geblieben sein? das läßt sich doch billig bezweifeln. Aber wenn sie es wußten, warum wurden Ihre Nachspürungen nicht verhindert, oder wenigstens doch zu verhindern gesucht?“

Diese und ähnliche Fragen sind seit meiner Rückkehr aus Sibirien oft an mich gestellt worden. Ich kann darauf keine ganz genügende Antwort geben, da mir unbekannt blieb, welche Weisungen die Lokalbehörden uns betreffend erhalten haben und mit welchen Blicken die Polizei Sibiriens unser Thun betrachtete. Allein ich vermag die von uns befolgte Taktik zu erklären, die Maßregeln darzulegen, die wir befolgen mußten, um nicht in Verdacht zu kommen, die Ursachen zu erklären, die die sibirischen Bauern bestimmen konnten, uns nicht freundlich entgegen zu treten.

Erstens glaube ich, daß die höheren Behörden, die ich in Petersburg um Erlaubnis bat, die Gefängnisse zu besichtigen und das Verbannungssystem prüfen zu dürfen, folgendermaßen räsioniert haben mögen:

„Es ist nicht gut möglich und es ist endlich auch nicht klug, Fremde von Sibirien vollständig fern zu halten, denn die andern Völker werden das Streben nicht aufgeben, die Art und Weise unserer Verschickungen kennen zu lernen. Verweigern wir unbedingt den Zutritt nach Sibirien, so werden sie sagen, es geschähe, weil wir jede Beobachtung zu scheuen haben. Mister Kennan kommt mit der günstigsten Meinung von uns her, er hat in einem Vortrag in der amerikanischen geographischen Gesellschaft uns und unser Verschickungssystem verteidigt und sich als Feind der Nihilisten gezeigt; er will daher wahrscheinlich in Sibirien Thatsachen auffinden, die seinen Äußerungen als Beweismittel dienen können. Wir können daher voraussetzen, daß er die Verhältnisse nicht mißgünstig betrachten wird und wenn schon jemand nach Sibirien gehen muß, so ist es das beste, er gehe dahin und besichtige die Gefängnisse.*) Herr Lansdell hat bereits einen nicht ungünstigen Bericht über unsere Strafverhältnisse veröffentlicht, von Herrn Kennan können wir dasselbe erwarten, zumal er uns recht freundlich gesinnt ist. Die Mitteilungen dieser beiden Herren wird die Neugierde des Westens befriedigen und weiteren Nachspürungen und üblen Beurteilungen ein Ende machen. Wenn ein englischer Geistlicher und

*) Der Sekretär des Ministeriums des Außern, Herr Wlangalli kannte den erwähnten Vortrag über Sibirien und das Verbannungssystem. Zu dem Räsonnement, das ich eben zum Ausdruck bringe, hätte er endlich auch aus meinen offen und ehrlich vor ihm bekannten Anschauungen gelangen können. Ich versprach, nicht als Verteidiger der russischen Regierung aufzutreten, aber ich erklärte, nichts läge mir ferner, als Sensationsgeschichten schreiben zu wollen. Ich meinte, das Verschickungssystem sei bisher zu sehr im ungünstigen Lichte betrachtet worden und es sei dieses für die ganze gebildete Welt, es sei für die russische Regierung nur von Nutzen, wenn eine gerechte, richtige Darstellung erfolge. Das war damals auch meine ehrliche Meinung.

ein amerikanischer Journalist erklären, sie hätten die Verhältnisse an Ort und Stelle beobachtet und sie fänden das Verbannungssystem keineswegs so arg wie manche annehmen wollen, so wird das sicherlich den Verdacht der Welt zu vernichten wissen. Wir können daher Mister Kennan und seinem Freunde Mister Frost ruhig nach Sibirien reisen lassen und ihnen auch Empfehlungsbriefe mitgeben. Aber die Erlaubnis, die Gefängnisse in Augenschein zu nehmen, soll ihnen stets nur von der Lokalbehörde bewilligt werden oder auch nicht. Derart können wir, so oft wir es nötig finden, die Erlaubnis heimlich verweigern. Zwar läßt sich befürchten, daß sie mit politischen Verschiedten zusammenkommen, aber es läßt sich kaum annehmen, daß diese ihre Meinung in einem für uns ungünstigen Sinne beeinflussen könnten, denn sie bekunden für diese Art Verbrecher die ungünstigste Meinung; und diese läßt sich noch kräftigen indem wir die Herren zuvor mit Katkoff zusammenbringen. Sollte jedoch ihr Verkehr mit den politischen Verschiedten eine uns unerwünschte Intimität annehmen, so können wir ja unsere Gegenmaßregeln immer noch treffen.“

Das alles ist freilich nur meine Vermutung, aber diese wird durch gar vieles, was wir in Sibirien erfahren haben, zur Wahrscheinlichkeit. Überall ergab sich, daß es den Lokalbehörden frei stand, uns die Besichtigung der Gefängnisse zu gewähren oder zu versagen, wobei sie sich nur von ihren persönlichen Anschauungen und Eindrücken leiten ließen. Wir mußten daher vor allem trachten, das Vertrauen der Beamten in Sibirien zu gewinnen und betreffs der politischen Verschiedten unsere Nachforschungen so behutsam vornehmen, daß dadurch nirgends ein Verdacht wider uns genährt werden konnte. Neunzehntel der Zahl aller Orte, die wir in Sibirien berühren mußten, waren mit Petersburg in Telegraphenverbindung. Entdeckte nun die Polizei, daß wir uns für die politischen Verschiedten lebhaft interessieren und daß wir von ihnen Empfehlungen von einer Kolonie zur anderen erhielten,

so wäre wahrscheinlich nach Petersburg telegraphisch gemeldet worden: „Kennan und Frost setzen sich überall mit administrativ Verschieden und politischen Verbrechern in Verbindung. Erlaubt das die Regierung?“ Eine derartige Anfrage hätte wenigstens eine Verwarnung für uns zur Folge gehabt, eine strengere Überwachung unseres Thuns, was uns nicht wenig hinderlich gewesen wäre.

Unsere ministeriellen Empfehlungen konnten uns wohl vor der Willkür der Lokalbehörden schützen, allein sie waren gegenüber einer von Petersburg aus befohlenen Untersuchung oder Verhaftung völlig wirkungslos. So hing denn fast ein Jahr lang als Damoklesschwert die Gefahr an einem dünnen Telegraphendraht über unseren Häuptern.

Bis zu unserer Ankunft in Ustj-Kamenogorsk verspürten wir keine Belästigung seitens der Polizei und unser Verkehr mit politischen Verschieden wurde von niemandem zu verhindern versucht. Nun aber vermehrten sich unsere Schriftstücke immer mehr und vieles war dabei, was jenen Personen, die sie uns vermittelten, sehr unangenehm hätte werden können, falls diese Schriften von der Polizei bei uns gefunden worden wären. So schien uns denn am Besten, unsere politischen Interessen hinter anderen zu verstecken und uns auch mit den Lokalbehörden in ein gutes Einvernehmen zu versehen. An jedem Orte, war einer meiner ersten Wege den Isprawnik, als den Polizeiobersten, aufzusuchen und ihm, noch ehe er selbst daran denken konnte, nach unserem Thun und Wollen zu spüren, die breitesten Auskünfte zu erteilen. Politische Verbannte, die wir kennen gelernt, gaben uns Winke über den Charakter fast aller Beamten, mit welchen wir in Berührung kommen konnten, dadurch war es uns ermöglicht, unserem Verhalten diesen gegenüber eine ihnen gefällige Form zu geben, was uns im Verkehr nicht geringe Vorteile verschaffte. Um den Beamten unsere Hochachtung erkennen zu geben, besuchten wir sie stets in Gesellschaftsanzug, tranken mit ihnen Schnaps, bis auch wir alles doppelt sahen, schmei-

helten ihren Frauen, Mister Frost zeichnete ihre Kinder ab — kurz, in zehn Fällen neunmal gewannen wir in 48 Stunden das Zutrauen und die Freundschaft des Beamtentums des Ortes.

Um uns die untergeordneten Polizisten fern zu halten, genügte, daß wir uns so oft wie möglich in Gesellschaft ihrer Vorgesetzten sehen ließen, und um die Bewohner unsere Absichten nicht merken zu lassen, besuchte ich die Schulen, machte angesichts der Schule Notizen und ersuchte die Lehrer um statistische Daten, während mein Genosse in den Straßen skizzierte und botanisierte, nach Schmetterlingen haschte, oder Postmeistern und Muschiks Vorträge über Geographie, Weltkunde und Astronomie hielt. Das Letztere machte ihm viel Vergnügen und erwies sich auch als nützliches Mittel, die Neugierde der Leute abzulenken. Derart mochten nun die Leute wähnen, unsere Fahrt gelte nur den wissenschaftlichen Forschungen in Sibirien und daß wir uns hauptsächlich mit Unterrichtswesen, Kunst, Botanik, Geographie und Altertumskunde beschäftigen. Nachdem wir mit solchen Mitteln die Aufmerksamkeit der Polizei und der Bewohner abgelenkt hatten, konnten wir uns unbeobachtet bewegen und täglich einige Abendstunden den politischen Verschiedten widmen. Sah uns auch jemand das Haus eines dieser Verbannten betreten, so erklärte er sich diesen Besuch vermutlich mit dem Umstande, daß unter diesen Leuten viele Männer der Wissenschaft sind, die uns wohl in dieser ihrer Eigenschaft interessieren mögen. Als wir weiter nach Osten kamen, wo die politischen Verschiedten viel strenger bewacht werden, versuchten wir, uns der veränderten Sachlage anzupassen, doch blieb unser Auftreten stets in der gleichen Weise fest und selbstbewußt, und überall strebten wir darnach, die Aufmerksamkeit von unseren Hauptzielen abzulenken und auf ganz nebensächliche Dinge zu verweisen. Unsere Verbindungen mit den politischen Verschiedten konnten der Polizei natürlich nirgends ein Geheimnis bleiben, aber deren Ausdehnung und Bedeutung blieb ihr zweifellos unbekannt. Jeden-

falls blieben wir von der befürchteten telegraphischen Weisung von Petersburg her verschont, ja selbst eine „Verwarnung“ erreichte uns erst in Transbaikal.

Dagegen wurden unsere Absichten in allen Gegenden Sibiriens von rechtschaffenen, intelligenten Beamten gefördert; sie mißbilligten das Verschickungssystem überhaupt oder doch in der angewandten Art, und schienen ganz erfreut zu sein, ausländischen Beobachtern die Nachteile dieser Bestrafung, die Mißbräuche und Grausamkeiten, die dabei stattfinden, darzulegen. Das hatte ich freilich nicht erwartet! Oft war ich ganz erstaunt über die kühne Offenheit, mit der sie sich uns gegenüber aussprachen, sobald sie nur die Gewißheit erlangt hatten, daß sie uns gegenüber keinen besondern Zwang sich aufzulegen brauchten. Ein höherer Beamter der Gefängnisabteilung sprach eines Tages zu mir: „Das Verschickungssystem giebt mir meinen Bedarf, und ich habe da weder über Stellung noch über Einkommen zu klagen; aber gerne wollte ich auf alles verzichten, wenn dieses System abgeschafft würde, das für Sibirien selbst nicht minder unheilvoll ist wie für die Verschickten und das die ganze Fülle des Elends im Gefolge hat. Aber, was ist da zu thun? Außern wir uns in diesem Sinne gegen unsere Vorgesetzten in Petersburg, so hat das für uns nur strenge Strafen zum Lohn. Ich habe gelernt zum besten handeln und — schweigen.“

Ein anderer Beamter erzählte mir:

„Oft genug habe ich ausführliche Berichte über die Mißbräuche und den Jammer, die in meinem Bezirk vorkamen, abgesandt, aber gar nichts damit erreicht, vielleicht wird es besser, wenn Sie diese Zustände schildern. Das hiesige Gefängnis taugt nicht einmal zum Aufenthalt für Hunde, viel weniger noch für Menschen. Seit Jahren habe ich immer und immer wieder den dringend nötigen Neubau beantragt, jedoch das einzige was ich erreichte, war eine unendliche Schreiberei.“

Derartige Äußerungen hörte ich noch von mindestens zwanzig Civil- und Militärbeamten in bedeutender Stellung,

und manche gaben mir sogar als Beweismittel Schriftstücke mit statistischen und anderen Angaben.

Ferner wurden unsere Bemühungen, die Art und Weise der Verschickung Politischer genau kennen zu lernen, von Leuten unterstützt, die Anhänger der liberalen Richtung waren und den Häftlingen eine rege Sympathie widmeten. Wie ausgedehnt diese Zuneigung ist, wird die russische Regierung vermutlich gar nicht ahnen. Eines Abends war ich in einer sibirischen Stadt in einer sozialistischen Versammlung anwesend. Es befanden sich da Mitglieder vom Rat der Stadt, sechs bis acht Offiziere und sämtliche politische Verbannte des Ortes. Alle verkehrten in freundschaftlichster Weise miteinander, die Offiziere verlautbarten die freiheitlichsten Anschauungen und sangen im Chor mit den andern revolutionäre Lieder. Dieser Fall war nicht vereinzelt; fast in jeder Gegend Sibiriens fand ich „Unzuverlässige“ dieser Art und selbst in Petersburg — als ich von Sibirien wieder dahin kam — traf ich Beamte, die es heimlich mit den politischen Verschickten hielten und die mir interessante Schriftstücke oder Abschriften übergaben. Das Studium des Verschickungssystems ist daher nicht gar so schwer, als man meinen könnte, besonders wenn es gefördert wird von Beamten, welche der Wahrheit die weiteste Verbreitung wünschen, von Bürgern, die mit den Vorkämpfern der Freiheit heimlich sympathisieren, und endlich auch von den politischen Verbannten selbst, die jenes System aus eigener Erfahrung kennen.

In Tomsk fand meine erste Berührung mit jenen politischen Verbannten statt, die wegen Teilnahme an der sogenannten „Propaganda“, in der Zeit von 1872—1875, zufolge richterlichen Urteils verbannt wurden und wirklich auch Revolutionäre waren. Sie unterscheiden sich von den administrativ Verschickten in Semipalatinsk, Ulbinsk und Ustj-Kamenogorsk höchstens nur durch den Umstand, daß sie länger in der Verbannung waren und größere Erfahrungen besaßen. Einer von ihnen, ein geistvoller Schriftsteller Mitte der Dreißiger, Chudnopski mit Namen, teilte mir mit, daß er als neunzehnjähriger

Student zum erstenmal verhaftet wurde und seither fast ununterbrochen unter Polizeiaufsicht, im Gefängnis oder in Verbannung sich befindet. Vier Jahre und drei Monate war er in Einzelhaft der Untersuchung und zwanzig Monate in den Kasematten der Petropawlowskfestung. Als er wider die schlechte Behandlung murrte und die berechtigte Forderung stellte, man möge ihm Schreibmaterial geben, damit er seine Beschwerde an den Minister des Innern richten könne, wurde er an Händen und Füßen gefesselt und endlich sogar in die Zwangsjacke gesteckt. Daraufhin weigerte er sich, Nahrung zu nehmen und es kam dahin, daß der Gefängnisarzt seinen Zustand für gefährlich erklärte. Jetzt erst gab der Kommandant Oberst Bogarodski nach und ließ ihm das Schreibmaterial geben. Aber einen Bescheid auf die eingereichte Beschwerde hat er nie erhalten. Endlich wurde er im Jahre 1878 vor Gericht gestellt, der Anklage, verderbliche Bücher eingeschmuggelt zu haben, schuldig befunden und zu fünf Jahren Zwangsarbeit und Verlust der bürgerlichen Rechte verurteilt. Die lange Untersuchungshaft berücksichtigend, empfahl der Gerichtshof dem Zaren, die Strafe möge in lebenslängliche Verbannung nach Westsibirien umgeändert werden, was auch geschah.

Eine fast fünfjährige Einzelhaft und eine nun schon sieben Jahre währende Verbannung hätte wohl die meisten gebrochen; anders aber Chudnoski, dessen Mut und Willenskraft unverfehrt blieben. Alle Hindernisse überwindend, setzte er seine Studien fort, vollendete sie und vermochte sogar in Sibirien sich einen Wirkungskreis zu verschaffen und zu Ansehen zu gelangen. Er verfaßte eine treffliche und sorgfältig gearbeitete Studie über die Entwicklung des Unterrichts in Sibirien; sie erschien im „Offiziellen Jahrbuch“ der Provinz Tomsk für das Jahr 1885. Er unternahm, von der „kaiserlichen geographischen Gesellschaft“ unterstützt, zwei wissenschaftliche Reisen nach dem Altaigebirge, und er war der fleißigste Mitarbeiter russischer Zeitschriften. Sein Buch „die Provinz Jeniseisk“ — eine statistische und volkswirtschaftliche Studie

(Tomsk 1885) erhielt den von der Stadt Kasnogorsk für diesen Zweck ausgesetzten Preis. Er machte auf mich den besten Eindruck. Wäre er Bürger eines freien Landes gewesen, so wäre seine Laufbahn wahrscheinlich eine glänzende gewesen und er hätte seinem Vaterlande alle Ehre gemacht. Zu seinem Unglück jedoch war er Russe und sein Schicksal mußte darum sein — Gefangenschaft und Verbannung!

Einer der interessantesten Verschieden war der kurz vor mir angelangte Herr Konstantin Stanjukowitsch, der bereits früher erwähnte Eigentümer und Redakteur der Zeitschrift „Djelo“.) Er war ein feiner und scharfer Beobachter der gesellschaftlichen Zustände Rußlands, ein talentvoller Novellist und Verfasser mehrerer beifällig aufgenommener Schauspiele, er war, kurz gesagt, ein energischer, geistig hochbegabter Mann. Auch seine Frau, die ihm mit den Kindern nach Sibirien folgte, schien eine außergewöhnliche Bildung zu besitzen; sie sprach ein vortreffliches Englisch. Das älteste ihrer drei oder vier Kinder war ein hübsches Mädchen im Alter von ungefähr siebzehn Jahren.

Die schönsten Abende in Tomsk verbrachten wir in ihrer kleinen Wohnstube zu, oft bis Mitternacht der Zwiagesänge lauschend, die das Mädchen und Fürst Krapotkin vortrugen. Zuweilen besprachen wir die russischen Verhältnisse oder verglichen die Eindrücke, die London, Paris, Berlin, Newyork und St. Franzisko auf uns gemacht hatten; denn auch Herr und Frau Stanjukowitsch hatten unter anderem die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereist. Jetzt versuchte er es mit litterarischen Arbeiten, den Bedarf für sich und die Seinigen herbeizuschaffen; seine Frau unterstützte ihn dabei, indem sie Unterricht in Musik erteilte. Ihre Verbannungszeit war auf drei Jahre festgesetzt und wenn die Regierung diese Frist nicht willkürlich vermehrt hat, mögen sie jetzt, wo diese Zeilen veröffentlicht werden, bereits frei von diesem Zwange sein.

*) Siehe Kapitel 5, Seite 105.

Aber von allen Verbannten, die sich damals in Tomsk aufhielten, war mir keiner sympathischer als der russische Schriftsteller Felix Wolkhowski, der im Jahre 1878 für lebenslang nach Sibirien verschickt wurde, weil er, wie die Anklage sagt, „einer Gesellschaft angehörte, die die Absicht hat, jetzt oder später die bestehende Regierungsart zu beseitigen.“ Er war damals etwa 38 Jahre alt, ein geistreicher, edler, gebildeter Mann, der gut Englisch sprach — er hat Longfellow's Gedichte ins Russische übersetzt und gehörte überhaupt zu den eifrigsten Bewunderern dieses Dichters — und der auch mit der Geschichte Amerikas wohlvertraut war. Und doch war das Leben dieses lebenswürdigsten aller Menschen, die ich je gekannt habe, nichts anderes als eine Entsetzen erregende Tragödie. Die lange Haft in der Petropawlowskifestung hatte sein Haar gebleicht, seinen Körper gebrochen; und wenn die Erregung sein Gesicht nicht belebte, sah tiefernste Schwermut aus seinen braunen Augen. Als ich dann bei meiner Rückkehr von Ostsibirien im Jahre 1886 zum letztenmal von ihm Abschied nahm, umarmte und küßte er mich und sprach dann: „Georg Iwanowitsch, vergiß nicht unser! Ich fühle im Scheiden, als nähmest du ein Stück meines Lebens mit dir!“

Seit meiner Rückkehr nach Amerika habe ich von Wolkhowski nur ein einzigesmal Nachricht erhalten. Er theilte mir in rührendster Weise die Nachricht von dem Selbstmord seiner Gattin mit. Er selbst hatte damals durch die von der Regierung vorgenommene Unterdrückung der liberalen Tomsker „Sibirischen Zeitung“ sein Brot verloren und seine Frau — ich sehe vor mir ihre zarte Gestalt mit dem blassen, ernstesten Antlitz — machte den Versuch durch Unterricht und Nötharbeiten jenen Verdienstabgang nach Möglichkeit wieder heranzubringen. Aber Sorge, Kummer und Überanstrengung haben gar bald ihren zarten Körper gebrochen; krank und verdlüstert im Gemüt glaubte sie nun ihrem Mann und den kleinen Kindern, eine Last zu sein und machte ihrem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Wolkhowski liebte sie innig und

ihr Tod war ein harter Schlag für ihn. In seinem Briefe gedachte er der Gedichte James Russell Lowell's, die ich ihm sandte. Er meinte, daß ihm das Gedicht „After the burial“ (Nach dem Begräbniß) deutlich erkennen ließ, wie aller Welt gemeinsam das Weh sei; denn der Amerikaner hatte zum Ausdruck des Schmerzes, ob des Verlustes der Gattin dieselben Worte, die er im Tiefinnersten empfunden.

Er schickte mir gleichzeitig ein altes lederneß Zündhölzchenbüchlein, das Fürst Peter Krapotkin seinem verbannten Bruder Alex gegeben und das dieser wieder der Verstorbenen kurz vor ihrem Tode schenkte. Er hoffe, meinte er, diese Kleinigkeit werde einigen Wert für mich haben, weil sie mit dem Leben von vier Verbannten in Verbindung zu bringen ist: der eine ist ein heimatferner Flüchtling, der andere lebt als Verschickter in Tomsk und zwei haben sich der russischen Gerechtigkeit durch Selbstmord entzogen.

Ich wollte diesen Brief meiner Frau vorlesen, doch ich vermocht' es nicht. Thränen zwangen meinen Laut nieder, als ich des edlen Mannes gedachte, der körperlich gebrochen mit seinen unmündigen Kindern auch noch diesen Schlag ertragen mußte.

Der Zar kann Männer wie Wolkhowski in tiefe Kasematten sperren, wo sie vorzeitig zu Greisen werden, er kann sie in grauer Sträflingstracht nach dem fernen Sibirien verbannen — aber die Zeit wird kommen, wo deren Namen im Buch der Geschichte mit glänzenderen Lettern verzeichnet sein werden, als sein Name, und wo die Erzählung ihres Lebens und Leidens allen Freiheit und Vaterland liebenden Russen zum Born heldenmütiger Begeisterung wird . . .*)

Hier in Tomsk verspürten wir zum erstenmal jene Nervosität, die der Anblick unabwendbaren Menschenwehs hervorzubringen pflegt. Unsere Reise durch das südwestliche Sibirien und dem Altai führte uns abseits der großen Straße der

*) Den Erwähnten gelang es im Jahre 1890 aus Sibirien zu entfliehen. Er wandte sich nach London, wo die „Times“ in einem Aufsehen erregenden Aufsatze Kunde seines Schicksals gab. (Anm. d. Übers.).

Berschiedten; die politischen Verbannten von Semipalatinsk, Ulsinsk und Ustj-Kamenogorsk wurden verhältnismäßig noch gut behandelt; erst in Tomsk hatten wir Gelegenheit, das Leben dieser Bessagennwerten in seinem ganzen Schrecken kennen zu lernen. Schlimmer noch als Kälte, Hunger und Müdigkeit verspürten wir die Erregung, die hier unserer sich bemächtigte und die uns nicht verließ, bis wir die sibirische Grenze hinter uns wußten. Wer konnte auch bei dem Jammer ruhig bleiben, der uns aus den „Bologans“ und dem Krankenhaus zu Tomsk entgegenstarrte! Wer könnte, ohne in seinem Innersten erschüttert zu werden, jene Leidensgeschichten anhören, wie wir sie in Tomsk, Krasnogorsk, Irkutsk und Transbaikalien vernommen haben!

Ich gedenke einer blassen, schwächlichen Frau, die nach Ostsibirien verbannt wurde. Sie wollte eines Abends, ich möge ihre Leidensgeschichte anhören, sie wollte es trotz der Qual der Erinnerung, von der ich sie gern befreit gewußt hätte, sie wollte es, damit die Welt durch mich erfahre, was Russen erdulden, ehe sie Terroristen werden. Und schluchzend erzählte sie.

Es war die traurigste Geschichte, die ich je vernommen hatte! . . . Nach solchen Vorfällen — und es geschah gar oft — konnte ich nicht Ruhe, nicht Schlaf finden. Diese Erregungen und dann auch die Mühseligkeiten der Reise brachten es mit sich, daß ich endlich in Transbaikalien schwer erkrankte.

Aber ehe ich noch Tomsk verließ, waren meine früheren Ansichten über Nihilisten und Berschiedungen gründlich zerstört.

In Tomsk und auf unserer Fahrt von hier nach Irkutsk bot sich uns zum erstenmale die Gelegenheit, das Leben der Berschiedten während ihres Transportes kennen zu lernen. Das ganze Jahr hindurch geht von Tomsk nach Irkutsk jede Woche eine Verbanntentruppe von 300 bis 400 Personen ab und legt die Strecke von etwa 1700 Kilometer in drei Monaten zurück. In Entfernungen von 40 bis 60 Kilometer befinden sich Etappenhäuser mit einer Besatzung von einem

Offizier, zwei oder drei Unteroffiziere und gegen 40 Mann Soldaten. Da jedoch die Entfernung von einer Etappe zur andern zu groß ist, um in einem Tag von Gefangenen zurückgelegt zu werden, deren Füße gekettet sind, wurden dazwischen noch Bauten aufgeführt die „Poloetappes“, Halbetappen, benannt sind und den Transporten zum Übernachten dienen.

Die Züge der Verschiedten sollten monatlich etwa 500 Werst (550 Kilometer) zurücklegen, wobei an jedem dritten Tag eine Rast von 24 Stunden abgehalten wird. Auf jeder eigentlichen Etappe wechselt die Eskorte. Jeder Gefangene erhält 10 Kopeken für den Tag, für den Lebensbedarf; diesen kauft er dann von den Bauern, welche diesen Handel berufsmäßig betreiben. Die Kleidung der Verschiedten besteht im Sommer aus einem Hemd, einer grauen Leinwandhose, Fußblättern aus Leinen anstatt Socken, eine Pantoffelart, „Kotteh“ genannt, mit Schutzleder an den Knöcheln, um das Wundreiben durch die Fesseln zu verhindern, eine Mütze ohne Schirm, in der Form den Schottischen ähnlich und endlich einen langen, grauen Überrock. Die Kleidung der weiblichen Häftlinge besteht aus den gleichen Stoffen, nur daß hier der Kittel die Hose ersetzt. Frauen und Kinder, die ihre Angehörigen freiwillig nach Sibirien begleiten, haben das Recht, ihre eigenen Kleider tragen zu dürfen und soviel Gepäck mitzunehmen, wie ein gewöhnlicher Fruchtsack zu fassen vermag. Ein Unterschied in der Behandlung politischer und gewöhnlicher Verbrecher äußert sich nur insofern, daß jene, wenn sie dem Adel oder den privilegierten Klassen angehören, um die Hälfte mehr Verpflegungs bekommen und nicht zu Fuß den Weg zurücklegen, sondern in Telegas gefahren werden. Eine Zeitlang wurden die politischen Verschiedten unter Begleitung von Gendarmen mittelst Post nach Sibirien befördert, wobei sie fast ebenso rasch an ihren Bestimmungsorten wie Privatreisende anlangten. Der großen Kosten wegen wurde diese Art aufgegeben und die politischen Verschiedten werden nun mit gemeinen Verbrechern

befördert. Eine Folge davon ist, daß der Aufenthalt in diesen scheußlichen Stappenhäusern verlängert werden mußte und Krankheits- und Todesfälle umso häufiger wurden.

Bis zum Jahre 1883 wurden bei der Verschickung die Geschlechter nicht getrennt; dann erst begann man, die unverheirateten männlichen Gefangenen abgesondert zu verschicken. Diese Neuerung hat wohl die Entfittlichung, welche ein viele Monate langes Beisammensein hervorbrachte, gemindert, aber die Zustände sind auch in dieser Beziehung noch arg genug, da in den Familientransporten genug zuchtlose Gesellen vorhanden sind.

Montag morgens, am 24. August, fuhren Frost und ich nach dem Stappengefängnis, um, auf Einladung des Eskortoffiziers Hauptmann Gudeem hin, den Abmarsch eines Trupps Verschickter beizumohnen. Es war kühl, windig, doch der wolkenlose Himmel versprach einen warmen sonnigen Tag. Als wir anlangten, waren die Leute noch nicht herausgekommen und da wir vermuteten, Hauptmann Gudeem werde stark beschäftigt sein, warteten wir draußen vor dem Gefängnisthore. Hier saßen einige Soldaten in ihrer dunkelgrünen Uniform auf einer Holzbank, andere trieben sich die Zeit, indem sie mit den Verkäuferinnen von Lebensmitteln, die auf der Erde hockten, schäkerten. Zuweilen vernahm man vom Innern des Gebäudes her das Klirren der Ketten, zuweilen auch wurde das Thor geöffnet, um Häftlinge hineinzulassen, die in Holzgefäßen an über die Schultern gelegten Stangen Wasser herbeischleppten. Wer da eintreten wollte, wurde von den Schildwachen durchsucht, ob er nicht etwa verbotene Gegenstände, hauptsächlich berauschende Getränke, einschmuggeln wolle.

Um acht Uhr fuhren die für den Transport der Kranken und Schwachen bestimmten Telegas vor. Ein Unteroffizier, der draußen saß, erhob sich gähmend und schlich verdrossen in den Gefängnishof. Die Soldaten nahmen Gepäck und Waffen auf. Das lautere und anhaltende Kettengeklirr belehrte uns, daß der Transport sich formiere. Der Gefängnischmied kam heraus; er trug eine kleine Feldschmiede und anderes Werk-

zeug, einen Arm voll Ketten, die er gleichgültig zu Boden warf. Die Soldaten schulterten die Gewehre und stellten sich im Halbkreis auf, ein Unteroffizier mit der Namensliste der Verschiedten in der Hand, ein zweiter mit einer umgehängten Ledertasche voll Kupfermünzen nahmen bei dem Thor Stellung, und auf das Kommando „gottow!“ (fertig!) traten die Häftlinge, einer nach dem andern, heraus, vorerst jene, die zur Zwangsarbeit verurteilt waren. Der Offizier verlas die einzelnen Namen, wobei er flüchtig einen prüfenden Blick auf den Häftling, der sich meldete, warf. Der Schmied, von einem Soldaten unterstützt, untersuchte, ob die Fesseln in gutem Zustande wären, und der Unteroffizier gab aus seiner Ledertasche jedem der Verschiedten 20 Kopelen für seinen Lebensbedarf der ersten zwei Tage. Nun stellten sie sich in zwei Reihen auf, damit die Zählung leichter erfolgen könne, nahmen die Mützen ab, damit der Unteroffizier zu prüfen vermochte, ob ihre Köpfe vorschriftsmäßig auf der rechten Hälfte geschoren wären. Dann kamen die Strafkolonisten daran, die in derselben Weise behandelt wurden. Mit der Zunahme der Gefangenen, erweiterten die Soldaten auch den abschließenden Halbkreis, den sie bildeten.

Endlich befand sich der ganze Transport draußen, gegen 400 Personen. Jeder der Gefangenen trug einen grauen Leinwand sack, in welchem sich seine armselige Habe befand, manche hatten auch kupferne Kochkessel am Gürtel hängen, einer trug sogar ein braunes Hündchen auf dem Arme.

Wieder wurden die Häftlinge gezählt, dann die Säcke auf die Telegas gelegt. Ich benutzte die Gelegenheit, um mit einem und dem andern zu plaudern. Zu meinem Erstaunen sprach mich ein Häftling in englischer Sprache an.

„Wer sind Sie?“ fragte ich in derselben Sprache.

„Ich bin ein Vagabund,“ antwortete er mit ruhigem Ernst.

„Wie heißen Sie?“

„Swan Weißnichtwie,“ war seine Antwort; und nach einer vorsichtigen Umschau, die ihm vergewisserte, daß der Eskorte-

offizier es nicht hören könne, fügte er leise dazu: „Mein wirklicher Name ist Johann Andersen, gebürtig aus Riga.“

„Wie kommt's, daß Sie englisch sprechen?“

„Ich bin englischer Abkunft; überdies war ich als Matrose oft in englischen Häfen.“

Das Nahen des Hauptmanns Gudeem machte diesem Gespräch ein Ende.

Die Zahl der „Brodjaks“, der Vagabunden, war bei diesem Transport sehr groß; die meisten waren entlaufene Verbrecher von der Familie „Weißnichtwie“. Man hat sie in Westsibirien eingefangen, oder sie hatten sich im Winter freiwillig gestellt, um nicht zu verhungern.

Hauptmann Gudeem meinte, daß darunter Leute wären, die schon sechsmal entflohen sind.

„Burschen!“ rief er der Menge zu, „wie viele von euch gehen jetzt schon zum sechstenmal nach dem Bergwerk?“

„Sehr viele!“ gaben mehrere Stimmen zur Antwort.

Ein ergrauter, gefesselter Sträfling trat vor, um zu bekennen, er sei schon viermal aus den Bergwerken entflohen und er kehre jetzt zum fünftenmal wieder zurück. Dieser Mensch hatte also achtmal den mehr als dreitausend Kilometer betragenden Weg zwischen Tomsk und den Bergwerken von Kara zu Fuß zurückgelegt.

„Ich kenne Brodjaks,“ erzählte der Hauptmann, „die sechzehnmal über Steppen und durch Wälder entflohen sind und sechzehnmal diesen Weg gefesselt zurückkehrten. Der Himmel weiß, wie sie das fertig bringen konnten ohne zu verhungern!“

Wer da bedenkt, daß eine zweiunddreißigmalige Wanderung durch Ostsibirien einer zweimaligen Umschreitung der Erde beim Äquator gleich kommt, der kann sich ungefähr eine Vorstellung machen von der Energie und Ausdauer dieser Leute, von der Macht jenes Gefühles, das sie nach der Heimat zwingt. Im Jahre 1884 wurden 1360 „Brodjaks“ in Westsibirien wieder eingefangen und nach den Bergwerken zurück-

geschickt und hundert andere verdarben in den Wäldern vor Hunger oder Kälte. Ein russischer Offizier Namens Orfanoff, der lange Zeit in Ostsibirien diente, erzählt in seiner Schrift, er hätte einmal im Gefängnis von Kaidalowo, zwischen Tschita und Nerschinsk, nicht weniger als zweihundert „Iwan Weißnichtwie“ beisammen gefunden.

Einige dieser Ausreißer gaben sich im Gespräch als Männer von Wissen und Bildung zu erkennen. So fragte einer, der, nebenbei bemerkt, unsern photographischen Apparat mit Kennerblick betrachtete, wie die Verurtheilten bei uns behandelt werden, ob sie in ihrer Haft etwas verdienen können, damit sie das Gefängnis nicht ganz entblößt verlassen müssen. Ich antwortete ihm, daß in den meisten amerikanischen Gefängnissen den Häftlingen Gelegenheit geboten sei, etwas zu verdienen.

„Bei uns ist das anders,“ bemerkte er; „nackt kommen wir dahin und nackt lehren wir von dort zurück und in dieser Zeit werden wir, wenn es den Aufsehern gefällt, durchgepeitscht.“

„O nein! das kommt jetzt nicht mehr vor,“ bemerkte der Hauptmann nicht unfreundlich.

„Doch! Es geschieht, Euer Gnaden!“ erklärte der Sträfling demüthig aber doch bestimmt. „Wer zu krank oder zu schwach ist, seine Arbeit zu verrichten, erhält zwanzig Knutenhiebe.“

Gerne hätte ich ihn noch über manches ausgefragt; ich wurde aber daran verhindert, indem der Hauptmann die Frage an mich richtete, ob ich sehen wollte, wie die Kranken und Schwachen in die Wagen verladen werden.

Die für diesen Zweck bestimmten Telegas waren einspännige Wägelchen ohne Federung und nur mit zwei Sitzen, für den Kutscher und für den Wächter versehen. Sie sahen aus — wie schon früher einmal bemerkt wurde — wie eine der Länge nach durchschnittenen Faszhälste; einen erbarmlicheren Karren mag es wohl nicht mehr geben. In jedem war eine Kleinigkeit Gras aufgestreut, was wohl die Kraft der Stöße mildern sollte, und darauf mußten nun vier Personen Platz finden.

„Gefangene mit ärztlichem Zeugnis vortreten!“ befahl jetzt der Hauptmann und gegen dreißig durch Alter oder Krankheit ermattete Personen traten vor. Ein Unteroffizier nahm die Zeugnisse entgegen und prüfte sie. Nachdem er alles in Ordnung befunden, durften die Ärmsten die Telegas erklettern.

Einer der Männer mochte trotz seines schlechten Aussehens ein Simulant sein, denn als er den Karren bestieg, sandten ihm die andern ein ganzes Hagelwetter von Schelt- und Fluchwörtern nach. Manche Sträflinge verstehen es meisterlich, Krankheitserscheinungen zu heucheln und zuweilen gelingt es ihnen auch, den erfahrendsten Gefängnisarzt zu täuschen.

Manchmal ist die Zahl der Häftlinge, die das Gefängnis von Tomsk zu Fuß nicht verlassen können, eine recht große. Im Jahre 1884 wurden 658 Telegas zum Transport benutzt und da in jedem vier Personen Platz finden, so ergibt das die Gesamtzahl von 2632; eine leicht erklärliche Folge der Überfüllung. Nachdem alle Kranken und Siechen ihre angewiesenen Plätze eingenommen hatten, nahm der Hauptmann seine Mütze ab, verneigte sich bekreuzend gegen die Gefängnis-Kirche hin und rief dann den Sträflingen zu:

„Vorwärts, Burschen! Glückliche Reise!“

„Rechts! Vorwärts! Marsch!“ kommandierte der Unteroffizier und fettenklirrend, wie immer, begann der Trupp, umringt von Soldaten, seinen dritthalbtausend Kilometer langen Weg nach den Bergwerken Transbaikaliens. Voran marschierten die Verschieden, hinter diesen fuhren die Telegas mit den Kranken, diesen folgten einige Gepädwagen mit dem Nachhut der Soldaten und den Schluß machte der Tarantas, in dem der Eskorte führende Offizier saß, unser Freund, der Hauptmann Gudeem und unser Wagen. Der Transport legte ungefähr drei Kilometer in einer Stunde zurück. Bald war er in eine dichte Staubwolke gehüllt, die aufgewirbelt wurde von den schleichenden Tritten der Gefesselten. An warmen, trockenen Tagen ist der Staub die ärgste Plage für die Transportierten,

besonders für die Kranken, Frauen und Kinder. Ich habe die Spur eines Gefangenentransportes an der Staubbwolke, die über ihm schwebte, mehr als anderthalb Kilometer weit verfolgen können.

Ungefähr acht Kilometer von Tomsk entfernt, gelangte der Transport zu einer Kapelle, die von allen Seiten offen war und die in ihrem Innern einen kunstlos aus Holz geschnitzten Christus am Kreuz zeigte. Sowie bei dem Abmarsch in Tomsk, zogen die Mehrzahl der Gefangenen die Mützen auch hier und bekreuzten sich andächtig. Ein russischer Bauer unterläßt dies nur selten, mag er auch Räuber oder Mörder sein.

Als erster Rastplatz wurde eine Stelle gewählt, etwa fünfzehn Kilom. von Tomsk entfernt. Hier hatten sich einige Mädchen und Frauen mit Lebensmitteln und Getränken eingefunden, um sie den Häftlingen zu verkaufen. Bei ihrem Anblick riefen die vordersten der erfahrenen „Brodjaks“ wiederholt ein frohes „Privat“ aus. So heißt nämlich die Stelle der Mittagsrast. Dieser Ruf durcheilte den ganzen Zug, bis er auch zu den Telegas gelangte, und alle beeilten sich dahin zu gelangen. Ein Marsch von mehr als 15 Kilometer kann auch einen gesunden, kräftigen Menschen ermüden, um wie viel mehr die von Entbehrungen aller Art entkräfteten, mit Ketten belasteten Gefangenen. Kaum wurde die Rast kommandiert, als auch schon alle auf den Boden sich warfen, dort saßen oder lagen. Nach einer Weile der Erholung, begann der Kauf von Schwarzbrot, Fischen, gesottenen Eiern, Milch und Kwas, der Nationaltrank der Russen*), und bald war auch alles mit der Mahlzeit beschäftigt.

Mit Erlaubnis des Eskorteeoffiziers photographierte mein Freund Frost diese Scene. Gegen zwei Uhr setzte sich der Transport wieder in Bewegung.

Nachmittag ereignete sich nichts Besonderes. Die er-

*) Ein leichtes, säuerliches Getränk, ähnlich einer Krautsuppe. (Anm. d. Übers.).

fahrenen „Brodjaks“ sprachen recht laut, um das Rettengelirr zu übertönen, und die Neulinge horchten aufmerksam der Rede, zuweilen einige Fragen an die andern richtend. Der erfahrene „Brodjak“, der diesen Weg schon einigemal gemacht hat, kennt nämlich die Straße ganz genau, er kennt Charakter und Temperament aller Eskorteeoffiziere zwischen Tomsk und Kara. Die Gefahren, die er in den sibirischen Urwäldern überstanden hat, stärkten seine Energie und sein Selbstvertrauen, die ihm eine gewisse Autorität bei seinen jüngeren Genossen verschaffen. Stolz nennt ein echter „Brodjak“ den „Ostronk“ (Gefängnis), seinen Vater und die „Tajga“ (den Urwald), seine Mutter, und oft ist sein ganzes Leben ausgefüllt mit dem Wandern vom „Vater“ zur „Mutter“ und wieder zurück. Selten, daß es einem gelingen will aus Sibirien zu entinnen, selbst wenn es ihm schon gelingen will das Thal des Obs zu erreichen, früher oder später wird er doch aufgegriffen, oder durch Kälte und Hunger gezwungen, freiwillig zurückzukehren. Ein Etappenoffizier sagte einst zu einem „Brodjak“ das charakteristische Wort: „Des Zaren Weideland ist groß, du kannst es nicht überschreiten. Wir finden dich, wenn du nicht tot bist!“

Die „Brodjaks“ erzählten hauptsächlich von ihren Thaten und Abenteuern in den Bergwerken und Wäldern. Die Anwesenheit der Eskortesoldaten legte ihnen gar keinen Zwang auf.

Von Tomsk bis zur ersten Halbetappe beträgt die Entfernung beiläufig 30 Kilometer. Es dunkelte schon, als die Verschieden von der Ferne die spitzigen Pallisaden erblickten, hinter welchen sie die erste Nacht ihres Marsches zubringen sollten.

Eine sibirische Halbetappe ist ein umzäunter Raum von ungefähr 200 Meter Länge und 25 Meter Breite, worauf zwei oder drei Blockhäuser sich befinden. Das kleinste ist für den Eskorteeoffizier bestimmt, ein zweites für die Soldaten und das dritte und größte für die Verschieden. Das Letztere ist gewöhnlich gelb getüncht, wie fast alle Etappenhäuser Sibiriens. Die Einrichtung besteht aus einem gemauerten Ofen

und zwei Reihen Brittschen. In dem letzten Bericht des Inspektors der Gefangenentransporte wird gemeldet, daß „alle Etappen und Halbetappen zwischen Tomsk und Utschinsk — wenige ausgenommen — nicht nur zu klein sind, sondern auch haufällig und einer gründlichen Reparatur bedürftig,“ eine Äußerung, die ich aus vollster Erfahrung bekräftigen kann. Der Hauptfehler und auch das charakteristische Zeichen aller sibirischen Gefängnisse ist, daß sie zu klein sind. Sie wurden vor 30 bis 50 Jahren erbaut, zu einer Zeit, wo ein Transport selten mehr, als aus 150 Personen bestand und sollen jetzt die dreifache Zahl aufnehmen*). Die Folge davon ist, wie der Inspektor selbst meldet, „daß bei linder Witterung die Hälfte der Transportiertenzahl unter freiem Himmel, auf bloßer Erde, übernachtet, während sie bei schlechter Witterung alle Zellen, Gänge, ja selbst den Speicher überfüllen. Der Reinlichkeit wird gar keine Aufmerksamkeit gewidmet; fast alle Zellen sind schmutzig, die Fenster können nicht geöffnet werden und trotz der wohlbekannten Überfüllung wird nichts gethan, um auch nur den geringsten Luftwechsel herbeizuführen.

Als unser Transport nach dem ermüdenden Marsch in der Halbetappe Semiluzhnaja endlich anlangte, mußten sich die Sträflinge erst in Reih' und Glied stellen, um wieder einer genauen Zählung unterzogen zu werden. Als dies geschehen war, wurde das Holzhor geöffnet und 300 mit Ketten belastete Menschen stürzten hinein, stoßend, drängend, kämpfend, um nur früher in die Zelle zu gelangen und sich dort eine Schlafstelle zu sichern. Jeder wußte, daß, wenn es ihm nicht gelingt, einen Platz auf der Brittsche zu gewinnen, er auf dem schmutzigen Boden, auf der Flur oder gar im Hofe über-

*) Der russische Schriftsteller Maximoff erzählt in seinem Buche „Sibirien und die Zwangsarbeit“, daß er in einer dieser Etappen in Westsibirien 512 Personen beisammen fand. Und der bereits erwähnte russische Offizier Orsanoff teilt in seiner Schrift mit, daß in einer Etappe Ostsibiriens, die für 140 Personen bestimmt war, selten weniger als 500 und zuweilen sogar 800 sich befanden.

nachten müsse. Manchem wäre es weniger um den günstigen Platz für die eigene Benutzung zu thun, sie erkämpften sich ihn nur um ihn dann für einige Kopelen einem bequemerem Genossen zu verkaufen, der sich keine Schlafstelle zu erstreiten mußte.

Endlich wurde es ruhig und die Häftlinge bereiteten sich das Nachteffen. Wer da reich genug war, kaufte sich von den Soldaten einen Kessel heißes Wasser für zwei Kopelen und bereitete sich einen Thee. Anderen wurde aus der Soldatenküche Suppe gebracht und wer da noch Überreste von seinem Einkauf am Vormittag hatte, der verzehrte sie, auf die Britische hingekauert, oder sonstwo hingelehnt. Dieses Nachteffen fällt zuweilen noch viel larger aus, oder muß auch ganz fortbleiben, besonders, wenn die Bauernweiber mit ihren Schwaren fortbleiben. Sie haben keine Verpflichtung, die Verschiedten mit Lebensmitteln zu versehen und die Verbannungsadministration kümmert sich nicht um die Verpflegung; sie begnügt sich, den Häftlingen ein Verpflegungsgeld zu geben und den Bauern, wie auch den Eskortesoldaten zu erlauben, jenen Lebensmittel zu verkaufen. Zur Zeit einer Teuerung ist es den Verbannten unmöglich, mit dem kleinen Betrag, den sie erhalten, auch nur so viel zu kaufen, wie da nötig ist, den Hunger zu stillen. In einem Bezirke Ostsibiriens, wo zu jener Zeit Mißernte war, konnten die Verschiedten für die ihnen ausgesetzten zehn Kopelen für den Tag kaum anderthalb Pfund Schwarzbrot erkaufen. Die Etappenoffiziere beklagten sich auch über die Gleichgültigkeit der Regierung gegen die Entbehrungen der Verschiedten; sie meinten, es sei ungerecht und grausam, einem Menschen nur anderthalb Pfund Schwarzbrot zu geben und ihn dabei zu zwingen, täglich bei strenger Winterskälte mit Fesseln an den Füßen einen Marsch von 35 Kilometer zu machen. Die bezüglichlichen Klagen und Vorschläge der Etappenoffiziere wurden, so viel mir bekannt wurde, nicht beachtet, obgleich eine Verordnung der Gefängnis- und Verbannungsabteilung besteht, in welcher die Gouverneure beauftragt wurden, in Zeiten der Teuerung das Verpflegungs-

geld der Verschiedten zu erhöhen. (Rundschreiben No. 10887 vom 15. Dezember 1880).

Nach dem Abendessen wurden die Häftlinge noch einmal im Hofe aufgerufen, dann wurden an den vier Ecken und bei dem Thore Schildwachen aufgestellt, in jeder Kammer eine Talgkerze angezündet, in den Zellen und Gängen die „Paraschas“ aufgestellt, das sind offene Unratskübel aus Holz, und endlich wurden die Häftlinge eingeschlossen.

Mehr als die Hälfte der Zahl der Verschiedten lag auf dem schmutzigen Fußboden, ohne Kissen und Decken. Die Luft in diesen Räumen wurde im Verlauf der Nacht über alle Maßen verdorben; davon kann sich nur jener einen Begriff machen, der morgens beim Öffnen der Thüren anwesend war. Ich kann mir's nicht erklären, wie menschliche Geschöpfe unter solchen Umständen bis zu den Goldgruben von Kara gelangen können. Ursprünglich beabsichtigte ich einen befreundeten Etappenoffizier zu ersuchen, er möge mir gestatten, eine Nacht in der Zelle verweilen zu dürfen, aber nachdem ich morgens beim Öffnen die Luft dieses Ortes eingeatmet hatte, da wollte ich diesen Versuch doch nicht mehr wagen.

Der zweite Marschtag der Verschiedten, die von Tomsk am 24. August abgegangen waren, glich im ganzen und großen dem vorherigen. Dem fargen, in aller Hast verzehrten Frühstück folgte der Namensaufruf und diesem der Abmarsch. Auch an diesem Tage wurde der Marsch durch den „Prival“ unterbrochen. Nachmittags gelangte der Transport zur ersten Hauptetappe, wo die Eskorte gewechselt wurde und eine vierundzwanzigstündige Rast gehalten werden sollte.

Die Hauptetappe unterscheidet sich von der Halbetappe durch bedeutenderen Umfang und andere Einteilung der Gebäude.

Der Hof ist hier geräumiger, die Zellen etwas größer. Aber die Häuser sind baufällig und werden — was schon wiederholt bemerkt wurde — derart überfüllt, daß nicht die Hälfte des Transportes gebühlich untergebracht werden kann.

Am besten werden die Hauptetappen geschildert von dem

Generalgouverneur von Ostsibirien, General Anutschin, in seinem geheimen Bericht an den Zaren im Dezember 1880. Es glückte mir, eine Abschrift dieses Schriftstückes zu erhalten und es heißt da: „Während einer Reise nach Irkutsk besichtigte ich eine große Strafanstalt, worunter auch Stadt- und Etappengefängnisse. Ich bedauere, erklären zu müssen, daß die meisten dieser Bauten in einem schauerhaften Zustand sich befinden, besonders die Letztbezeichneten. Wenige ausgenommen, sind sie haufällig und genügen nicht den geringsten sanitären Anforderungen. Sie sind mit Krankheitskeimen durchsetzt, im Winter kalt und erleichtern die Flucht.“

Ärgeres als hier mit knappen Worten von Etappengefängnissen gesagt wird, habe ich auch nicht behauptet. Wenn diese Baulichkeiten auf den Generalgouverneur einen derartigen Eindruck machten — und es läßt sich voraussetzen, daß sie für seine Inspektion, so weit es möglich war, herausgeputzt wurden — welches mußte dann der Eindruck sein, den sie auf mich machten, der Gelegenheit hatte, sie in ihrem Alltagszustande zu sehen! Ich will jedoch bemerken, daß es auch Ausnahmen giebt, daß sich nicht alle Etappenhäuser zwischen Tomsk und Irkutsk in solch schauerhaftem Zustand befinden. So sah ich z. B. eines im Dorfe Staskaja bei Marinsk, das sauber und gut erhalten war. Es ist auch möglich, daß ich noch so manches aufgefunden hätte, von welchem dasselbe sich sagen ließe, wenn es mir die Zeit erlaubt haben würde, alle, die sich an dieser Straße befanden, zu besichtigen. Allein im ganzen und großen paßt die Schilderung des Generalgouverneurs vortrefflich.

„Der schauerhafte Zustand“ sibirischer Etappengefängnisse scheint mir hauptsächlich eine Folge zu sein der unehrlichen und unfähigen Verwaltung, und der unvermeidlichen Irrtümer eines bureaukratischen Staatssystems. So schlecht diese Etappengefängnisse auch waren — sie kosteten doch sehr viel Geld. Freilich wurde aber die größere Hälfte dieser Beträge zwischen betrügerischen Lieferanten und bestechlichen Beamten geteilt.

Ein Inspektor des Gefangenentransports, der die Verhältnisse gründlich kennen mußte, sagte mir, wenn alles Geld, was für diese baufälligen Häuser schon angewiesen wurde, zusammengenommen würde, so könnte man damit, ohne Übertreibung gesprochen, zwischen Tomsk und Irkutsk Etappenhäuser aus massivem Silber aufstellen. In dem erwähnten geheimen Bericht des Generalgouverneurs an den Zaren heißt es auch: „Für Reparaturen dieser Gebäude sind schon große Beträge geopfert worden; erst jüngst wurden 250000 Rubel für den Bau von Etappenhäusern in Transbaikalien angewiesen. Ich zweifle jedoch, daß unter den bestehenden Verhältnissen ein Resultat erzielt wird. Es läßt sich befürchten, daß die neuen Bauten in Transbaikalien desselben Schicksals theilhaft werden, wie jene in Jeniseisk und Irkutsk.“

Was General Anutschin „befürchtete“, ist geschehen. Sowohl der Inspektor des Gefangenentransports in Ostsibirien, wie auch die Oberbeamten des Gefängniswesens mußten eingestehen, daß die neuen Etappenhäuser völlig „unausreichend“ sind.

Die Häftlinge unseres Transports verbrachten Dienstag die Nacht in der Etappe Kchaldegewa in derselben Weise, wie die vorhergegangenen in der Halbetappe in Semiluzhnaja. Die Hälfte der Zahl schlief auf dem Boden der Zellen, unter den Britschen, in den Gängen und atmete dort eine Luft ein, die durch Kohlsäure und den Gestank der unbedeckten „Paraschas“ ganz verpestet war.

Mittwoch war der erwähnte Kafftag. Die Häftlinge standen den ganzen Tag müßig im Hofe oder lasen die „Neuesten Nachrichten“ in den Zellen. Die Mauern und Britschen der Zellen sind nämlich mit zahlreichen Inschriften bedeckt, welche die Verschieden eines Transportes für die des nächsten zurücklassen. Es sind Mitteilungen, Grüße an Freunde und Bekannte, Winke und Ratschläge in Chiffren an Brodjaks für eine geplante Flucht, Namen von Verstorbenen, Entflohenen oder Wiederverhafteten, Neuigkeiten aus den Bergwerken und der verschiedenen Etappenhäuser. Die Zellenwände sind eine

Art Zeitung der Sträflinge, ihr Inhalt ist von großem Interesse für alle „Reisende auf Staatskosten“. Ein erfahrener Sträfling wird auch vor allem nach seiner Ankunft im Etappenhaus die Zellenwände genau besichtigen, und oft ist ihm auch der Zufall so günstig und zeigt ihm Nachrichten, die für ihn von großer Wichtigkeit sind, die ihm raten, die ihn warnen. Der Direktor der Verbannungs- und Gefängnisabteilung erkannte endlich die Wichtigkeit dieser Mauerinschriften und er gab den Etappenoffizieren Befehl, sie zu vertilgen. Ich zweifle, daß diese Maßregel den von dem Verwalter erhofften Erfolg haben wird. Wie schlau auch die Gefängnisbeamten sein mögen, die Häftlinge sind noch schlauer und wissen sie stets zu überlisten. Ein Sträfling weiß seine Mitteilungen an Stellen anzubringen, wo sie der Beamte nie vermuten würde, die aber ein erfahrener Brodjak leicht auffindet.

Donnerstag kehrte Hauptmann Gudeem mit seinen Soldaten nach Tomsk zurück, da eine andere Eskorte den Transport übernommen hatte. Gerne hätte ich den Zug noch eine Woche begleitet, um das Etappenleben noch gründlicher kennen zu lernen, allein ich hatte in Tomsk gar vieles noch zu thun, und kehrte daher zurück, noch bevor die Eskorte gewechselt wurde.

Das Leben der Verschiedten auf dem Marsche währt monatelang in der geschilderten eintönigen Weise. Im Sturm und Sonnenschein, durch Schmutz und Staub marschieren sie langsam gegen Osten, übersetzen Flüsse, ersteigen Berge, oft im strömenden Regen, waten durch Sumpf und Schlamm, nächtigen in einer verpesteten Atmosphäre und nähern sich Tag um Tag immer mehr den — gefürchteten Minen Transbaikaliens.

9. Die große sibirische Heerstraße.

Unsere Verbindungen einerseits mit Regierungsbeamten, andererseits mit politischen Verschiedten, brachte uns zuweilen manche Verlegenheiten.

Kurz vor unserer Abfahrt von Tomsk, saßen just in unserer Stube im „Hotel Europa“ der bereits erwähnte Wolkhowski und sein Genosse Tschudnowski, als der Diener Seine Excellenz, den Wirklichen Staatsrat, zur Zeit Gouverneurstellvertreter, Petukoff anmeldete.

Ich wußte nicht was anfangen vor Verlegenheit! Wie die Beziehungen zwischen diesem Herrn und den politischen Verschiedten waren, war mir fremd. Wir hatten ihn einigemal besucht, ohne jedoch unsere Bekanntschaft mit den „Politischen“ zu erwähnen, wie wir überhaupt im Verkehr mit russischen Beamten gegen diese Art Gefangene uns ganz gleichgültig stellten, um jeden Verdacht, jedes lästige Ausforschen zu vermeiden. Und nun sollte der Gouverneur selbst an unserem Tische zwei der hervorragendsten Verbannten bei einer Schreibarbeit finden! Kaum konnte ich an die beiden die Frage richten, ob sie es für ratsam fänden, daß ich sie dem Gouverneur vorstelle, als auch schon der Betreffende in voller Uniform eintrat. Im ersten Augenblick schien er ob unserer Besucher ganz erstaunt zu sein, doch, das Überkleid ablegend, hatte er sich schon gefaßt und nichts in seinen Mienen ließ Befremden oder Verdrossenheit erkennen, als er mit zum Gruß ausgestreckter Hand auf uns zutrat. Auch den beiden zu Zwangsarbeit Verurteilten reichte er freundlich die Hand und begann das Gespräch in einer Weise, daß auch jene daran sich beteiligen konnten. In fünf Minuten plauderten alle wie alte Bekannte. Eine sonderbare Gesellschaft! Ein Journalist aus Amerika, ein Künstler von demselben Erdteil, zwei politische Verschiedte, die bereits zu Einzelhaft, Ketten und Zwangsarbeit verurteilt wurden, und endlich der höchste Provinzialbeamte jener Regierung, die beide verurteilt hat; und diese alle ließen hier verschiedene Bedenken beiseite und unterhielten sich in höflicher Ungezwungenheit. Ich weiß nicht, ob der Gouverneurstellvertreter dem Minister des Innern Mitteilungen bezüglich unseres Verkehrs mit politischen Verbannten machte, aber es dünkt mich nicht wahrscheinlich. Ich schätzte

ihn als einen Mann, der seinem Fürsten zwar ganz ergeben war, der aber dabei auch Vernunft und Bildung genug hatte, um einzusehen, daß unter den politischen Verbannten auch Männer sich befinden, die mit Wissen und Charakter zu sehr hervorragten, als daß sie den fremden Reisenden nicht interessieren sollten.

Zur Zeit unserer Anwesenheit in Tomsk befanden sich hier ungefähr dreißig politische Verschiedte, sechs oder acht Frauen inbegriffen. Einige von ihnen waren auf administrativem Wege verschickt worden und erst vor kurzer Zeit aus Rußland angelangt, andere wieder waren Straßkolonisten, die erst nach den entlegensten Teilen Sibiriens verbannt waren und die später, wo ihre Gesundheit schon vernichtet war, die Erlaubnis erhielten, in einer günstiger gelegenen Gegend Aufenthalt zu nehmen. Einige wieder waren von jenen „193“ die viele Jahre in den Kasematten der Petropawlowskfestung eingekerkert und dann nach den Steppen Westsibiriens verschickt wurden.

Mich wunderte es nicht wenig hier zu hören, daß administrative Verschiedte erst nach langem Aufenthalt in den Eisgefilden Jakutsk hierher gelangten.

„Ist es möglich,“ sprach ich zu einem, „daß Sie als administrativ Verschiedten nach der ärgsten Gegend Ostsibiriens ziehen mußten? Ich glaubte nach der Provinz Jakutsk werden nur gefährliche politische Verbrecher und aufrührerische Straßkolonisten verschickt.“

„Die Sache ist so und doch auch anders,“ antwortete er. „Die administrativ Verschiedten werden wohl gewöhnlich nach Westsibirien verbannt, aber es kommt dann häufig vor, daß sie nach Jakutsk müssen. Ich selbst wurde erst auch nach Westsibirien verschickt, kam aber im Jahre 1881 in die Provinz Jakutsk, weil ich dem Zaren Alexander III. den Huldigungseid nicht leisten wollte.“

„Fordert denn die Regierung, daß jene, die wegen Verrats verurteilt, einen Eid der Treue leisten sollen?“

„Sie fordert es. Und weil ich diesen Eid nicht leisten konnte, nicht wollte, wurde ich in eine „Ulus“, in eine elende Jakutenansiedlung verbannt.“

„Ich begreife nur nicht wie die Regierung diese Forderung stellen kann.“

„Sie fordert noch mehr. Ich sollte auch schwören, daß ich alles, was mir über die revolutionäre Bewegung bekannt sei, angebe, daß ich also, deutlicher gesagt, meine Freunde verraten sollte. Das hätte ich nie thun können, auch dann nicht, wenn mich die Verschickung in einen treuen Unterthan des Zaren verwandelt haben würde.“

Im Laufe dieses Gespräches erfuhr ich, was mir bis dahin unbekannt war: daß im Jahre 1881, als Zar Alexander III. zur Regierung kam, von allen auf administrativem Wege Verbannten der Huldigungseid gefordert wurde. Ein ganz unsinniges Verlangen, daß Personen, die wegen Untreue gegen den Zaren Alexander bestraft wurden, seinem Nachfolger Treue schwören sollten. Und doch glaubte der Minister des Innern, daß es geschehen könne, oder stellte sich wenigstens so, als glaube er's, um die Verweigerung als Handhabe zur Verschärfung der Strafe zu benutzen. Wenn ein verbannter „Verbrecher“ sich weigert anzuerkennen, daß er unrecht gehandelt habe, so mag dies wohl kein Grund sein, ihm die Strafe zu verkürzen, aber es ist auch kein Grund seine Strafe zu verschärfen. Waren diese Leute keine Hochverräter, so durften sie nicht verschickt werden, galten sie dafür, so war es höchst unsittlich und ungerecht sie zu nötigen zwischen Meineid und Aufenthalt in einer erbärmlichen Jakutenhöhle zu wählen. Und wie viele, die keines neuen Verbrechens beschuldigt werden konnten, wurden nach jenen Eisregionen verschickt, einzig nur, weil sie einen Eid nicht leisten wollten, der mit ihrem Gewissen nicht zu vereinbaren war.

Einer dieser Unglücklichen war der talentvolle Novellist Wladimir Korolenko. Dreimal wurde er schon verschickt — einmal davon infolge eines „Frrtums“ der Behörden — und

nun sollte er sich lebendig begraben lassen, das heißt nach der Provinz Sakutsk verschickt werden, weil er seine Freunde nicht verraten mochte, weil er nicht küssen wollte die Hand, die ihn so schwer getroffen, weil er nicht schwören konnte ein getreuer Unterthan des „Gesalbten des Herrn“ Zars Alexander III. zu sein.

Damit keiner wähne, ich übertreibe es, wenn ich den Aufenthalt in einem Sakutenulus mit einem Begrabenwerden bei lebendigem Leibe vergleiche, will ich diesen mit den Worten schildern, die ein gut unterrichteter, unbefangener Russe dafür gebrauchte. Es war im Anfang des Jahres 1881, als in Rußland der liberale Minister Loris Melikoff berufen wurde und ein Stückerl Preßfreiheit gewährt wurde; in dieser Zeit nun veröffentlichte der bekannte Schriftsteller S. A. Priskonski, der eine Zeitlang dem Gouverneur der Provinz Olonets zugeeilt war, in der liberalen, bald darauf auch unterdrückten Zeitung „Semstwo“ einen umfangreichen und sorgfältig gearbeiteten Aufsatz über „Verschickung auf administrativem Wege. In diesem Aufsatz, der vor mir liegt, schildert der Verfasser das Leben der Verbannten in den Sakutenulus wie folgt:

„Es existiere in der Provinz Sakutsk eine Art der Verschickung, strenger und barbarischer als das russische Publikum glauben könnte: es ist die Verbannung in die „Ulus“. Auf administrativem Wege Verschickte werden in die weiterstreut liegenden Sakutenhütten einzeln untergebracht. Eine jüngst erschienene Nummer der „Russischen Zeitung“ (Nr. 23) teilte in einem Bericht aus Sakutsk folgenden Auszug aus dem Briefe eines Verschickten mit, wo die schreckliche Lage geschildert ist, in der sich ein in jene Wildnis verstoßener Mensch befindet:

Die Kosaken, die mich aus der Stadt Sakutsk hierher führten, kehrten bald wieder zurück und ich blieb allein unter Sakuten, die kein Wort russisch verstehen. Fürchtend, daß sie für meine Flucht bestraft werden könnten, beobachteten sie miß-

traulich jeden meiner Schritte. Wenn ich die einsam gelegene, dumpfe Hütte verlasse, um einen Spaziergang zu machen, folgt mir ein Jakute nach; nehme ich ein Beil zur Hand, um mir einen Stock abzuhaueu, so deutet mir ein Jakute mimisch an, ich möge das unterlassen und nach der Hütte zurückkehren; und bin ich daheim, so sehe ich einen nackten Jakuten an dem Herd hocken und in seinen Kleidern nach Läusen suchen — ein ergötzlicher Anblick! Die Jakuten leben in ihrer Hütte mit dem Vieh zusammen. Der Unrat des Viehes, der Kinder, der Schmutz und die Unordnung, verfaultes Stroh und Lumpen, die Menge Ungeziefer, die Unmöglichkeit, ein Wort russisch zu sprechen — das zusammengenommen kann einen Menschen in den Wahnsinn treiben. Die Nahrung der Jakuten ist ungenießbar; sie ist roh zubereitet, ohne Salz und oft auch aus verdorbenen Mitteln, daß derjenige, der an dergleichen nicht gewöhnt ist, das Genossene gleich wieder erbrechen muß. Und doch muß ich da mitessen, ja ich habe nicht einmal meine eigenen Kleider. Nirgends ergiebt sich die Möglichkeit, ein Bad zu nehmen; ich bin während der acht Wintermonate so schmutzig, wie ein Jakute. Die nächste Stadt ist 200 Werst von meinem Aufenthaltsort entfernt, somit für mich ganz unerreichlich. Ich wohne abwechselnd bei den verschiedenen Familien, aller sechs Wochen andermwärts. Weder Bücher, noch Zeitungen bekomme ich zu Gesicht; alles was in der Welt vorgeht, bleibt mir unbekannt . . .“

„Härter kann die Strenge nicht mehr angewendet werden,“ fügte Herr Priflonski, der diesen Brief glossiert, dazu. „Grausamer vielleicht wäre noch, jemanden an den Schweif eines wilden Rosses gebunden, in die Steppe zu jagen, oder ihn an einen Leichnam zu fesseln und dann seinem Schicksale zu überlassen. Es ist fast unglaublich, daß Menschen ohne richterliches Urtheil einzig nur auf einen Befehl der Verwaltung hin, solchen Qualen ausgesetzt werden können, solchen Strafen, wie sie das civilisierte Europa selbst für den verkommensten Verbrecher, der seiner Schuld überführt wurde, nicht mehr

kennt. Trotz alledem kann uns der Korrespondent der „Russischen Zeitung“ mitteilen, daß in der Provinz Sakutsk keinem der Verschiedten eine bessere Behandlung zu teil wird, daß zehn erst kürzlich angelangte Verschiedte in die Sakutenhütten verwiesen wurden und daß bald noch andere dazukommen sollen.“ . . .

Der kühne und begabte Verfasser dieses Aufsatzes, Herr Prillonsti, ist bereits gestorben; ich kann daher, ohne ihm zu schaden, bekennen, daß er selbst mir diesen Aufsatz mitteilte und mir auch viele auf die Verbannung sich beziehenden Schriften gab. Erwähnt sei auch, daß „Semstwo“, jene Zeitschrift, wo dieser Aufsatz erschien, keineswegs der revolutionären Richtung angehörte, sondern das nichtoffizielle Organ der russischen Provinzialversammlungen war. Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß die Regierung keinen genügenden Entschuldigungsgrund für die Fortdauer solcher entsetzlicher Zustände hat, da sie darauf von Personen aufmerksam gemacht wurde, deren Charakter und Patriotismus verdient haben, daß ihre Worte ernste Beachtung finden.

Übrigens — die in jenem Aufsatz geschilderten Zustände finden eine Bestätigung durch zahlreiche Briefe von Unverschiedten, die in meinem Besitze sind, durch die Aussagen vieler politischer Verschiedter, die dasselbe erlebten und endlich auch durch meine eigenen Beobachtungen. Auch ich habe in den mit Erde bedeckten Sakutenhütten geschlafen, in der Nähe des Hausviehes; auch ich habe einen Teil jener Entbehrungen verspürt, welchen der Bewohner dieser elenden Örtlichkeiten ausgesetzt ist und ich weiß, wie entsetzlich es für einen civilisierten Menschen sein muß, besonders für eine Frau, in dieser Umgebung Monate, Jahre zu verleben. Aber der Wahrheit zu Recht sei auch bemerkt, daß hier einigen der administrativ Verschiedten erlaubt wurde, von ihren Angehörigen Geld zu empfangen und sich Hütten zu kaufen oder aufbauen zu lassen, was ihnen das Dasein doch einigermaßen erträglicher macht. So bewohnt auch der Novellist Korolenko sein eigenes

Häuschen und andere nach den Ufusen Verschiedte erzählen uns, daß sie dort unter Beistand ihrer Freunde Blochhäuser bauten, kauften oder mieteten und derart von dem Schmutze und der Unordnung der Sakuten befreit sind. Einige besaßen sogar etliche Bücher und durften einmal, zweimal im Jahre unter Aufsicht der Polizei Briefe absenden und empfangen. Aber trotz dieser Begünstigungen mußten sie noch immer genug Leiden und Entbehrungen ertragen. Herr Linoff, ein gebildeter Mann, der auch einige Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, klagte mir, daß er in der Zeit, wie er unter den Sakuten verleben mußte, oft monatelang kein Brot hatte und sich nur von Fisch und Fleisch nährte. Seine Gesundheit wurde auch dort völlig zerstört und er starb im Mai 1886 in einem ostsibirischen Etappenhaus, kurz, nachdem ich ihn kennen lernte. Unter günstigen Umständen selbst ist den Ufusverschiedten das Leben noch immer unerträglich, das beweist schon der Umstand, daß viele von ihnen freiwillig in den Tod gehen. Von den im Jahre 1882 nach der Provinz Sakutsi verschiedten 79 Personen haben sich bis zum Jahre 1885 sechs selbst getötet; wie viele noch nachfolgten, weiß ich nicht.

Oft staunte ich über die Gelassenheit mit der die politischen Verschiedten in Tomsk, zuweilen von den empörendsten Gewaltthaten und fürchterlichen Duldungen sprachen. Die Männer und Frauen, die man in die Provinz Sakutsi verschiedt hatte, weil sie sich weigerten Alexander III. zu huldigen, die in dieser Eiswüste alles erlitten, was zu erleiden nur möglich ist, schienen gar nicht bewußt zu sein, daß ihnen ganz Ungewöhnliches widerfahren. Wohl geschah es, daß ein Mann, dessen Gattin in der Verbannung zum Selbstmord getrieben wurde, krampfhaft die Hand ballte, und daß die Zornesröthe in seinem Antlitz aufstieg, wenn er des traurigen Vorfalles gedachte; oder, daß ein armes Weib, der ihr Kind unterwegs in ihren Armen erfror, nur vom Schluchzen unterbrochen ihr Leid erzählen konnte, gewöhnlich jedoch sprachen sie gleichmüthig von den vielen Qualen und den vielen Vergewaltigungen, die sie zu erdulden

hatten, als wäre das nichts anderes als ein Übel, wie es das Leben sehr häufig bietet. Ein Herr X . . . zeigte mir eines Tages eine Sammlung von Photographien seiner revolutionären Freunde. Wenn mir dabei ein Gesicht durch seine Schönheit oder charakteristischen Ausdruck auffiel, so erkundigte ich mich näher um die Person.

„Das stellt Fräulein A . . dar,“ erklärte er mir ganz ruhig nach einigen meiner Fragen. „Sie war früher Dorfschullehrerin und starb vor drei Jahren im Gefängnis zu Kiew an der Schwindsucht. — Dieser Herr mit den langem Barte heißt B . . . Er war früher Friedensrichter in A. und wurde in Petersburg gehängt. — Dieses zartgebaute Mädchen hieß C. Sie war eine der sogenannten Propagandisten und wurde in der Untersuchungshaft wahnsinnig. — Jene hübsche junge Dame mit dem Kreuz auf dem Armel ist Frau D . . Sie war eine Schwester vom „Roten Kreuz“ und pflegte während des letzten russisch-türkischen Krieges die Verwundeten in den Feldlazaretten. Sie wurde zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt und befindet sich jetzt in den Goldgruben von Kara. Die Dame ihr gegenüber, auf derselben Seite ist Fräulein E . . , früher Studentin der Medizin in Petersburg. Nach zweijähriger Einzelhaft in der Festung durchschnitt sie sich mit einem Glasherben den Hals.“

Derart erklärte mir Herr X. mit dünnen Worten seine ganze Photographiensammlung. Er bekundete keinerlei Erregung; wer ihn sprechen hörte, hätte meinen müssen, es gehöre das zu den Alltagsdingen, daß die Freunde gehängt werden, nach den Goldgruben verschickt und daß sie im Kerker wahnsinnig werden oder verzweiflungsvoll mit einem Glasherben ihrem Leben ein Ende machen. Man glaube jedoch nicht, daß seine Ruhe Zeichen der Gefühlsroheit waren, oder den Mangel an Sympathie erkennen ließen; er war eben im Laufe der Zeit gegen den Schrecken dieser entsetzlichen Tragödien schon abgestumpft worden. Man gewöhnt sich endlich an alles. Die russischen Revolutionäre haben so viel Gewaltthaten, so

viel Elend erlebt, daß sie ohne Erregung von Dingen sprechen können, deren Erwähnung die Zornesröthe auf mein Antlitz lodern ließ und mein Herz vor Mitleid und Entrüstung beben machte.

„Zweimal in meinem Leben,“ sprach einst ein bekannter russischer Liberaler zu mir, „hab’ ich völlig erkannt, was da heißt ein freier Bürger sein. Das erste Mal, als ich in den siebziger Jahren aus den Vereinigten Staaten nach Rußland zurückkehrte und hier an der Grenze den Unterschied der Behandlung fühlte, welchen die russischen Gendarmen zwischen mir und einigen Engländern machte. Und das zweite Mal geschah es erst jüngst, als ich die Wirkung beobachtete, die Herrn B.’s Erzählung bei Ihnen hervorbrachte. Ihre Mienen gaben zu erkennen, daß Ihnen das Mitgeteilte schauerhaft, unglaublich erschien. Auf mich machte die Sache keinen größeren Eindruck als irgend ein gewöhnlicher Straßenunfall. Und als ich nun ihren Gesichtsausdruck sah und mich dabei auf ihren Standpunkt zu stellen versuchte, da fühlte ich wieder tief im Innern, was da heißt Bürger eines freien Staates zu sein oder russischer Unterthan.“

Die politischen Verbannten in Tomsk befanden sich in einer besseren Lage, als ihre Genossen in einer anderen von uns besuchten Gegend Sibiriens. Fürst Krapotkin beklagte sich zwar über das schlechte Klima, mir aber schien es nicht ungünstiger zu sein als etwa jenes vom Norden Neuenglands. Der gebildete Theil der Bevölkerung war liberal gesinnt und regsam; die Stadt besaß eine Bibliothek, ein Theater, gute Schule, sie besaß eine Buchhandlung und ein liberales Tageblatt, dieses freilich nur zur Zeit — wo es nicht mit Beschlag belegt wurde. Die Provinzialregierung war weniger hart als jene von Tobolsk; die politischen Verbannten konnten ungehindert miteinander verkehren und die meisten durften sogar ohne Polizeiüberwachung Briefe absenden und erhalten. Ihre Lebensweise schien mir also nicht gar so unerträglich. Man erzählt sich jedoch, Tomsk soll künftig nicht mehr den Ver-

schickten als Aufenthaltsort dienen, weil die Regierung endlich die dort errichtete Universität eröffnen will. Da sie vorsichtig bestrebt ist, daß die studierende Jugend von jenen „staatsgefährlichen“ Gedanken nicht vergiftet werden, so läßt sich auch annehmen, daß die Regierung in der Umgebung der Hochschule so viel „unzuverlässige“ Personen nicht dulden werde. Vernünftige junge Leute, die Gelegenheit hätten, Männer wie Chudnoski, Krapotkin kennen zu lernen, ihre Erlebnisse zu vernehmen, könnten sehr leicht zu Gedanken kommen, die sich mit den Begriffen der russischen Regierung von Unterthanentreue nicht vereinigen lassen.

Wir nahmen von den politischen Verschiedten, von Oberst Zagodkin, der sich uns besonders gastfreundlich zeigte, und von einigen bekannten Offizieren Abschied, besorgten uns einen neuen Fahrchein und bestiegen Freitag am 28. August unseren alten Tarantas, um mit einem Dreigespann guter Postpferde, nach Irkutsk, der etwa 1700 Kilometer von Tomsk entfernten Hauptstadt Ostsibiriens zu fahren. Der Gouverneur Petukoff versprach uns einen Empfehlungsbrief an alle ihm untergeordneten Eskorteeoffiziere, damit uns diese die Besichtigung der Stappengefängnisse gestatteten; aber er hatte entweder sein Versprechen vergessen, oder er hielt es für besser es bleiben zu lassen, nachdem er ganz unermutet politische Verschiedte in unserer Wohnung sah; wir erhielten diesen Empfehlungsbrief nicht und waren darauf angewiesen, uns selbst den erwähnten Zutritt zu verschaffen.

Bis Atschinsk, der ersten Stadt in Ostsibirien, zeigte sich uns nichts Bemerkenswerthes. Wir fuhren durch eine hügelige Gegend, die teilweise bewaldet war, teilweise angebaut. Zuweilen führte der Weg stundenlang durch dichtes Birken-, Pappel- oder Nadelgehölz, das keinen freien Ausblick gestattete; wir sahen nur über uns den Himmel und vor uns die schmutzige Straße. Dann bot sich wieder zur Abwechslung breites Wiesenland, weite Thäler, dessen Grenzhügel mit angebauten Feldern bedeckt waren. Das Wetter war herbstlich

tihl, jedoch die Stechfliegen belästigten uns noch immer. Zwischen Statskaja und Bogotolskaja, etwa 80 Kilometer von Utschinsk entfernt, zeigte sich uns das anmutigste und auch am besten angebaute Gebiet während unserer ganzen Fahrt. Das fruchtbare Hüggelland, das schon herböflich gefärbt war, die Silberbirken und Pappeln auf beblumten Wiesen, die Ährenfelder voll gereifter Frucht mit den bunt gekleideten Mäbder und Mäbderinnen — das alles gab ein farbenpräcbtiges Bild, wert den Pinsel eines Künstlers in Thätigkeit zu setzen.

Die Dörfer in dieser Gegend machten nicht den besten Eindruck. Sie bestanden gewöhnlich aus zwei Reihen Holzhäuser, die sich der Straße entlang fireckten. Nirgends bot sich dem Blick ein erquickendes Grün, den Kranz der vor der Schnapsschänke hing, etwa ausgenommen. Diese Schänken, deren es gar viele und mannigfaltige giebt, mögen dem Staate eine ergiebige Einnahmequelle bieten, den Bauern jedoch bringen sie nur den Ruin; sie sind hauptsächlich daran schuld, daß die sibirischen Dörfer so vernachlässigt und armselig sind. In Westsibirien kommen dreißig Schnapsschänken auf eine Schule, in Ostsibirien sogar fünfunddreißig. In einem Lande, wo die Gelegenheit zu lernen in einem solchen Mißverhältnis steht, zur Gelegenheit sich zu betrinken, kann wohl keine größere Ordnung und Reinlichkeit, kein größerer Wohlstand herrschen.

Die Friedhöfe der sibirischen Dörfer interessierten mich oft mehr als diese selbst. Auf einem Friedhof sah ich die Hälfte aller Gräber mit schwarzen Kreuzen versehen und mit bunten Pfählen eingezäunt. Manche Kreuze zeigten die Aufschrift I. H. S., andere wieder das Bild des Gekreuzigten in weißer Farbe; die Beine waren ganz besonders dünn und reichten bis hinunter. Der Anblick hatte etwas Geisterhaftes an sich, obgleich die Vorliebe der Russen für Farbenbuntheit auch hier zum Ausdruck kam. Ich kann mich nicht erinnern, dergleichen jemals auf irgend einem Friedhose der Welt gesehen zu haben.

Überall hatte die Ernte begonnen, wir fanden die Dörfer

ganz menschenleer, da alles mit der Feldarbeit beschäftigt war. In einem Dorfe sahen wir auf der einsamen Straße einen etwa fünfjährigen Blondkopf, nur mit einem schmutzigen Hemd bekleidet und eine Schelle um den Hals, vergnügt an einer Möhre nagen und dabei in der Pfütze herumwaten.

In der Nähe eines anderen Dorfes sahen wir ein Pferd grasen, das mit Handschellen gekoppelt war, und dieser Anblick erinnerte uns, daß wir in die Nähe einer Straßkolonie gelangt wären. Ich hörte einst die wunderliche Mähr, daß die Regierung einmal eine widerspänstige Kirchenglocke durchpeitschen ließ — das ist die berühmte Glocke von Uglitsch, die sich jetzt in Tobolsk befindet — und dann nach Sibirien verschickte, weil sie die Kühnheit hatte, zu läuten, als sie gezogen wurde, aber daß die russische Regierung nun auch schon „unzuverlässige“ Pferde nach Sibirien schicken soll, schien mir doch nicht wahrscheinlich. Der Postmeister gab mir da die Aufklärung. Demnach hätte sich die Mähr keineswegs der „gesellschaftlichen Ordnung nachteilig“ erwiesen, indem es bei dem Regierungsantritt des neuen Zaren in lokaler Weise zu wiehern sich geweigert hätte, sondern es war ganz einfach ein Ausreißer, den der Eigentümer in dieser nicht zu fern liegenden Art zum bleiben zwang.

Zwischen Krasno-Ketschinskaja und Bielojarskaja, etwa 32 Kilometer westlich von Atschinsk, passierten wir die Grenze der Provinzen Tomsk und Seniseisk, die durch zwei Ziegelpfeiler kenntlich gemacht war; an der Ost- sowie an der Westseite befanden sich die Wappen der betreffenden Provinzen. Von hier aus verdoppelte sich die Gebühr für Postpferde, ohne daß jedoch auch die Schnelligkeit der Beförderung zugenommen hätte, oder auch nur die Bequemlichkeit. Die höheren Preise aller Nahrungsmittel soll die Ursache dieser Steigerung sein. Dem Verbannten gegenüber wird das natürlich nicht berücksichtigt; ob in West oder in Ostsibirien, ob das Brot zwei oder fünf Kopelen kostet, er erhält immer nur seine zehn Kopelen für die Tagesverpflegung. In Westsibirien kann er

damit doch den Hunger stillen, im Osten muß er — was bereits früher gesagt wurde — hungern.

Dienstags, am ersten September gelangten wir nach Utschinsk und von hier aus begann nun der schwierigste und der ermüdendste Teil unserer Reise. Die Gegend wurde plötzlich gebirgiger, wilder. Die Straße führte in einer Länge von hundert Kilometer über bewaldete Berge, die durch enge, sumpfige Thäler voneinander geschieden waren. Ein dauernder Regen ging nieder und unsere fünf Pferde vermochten nur mühsam den schweren Tarantas die steilen Berge hinaufzuziehen und durch den zähen Lehmbrei der Niederungen. Selbst wo der Straßengrund etwas härter war, hatten die vielen schweren Wagen, die vor uns her zogen, tiefe Löcher zurückgelassen. Wohl wurde versucht, durch Versenkung von Baumstämmen die Straße fahrbar zu machen, allein sie wurde dadurch nur holpriger und wir wurden noch mehr durchrüttelt und durchschüttelt. Im Verlauf der ersten Nacht wurde ich einige hundertmale gegen Decke und Seite des Tarantas geschleudert. Als wir morgens nach einer zwanzigstündigen Fahrt, in der wir nur achtzig Kilometer zurückgelegt hatten, nach Ibrulskaja gelangten, war mir, als wäre ich gerädert worden. Mein Gefährte sah noch viel übler aus, so daß ich ernstlich beunruhigt war. Er wollte jedoch nicht in dem überfüllten Posthaus verbleiben, wir setzten daher unsere Reise nach Krasnojarsk fort, nachdem wir uns mit Thee erfrischt hatten.

Vier Tage lang war unsere Nahrung nichts anderes als Thee und Brot, Fleisch konnten wir während dieser Zeit nur in einem einzigen Posthaus bekommen. Eine erbärmlichere Straße als die von Utschinsk nach Krasnojarsk ist mir noch nicht vorgekommen, ich empfand daher eine gewisse Befriedigung, als wir in Ustanskojaja hörten, der neuernannte Gouverneur von Ostsibirien, General Ignatieff, habe vor kurzem denselben Weg wie wir gemacht und sei über den Zustand der Straße so entrüstet gewesen, daß er sofort den Unter-

nehmer verhaften ließ, der die Instandhaltung der Straße übernommen. Das war wenigstens eine geeignete Anwendung willkürlicher Machtfülle.

Mittwoch Abend, am zweiten September, kamen wir in Krasnojarsk an, nachdem wir ohne nennenswerte Unterbrechung in fünf Tagen fast sechshundert Kilometer durchfahren hatten. Ein reichliches Nachteffen und eine gute Nachtruhe, beides bot uns das neben dem Posthause gelegene kleine Hotel, kräftigten uns doch einigermaßen. Am nächsten Tage besuchten wir Herrn Leo Petrowitsch Kusnetsoff, einen reichen Bergwerksbesitzer an dem wir ein Empfehlungsschreiben besaßen. Wir konnten nicht ahnen, daß wir hier eine so luxuriöse Bequemlichkeit und eine so angenehme Gesellschaft finden werden. Der Diener, der uns öffnete, wies uns in das schönste und geschmackvollste Empfangszimmer, das wir in Rußland je gesehen haben. Es mochte zwanzig Meter lang, zwölf Meter breit und sieben Meter hoch sein. Der parket- tierte Fußboden war zum Teil mit persischen Teppichen be- legt, in den Nischen der hohen, mit prächtigen Vorhängen versehenen Fenster standen Palmen und andere Topfgewächse und ein großer Pfeiler Spiegel schien den weiten Raum des Saales noch zu erweitern. In dem Marmorkamin prasselte ein helles Feuer von Birkenholz; Ölgemälde guter Meister zierten die Wände; Schränke aus poliertem Holz worauf allerlei Nippsachen, Elfenbeinschnitzereien und seltenes Porzellan standen, ein geschnitzter Bücherschrank mit Büchern und Mu- siknoten neben einem prachtvollen Flügel und noch andere wertvolle Möbel schmückten diesen Raum.

Wir hatten kaum noch unser Staunen bemeistert, als ein junger schlanker Mann eintrat, elegant gekleidet, und sich als Herr Innocenzi Kusnetsoff vorstellte und uns in gutem Eng- lisch Willkommen bot. Bald lernten wir auch die andern Mitglieder der Familie kennen, die aus drei Brüdern und zwei Schwestern bestand. Alle waren ledig und bewohnten gemeinschaftlich dieses prachtvolle Haus. Auch die Damen

sprachen geläufig englisch; sie hatten Amerika bereist und sich dort in den bedeutendsten Städten eine Zeitlang aufgehalten. Herr Innozenzi Kusnetsoff kannte sogar die Vereinigten Staaten viel gründlicher als ich; zweimal durchkreuzte er Amerikas Festland, jagte in den Prärien des Westens Büffel, war mit General Sheridan, Buffalo Bill, Kapitän Sack und noch manchen andern bekannten Männern in Berührung gekommen, ja er hatte sogar das entlegene Gebiet von Yellowstone Park und Staked Plains betreten.

Jeder kann sich vorstellen, wie angenehm es uns sein mußte, nach monatelangem Aufenthalt in schmutzigen Posthäusern, in Gasthöfen voll Ungeziefer, plötzlich in ein Haus wie dieses zu geraten, mit gebildeten Männern und Frauen zu sprechen und dabei keine peinigenden Erzählungen von Gefangnissen und Verbannten zu hören.

So lange wir in Krasnojarsk blieben, speisten wir täglich bei dieser Familie und trafen dort auch eine recht angenehme Gesellschaft. So erinnere ich mich eines Herrn Iwan Sawenkoff, Direktor der dortigen Normalschule, der vor kurzem erst von einer archäologischen Forschungsreise in der Gegend des obern Jenissei zurückgekehrt war und uns interessante Zeichnungen und Abschriften zeigte, die auf dem „bemalten Felsen“ am Ufer jenes Flusses zahlreich zu finden waren. Herr Innozenzi Kusnetsoff interessierte sich gleichfalls für Archäologie und gleich jenem besaß auch er eine wertvolle Sammlung sibirischer Altertümer aus der Steinzeit und Bronzezeit.

Donnerstag besuchten wir das flussaufwärts, etwa zehn Kilometer von der Stadt gelegene Kloster, welche Stelle einen beliebten Ausflugsort der Bewohner bildet. Die Straße, ein Meisterstück mönchischer Wegbaukunst, war stellenweise in die Felsen gehauen, die das Flußufer bilden. An andern Stellen wieder führte sie hoch über dem Wasser über Brücken fort, die die Schroffen verbanden. An vorspringenden Stellen bot sich dem Auge ein prächtiger Ausblick auf den Fluß, der hier

eine Breite von anderthalb Kilometer erreicht und zwischen malerischen Bergen dem nördlichen Eismeer zufließt.

Unsere Bekannten versuchten es, uns zu einem längeren Aufenthalt in Krasnojarsk zu bereeden, allein die Zeit war schon zu weit vorgeschritten und wir hatten keine Stunde zu versäumen. Wohl war es kein leichtes, all' dieser Picknicks, Rahnfahrten und sonstigen Ausflügen, die uns geboten wurden und noch in Aussicht gestellt waren, zu entsagen und uns wieder dem ganzen Sammer der Fahrt auszusetzen; allein wir mußten, noch ehe der Winter heranbrach, die Minen Transbaikaliens erreichen und diese waren noch 2000 Kilometer entfernt.

Samstag, am fünften September, bestellten wir die Postpferde, versahen uns mit Brot, Thee, kleiner Münze, gepackten unseren alten, mit Rot bedeckten Tarantas, der uns schon ganz zur Folterbank geworden schien und setzten unsere Reise nach Irkutsk fort, den Jenisei auf der Fähre überfahrend.

Es war angenehm und sonnig, aber das fallende Rotlaub mahnte, daß es Herbst werden sollte. Das Laub der Pappeln war schon geröthet und das Gelb der Birken hob sich kräftig vom Dunkelgrün der Tannen ab. Auf den weiten Feldern des Jeniseithales und auf den niederen Hügelabhängen waren zahlreiche Männer und Weiber mit der Ernte beschäftigt, die Gesichter in Kofshaarmasken verumhüllt als Schutz gegen die Bremsen.

Ohne Unterbrechung fuhren wir dahin und machten erst Mittwoch morgens in Kamischetskaja Halt, etwa 600 Kilometer von Irkutsk entfernt, da wir dort unseren Wagen ausbessern lassen mußten. Der Dorfschmied befand sich in seiner nahe dem Posthaus gelegenen Werkstätte, wo er bei unserer Ankunft gerade beschäftigt war, unter Beistand seiner Tochter ein Pferd zu beschlagen. Die Vorsichtsmaßregeln, die er dabei getroffen, ließen vermuten, daß entweder die sibirischen Pferde sehr bössartig sein müssen, oder die sibirischen Hufschmiede sehr ungeschickt. Das arme Tier hing an zwei breiten Leibgurten

in der Luft, drei seiner Füße waren an Pfosten gebunden und der Vierte wurde soeben von dem mutigen Hufschmied bearbeitet. Auf unsere Erkundigungen hin erhielten wir übrigens die Auskunft, daß diese Art des Hufbeschlages in Sibirien üblich sei.

Während unser Tarantas ausgebessert wurde, holte uns die Post von Moskau ein. Die russischen Poststücke werden in Lederbeuteln auf Telegas nach Sibirien befördert; als Begleitung dient nur der bewaffnete Postillon. So viel ich weiß, giebt es für Poststücke keine Gewichtsgrenze — ich selbst habe einen 40 Pfund schweren Kasten mittelst Post verschickt — es kommt daher zuweilen vor, daß der Postzug ein Dutzend Telegas für sich in Anspruch nimmt. Irkutsk erhält täglich eine Postsendung aus Moskau und schickt wöchentlich drei dahin; da die Post vor Privatreisenden das Vorrecht hat, so müssen diese manchmal stundenlang an den Stationen warten, weil alle Pferde jener zur Benutzung für die Post hinzugezogen werden mußten. Und so geschah es uns auch hier. Erst um zwei Uhr nachmittags konnten wir weiterfahren, obgleich unser Wagen rasch in Ordnung kam.

Bis Irkutsk fuhrten wir nun ohne längeren Aufenthalt Tag und Nacht, hielten nur hier und da an, um ein Stappengefängnis zu besichtigen, oder einen Gefangenentransport zu beobachten, der im strömenden Regen, unter Kettengeklirr, langsam den fernen Bergwerken Transbaikaliens zuzog. Manche dieser Züge brauchten zwei Monate, um den Weg zurückzulegen, den wir jetzt in acht Tagen vollführten und alle konnten unmöglich vor Eintritt der strengen Winterszeit ihren Bestimmungsort erreichen. Ein Blick nur auf diese verkümmerten Gesichter genügte, um sich vorzustellen, was an Leiden und Entbehrungen die Ärmsten schon erduldet haben mußten.

Das Leben der Verschickten auf dem Marsche umfaßt auch alle erdenklichen Demütigungen und Leiden. Während unserer Reise von Tomsk nach Irkutsk war mir oft Gelegenheit geboten, im Sonnenschein oder Regen Verschickte auf dem Marsche

zu sehen, die elenden Baracken zu besichtigen, wo sie nachts wie Vieh eingepfercht wurden, die Krankenhäuser zu besuchen, wo sie oft wochenlang ohne genügende ärztliche Hilfe liegen, und mit einsichtsvollen Beamten zu sprechen, die seit langem das ganze Verschickungssystem kennen, und ich kam dann zu der Überzeugung, daß das Elend, welches diese Art der Verschickung nach Sibirien mit sich bringt, in der ganzen civilisierten Welt seines Gleichen nicht fände. Manches verschuldet da auch die Nachlässigkeit, Herzlosigkeit und Bestechlichkeit der Beamten, aber der größte Teil davon ist nur eine Folge des grausamen Systems, das ganz beseitigt werden sollte und an dessen Stelle eine beschränkte oder lebenslängliche Haft im europäischen Rußland treten müßte.

Es braucht nicht viel Überlegung, um zu erkennen, daß 6000—8000 Männer, Frauen und Kinder selbst unter den günstigsten Verhältnissen nicht 3000 Kilometer in einem Lande, wie Ostsibirien zu Fuß zurücklegen können, ohne dem unerträglichsten Elend ausgesetzt zu sein. Schon die körperliche Anstrengung genügt, um die Gesundheit zu erschüttern; und wenn da noch Mangel jeder Art dazukommt, dann ist es kein Wunder, daß so viele von ihnen sterben, es ist eher ein Wunder, daß so viele noch am Leben bleiben.

Die Verschickten, die im Juli und August von Tomsk abgehen, werden früher vom Herbstregen und Frost erreicht, ehe sie Irkutsk erreichen. Winterkleider sind ihnen noch nicht gegeben worden, die meisten haben keinen anderen Schutz gegen des Wetters Unbill, als ein grobes Leinenhemd, eine leinene Hose und einen grauen, leichten Rock. Und nun stelle man sich einen solchen Transport im kalten Nordoststurm oder Regen auf der Straße von Atschinsk nach Krasnojarsk vor! Alle werden bis auf die Haut durchnäßt und die Frauen, Kinder und Kranke kauern fröstelnd auf dem durchfeuchteten Stroh der kleinen, rüttelnden Telegas, schutzlos dem Wüten des Wetters preisgegeben. An manchen Stellen giebt es knietiefen Morast und die Karren brauchen oft eine Stunde, um

drei Kilometer zurückzulegen. Viele der mit Fesseln versehenen Fußgänger geraten durch die Anstrengung des Marschierens in Schweiß und dampfen in der kühlen Luft; manche haben die Schuhe verloren oder ausgezogen und waten barfuß durch den eisigen Morast. Im Sommer und Herbst erhalten die Versickten, wahrscheinlich aus Sparsamkeitsrücksichten, pantoffelartige Schuhe, „Kottih“ genannt. Diese werden in Massen aus dem billigsten Material angefertigt und sollten vorschriftsmäßig sechs Wochen halten, gewöhnlich aber sind sie schon in ebenso vielen Tagen unbrauchbar geworden.

Ein hochgestellter Beamter der Verbannungsverwaltung erzählte mir, es sei nichts Seltenes, daß Versickte von Tomsk oder Krasnojarsk mit neuen Schuhen fortgingen und schon auf der zweiten Etappe barfuß ankämen. Aber selbst, wenn die Fußbekleidung dauerhaft ist, so ist doch das Übel dabei, daß sie nicht recht paßt, daß sie nicht befestigt werden kann, weil ihr der Riemen fehlt und daß sie so niedrig ist, um Schmutzwasser und Kot ungehindert hineinlaufen zu lassen und im Morast stecken bleiben. Das erschwert ihnen freilich den ohnehin genug beschwerlichen Marsch, darum ziehen sie es vor, die Schuhe ausziehen und zusammengebunden um den Hals zu tragen, oder ganz einfach fortzuwerfen und tagelang barfuß in einem Kot zu laufen, dessen Temperatur vom Gefrierpunkt nicht fern ist.

Nähern sich diese durchnässten, müden und hungerigen Leute einem Bauerndorf, so bittet der „Starosta“, der „Älteste“, gewissermaßen der Führer der Gefangenen, den Eskorteoffizier, er möge erlauben, daß sie bei dem Durchmarsch durch das Dorf den „Bittgesang“ singen. Selten wird dies abgeschlagen. Einige der Gefangenen werden nun von ihren Genossen gewählt um die erhofften milden Gaben entgegenzunehmen. Dann, das Dorf betretend, verlangsamen alle ihren ohnehin müden Gang, als würde ihnen jede Kraft der Bewegung fehlen, nehmen die Mühen ab und beginnen ihren herzerbrechenden Aufruf an das menschliche Mitgefühl. Nie vergesse ich den

Eindruck, den dieser Gesang auf mich ausübte, als ich ihn zum erstenmal vernommen. Es war an einem rauhen Herbsttag und wir saßen in einem schmutzigen Posthaus und warteten auf Pferde. Plötzlich drang aus der Ferne ein eigenartiger, zitternder Ton an mein Ohr, der mir von menschlichen Stimmen herzurühren schien. Es war kein weltliches Lied, es war kein Kirchengesang, es war keine Trauerklage, aber es lag etwas von alledem darin.

Wir traten vor das Haus und sahen eine Schar gefesselter Sträflinge von Soldaten umringt, barhaupt näher kommen und sie sangen dabei den „Bittgesang der Verbannten“. Sie geben sich keine Mühe die Stimmen zusammenzuhalten oder die Worte zu gleicher Zeit auszusprechen, sie machten keine Pausen, ja es war nicht einmal ein bestimmter Rhythmus herauszufinden. Es hatte den Anschein, als ob sie fortwährend einer nach dem andern dieselbe traurige Melodie langsam anstimmen würden, was einer Fuge ähnlich war.

Der Gesang brachte ungefähr folgendes zum Ausdruck:

Erbarmet Euch unser, Väterchen!
 Gedenkst der müden Wanderer!
 Gedenkst der armen Gefangenen!
 Nährt uns und helfst uns, Väterchen!
 Habt Mitleid mit uns, Väterchen!
 Erbarmt Euch unser, Mütterchen!
 Um Christi Willen, habt Erbarmen
 Mit den Eingesperrten!
 Hinter Stein und Gittern,
 Hinter eisernen Schlössern,
 Müssen wir schmachten.
 Getrennt von Vater und Mutter,
 Getrennt von Bruder und Freund,
 Sind wir Gefangenen.
 Erbarmt Euch unser, Väterchen!“

Wer diese Worte nicht gehört, wie sie langsam von Hunderten halb gesungen, halb gesprochen werden, und dazu das Kettengelärr als Begleitung, der kann sich keine Vorstellung von dem Eindruck machen, den dieser kunstlose „Bittgesang“

herborzubringen vermag. All der Jammer, all das Elend, all die Not und all die Verzweiflung, die von Tausenden in den Gefängnissen und in den Bergwerken empfunden wurden, klang aus diesen Tönen.

Während die Gefangenen langsam die schmutzige Straße entlang zogen, traten Kinder und Weiber aus den Häusern und legten Brot, Fleisch, Eier und andere Nahrungsmittel in die Säcke der vier halbgeschorenen Sträflinge, die mit der Einsammlung betraut waren.

Allmählich verstummte das Kettengeklirr und der Gesang. Wir traten wieder in das Haus. Aber bänger war mir's ums Herz als zuvor, und trüber schien mir der Tag geworden.

Bei der ersten Rast des Transportes werden gewöhnlich die gesammelten Spenden verteilt und frischer als sonst setzen sie dann ihren langen Weg fort. Müde und durchnäßt, erreichen sie oft in später Abendstunde das Stappengefängnis, wo sie nach dem eingenommenen Nachteffen gezählt und eingeschlossen werden. Die meisten von ihnen zittern vor Kälte und Nässe, allein sie haben weder trockene Kleider, um einen Wechsel vorzunehmen, noch Kissen oder Decken, um sich damit zuzudecken; sie müssen sich auf die harte Britsche legen, oder gar auf die Erde und recht dicht zusammenrücken, damit sie sich gegenseitig erwärmen. Manche mögen vielleicht noch ein oder das andere Kleidungsstück haben, dies befindet sich jedoch in seinem Sack, der, einem mehrstündigen Regen ausgesetzt, auch nicht trocken blieb.

Wenigstens Regenplanen für die Wagen sollte die Regierung doch anschaffen, wenn sie sich nur im geringsten um das Wohl der Gefangenen kümmern will. Das würde die Transportkosten nur um ein geringes erhöhen, kaum um mehr als da ausgegeben wird, um die Armen zu begraben, die infolge der nassen Kleider erkranken und sterben.

Und doch unterbleibt diese Anschaffung!

Warum? — Jene Beamten, die es einsehen, haben nicht die Macht, Verbesserungen zu treffen, und jene, welche die

Macht haben, wollen keine Verbesserungen vornehmen. — Warum? Diese Frage kam in Sibirien gar häufig von meinen Lippen und immer erhielt ich eine Antwort in jenem Sinne.

„Oft schon hab ich vorgeschlagen,“ bemerkte mir eines Tages ein hochgestellter Beamter des Verschickungswesens, „die Sträflinge mögen im Sommer mittelst Wagen ihrem Bestimmungsort zugeführt werden. Ich habe die Sache genau berechnet und bewiesen, daß die Wagenbeförderung der Verschickten von Tomsk nach Utschinsk im Sommer nicht nur viel menschlicher wäre, sondern auch um vierzehn Rubel für die Person weniger kosten würde.“

„Und warum wurde Ihr Vorschlag nicht angenommen?“ war meine Frage.

Ein Achselzucken war seine Antwort.

Ein anderer Beamter erzählte mir: „Wiederholt hab' ich schon die von den Unternehmern gelieferten Kleider zurückgewiesen, weil sie nicht genügend angefertigt waren. Aber meine Zurückweisung war nutzlos. Der unbrauchbarste Schund wurde anstatt guter Schuhe geliefert und die Sträflinge mußten barfuß gehen. Ich konnte eben nichts anderes dabei thun, als meinen Vorgesetzten die Sache anzeigen.“

Während meines Aufenthaltes in der Stadt Irkutsk, besuchte ich eines Tages den Provinzgouverneur, Herrn Petroff, und traf dort den Inspektor des Verbanntentransports für Ostsibirien, Oberst Sagarin. Dieser hatte einige Proben der zuletzt gelieferten Schuhe mitgebracht, und ersuchte nun den Gouverneur sie mit den von den Lieferanten gegebenen Mustern zu vergleichen. Er müsse diese Waren entschieden zurückweisen und eine Untersuchung fordern. Der Betrug war auch augenscheinlich und die gelieferten Schuhe derart, daß sie schon nach einigen Tagen total zerseht sein mußten. Ich glaubte auch, daß wenigstens hier etwas geschehen werde. Fünf Monate später, nach meiner Rückkehr aus Transbaikaliens Goldgruben, fragte ich den Oberst, welchen Erfolg damals seine Einwendungen hatten.

„Gar keinen,“ gab er mir zur Antwort.

„Diese Schuhe sind also wirklich den Leuten zum Gebrauch gegeben worden?“

„Ja wohl!“

Ich fragte nicht weiter.

So könnte ich noch viele Beispiele anführen, wie durch Gleichgültigkeit oder Bestechlichkeit der Beamten, die Lage der Verschiedten unerträglich gemacht wird. Doch die Berichte der Krankenhäuser und die Sterbestatistik machen jede weitere Beweisführung überflüssig. Hunderte der Verschiedten, jedes Alters und jedes Geschlechtes erkrankten während des Transports, und nachdem sie ein, zwei Wochen in den rüttelnden Telegas herumgeschleppt wurden, kommen sie endlich in ein Stappenspital, wo sie genesen — oder auch nicht.

Es ist herzlos, Kranke in einem rüttelnden Karren, gleichviel bei welcher Bitterung, wochenlang auf der Straße herumzuschleppen, aber unter den vorhandenen Verhältnissen kann der Eskorteeffizier nichts anderes thun. Er kann nicht die Kranken in einem leeren Stappenhaus ohne jeden Beistand zurücklassen, denn seine Mannschaft muß bei dem Transport bleiben. Oft, wenn ich mich auf der großen sibirischen Heerstraße von den Beschwerlichkeiten der Fahrt ganz überwältigt fühlte, gab es mir neuen Mut und neue Kraft, gedachte ich der vielen Schwerkranken, die noch viel größere Schwierigkeiten überwinden, noch viel mehr Entbehrungen erleiden mußten. Den Kranken, die unter solchen Umständen endlich in ein Gefängnispspital geraten, bleibt kaum mehr Hoffnung, als — ruhig sterben zu können; denn nach den amtlichen Berichten des Direktors der Gefängnis- und Verbannungsabteilung, Herrn Galkin-Brasskoi, ist die geringste Aussicht vorhanden, daß die Armen genesen. Er äußert sich wie folgt:

„Bis zum Jahre 1885 ist mit der Errichtung von Transportpitälern noch nicht begonnen worden, und es wurde auch nicht für Ärzte und Heilgehilfen gesorgt. Laut § 5, Abschnitt 363 der „Verordnungen für Verbannte“, müssen Zivil-

und Militärärzte in den Stappenhäusern die Kranken untersuchen und die nötige Pflege veranlassen. Es giebt jedoch in den Dörfern, wo Stappengefängnisse sind, keine Civilärzte und Militärärzte befinden sich nur in den Stappen Scheragulskaja, Birusinskaja und Tjretskaja. An diesen Orten sind Krankenstuben mit je sechs Betten vorhanden, die für die erkrankten Soldaten des Transportes bestimmt sind. Alle bis zum Jahre 1885 zwischen Atschinsk und Irkutsk Erkrankten sind in diesen drei Orten untergebracht worden, aber nicht in den Krankenstuben der Soldaten, sondern in den Gefängniszellen.*) In diesen Räumen befanden sich die Kranken ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Krankheit beisammen, was also keineswegs den Anforderungen genügen konnte. Auch fehlte es an Pflege, Betten und Wäsche, sogar an Koch- und Eßgeschirr.“

Da bleibt den Kranken freilich nur geringe Aussicht auf Genesung und es sterben auch jährlich von den Verschieden auf dem Transporte zwischen Tomsk und Irkutsk zwölf bis fünfzehn vom Hundert. Nach dem Amtsbericht des Inspektors für Westsibirien (1884 Seite 32 und 33) starben im Jahre 1883 auf der erwähnten Strecke innerhalb einundzwanzig Tage siebzig der Verschieden.

Kein Wunder, daß die Verschieden einem solchen Glendleben durch Flucht während des Marsches sich entziehen wollen. Die erfahrenen „Brodjaks“ tauschen zuweilen ihre Namen mit Verbannten, die bald ihren Bestimmungsort erreichen sollen. Andere wieder versuchen bei günstiger Gelegenheit mit einem Hurrahruf den Militärkordon zu durchbrechen. Natürlich wird ihnen sofort nachgeschossen und manche stürzen dann gewöhnlich tot nieder, anderen gelingt die Flucht, besonders wenn sie gleich das Dickicht des Waldes aufnimmt. Im sicheren Versteck befreien

*) Die Entfernungen zwischen den erwähnten Stappenhäusern sind: von Atschinsk bis Birusinskaja ca. 565 Kilometer, von hier bis Tjretskaja ca. 145 Kilometer und von Tjretskaja bis Irkutsk ca. 220 Kilometer. Durchschnittlich legt ein Transportzug wöchentlich 125 Kilometer zurück.

sie sich von ihren Fesseln, indem sie den Ring durch Klopfen erweitern und während der Transport langsam nach Osten zieht, schließen sich die Geflohenen der großen Brodjakarmee an, die westlich durch die Waldungen dem Uralgebirge zustrebt.

10. Die russische Polizei.

In keinem Land der Welt dürfte die Polizei eine größere Macht besitzen und bedeutungsvoller in ein Menschenleben eingreifen können, als in Rußland. In andern Staaten, wo ihr Wirkungskreis durch das Gesetz begrenzt ist, hat sie gewöhnlich nur für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung an öffentlichen Orten zu sorgen, Verbrechen zu entdecken und auch vorzubeugen. In Rußland, wo das Volk zur Regierung in einem Verhältnisse wie das unmündige Kind zu seinem Vormund steht, ist der Wirkungskreis der Polizei viel mannigfaltiger und bedeutsamer, denn die russische Regierung kümmert sich um jede Privatangelegenheit seiner Bürger, die vom Tage der Geburt bis zur Stunde, wo sie als lebensmüde Greise begraben werden, gelenkt, geschützt, beaufsichtigt werden und gewöhnlich das thun müssen, was andere für geeignet halten. Die Frucht dieses „väterlichen“ Regimentes ist die ungeheure Macht der Polizei, in deren Händen die ganze Verwaltung liegt. Angelegenheiten, die anderwärts von den Bürgern selbst geordnet werden, regelt in Rußland der Minister des Innern durch die Polizei. Wer eine Zeitung herausgeben will, muß dessen Erlaubnis haben, wer eine Schule errichten will, und sei es im letzten Dorf Kamtschatkas, muß die Bewilligung dazu haben; wer zu wohlthätigen Zwecken ein Konzert oder dergleichen veranstalten will, muß vor allem die Bewilligung der nächsten Behörde dazu haben, er muß das Programm zur Gutheißung vorlegen und er muß das Erträgnis der Polizei geben, die den Betrag dem bestimmten Zwecke zuwendet — oder auch nicht.

Ein Rundschreiben des Ministers des Innern, vom August 1882 datiert und an alle Provinzgouverneure gerichtet, giebt der Polizei das Recht, alle Wohlthätigkeitsvorstellungen genau zu kontrollieren, ja mehr noch! die Eintrittskarten dürfen nur von Polizisten, oder doch unter deren direkter Aufsicht verkauft werden. Als Grund dieser Maßregel wird angegeben, daß unter dem Vorwand der Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der politischen Gefangenen und Revolutionäre Geld gesammelt werde. Selbst wissenschaftliche Vereine, wie die geographischen Gesellschaften zu Omsk und Irkutsk unterstehen der Polizeiaufsicht, die Präsidentenwahl muß vom Minister des Innern bestätigt werden und die Tagesordnungen der Versammlungen müssen dem Gouverneur vorher zur Billigung vorgelegt werden.

Will einer auf der Straße Zeitungen verkaufen, kann es ohne Erlaubnis der Polizei nicht geschehen, er muß sich dort einschreiben lassen und erhält als Zeichen der Bewilligung ein tellergroßes, nummeriertes Messingschild, das er an der Brust tragen muß. Keine Druckerei, photographische Anstalt, Buchhandlung, ja selbst kein Materialwarenladen darf ohne besondere Bewilligung betrieben werden. Sie ist auch für den Studenten nötig, der in einer öffentlichen Bibliothek „staatsgefährliche“ Bücher von der Art Hells „Grundsätze der Geologie“ studieren will, für den Arzt um seine Kranken besuchen zu dürfen, um zu dem nächtlichen Krankenbesuch nicht bemüßigt zu sein und endlich auch um „gefährliche“ Medikamente verordnen zu dürfen, sonst darf sie der Apotheker nicht ausfolgen; sie könnten ja den bösen „Terroristen“ zu verbrecherischen Zwecken dienen.

Will der Bauer in seinem Hause eine Schwitzstube sich errichten, so muß er um die Erlaubnis bitten; will er bei Kerzenschein dreschen, so muß er es gleichfalls thun, wenn er nicht das Einfachere wählt und den Polizisten besticht. Will einer sich über 30 Werst von seinem Aufenthaltsort entfernen, so kann es nur mit Erlaubnis der Polizei geschehen. Und

ohne diese darf auch kein Fremder nach Rußland kommen, von Rußland sich entfernen, er muß jede Wohnungsänderung anzeigen und bei einem längeren Verweilen als sechs Monate eine besondere Bewilligung erhalten. Kurz gesagt: man kann sich in Rußland ohne polizeiliche Erlaubnis weder bewegen, noch überhaupt leben. Die Polizei, deren Chef jetzt der Minister des Innern ist, beobachtet jede Regung der Bevölkerung, beaufsichtigt viele tausend „Verdächtige“; sie leitet Bankrottangelegenheiten, Verkauf von Leihhauspfändern, überwacht alle Unterhaltungen, alle Straßenzettel, übt Sanitätsaufsicht, hält Hausfuchungen, verhaftet, liest die Briefe Verdächtigter, fordert Säumige zum Kirchengang auf u. s. w. Die Verordnungen über das Polizeiwesen bilden nicht weniger als fünftausend Abschnitte des Swod Sakonoff, des russischen Gesetzbuches.

Um die mannigfaltige Thätigkeit der russischen Polizei noch deutlicher zu erklären, will ich hier einige ohne Wahl herausgegriffene Überschriften und Inhaltsangaben der Verordnungen verzeichnen, die der Minister des Innern in der Zeit von 1880 bis 1884 an die Gouverneure erlassen hat:

- 1) Regelung des Religionsunterrichtes in Schulen, die nicht von Geistlichen geleitet werden.
- 2) Maßregel gegen Pferdediebstahl.
- 3) Schauspiele betreffend, deren Aufführung verboten ist.
- 4) Verbot, Schimanskische Pillen zu verkaufen.
- 5) Verbot, junge Birken zu fällen (womit die Bauern an Feiertagen Kirche und Häuser schmücken).
- 6) Vorschriften über die Überwachung der Berichte und Rechnungsabschlüsse von Privatgesellschaften.
- 7) Aufhebung der Transportbeschränkung für Talg.
- 8) Von den Zeichen in den Pässen der Juden.
- 9) Über Mineralwasserverbrauch der kranken Offiziere.
- 10) Vorschrift, Getreide nach Gewicht und nicht nach Maß zu verkaufen.

11) Vorschrift, wann Polizisten und andere Beamte die Mützen mit weißer Leinwand überzogen tragen sollen.

12) Von der Berechtigung in Rußland, Geld für das heilige Grab zu sammeln.

13) Abschaffung der langen Ketten, womit je sechs Gefangene auf dem Marsche gefesselt sind.

14) Verordnung über den Druck auf Cigarrenpapier.

15) Verbot für Provinzial- und Gemeinderäte, sich über Angelegenheiten zu äußern, die nicht in ihrer Kompetenz liegen.

16) Verbot der Einwanderung von Dissentern im Transkaukasus.

17) Vorschrift für den Bau von Bauernhäusern.

18) Regelung des Knochentransportes.

19) Regelung medizinischer Ankündigungen.

20) Verbot des Gebrauchs von Schulbüchern, die nicht von der Behörde empfohlen wurden.

21) Geeignete Methode, die Beine der Rekruten zu messen.

22) Über Lehrerversammlungen.

23) Vorschrift über die Erlaubnis öffentlicher Unterhaltungen.

24) Vorschrift über Pflichteremplare von Drucksachen.

25) Über den Verkauf von schlechtem Chinin.

26) Kontrolle von gedruckten Preislisten, Einladungs- und Visitenkarten.

27) Die Kioskeinrichtungen betreffend.

28) Kontrolle der Siegel, Stempel und Karten von Privaten und Gesellschaften.

29) Über Geldsammlungen für Kirchenzwecke.

30) Regelung des Verkaufs in Apotheken von Toilettemittel, wie: Seife, Puder, Zahnbürsten u. s. w.

Damit sind nur einige Vorschriften und Verordnungen angeführt, welche die russische Polizei zu vielen Tausenden ergehen läßt. Freilich werden die meisten nicht beachtet! Es ist für die Beamten nicht möglich, dieser Fülle von Verböten und Anordnungen Geltung zu schaffen. Aber immerhin

wirken sie hemmend und dämmend auf jede öffentliche Thätigkeit. In meinem Besitze befindet sich ein amtliches Schriftstück, der Bericht eines Polizeibeamten an seinen Vorgesetzten, worin er meldet, daß er laut Befehl diese und diese Personen — die Namen sind angegeben — aufgesucht und ermahnt habe „unter Strafandrohung“ an dem heiligen Abendmahl teilzunehmen

Die russische Polizei läßt sich in vier große Abteilungen sondern: 1) die Landpolizei, welche die von der Regierung ernannten Uriadniks und die von den Bauern erwählten Sotski und Desiatski bilden; 2) die Stadtpolizei, deren Amtsthätigkeit ungefähr dieselbe ist, wie in anderen Ländern; 3) die Geheimpolizei und 4) die Gendarmerie.

Ganz genau ist diese Einteilung nicht, da in den einzelnen Abteilungen noch wesentliche Unterschiede vorhanden sind, doch für diesen Zweck mag sie wohl gelten.

Geheimpolizei und Gendarme unterstanden bis in unseren achtziger Jahren der sogenannten „Dritten Abteilung“ der kaiserlichen Kabinettkanzlei und war fast ausschließlich mit politischen Verbrechen beschäftigt. Die „Dritte Abteilung“ wurde jedoch aufgelöst und seither untersteht die ganze Polizeimacht dem Minister des Innern. Die Zahl der russischen Polizei läßt sich kaum bestimmen, da das betreffende statistische Material im geheimen bleibt. Die russische Zeitung „Golos“ meldete seiner Zeit, daß der Kostenaufwand der Polizei zwölf Millionen Rubel beträge. Einen Durchschnittsgehalt von 300 Rubel angenommen, würde das eine Personenzahl von 40 000 ergeben, doch dürften deren noch viel mehr sein. Auch die Zahl der von den Bauern erwählten „Sotski“ und „Desiatski“ läßt sich nicht feststellen. Das Amtsblatt veröffentlichte am 1. Mai 1886 die Liste aller Ortschaften im europäischen Rußland, wo Schnaps und andere geistige Getränke ausgeschenkt werden; es waren 268 928. Für jeden Ort wenigstens zwei dieser Art Polizisten gerechnet, würde das schon mehr als eine halbe Million ergeben. Die von der Regierung

angestellten Landpolizisten, die „Uriadniks“ sollen ungefähr sechstausend zählen. Sie sind in „Stans“, Stationen eingeteilt, wo jede einen Bezirk umfaßt, der unter Befehl des „Stanavoi pristaw“ (Bezirksleiters) steht und zwei oder drei dieser Bezirke unterstehen dem „Isprawnik“, der wieder den Gouverneur als seinen unmittelbaren Vorgesetzten hat.

In Sibirien ist die Organisation der Polizei so ziemlich gleich mit der in Rußland, nur daß dort die Bezirke viel größer sind und der „Stanavoi pristaw“ durch den „Zasedatel“ ersetzt wird. Die Uriadniks sind uniformiert und bewaffnet und sie werden, was auch von den anderen Polizeibeamten gilt, sehr schlecht bezahlt. Das mag wohl die Hauptursache sein, daß sich zu diesem Dienste so wenig tüchtige und ehrliche Leute finden. Die russischen Polizisten sind dumm, unwissend und bestechlich; sie benutzen die große Zahl Amtsverordnungen, um den Bauern Geld zu erpressen. Wie das geschieht, das sei mit einem Beispiel hier angeführt:

Vom besten Willen geleitet, verordnet der Minister, daß die Strohdächer während der heißen Sommerszeit als Schutz gegen Feuergefahr mit einem Lehmbrei bestrichen werden sollen. Der Polizist, der den Bauern diese Verordnung kundmachen soll, wartet damit, bis jene mit der Ernte vollauf beschäftigt sind, dann läßt er sie rufen, teilt ihnen die Verordnung mit und befiehlt, daß sie sogleich vollzogen werden müsse. Die Bauern können ihre Feldarbeit unmöglich unterbrechen, sie fragen daher, was es kosten würde, wenn er einen Aufschub bewilligte. Der Polizist ziert sich ein Weilchen, der Auftrag sei sehr streng erteilt, er rischiere seine Existenz, aber endlich läßt er sich doch herbei, gegen Zahlung von 20 Kopeken für jedes Haus den Aufschub gutherzig zu bewilligen. Der Handel wird abgemacht; die Bauern kehren zu ihrer Feldarbeit zurück und der Polizist trollt in die Schnapshude, um sich dort beim vollen Glas seiner gelungenen List zu freuen und auszusinnen, mit welcher „Verordnung“ er nächstens die Bauern wieder anzapfen könnte.

Es giebt noch mancherlei Arten, in welcher die Polizei von dem russischen Bauer seinen Groschen erpreßt. Just als wir durch die Provinz Jeniseisk fuhren, spielte sich dort solch ein Fall ab: Einige Bauern beschloßen, ein Boot zu mieten, um damit ihre Weizenernte selbst zum Markt zu bringen, sie hofften da einen besseren Preis zu erlangen, als wenn sie, wie bisher, an Zwischenhändler verkaufen. Der Plan war nicht übel, aber er war ohne die Polizei zu berücksichtigen, ausgedacht worden. In den meisten Dörfern befindet sich ein kleiner Spekulant, ein Handelsmann — häufig ein Jude — der, von der Polizei begünstigt, so viel er kann, die Bauern aussaugt. Wie lieb sie diesen sind, das zeigt schon die Bezeichnung, die sie ihnen geben: „Kulak“ (die Faust). Auch in dem betreffenden Dorfe lebte ein „Kulak“, und der hatte kaum von der Absicht der Bauern gehört, als er schon zu dem „Basesdatel“ eilte und ihm die Sache mittheilte.

„Wir könnten, lieber Iwan Nikolaiewitsch, unser Geschäftchen dabei machen!“ sprach er.

„Wieso?“ fragte der Polizeibeamte recht aufmerksam.

„Die Bauern dürfen sich ohne Erlaubnis der Polizei, was auf ihren Pässen verzeichnet werden muß, nicht über dreißig Werst von hier entfernen, und zum Markt ist ja viel weiter. Einem klugen Mann, wie Sie es sind, könnte da nicht schwer fallen, einen Grund ausfindig zu machen, um diese Erlaubnis nicht zu geben. Es könnten neue Gesuchsscheine vorgezeichnet worden sein, die Sie noch nicht erhalten haben, oder Sie könnten die Pässe nach der Kreisstadt geschickt haben, damit sie dort erneuert werden. Die Bauern vermöchten dann nicht abzufahren und müßten mir den Weizen verkaufen. Ich bring' ihn dann zu Markt und — wir teilen den Profit.“

Der Streich dünkte dem Polizisten nicht so übel und — er wurde auch ausgeführt.

In dieser Weise werden die Bauern ausgebeutet; aber sie hat noch einen anderen Nachtheil: sie macht die Bauern zaghaft und träge. Wozu soll er sich plagen! Damit die Polizei

ihn im Verkauf hindere und nötige, den erstbesten Kufal für einen Spottpreis den Lohn seiner Mühe hinzugeben. Derartige „Geschäfte“ kommen in Rußland häufig vor, besonders in Sibirien, wo die Polizeibeamten noch unter einer geringeren Aufsicht stehen und wo sie noch viel verdorbener sind, als im europäischen Gebiete des Reiches. Der Isprawnik von Tjumen, Herr Krasin, der uns recht freundlich aufnahm und Einlaß in dem dortigen Etappengefängnis gewährte, hat sich später ebenfalls bei derlei schmutzigen Geschichten beteiligt, wofür er auch nach Ostsibirien verschickt wurde. Bei dieser Gelegenheit meinte ein vor Gericht als Zeuge vernommener Bauer: „Uns nimmt jeder das Geld ab, ob Zasedatel oder Isprawnik, sie nehmen es uns, so oft sie können. Wir sind schon daran gewöhnt, wir hätten uns auch jetzt nicht beklagt, aber es ist ja von anderwärts her zu Tag gekommen.“ Eine Zeugen aussage, die kennzeichnend für die Lage des sibirischen Bauern ist. Er ist daran gewöhnt! — es gilt ihm als unabänderliche Schicksalsfügung. Der Himmel weiß, was diese uniformierten Gauner den armen Bauern im Laufe der Zeit erpreßt haben! Immerhin ist diese Summe keine geringe; der Isprawnik K — in Jenissei konnte sich ja schamlos brüsten, daß ihm seine Bauern jährlich bei 20 Tausend Rubel einbringen.

In der Nähe von Irkutsk lernten wir einen „Pisar“, einen Kanzleibeamten kennen. Wir unterhielten uns einmal, nachdem wir intimer geworden, über die Bestechlichkeit der Beamten, und er sagte da ganz offen zu mir: „Auch ich nehme Geld von den Bauern. Ich weiß, das ist nicht rechtschaffen, aber was soll ich thun! Von meinem Gehalt kann ich nicht leben; mein unmittelbarer Vorgesetzter ist bestechlich, der Isprawnik ist bestechlich und der Gouverneur ist ebenfalls bestechlich. Wollte ich eine Ausnahme bilden, so würde ich ob meiner Frechheit ehrlicher, als Seine Excellenz der Herr Gouverneur sein zu wollen, aus dem Dienst gejagt, oder noch schlimmer, ich könnte als heimlicher Revolutionär eingesperrt werden.“

Zur Erklärung der letzten Worte sei bemerkt, daß früher viele gebildete junge Russen, liberaler oder auch revolutionärer Richtung unter falschen Namen Schreiberstellen annahmen, um derart Gelegenheit zu haben, die Landleute aufzuklären und sie aus ihrer Lethargie zu rütteln. Die meisten dieser jungen Leute wurden entdeckt und verhaftet; ihre Weigerung, sich mit Schnaps zu betrinken und sich bestechen zu lassen, war zu auffällig, als daß sie nicht zum Verräther hätte werden sollen.

Oft sind die Beamten sehr erfindungsreich, in den Mitteln von den Bauern Geld zu bekommen, was nachfolgendes Hiftörchen beweisen mag:

Kurz vor unserer Ankunft in Tjumen wurde dem Zasedatel gemeldet, es sei im Walde unweit eines Dorfes der Leichnam eines Mannes gefunden worden, der wahrscheinlich ermordet wurde. Die Pflicht des Beamten ist es nun, sich an den betreffenden Fundort zu begeben, den Befund aufnehmen, dann den Leichnam in das Totenhaus des Dorfes überführen zu lassen und dann die Ankunft des Bezirksarztes abzuwarten, der den Leichnam untersuchen und die Todesart feststellen muß. Der Zasedatel begab sich auch dahin und befahl, den Leichnam in das nahe Dorf zu bringen. Er wußte ganz gut, daß in dem betreffenden Dorfe keine Leichenkammer vorhanden sei und diesen Umstand glaubte er auch benutzen zu können, um für sich ein Stümmchen herauszuschlagen. Er ließ nämlich den Toten bis zum Hause des reichsten Bauern tragen und erklärte diesem, er müsse nun den Leichnam aufnehmen, bis die ärztliche Schau vorgenommen ist. Der Bauer jammerte, es war ihm doppelt unlieb, da seine Tochter am nächsten Tage heiraten sollte. Der Beamte drückte sein Bedauern aus, aber es mußte so sein. Es wäre in der Nähe des Dorfes jemand ermordet worden, ein Vorfall, der für den ganzen Ort üble Folgen haben könne.

Dem Bauer war arg zu Mute. Er wußte, daß der Beamte das Recht hatte, den Leichnam in sein Haus bringen

zu lassen und daß jeder Widerstand eine harte Strafe nach sich zieht. Er bittet daher den Zasedatel, er möge ihm das nicht anthun, er müßte die Hochzeit verschieben und seine Familie würde sich durch die Anwesenheit des Leichnams ängstigen, etliche Rubel würde er da gern zahlen, um davon befreit zu sein. Der Beamte sieht nun wirklich ein, daß dergleichen unmittelbar vor der Hochzeit sehr unangenehm komme und — sie einigten sich bald. Nun wurde der Leichnam vor das Haus eines anderen vermöglichen Bauern getragen und das Spiel wiederholte sich. In dieser Weise machte der Tote des Zasedatel bei allen wohlhabenden Bauern die Runde und nachdem sich alle mit einigen Rubeln losgekauft hatten, wurde abends der Tote in einen alten, leerstehenden Schuppen hineingetragen.

Später erfuhr ich, daß dieser Leichenrundgang nichts Seltenes sei; es kommt sogar vor, daß eine Leiche nach zwei oder drei Dörfern wandert, um dem Beamten ein Stümmchen zu verschaffen. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß in der Nähe der Dörfer Leichen aufgefunden werden, denn die Zahl der Flüchtlinge, die jährlich in Sibirien erfrieren, oder sonstwie ums Leben kommen, ist groß. In einem Dorfe erzählten mir die Bauern, daß sie niemals den Fund eines Leichnams der Behörde anzeigen, denn das koste stets Geld. Sie begraben ihn heimlich, oder transportieren ihn nachts auf das Gebiet eines anderen Ortes. Einmal wurde sogar — wie die „Östliche Rundschau“ in ihrer No. 38 vom 22. September 1883 schreibt — ein Leichnam in eine Zelle der Gefangenen gesteckt und dort belassen, bis es die Lebenden nicht mehr aushalten konnten und die Entfernung des Toten durch eine Geldzahlung veranlaßten.

Ein anderer Polizeibeamter hieß einst zur Erntezeit alle Bauern zu sich kommen, da es sich um eine wichtige Sache handle. Sie erschienen pünktlich und fanden ihn da in voller Uniform an einem Tisch sitzen, der mit vier großen Bänden Gesetzsammlungen bedeckt war. Er sagte nun den erschienenen

Bauern, es wäre ihm hohen Orts her der Befehl geworden, sie mit den Landesgesetzen vertraut zu machen, die jeder gute Russe kennen muß. Und damit begann er eine Vorlesung der Gesetze zu halten, die bis abends währte; dann entließ er sie mit der Weisung, am nächsten Tag wieder zu kommen. — Mit 20 Kopeten für jeden Mann gerechnet, kauften sich die Bauern von diesem Zwangsstudium der russischen Gesetze los.

Eine andere gute Gelegenheit, die Bauern zu plündern, ist den Polizeibeamten durch die lästige „Arbeitsschuldigkeit“ (Robott) gegeben, wonach jeder jährlich zu einigen Tagen Arbeit für Straßenbau verpflichtet ist. Anstatt den Bauer nun in der Nähe seines Dorfes die Arbeit verrichten zu lassen, schickt ihn der Ispravnik nach einer Entfernung von 100 Kilometer; gern erkaufte er sich dann die Erlaubnis, nächst seinem Orte arbeiten zu dürfen. Bleibt er aber hartköpfig, so besteht ihm der Ispravnik nicht eher fortzugehen, bis er die Arbeit besichtigt habe. Und so geschieht es, daß zuweilen 100 Leute ein, zwei Wochen lang an der Straße lagern müssen, obgleich ihre Arbeit schon längst beendet ist.

Die politischen Verschieden in Sibirien wußten uns so manches drollige Stückchen zu erzählen, von der Dummheit der Landpolizei, namentlich, was die „Revolutionäre“ betrifft.

Nach der Ermordung des Gendarmerieoffiziers Sudeikin durch den Terroristen Degajeff wurden die Photographieen des Mörders allen Polizeiämtern des Reiches zugesandt und dabei war auch auf seine Erlangung ein Preis von 10 Tausend Rubel ausgeschrieben. Die Photographieen zeigten Degajeff in sechs verschiedenen Aufnahmen: mit und ohne Mütze, mit und ohne Vollbart, mit und ohne Schnurrbart. Ein tölpelhafter Polizist in Westsibirien verhaftete nun vier harmlose Reisende, die mit den Bildern vielleicht einige Ähnlichkeit hatten, dann rühmte er sich in seiner Trunkenheit im Dorfe, im Schnapsladen, es sei ihm schon gelungen, vier dieser verdammten Degajeffs einzufangen, jetzt werde er noch die

anderen zwei aufspüren und dann alle sechs zusammen seinen Vorgesetzten überliefern; die ausgeschriebenen 10 Tausend Rubel werden ihm nicht entgehen und auch das „Ehrenzeichen“ dürfte er kriegen.

Einer seiner Genossen wieder verhaftete einen Gelehrten, Mitglied der kaiserlichen geographischen Gesellschaft, als dieser ornithologischen Studien wegen einen Ausflug machte. Zu seinem Mißgeschick hatte der Gelehrte die Vögel, die er erjagte, in sein Notizbuch eingetragen und der weise Polizist witterte ganz Entsetzliches, als er bei der Durchsuchung des Mannes bei ihm Stellen verzeichnet fand, wie z. B.: „Heute eine Kronenschnepe geschossen.“ — „Heute eine *Silvia hortensis*.“ Das konnte seiner Ansicht nach nichts anderes bedeuten, als revolutionäre Mordthaten und „Kronenschnepe“, das mußte eine Anspielung auf die geheiligte Person des Zaren sein. Und unter starker Bewachung wurde der arme Gelehrte nach der Bezirksstadt geführt.

Beinahe jeder Fremde, der das Leben in Rußland näher kennen lernen wollte, mußte wenigstens einmal mit der Polizei in unangenehme Berührung kommen: Der englische Seemann Wiggins wurde in Sibirien drei Tage in Haft gehalten, bis er den Nachweis über seine Person erbringen konnte, Mackenzie Wallace wurde im europäischen Rußland als Spion verhaftet, der englische Geistliche Lansdell, als Verbreiter revolutionärer Schriften, und wir endlich wurden in Perm für verhaftet erklärt, weil wir uns das Gefängnis von außen betrachteten.

Die Geheimpolizei und Gendarmerie ist nicht minder zahlreich, als die Landpolizei, doch kann jenen ein höherer Grad Intelligenz zugemessen werden und auch ihr Machtkreis ist viel umfangreicher. Sie sind über das ganze Reich verbreitet und besonders zahlreich in den Städten zu finden. Von ihrer Anzahl, Organisation und über ihr System ist wenig bekannt geworden, man weiß nur, daß sie jetzt unter Leitung des Ministers des Innern stehen und daß sie sich fast ausschließlich mit politischen Angelegenheiten beschäftigen, verdächtige Per-

sonen beobachteten, oder wie der Amtsausdruck sie nennt: „Unzuverlässige“. Zur Zeit des Regierungsantritts Alexanders III. standen im europäischen Rußland 3000 Personen unter öffentlicher Polizeiaufsicht und beinahe 2000 befanden sich in Sibirien. Wie viele unter geheimer Polizeiaufsicht standen, läßt sich natürlich nicht bestimmen; immerhin muß ihre Zahl sehr groß sein. Wie genau auch diese beobachtet werden, das zeigt am Besten die Auskunftstabelle, die der Polizist monatlich über die von ihm beaufsichtigte Person ausfüllen muß. Es gelang mir, ein Formular dessen zu verschaffen; es lautet:

Abteilung der Kaiserlichen Polizei,

Formular No. 2.

(Muß monatlich ausgestellt und abgeliefert werden).

1) Welches ist der Tauf- und Familienname der beaufsichtigten Person? Wie heißt der Vater?

2) Wo wohnt diese Person?

Angeführt muß werden Ort, Bezirk, Straße, Haus, Stube.

3) Wie lange wohnt sie dort und wo hielt sie sich vor-
dem auf?

4) Ist es eine große, selbständige Wohnung im eigenen Hause oder lebt diese Person in einer Mietswohnung oder in Altermiete? Wer ist der Hauseigentümer oder Vermieter?

Angeführt muß werden Name, Beschäftigung und Vorleben.

5) Wohnt diese Person allein oder mit anderen? In letzterem Falle: wer sind diese anderen?

6) Ist eine Dienerschaft vorhanden? Wie heißen diese? — Falls keine vorhanden sein sollte, wer hält die Wohnung in Ordnung? Wie ist die Stubeneinrichtung beschaffen? Wer besorgt die Wäsche? Namen und Wohnung der Wäscherin sind deutlich anzugeben.*)

*) Unter dem Vorwande, sie wären Wäscherinnen, pflegten weibliche Mitglieder der Revolutionspartei ihre männlichen Genossen zu besuchen; auch diente der Wäschekorb häufig zur unauffälligen Überbringung verbotener Sachen.

7) Wann und von wem hat diese Person gewöhnliche Briefe oder Geldbriefe erhalten?

8) Speißt sie daheim oder auswärts?

9) Benutzt sie die öffentlichen Bibliotheken? — Welche? — Und welche Bücher hat sie während des abgelaufenen Monats entnommen?

10) Was macht diese Person daheim?

11) Welches sind ihre Geldmittel? Falls sie Unterricht erteilt, bei wem? Falls sie im Amt oder Stellung ist, wo und welcher Art ist dieses?

12) Wo sah ihn der Beobachter zum erstenmale und unter welchen Umständen geschah dies? Kennt diese Person den Beobachter?

13) Wann pflegt diese Person die Wohnung zu verlassen und wann heimzukommen?

14) Hat diese Person eine Geliebte beziehungsweise einen Liebhaber? Ist dies der Fall, wer ist jene oder dieser und wo wohnen sie? Wo finden ihre Zusammenkünfte statt?

15) Wer hat diese Person im verflossenen Monat besucht und in welcher Zeit geschah dies?

Wenn möglich, sind deren Namen und Wohnungen anzuführen.

16) Hat eine auswärtige Person in dieser Wohnung übernachtet und wer war das?

17) Wer könnte bezeugen, daß die oben erwähnte auswärtige Person dort war?

18) Spielt die beaufsichtigte Person Karten?

19) Hat man sie schon betrunken gesehen?

Diese Fragen müssen von dem Polizeispäher beantwortet und unterschrieben, vom Bezirksleiter der Geheimpolizei mit Gegenzeichnung versehen und dann bei der hiesfür bestimmten Ministerialabteilung eingereicht werden.

Man sollte nun glauben, ein derartiger Monatsausweis gäbe der Polizeidirektion das Leben und Treiben der beobachteten Person genau zu erkennen — das ist aber nicht der

Fall. Die Mine in der kleinen Gartenstraße zu Petersburg, die achtzig Pfund Dynamit enthielt, wurde von zwei dieser Beaufsichtigten, die als Käsehändler sich ausgaben, fertiggestellt. Ihr Geschäftsladen wurde sogar drei Tage vor Ermordung Alexanders II. polizeilich durchsucht und die Mine wurde nicht entdeckt.

Ich glaube, man überschätzt die Leistungen der russischen Geheimpolizei. Ich selbst fand genug Mittel und Wege mich ihrer Aufsicht zu entziehen und viele hunderte Revolutionäre wissen das jahrelang zu thun. In jeder Stadt giebt es eine Menge Revolutionäre von denen die Polizei nichts weiß; verbotene Schriften verschiedenartig hergestellt, sind im Verkehr — auch diese Aufsätze gehören dazu — ohne daß die Polizei eine Ahnung davon hat. Vielleicht Schlüsselburg ausgenommen, dürfte es im ganzen weiten Reiche kein Gefängnis geben, wo es den Gefangenen nicht möglich wäre, sich in irgend einer Weise mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen. In diesem Sinne bemerkte ziemlich richtig ein Korrespondent der „New-yorker Tribune“:

„Es dürfte in Rußland kein Zweites geben, worüber im Auslande eine so unrichtige Vorstellung herrscht, wie über die russische Polizei, denn in Wirklichkeit ist sie die schlechtest geleitete, die unwissendste und unfähigste, die in Europa zu finden ist.“

Welchen Nutzen bringt dieses Regierungssystem?

Ich glaube, das Beste wäre auch für den Zar, wenn die despotische Gewalt einer konstitutionellen wiche und wenn er dann dreiviertel seiner Polizeimacht auslöste. Ärger, als die Verhältnisse bereits sind, könnten sie nicht mehr werden, dagegen würde eine richtig geleitete liberale Regierungsweise aus Rußland ein wohlhabendes, zufriedenes und starkes Reich schaffen.

Sibirien. 1. Teil.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vormort	3
1. Über Rußlands Grenze	5
2. Die Ebenen und Gefängnisse in Westsibirien	30
3. Die Steppen am Irtysh	53
4. Meine Begegnung mit politischen Verbannten	73
5. Auf administrativem Wege verschickt	96
6. Das Leben der auf administrativem Wege Verschiedten	117
7. Das Stappengefängniß von Tomsk	140
8. Politische Verschiedte und gemeine Verbrecher zu Tomsk	164
9. Die große sibirische Heerstraße	189
10. Die russische Polizei	214

Sibirien.

Schilderungen

von

Georg Kennan.

Aus dem Englischen übertragen

von

David Haef.

Zweiter Teil.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Sibirien.

(Zweiter Teil.)

1. Verbannte in Irkutsk.

Unsere Reise von Tomsk nach Irkutsk bot uns in mancher Hinsicht noch größere Mühseligkeiten, als die von Tjumen in das Altaigebirge. Die Straßen waren durch anhaltenden Regen fast unfahrbar gemacht; das Wagengerüttel schuf uns heftige Kopfschmerzen und verhinderte den Schlummer; in den Posthäusern bekamen wir keinen nahrhaften Bissen zu essen, oft sogar nicht einmal etwas Warmes; wir wurden ferner von dem Ungeziefer gequält, das wir in Stappengefängnissen und anderen Orten unfreiwillig bekommen hatten, und überdies verspürten wir, besonders nachts, empfindlich die Kälte, da wir uns noch nicht mit warmen Kleidern genügend versehen konnten. Aber von alledem empfanden wir das Ungeziefer als ärgste Plage; Hunger, Schlaflosigkeit, Kälte vermochte ich geduldig hinzunehmen, doch Flöhe, Läuse, Wanzen nicht los zu werden, das wirkte niederdrückend auf mein Gemüth, daß ich mich gewissermaßen vor mir selber schämte. Überall nistet es sich ein, in Kleidern und Rissen, in Spalten und Ritzen unseres Wagens und jedes Bemühen sich davon zu befreien, war vergeblich. So schickte ich mich denn ins Unvermeidliche. Volle vier Monate währte diese Qual, und als ich mich nach unserer neuntägigen Fahrt von Krasnojarsk nach Irkutsk hier zum erstenmale wieder umkleiden konnte, da sah ich, wie arg mein Körper zugerichtet war; es schien, als hätte ich einen Aus Schlag. Der Leser wolle gütigst diese unschöne Erörterung verzeihen, ich wollte damit nur verdeutlichen, was das Stappenleben und die Verschickung nach Sibirien, auch nach dieser Richtung hin zufolge hat und wie dergleichen ein gebildeter Mensch empfinden muß.

Um Mitte September wurde die Witterung endlich günstiger; in südöstlicher Ferne sahen wir die schneeigen Höhen des Tunkas, der nahe des Baikalsees, an der Grenze der Mongolei sich befindet, wir konnten daher nicht mehr weit entfernt von Irkutsk sein.

Sonntag morgens, am 13. September, fuhren wir auf guter Straße am Ufer der schnellfließenden Angara. Ringsum waren gut bebaute Felder, die die Nähe eines größeren Ortes vermuten ließen. Um die zweite Nachmittagsstunde gelangten wir zur letzten Poststation, wo der Pferdewechsel stattfand. In der Erwartung, dem Ziele nicht mehr fern zu sein, wo uns auch Ruhe, Schlaf und einige Bequemlichkeit geboten wird, wo wir Briefe aus der Heimat zu empfangen hofften, betraten wir das Wartezimmer und fanden da an der Wand die für uns so interessanten Worte und Zahlen verzeichnet: „Poststation Botofskaja. Entfernung von St. Petersburg 5601 Werst. Entfernung von Irkutsk 13 Werst.“ Die Bedeutung dieses Zahlenunterschiedes vermag nur jener zu ermessen, der in Rußland 5601 Werst zurückgelegt hat und nur noch 13 Werst vom Ziele sich entfernt weiß.

Nach dem Pferdewechsel fuhren wir den Fluß entlang, häufig ausspähend, ob wir schon die vergoldeten Kuppeln der Kathedrale von Irkutsk gewahren könnten. In den achtzehn Jahren, die seit meinem letzten Besuche in Irkutsk verflossen waren, brannte die Kirche nieder und wurde indessen auch wieder aufgebaut; aber ich befürchtete, sie wäre nun nicht in ihrer eigenartigen Schönheit erstanden. Auf dem halben Wege ungefähr, kamen wir an dem Kloster Wosnosensk vorüber, vor dessen Thor eine Menge schmutziger und abgerissener Pilger standen; etwas weiter begegneten wir unbewaffneten Soldaten, Hausierern und Gefindel aller Art. Sie hatten den Sonntag in der Stadt zugebracht und kehrten nun in ihre, nächst der Stadt liegenden Heimdörfer zurück. Die Mehrzahl war betrunken, was wohl die Menge Schnapsbuden, die an der Straße sich befanden, erklären, aber nicht entschuldigen konnten.

Wir übersehten auf der Fähre den Angarastuß und befanden uns bald in den Straßen von Irkutsk. Ich war enttäuscht!

Vom jenseitigen Ufer aus, in seiner grünen Umrahmung gesehen, hat die Stadt mit ihren schimmernden Kuppeln und hellen Glockentürmen das Aussehen einer orientalischen Niederlassung, während man, in den Straßen sich befindend, sieht, es wäre wohl eine große, wohlhabende und geschäftige russische Provinzialstadt, aber auch eine unregelmäßig gebaute, die aller Reize entbehrt. In dem neuen luxuriös gebauten „Moskauer Hof“ und auch im „Hotel Sibirien“ fanden wir alle Stuben besetzt, wir begaben uns daher ins „Hotel Deso“, wo wir, ermüdet, ein Bad und die Mahlzeit nahmen und dann sofort zur Ruhe uns begaben.

Montag schickten wir unsere Pässe zur Polizei.

Freund Frost begab sich zum Flusse um dort einige Skizzen aufzunehmen, während ich in der Stadt herumstrich, in der Hoffnung, vielleicht einen Verbannten aufzufinden, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte.

Irkutsk liegt am rechten Ufer des Angarastusses, etwa 65 Kilometer entfernt von dessen Mündung in den Baikalsee. Die Stadt zählte damals 36000 Einwohner und war somit die größte von ganz Sibirien. Sie besaß eine gutgeleitete Zeitung, den „Sibir“, der später von der Regierung unterdrückt wurde; ein gutes Theater, eine öffentliche Bibliothek, eine geographische Gesellschaft und etwa dreißig Unterrichtsanstalten. Der Handelsverkehr belief sich durchschnittlich jährlich auf elf Millionen Rubel.

Von der großen Feuersbrunst im Juli 1879, die mehr als die Hälfte der Stadt zerstörte, hatte sich diese noch immer nicht erholt. An vielen Stellen ließ sich noch die Gewalt der Vernichtung erkennen und die Neubauten machten just nicht den Eindruck gediegener Herstellung, so daß man sich weit eher in einer plötzlich emporgeschossenen Ansiedlung wähnte, als in einer Stadt, deren Gründung auf das Jahr 1652

zurückzuführen ist. Nach meiner Ansicht hat Irkutsk seit 1867, wo ich, wie bereits erwähnt ist dort war, viel von seiner Schönheit und Anziehungskraft verloren. Eines der interessantesten und dem Anscheine nach auch eine der ältesten Baulichkeiten war das im unteren Stadtteil befindliche, massiv gebaute Pulvermagazin, das vom Feuer verschont blieb. Das Dach war mit Gras und Unkraut bewachsen, an seinen dicken Mauern schmiegt sich Verkaufsbuden, die in den meisten Tagesstunden von Buriaten, Mongolen, Kosaken und Muschiks umringt waren, da hier alles Mögliche zu erschachern war, ein Taranta sowohl, wie ein Paar alte Stiefel.

Nachdem ich zwei bis drei Stunden herumgeschlendert, da und dort ein Empfehlungsschreiben abgegeben, kehrte ich ins Hotel zurück, wo der Diener ängstlich mir die Nachricht gab, der Polizeileiter sei vor kurzem hier gewesen und habe den Befehl gegeben, wir mögen ihn sofort nach unserer Heimkunft besuchen. Aus seiner Praxis schien der Diener die Erfahrung geschöpft zu haben, daß ein Besuch des Polizeileiters keineswegs etwas Gutes bedeuten will und, obgleich er keine Frage an mich zu richten sich erlaubte, sah er mich doch mit bekümmerten Frageblicken an. In unserer Stube fand ich zwei Besuchskarten des obersten Polizeibeamten vor. Es war uns beschieden mit diesem Herrn näher bekannt zu werden; er stand zu einem der entsetzlichsten Vorfälle, den die Verschickung aufzuweisen hat in Beziehung: zum Hungerstreik im Gefängnis zu Irkutsk.

Ich mußte nicht, daß in unserem Thun etwas gewesen wäre, was den Verdacht der hiesigen Polizei hätte erwecken können und grübelte vergeblich nach der Ursache dieser polizeilichen Einladung. Ich hatte mir jedoch zur Regel gemacht, jeder derartigen Aufforderung raschestens Folge zu leisten und so fuhr ich denn mit Mister Frost nach der Wohnung des Polizeiobersten, Hauptmann Matoski; da er jedoch abwesend war, gaben wir unsere Karten ab und fuhren ins Polizeiamt, wo er ebenfalls nicht war. Nun glaubten wir dieser Pflicht

Genüge geleistet zu haben, ich kehrte in den Gasthof zurück und Frost ging wieder aus zu skizzieren. Eine halbe Stunde später kam der Hoteldiener wieder mit besorgter Miene in meine Stube und brachte mir wieder die Karte des Hauptmanns Matoski. Zwei Besuche innerhalb zweier Stunden — das verwunderte mich ein wenig, aber ich säumte natürlich nicht, den Herrn ersuchen zu lassen, er möge eintreten.

Einige rasche, sporenklirrende Schritte und der Polizeichef in voller Uniform stand vor mir.

Ich glaubte nun, es werde eine unangenehme Erörterung folgen, unsere Pässe mögen nicht in Ordnung gewesen sein, oder meine Verbindung mit politischen Verschwörern zur Sprache kommen. Wie erstaunte ich jedoch, als ein hübscher Offizier in den Mitteljahren, mit blauen Augen, kurzgeschnittenem Haar und braunem Vollbart freundlich auf mich zukommen sah um mich mit den Worten zu begrüßen: „Ich bin Polizeichef Matoski. Es freut mich nun, Sie persönlich kennen zu lernen, da ich Ihr Buch über Sibirien bereits kenne. Ich betrachte es für meine Pflicht, jeden illustren Reisenden, der hierher kommt, zu besuchen und ihm meine Dienste anzubieten.“

Ich war ganz erstaunt über diese unerwartete Begrüßung und fand kaum ein Wort der Erwiderung. Bald aber kamen wir in ein lebhaftes Gespräch, das sich hauptsächlich um Sibirien und Irkutsk selbst bewegte.

„Sie dürften sich“, bemerkte da Matoski, „für das Gefängniswesen interessieren. Ich glaube, das hiesige Gefängnis werden Sie in bester Ordnung finden. Ich will Ihnen jemand schicken, der sie dahin begleiten soll und ich werde auch nicht Ihren Besuch anmelden. Sie sollen es in seinem Alltagszustand zu Gesicht bekommen.“

Der Mann gefiel mir.

Im Laufe des Gespräches räumte er ein, daß das Verschiedungssystem im Argen sei, er meinte jedoch auch, es sei keine Aussicht vorhanden auf rasche Besserung. Das größte Hindernis bildet da die Geldfrage. Die Organisation des

Gefängniswesens im europäischen Rußland ist schon längst beabsichtigt worden, allein der Bau von zwanzig neuen Gefängnissen würde wenigstens zehn Millionen Rubel erfordern und das kann für diesen Zweck nicht beschaffen werden.

Indes war auch Freund Frost zurückgekehrt. Der Hauptmann verabschiedete sich bald und ersuchte uns dabei ihn recht bald und ganz zwanglos zu besuchen.

Nachdem er fortgegangen war, dachte ich ein Weilchen über seine Person nach, doch konnte ich mir kein entschiedenes Urtheil bilden. Seine lächelnde Liebenswürdigkeit, seine überaus freundliche Höflichkeit schien mir etwas Gefünsteltes an sich zu haben. Aber — hatte ich eigentlich ein Recht, die Unaufrichtigkeit anderer in Betracht zu ziehen, da ich selbst es daran nicht fehlen ließ?

Mittwoch erwiderten wir den Besuch und am folgenden Tage kam er selbst in unser Hotel um uns zum Besuch des Stadt- und des Stappengefängnisses zu begleiten; beide befanden sich außerhalb der Stadt und jenseits eines seichten Baches.

Wir besichtigten vorerst das Stappengefängnis.

Ein großer, halbverfallener Bau, dessen Holz morsch war, dessen Fensterscheiben zersprungen und eingeschlagen, wobei die Öffnung oft mit Lumpenzeug oder Matten bedeckt war. Die Pallisade, die den Hofraum umschloß, war verfault und teilweise abgebrochen. Hauptmann Matoski merkte, daß dieser Zustand meinen Blicken nicht entging und er bemerkte, es wären hier keine Reparaturen vorgenommen worden, weil ein Neubau beabsichtigt wird. Seither sind — nebenbei bemerkt — drei Jahre vergangen und in Irkutsk wurde dieser Neubau noch immer nicht aufgeführt.

Auf der Flur trat uns der dienstführende Offizier entgegen, begrüßte uns und meldete dem Polizeichef, daß alles in bester Ordnung sei und daß das Gefängnis an diesem Tage 271 Gefangene enthalte.

„Gut!“ sprach der Obere kopfnickend und wir schritten dann zur Besichtigung weiter.

Das Gefängnis war in sehr argem Zustande.

Die Zellen unterschieden sich von jenen, die wir im Etappen-gefängnis zu Tomsk gesehen hatten, nur dadurch, daß sie weniger überfüllt waren. Die meisten waren auch ziemlich hell und wurden durch große, viereckige Öfen aus Ziegelwerk aufgeführt, durchwärmt. Als einzige Einrichtungsgegenstände waren auch hier nur Brittschen zu finden, welchen jedes Bettzeug fehlte. Sie und da bemerkte ich wohl eine schmutzige, leichte Decke, doch diese waren wahrscheinlich von den Gefangenen selbst hergestellt worden, wenigstens deutete die Zusammenstellung aus vielen Flicken und Lappen darauf hin. In den einzelnen Zellen befanden sich zwanzig bis vierzig Gefangene, und die verdorbene Luft daselbst bekundete, daß für keinerlei Ventilation gesorgt war. Die Fußböden waren, den Maßstab sibirischer Keinlichkeit angelegt, nicht besonders schmutzig; sie waren, vermutlich zu Ehren unseres Besuches, mit weißem Sand bestreut. Die Zellen der Männer waren von denen der Frauen und Kinder getrennt und diese stellten sich auch etwas wohllicher dar.

Wir suchten dann das Stadtgefängnis auf, ein großer, zweistöckiger Backsteinbau mit Blechdach; es hatte einige Ähnlichkeit mit dem Etappengefängnis von Tjumen, aber der Hofraum war doch größer, auch einige Blumenanlagen mit bestesten Pfaden waren vorhanden, die den Gefangenen zur Erholung dienen mochten. Das Gefängnis wurde im Jahre 1861 mit einem Kostenaufwand von 62000 Rubel erbaut und für 450 Häftlinge bestimmt; zur Zeit unseres Besuches jedoch hatte es 743 Insassen und der Polizeileiter gestand, daß zuweilen selbst noch einmal so viel hier aufgenommen werden müßten. Der „Sibir“ (1876, Seite 210) meldete sogar, daß manchmal hier zweitausend Personen untergebracht werden, also mehr als viermal so viel der ursprünglichen Bestimmung.

Was eine derartige Überfüllung zufolge hat, brauche ich hier nicht näher zu erörtern, zumal ich es bereits früher gethan habe. Wenn auch die Atmosphäre nicht so unerträglich

war wie im Gefängnis zu Tjumen, so war sie doch noch arg genug und viele der Häftlinge beklagten sich darüber beim Hauptmann Matoski und bei mir. Ärger noch war es in der überfüllten Krankenabteilung, wo mir fast übel wurde, obgleich wir rasch durchschritten. Wie in den meisten sibirischen Gefängnissen waren auch hier die vorherrschenden Krankheiten: Typhus, Skorbut, Blutleere, Rheumatismus und Bronchitis, Übel, die von den ungünstigen sanitären Verhältnissen hervorgerufen wurden. *)

Vom Krankenhaus aus begaben wir uns durch ein Gärtchen zu den „geheimen“ Zellen, wo die Gefangenen der Einzelhaft sich befanden. Der Polizeidirektor bemerkte mir, daß er es mir freistelle mit einem der dort befindlichen politischen Gefangenen zu sprechen. Gehört hatte ich wohl schon einiges von dieser Art Gefangenschaft, aber noch nie Gelegenheit gehabt eine Person in Einzelhaft zu sehen. Mit Spannung folgte ich daher und wir betraten am Ende des Hofes eine Halle; der Hauptmann, von dem Schließer begleitet, schritt

*) Der Jahresbericht für 1884 der medizinischen Abteilung des Ministeriums des Innern schildert die Gefängnisse und Spitäler von Tomsk, Jenissei und Irkutsk folgenbermaßen: „Aus den Berichten der Medizinalverwaltung ist zu ersehen, daß der sanitäre Zustand vieler Gefängnisse sowohl in den Provinzen wie auch in den Territorien höchst ungenügend ist. Die meisten sind zu klein für die Zahl der untergebrachten Häftlinge, und bei vielen fehlt es an jeder Ventilation und an Aborten, auch liegen sie viel zu niedrig und sind daher feucht. Am wenigsten genügen noch die Gefängnisse, die in den Provinzen Jenissei, Irkutsk, Tomsk und auf dem Gebiete des Transbaikal sich befinden. In vielen dieser Krankenhäuser fehlt es am Nötigsten, auch sind sie zu klein, um alle Kranken aufnehmen zu können und haben weder Ärzte noch Heilgehilfen, noch Krankenwärterinnen.“

Der Bericht giebt dann folgende Aufstellung des Sanitätszustandes in den Gefängniskrankenhäusern der vier sibirischen Provinzen für das Jahr 1884:

Provinz	Gefängnis- Krankenhäuser	Anzahl der Betten	Kranke	Tote	Prozentsatz der Toten
Jenissei	3	145	5176	168	3,2
Irkutsk	2	115	1620	99	6,1
Tobolsk	10	242	4648	303	6,5
Tomsk	3	230	1514	259	16,4

vorans und ich folgte nach. Wir gelangten durch eine verschlossene Gitterthür in einen langen, schmalen Korridor, wo eine Schildwache vor einer Reihe Thüren auf- und niederschritt. Diese waren mit Vorhängschlössern versehen und hatten eine oiereckige Öffnung, durch welche die Nahrung gereicht, und der Häftling von der Schildwache beobachtet wurde. Der Gefangene, den wir jetzt besuchen sollten hieß Ferdinand Lustig und diente, wie mir Matoski erzählte, früher als Offizier in der russischen Armee. Bald nach der Ermordung des Zaren Alexander II., im März 1881, wurde er verhaftet und als Aufwiegler zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Diese Frist war nun abgelaufen und er sollte nach Ostsibirien als Zwangskolonist verschickt werden.

Der Schließer öffnete die Zelle Nr. 6 und wir betraten einen länglichen, schmalen und düsteren Raum, wo ein junger hübscher Mann mit kurzgeschnittenen Haaren, braunem Vollbart und blauen Augen recht niedergeschlagen auf einer Pritsche saß.

Bei unserem Eintritt fuhr er auf.

„Guten Tag, Herr Lustig,“ rief ihm Matoski freundlich zu. „Wir kommen, um Sie in bessere Laune zu bringen. Hier diese Herren sind Reisende aus Amerika die unser Gefängnis in Augenschein nahmen und da dacht' ich mir, es dürfte sie interessieren auch Sie zu sehen.“

Mir schien, als wäre der hoffnungsfrohe Schimmer, der bei unserem Eintritt sein Antlitz überkam, plötzlich gewichen. Vielleicht wähnte er im ersten Augenblick es käme jemand, um ihn aus der Zelle zu befreien. In verlegener Hast reichte er uns die Hand, als hätte ihn die lange Haft von den Gewohnheiten des Verkehrs entfremdet. Aber auch ich war nicht ganz gefaßt, besonders durch die Anwesenheit des Polizeichefs, des Schließers und des Soldatens. Wären wir allein gewesen, so hätten wir uns wahrscheinlich bald verständigt, so aber konnte ich nichts von alledem sagen, was ich fühlte und wußte, und ich mochte von ihm nur für einen neugierigen Touristen gehalten werden, der da kommt einen gefangenen

Mihillsen anzugaffen in der Art, wie man ein exotisches Tier im Tiergarten betrachtet.

Die Zelle war beiläufig 7 Meter lang, 2 Meter breit und 4 Meter hoch. Ein kleines, vergittertes Fenster gegenüber der Thüre, gab karges Licht; die Öffnung war so hoch angebracht, daß ich sie mit der Hand nicht hätte erreichen können. Vor dem Fenster befand sich ein Holzverschlag, der den geringen Ausblick verhinderte, so daß es dem Gefangenen kaum möglich war zu erkennen, ob der Himmel trübe oder heiter. Eine Holzpritsche mit dünner Wolldecke und ein vieredriger Kasten zur Verrichtung der Nothdurft bildeten die ganze Einrichtung; kein Stuhl, kein Tisch, kein Buch, kein Schreibgerät war vorhanden. Er konnte nichts anderes thun, als in seiner düstern — und ich glaube auch kalten — Zelle auf der Pritsche sitzend, nachzuspinnen.

Ich fragte ihn, wie lange er schon in dieser Zelle sich befinde und er antwortete mir, nahezu vier Monate. Hauptmann Matoski bemerkte, daß er hier zurückbleiben mußte, weil man bezüglich seines künftigen Aufenthalts noch nicht schlüssig geworden. Wann dies geschehen werde, das wußte er nicht und darum kümmernte sich auch keiner, mochte der arme Häftling jetzt noch ärger daran sein, als zur Zeit seiner Zwangsarbeit. Die Anwesenheit des Polizeichefs verhinderte mich, ihn über seinen Aufenthalt in den Bergwerken von Kara auszufragen, ich begnügte mich daher, dem Gefangenen zum Abschied die Hand recht warm zu drücken und ihm eine baldige Befreiung zu wünschen.

In gar so vorzüglichem Zustand, wie Hauptmann Matoski wähnte, fand ich die Gefängnisse von Irkutsk just nicht, indes behielt ich meine Meinung für mich, da er mich nicht darum befragte.

Erst nach einigen Tagen sah ich den Polizeichef wieder. Während dieser Zeit hatte auch der neuernannte Generalgouverneur von Sibirien, Graf Ignatieff, die Gefängnisse besichtigt. Am nächstfolgenden Dienstag besuchte uns Matoski

und im Verlauf des ziemlich allgemein gehaltenen Gespräches richtete er plötzlich nicht ohne Erregung die Frage an mich:

„Aufrichtig gesagt, Herr Kennan, wie finden Sie unsere Gefängnisse?“

Aufrichtig antwortete ich nun, daß die Gefängnisse Sibiriens überhaupt in einem argen Zustande sich befinden, aber die von Irkutsk wären noch immer besser, als jene von Tjumen und Tomsk.

„Ich richte diese Frage an Sie, weil der Generalgouverneur, der mit seiner Frau dieser Tage die Gefängnisse in Augenschein nahm, sich sehr unzufrieden äußerte. Er meinte, sie wären schmutzig, überfüllt, die Luft zu verdorben, die Wäsche der Gefangenen zu unsauber und grob. Er war, kurz gesagt, mit allem unzufrieden. Ich weiß zwar auch, daß dort die Luft nicht am besten ist, aber wie könnte es denn anders sein, wenn in einem Raum von dieser Größe — er deutete auf meine Stube hin — dreißig Menschen zusammengepfercht sind! Auch die Wäsche könnte besser sein, doch da müßte die Regierung mehr Geld dafür antweisen. Schmutzig! — Wie sollte sie sauber sein, wenn die Gefangenen nur alle sechs Monate ein Hemd und alle Jahre einen Überrock bekommen. Und in diesen Kleidern steckt er Tag und Nacht und zieht sie nur aus, wenn er einmal ein Bad nimmt. Da müssen sie freilich schmutzig sein.“

„Wird denn das Hemd des Häftlings nicht gewaschen? Oder geht er während der Waschzeit nackt herum?“ fragte ich.

„Wenn er badet, wäscht er sich gewöhnlich auch sein Hemd,“ antwortete der Polizeichef, „dann trocknet er es, so gut er's kann und bekleidet sich wieder damit.“

Ich sprach nun von den armen Gefangenen, die während des Marsches durchnäßt werden und bemerkte, es wundere mich nicht, daß die Krankenabteilungen überfüllt wären.

„Sie haben recht,“ antwortete er. „Das Leben der Verurtheilten auf dem Marsche ist schauderhaft. Was jedoch unser Gefängnis betrifft, so thue ich dafür, was in meiner Kraft

liegt. Es ist nirgends angehäufter Schmutz zu finden, und vom Standpunkt der Gesundheit beurteilt, ist es manchem Privathaus der Stadt vorzuziehen.“

Sonderbar, wie Hauptmann Matofski den mißlichen Zustand der Gefängnisse von Irkutsk so verkennen mochte! Er war daran so gewöhnt, daß er sie für ganz regelrecht betrachtete und gar nicht fassen konnte, daß der Generalgouverneur die Sache minder günstig ansah. Er glaubte, daß eigentlich die Gräfin die Urheberin dieses Tadels wäre und er schilderte sie wohl als edelgedenkende Dame, aber auch als ganz unerfahren, die nichts von den Schwierigkeiten kannte, die Änderungen in ihrem Sinne mit sich brächten.

„Ich schätze sie als eine kluge Dame mit feiner Beobachtungsgabe,“ bemerkte ich. „Gestern bei Tisch erzählte mir ein Beamter des Verbannungswezens, daß sie vor kurzem bei ihrem Besuch des Gefängnisses die Suppe kosten wollte. Das Gewünschte wurde ihr gebracht und sie fand gleich heraus, daß es eigens für sie zubereitet worden sein müsse. Sie fragte nun, ob nicht im Kessel noch etwas von der für die Häftlinge zubereiteten Suppe übrig sei. Es war noch etwas vorhanden und sie versuchte davon mit der Bemerkung, es freue sie, daß wenigstens jetzt geschehe, was schon längst hätte geschehen sollen, daß nämlich das Kochgeschirr gesäubert werde. Dergleichen bekundet einen scharfen Blick.“

„Bah, scharfen Blick!“ meinte Matofski. „Möglich! Sie ist eine gutherzige, edle Dame, aber sie hat keine Ahnung von den realen Verhältnissen. Sie glaubt, ein Gefängnis könne nach denselben Regeln beurteilt werden, wie ein Mädchenpensionat. Sie selbst wissen recht gut, daß solches nicht möglich ist!“

Ich bemerkte, daß sich im Gefängnis von Irkutsk noch manche Verbesserung anbringen ließe, ohne, daß es deswegen just Ähnlichkeiten mit einem Mädchenpensionat aufweisen würde.

Besuche unterbrachen unser Gespräch; der Polizeidirektor entfernte sich, noch immer aufgeregt über den von dem Generalgouverneur ausgesprochenen Tadel. . . .

Bei der ersten Audienz die Graf Ignatieff erteilte, begaben auch wir uns hin, Frost und ich; wir wollten damit unsere Hochachtung für ihn zum Ausdruck bringen, auch glaubte ich, er werde im Laufe des Gespräches das Verschiedungssystem und den Zustand der hiesigen Gefängnisse erörtern.

Er war ein kräftig gebauter Mann, ungefähr in der Mitte der Vierzig; sein Kopf war ziemlich kahl und in seinen Mienen lag eine gewisse Abspannung. Er empfing uns höflich, aber auch kühl, sprach mit uns in unserer Heimatsprache, in der er sich geläufig ausdrückte, wenn auch etwas langsam.

Ich suchte das Gespräch auf die Gefängnisse Sibiriens zu bringen und erwähnte da auch etliches von den Eindrücken, die jene in Tjumen und Tomsk auf mich machten. Er erwiderte rundweg, daß er die ganze Art der Verschiedung nach Sibirien für unborteilhaft halte oder wenigstens doch vieles verbessert werden müsse. Die gewöhnlichen Verbrecher mögen zur Landarbeit angehalten werden, was viel besser wäre, als sie in Gefängnissen unthätig verweilen zu lassen oder als Zwangskolonisten zu verschieben. Er erwähnte, er wolle versuchsweise eine Anzahl Sträflinge in den Straßen Irkutsk arbeiten lassen, ferner, daß die Absicht vorhanden sei, den Transport der Verschiedten von Tomsk nach Irkutsk künftig nur bei günstiger Witterung und mittelst Wagen vorzunehmen, was der Regierung billiger zu stehen käme und für die Verschiedten nicht so mühselig wäre.

Diese Neuerungen wurden — wie ich bereits früher erwähnte — vom Oberst Sagarin bereits einige Jahre früher vorgeschlagen, aber bis zum heutigen Tage ist nichts dergleichen geschehen. Wie damals, so heute noch, müssen die Verschiedten zwischen Tomsk und Irkutsk in jeder Witterung marschieren, im Regen und Sonnenschein, im Schneegewirbel und im dichten Staub, in heißer Sonnenglut und harter Kälte. Vielleicht geschah nichts, weil der Bau einer trans-sibirischen Eisenbahn beabsichtigt wird, die dann jede Beförderung mittelst Wagen überflüssig machen wird. Aber bis dies geschehen

dürfte, mögen noch viele Jahre vergehen und inzwischen werden Tausende und Tausende, Männer, schuldlose Frauen und Kinder, die Mühseligkeiten einer 1600 Kilometer langen Reise erdulden müssen.

Während unseres Gespräches trat die Gräfin ein um ihrem Gatten einen angekommenen Brief zu übergeben. Er stellte uns vor. Eine mittelgroße Dame, ungefähr 30 Jahre alt, mit braunem Haar, grauen Augen und intelligenten, aber etwas kühlem Gesichtsausdruck. — Auf den Gegenstand unseres Gespräches zurückzukommen, bot sich in ihrer Anwesenheit keine Gelegenheit mehr.

Während der zwölf Tage, die wir in Irkutsk verbrachten, schlossen wir einige recht angenehme Bekanntschaften. So z. B. mit Herrn Adam Butofski, einem Bergwerksbesitzer, dessen Haus gastfreundlich immer offen stand und der auch recht gut englisch sprach; Doktor Pisareff, einem tüchtigen Arzt, an den wir Empfehlungsbriefe von Petersburg hatten; Herrn Butin, der einige Zeit in Amerika gelebt und in seinem Denken und Fühlen fast zum Amerikaner geworden; Herrn Sagoskin, den wackeren Redakteur des „Sibir“, und noch anderen.

Einige Tage nach dem erwähnten Gespräche mit dem Polizeichef, besuchte ich ihn seiner Wohnung und brachte dabei unter anderem das Gespräch auch auf die politischen Verhältnisse.

Im allgemeinen sprach er sich höchst ungünstig aus über die „Revolutionäre und Nihilisten“, über die er Ansichten hatte, die meinen früheren ziemlich ähnlich waren. „Aber es giebt auch politische Verbannte“, bemerkte er, „die mehr Sympathie und Mitleid verdienen, junge Leute, die an gar keinem Verbrechen sich beteiligt hatten, sondern nur mit Aufwieglern befreundet waren, oder mit ihnen in einem ganz unversänglichen Briefwechsel standen und die Bekanntschaft nun bitter blüßen. Oder Leute, die verschickt wurden, weil sie von Bekannten gefälligkeithalber Schriften oder Drucksachen in zeitweilige Verwahrung nahmen, ohne den Inhalt zu kennen.

Werden sie bei jemandem aufgefunden, so wird er nach Sibirien verschickt, mag er auch noch so sehr beteuern, von dem Inhalte keine Ahnung gehabt zu haben. Andere wieder werden nach Sibirien verschickt, weil sie Aufwiegler Geld borgten, ohne jedoch dabei zu wissen, daß dies revolutionären Zwecken dienen könnte. Endlich giebt es auch ganz junge Leute die, vom Patriotismus beseelt, das Beste des Vaterlandes erstreben und sich zu diesem Zwecke zu geheimen Gesellschaften verbinden, ohne jedoch dabei einen Aufruhr in Aussicht zu nehmen. Werden sie von der Polizei entdeckt, so müssen sie ohne Gnade nach Sibirien. Ich bedauere solche Leute von ganzem Herzen!"

Ich führe diese Worte an um wieder einen Beweis zu erbringen, daß die russische Regierung auch Leute nach Sibirien verschickt, die kein Verbrechen begangen haben und auch nicht einmal dieser Absicht beschuldigt werden konnten. Neu war mir dieser Umstand nicht, ich staunte nur, ihn von einem Polizeichef erwähnen zu hören.

An politischen Verschiedten gab es damals nicht viel in Irkutsk, wir hatten jedoch Mühe sie aufzufinden. Endlich aber gelang uns dies, natürlich ohne daß wir den Beistand Makofskis in Anspruch genommen hätten. Ja, er hatte sogar, obgleich er als Leiter der Polizei ein Stück Unwissenheit hätte besitzen müssen, keine Ahnung davon, daß wir uns von einem Besuche bei ihm oft direkt zu der Versammlung aller politischen Verschiedten begaben und in deren Mitte bis in die späte Nacht hinein verblieben.

Zu den interessantesten politischen Verschiedten von Irkutsk gehörte Swan Tscherniasfski und seine Frau, beide im Jahre 1878 auf administrativem Wege verschickt. Ich lernte sie ziemlich genau kennen und kam dabei zu der größten Achtung, zu dem größten Mitleid für beide, aber besonders für die Frau. Wenige Frauen haben mit fünfunddreißig Jahren schon so Bitteres erlebt und noch viel weniger haben sich trotz alledem trotz Krankheit und Not, soviel Kraft und Mut zu erhalten

gewußt. Als sie während ihrer Verschiedung im Gefängnis zu Kiew untergebracht wurde, mußte sie dort erleben, daß ihr liebster Freund, ihr Jugendgenosse ermordet wurde. Er war ein junger Mann, englischer Herkunft, Namens Beverly, der unter der Beschuldigung verhaftet wurde, er habe einen falschen Paß und treibe revolutionäre Propaganda; er wurde dann gleichfalls im Gefängnis zu Kiew untergebracht. In der Nacht, bevor Frau Tscherniafski weiter nach Sibirien transportiert werden sollte, machte Beverly und einer seiner Genossen einen Fluchtversuch. Der Plan wurde jedoch verraten und die beiden Flüchtlinge in dem Augenblick, wo sie ausbrechen wollten, von einer aufgestellten Abteilung Soldaten niedergeschossen. Dem schwerverwundeten Beverly gab dann ein Soldat mit seinem Bajonette den Gnadenstoß und der zweite Flüchtling, der nur verwundet, wurde mißhandelt und dann in die Zelle zurückgebracht. Am andern Morgen, als der Transport sich in Bewegung setzen sollte, sah Frau Tscherniafski den blutigen Leichnam ihres Jugendfreundes, der noch immer vor dem Fenster des Gefängnisses lag. — „Meine eigenen Leiden konnten mich nicht so erschüttern, wie dieser Vorfall,“ schloß die Frau seufzend die Erzählung dieses entsetzlichen Ereignisses.

Die Leiden dieser intelligenten Frau auf dem Marsche und in den Stappenhäusern will ich lieber nicht schildern. Endlich erreichte sie und ihr Mann den zugewiesenen Wohnort: ein Städtchen in der Provinz Tobolsk. Hier bekamen sie ein Kind und lebten, so weit dies unter solchen Verhältnissen möglich war, ziemlich zufrieden, bis nach dem Regierungsantritt des Zaren, Alexanders III., auch Herr Tscherniafski aufgefordert wurde, den Eid der Treue zu leisten. Er weigerte sich dessen und wurde dafür nach Krasnojarsk verschickt, und als er später seine Weigerung wiederholte, mußten sie nach Irkutsk. Und das geschah in Winterkälte, in einem offenen Wagen, mit einem kaum jährigem Kinde. Trotz aller Sorgfalt konnte die Frau ihr Kind nicht genug schützen, die letzte Station vor Irkutsk war es tot. Dieser Schlag raubte der armen Mutter

sosort die Vernunft; sie wiegte das Kind in den Armen, sang ihm Wiegenlieder vor, weinte, betete, fluchte, tobte.

Unter solchen Umständen kam Tscherniafski mit seiner Frau in Irkutsk an, wo er mit dem toten Kinde in den Armen und sie bei einer Kälte von 30 Grad noch eine halbe Stunde im Freien warten mußten, bis die Aufnahmformalitäten vorüber waren. Die Frau wurde nun im Krankenhaus untergebracht, wo sie bis zu ihrer Genesung verblieb, dann wurden beide 3000 Kilometer weiter verschickt, gegen Nordost in die „Baturski Ulus“ der Jakuten, die mehr als 150 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt in einer Wildnis liegen. Hier blieben sie nun, allen Leiden preisgegeben, bis ihnen im Jahre 1884 gestattet wurde, nach einem civilisierterem Teile Sibiriens zurückzukehren.

Als ich diese Frau kennen lernte, war ihre Gesundheit durch das viele Elend, das sie erlitten, ganz durchrüttelt. Sie hatte unter den traurigsten Umständen der Welt ihre beiden Kinder verloren und war durch tausende Kilometer von allen Verwandten und Freunden getrennt. Was sie noch aufrecht hielt, war die Liebe zu dem Gatten, dessen Geschick sie freilich zufolge ihrer Kränklichkeit wenig erleichtern konnte. Zwei Monate hatte sie damals das Haus nicht verlassen. Als ich von ihr Abschied nahm, hatte ich das Gefühl, als würde sie bald von dieser Erde scheiden, und zum erstenmale seit meiner Jugendzeit hatte ich wieder Thränen. Ich bot ihr zur Erinnerung meine Photographie an. Zu meiner Überraschung lehnte sie das Bild ab und fügte dann zur Erklärung wehmütig dazu: „Vor Jahren besaß ich das Bild eines meiner verstorbenen Kinder, es war das einzige Bild, das von meinem Liebling vorhanden war. Eines Nachts hielt nun die Polizei bei uns Durchsuchung und nahm alle Schriften und Photographien fort. Wohl sagte ich, jenes wäre das einzige Bild meines verstorbenen Kindes; der Gendarmerieoffizier gab mir auch sein Ehrentwort, daß ich das Bild zurückerhalten werde, aber es geschah nicht. So hab' ich mir nun vorgenommen,

daß es der russischen Regierung nicht möglich werden soll, mir noch einmal einen derartigen Schmerz zu bereiten und darum nehme ich seither von Leuten, die mir lieb geworden, nicht ihre Photographien an.

Ich weiß nicht, ob Frau Tscherniafski noch lebt. Ich wünsche es und wünsche auch, daß diese Zeilen ihr zu Gesicht kommen mögen und bekunden, wie jenseits des großen Wassers noch freundlich ihrer gedacht wird.

2. In Transbaikalien.

Von Irkutsk fuhren wir nach Selenginsk, in Transbaikalien. Hier machten wir einen Ausflug nach einem unsern gelegenen Buddhistenkloster, und als wir zurückgekehrt waren, bestellten wir Postpferde, um nach der etwa 100 Kilometer entfernten Stadt Kiachta zu fahren; sie liegt an der mongolischen Grenze. Wir hätten am folgenden Morgen das Ziel erreichen sollen, allein wir trafen auf Hindernisse, die in Sibirien und besonders in Transbaikalien nicht selten sind. Wir gelangten nämlich kurz nach Mitternacht an einen Fluß, wo wir auf einer Fähre, „Karbas“, übersetzen mußten. Diese befand sich jedoch an dem jenseitigen Ufer und wir mußten nun den Fergen anrufen, der wahrscheinlich schlief. Eine Stunde lang schrieten wir aus voller Kraft „Kar—ba—a—a—s! Kar—ba—a—a—s!“ aber es war ganz vergeblich und nur der Widerhall von den gegenüber befindlichen Höhen gab uns spöttisch den Ruf zurück. Schon wollten wir, durchfroren und schläfrig, jeden weiteren Versuch aufgeben und nach Selenginsk zurückkehren, als wir plötzlich drüben eine Bewegung wahrnahmen, und wirklich kam der ersohnte Ferge endlich herüber.

Ein halbes Stündchen später fuhren wir an dem jenseitigen Ufer dahin und gelangten in der dritten Morgenstunde nach der Poststation Poworotnaja, wo unserer Reise ein neues Hindernis sich bot: es waren keine Postpferde da. Die Warte-

stube war überfüllt mit Leuten, die auf der Erde herumlagen und wir mußten uns ein Plätzchen suchen, das wir mit Not in der Ecke beim Ofen fanden, zwischen zwei Chinesen und einem Haufen Hirschgeweihe. Hier legten wir uns nun nieder.

Mittwoch fuhren wir den ganzen Tag gegen Süden durch eine unbewohnte sandige Gegend mit largem Graswuchs mit Nadelgehölz, das zuweilen von niedrigen, mit Birken bewachsenen Hügeln unterbrochen wurde. Manchmal begegneten wir auch einen Zug einspänniger Wägelchen, die mit ihren Theefrachten aus China kamen, oder Buriaten in flachen Hüten und langen, braunen Röcken, hoch zu Roß. Im großen und ganzen zeigte die Straße einen geringen Verkehr und bot auch sonst nichts Bemerkenswerthes, einige Steinhäufen vielleicht ausgenommen, die auf den Gipfeln der Hügel sich befanden und die Frost „Reliquienschreine der Buriaten“ benannte. In ganz Sibirien pflegen nämlich die Eingeborenen auf den Anhöhen dem Geist des Sturmes Opfer zu bringen. Im Nordosten streuen sie gewöhnlich etwas Tabak aus, hier jedoch errichten sie Steinhäufen, welche aufgestellt werden, und darauf befestigt jeder Vorüberziehende ein Lappchen seines Kleides als Opfer. An den Stangen waren auch eine Menge dessen befestigt, Fäden in allen Farben und von allen Gattungen. Man könnte annehmen, dieser Brauch hätte seinen praktischen Ursprung und es wäre mit Hilfe dieser Lappensammlung einem Reisenden sehr leicht, die Spur seines vorhergezogenen Freundes zu finden, da ihm ja dessen Kleid bekannt ist. Aber dem ist nicht so! Ein genaues Prüfen brachte mich dahinter, daß jeder Buriate, ehe er auf die Reise geht, sich mit ausgiebigen Fäden versieht, die er dann dem Gott des Sturmes zum Opfer bringt.

Das Wetter war kalt und unfreundlich, den ganzen Tag gab es Schnee oder Regen. In den Posthäusern bekamen wir nichts zu essen; wir waren, als es dunkelte, durchfroren und hungrig, und freuten uns daher nicht wenig, als uns endlich aus den Fenstern der kleinen Holzhäuser von Troits-

Kosawst, einem Städtchen, das vier Kilometer nördlich von der Grenze der Mongolei liegt, trauter Lichtschein entgegenblinhte.

Die drei Städtchen Troitskosawst, Kiachta und Maimatschin liegen in unmittelbarer Nachbarschaft; die beiden ersteren befinden sich auf russischem Gebiete, während die letztere bereits der Mongolei angehört und nur durch einen etwa 200 Meter breiten Streifen neutralen Landes vom Gebiete Kiachtas abgesondert ist. Troitskosawst ist die größte der drei erwähnten Städtchen und auch in administrativer Beziehung die wichtigste, Kiachta dagegen, das unmittelbar an der Grenze liegt, ist dem Namen nach viel bekannter, als jene.

Wir folgten dem Rat eines jungen Kaufmanns, den wir auf dem Dampfschiff des Baikalsees kennen lernten und fuhren durch Troitskosawst nach Kiachta um in dem von ihm empfohlenen „Haus Sokoloff“ Unterkunft zu suchen. Wir mußten eine Weile suchen, bis wir es fanden und als wir dort anlangten, stutzten wir, da es ganz und gar nicht das Aussehen eines Hotels hatte. Das Haus stand inmitten eines großen, von hohen Mauern umschlossenen Hofes, die Fenster waren dunkel, obgleich es noch nicht späte Abendstunde war und das Hausthor war verschlossen. Nach langem Pochen und Rufen erschien endlich eine Magd, die uns anfangs sehr mißtrauisch ansah und erst nach einiger Zeit zu überreden war, daß wir recht friedsame Reisende wären, die hier Unterkunft wünschen. Sie bemerkte uns, daß Herr Sokoleff zuweilen wohl Reisende aufnehme, aber nur solche, die mit Empfehlungsschreiben zu ihm kommen, aber nichts läge ihm ferner, als die erstbesten Leute, die bei ihm anklopfen, Unterkunft zu gewähren. Und zum Schlusse meinte sie, es wäre das Beste, wenn wir nach Troitskosawst zurückkehren würden und dort einen Gasthof aussuchten. Dazu mußten wir uns auch entschließen, denn wir hatten kein Empfehlungsschreiben an Herrn Sokoloff und die Magd war auch zu weiteren Erörterungen, bei der nur halbgeöffneten Thüre, nicht geneigt. So bestiegen

wir denn unseren Wagen, fuhren nach dem genannten Städtchen zurück, wo wir nach langem Suchen endlich bei einem Verschickten aus Polen, Namens Klembotzki Unterkunft fanden. Er betrieb das Bäckerhandwerk und vermietete nebenbei auch einige Stuben seines Hauses an durchziehende Reisende, selbst, wenn diese ohne Empfehlungsbriefe zu ihm kamen. Es war kein angenehmes Heim: die Fußböden waren mit ungehobelten Brettern belegt, die Rücken in den Holzwänden mit Hanf verstopft; ein einfacher Tisch, drei Stühle und eine schmale Bettstelle bildeten die ganze Stubeneinrichtung. Das Bettzeug mußte der Reisende sich selbst mitbringen oder darauf verzichten. Da es jedoch bereits die zehnte Abendstunde war, so blieb uns keine Zeit, Umschau nach einer besseren Unterkunft zu halten, wir ließen daher unser Gepäck in die Stube bringen. Dann nahmen wir ein kärgliches Nachteffen, aus Thee und Brot bestehend, und bereiteten auf der Erde unsere Lagerstätte. Wie gewöhnlich, mußten wir auch hier einen großen Teil der Nacht dem Kampf mit den Wanzen zum Opfer bringen.

Donnerstag Nachmittag mieteten wir eine „Dolguschka“ — wie in Sibirien ein eigenartig gebauter Wagen benannt wird — und fuhren nach Kiachta; hier wollten wir einen reichen russischen Theehändler besuchen, an den wir Empfehlungsbriefe hatten.

Die Nachbarstädtchen Troitskosawsk, Kiachta und Maimatschin liegen in einem ziemlich flachen und unfreundlichen Thale, am Ufer eines Flüsschens, das in die Selenga mündet. Die kahlen Höhen, die das Thal begrenzen, ziehen sich ziemlich parallel dahin und beschränken den Ausblick nach drei Seiten. Gegen Süden jedoch sieht das Auge über die alten Holzhäuser Maimatschins fort, die fernen Berge der Mongolei blauen.

Nach dem ersten flüchtigen Anblick möchte man Kiachta für ein großes, wohlhabendes Dorf halten, obgleich hier mehr zweistöckige Holzbauten und auch stattlichere vorhanden sind, als in den andern sibirischen Dörfern, obgleich es eine oder gar zwei beachtenswerte Kirchen im byzantinischen Stil be-

sigt. Am allerwenigsten würde einer vermuten, daß er hier eine wichtige Handelsstadt vor sich habe, den Sammelpunkt des kaufmännischen Verkehrs Ostsibiriens. Gegen 30 Millionen Güterwert wird jährlich von Kiachta aus nach der Mongolei geführt oder von dort nach Rußland. Der berühmte „Karawanenthee“ wird von Nordchina durch die Mongolei über Kiachta nach Rußland und den anderen europäischen Staaten verschickt, wobei er in diesem Städtchen behutsam verpackt und in Tierhäuten eingnäht wird. Von hier aus wird auch die chinesische Seide eingeführt, der Krepp und endlich auch der „Ziegelthee“, jene Mischung von ordinärem Thee, Abfällen und noch mancherlei Surrogaten, die in Ziegelform gepreßt wird und von der ärmeren russischen Bevölkerung, sowie auch von den Eingeborenen Sibiriens, Kirgisen, Buriaten und anderen Stämmen, allgemein zum Getränk benutzt wird. Nach China werden hauptsächlich exportiert: Waren, die in Rußland fabriziert werden, ferner Hirschgeweihe, Ginseng, Rauchwaren und Edelmetalle in der Form von russischen, englischen und amerikanischen Münzen; selbst der Silberdollar der Union rollt über Sibirien in das „Himmelische Reich.“ Es giebt auch unter den Kaufleuten in Kiachta sehr reiche Männer, manche von ihnen, besonders Theehändler, bringen es zu einem Jahresgewinn von einer $\frac{1}{4}$ Million Rubel.

Wir suchten nun Herrn Kuschnikoff auf, an den wir empfohlen waren.

Er bewohnte einen hübschen, zweistöckigen Bau mitten im Städtchen und nachdem wir uns vorgestellt hatten, nahm er uns mit jener herzlichen Gastfreundschaft auf, die überall ein besonders merkbare Kennzeichen des Russen ist, von der Behringstraße bis zum Gestade der Ostsee. Während des Frühmahls, das bald folgte, sprachen wir von dem Nachbarstädtchen; der Hausherr meinte dabei, Kiachta dürfte uns nichts Interessantes bieten können, es sei wie andere sibirische Orte, Maimadschin vielleicht eher, besonders, wenn wir bis jetzt einen chinesischen Ort noch nicht kennen gelernt haben.

Plötzlich mochte ihm ein guter Gedanke gekommen sein und er richtete an uns die Frage:

„Haben Sie schon jemals eine chinesische Mahlzeit genommen?“

„Niemaß!“ antwortete ich.

„Nun, so will ich Sie mit etwas neuem bekannt machen,“ meinte er. „Übermorgen soll in Maimatschin eine chinesische Mahlzeit für Sie bereitet werden. Ich habe dort einen chinesischen Geschäftsfreund, der einen guten Koch bedient. Allerdings wird sich in der kurzen Frist ein Essen von kaum mehr als vierzig Gängen beschaffen lassen, aber das dürfte immerhin genügen, um Ihnen die chinesische Kochkunst einigermaßen bekannt werden zu lassen.“

Wir nahmen diese Einladung dankend an und bemerkten noch dazu, daß wir während unserer Fahrt in Transbaikalien selten mehr, als Brot und Thee zur Mahlzeit hatten, daß wir also nicht verwöhnt genug wären, um nicht mit vierzig Gängen unsere Gölust ebenso befriedigen zu können, wie unsere Neugierde.

Später besuchten wir den russischen Grenzkommissär Sulkoski, der uns nicht minder herzlich aufnahm. Hier in diesem entlegenen Winkel der Welt, wollte mir scheinen, daß die Erde eigentlich doch nicht so groß sei, wie man denkt, denn überall fanden wir Dinge oder Verhältnisse vor, die in Beziehung mit der civilisierten Welt, sogar mit unserer Heimat standen. So fanden wir, z. B. im Hause des erwähnten Kaufmanns, Herrn Luschnikoff, eine Frau Hamilton vor, eine Schottin, mit der wir uns in der Heimatsprache unterhalten konnten. Hier wieder, im Heim des Grenzkommissärs, trafen wir einen Herrn, der mit vielen Offizieren der arktischen Expedition der „Jeanette“ bekannt geworden war.

Auch hier mußten wir ein Frühessen nehmen und als dieses und auch die angenehme Plauderei mit Herrn Sulkoski beendet war, kehrten wir nach Troitskoslawsk zurück und schlenderten durch die Straßen, den Bazar, die chinesischen Verkaufs-

läden und noch manches andere besichtigend. In einem der Läden fand ich zu meinem Erstaunen ein altes Exemplar, der seiner Zeit von Boz Dickens redigierten Zeitschrift „All the year round“. Wie mochte nur die hierher gekommen sein! Sollte in dem Verkaufsladen von Troitskosawsk nicht auch irgend eine amerikanische Zeitschrift zu finden sein, die irgend ein Reisender zurückgelassen oder auf sonst einem seltsamen Weg hierher gelangt ist? Es berührte meine professionelle und patriotische Eitelkeit, daß „All the year round“ in der Mongolei größere Verbreitung finden konnte, als unser „Century Magazine“.

Nach langem Herumstöbern entdeckte ich endlich in der Bude eines dunkelbraunen Mongolen, eine Schöpfung amerikanischen Geistes, was meine nationale Eitelkeit einigermaßen befriedigte und was als Beweis dienen konnte, daß wir bestimmend auf unsere Zeit wirken: es war nämlich eine alte Uhr, die in Rhode-Island angefertigt wurde.

In späterer Zeit sollte mein amerikanischer Stolz noch mehr befriedigt werden: ich fand in einem noch öderen und entlegeneren Winkel Transbaikaliens „Das Leben am Mississippi“ von Mark Twain und eine russische Übersetzung von Bret Harts „Das Glück im Roaring Camp“.

Freitag, am 2. Oktober, fuhren wir wieder nach Kiachta und besuchten dann in Begleitung des russischen Grenzkommissärs, den chinesischen Gouverneur in Maimatschin.

Mitten, des bereits erwähnten neutralen Streifen Landes zwischen Kiachta und Maimatschin befindet sich die Grenze von Rußland und China; überdies ist Maimatschin von dem russischen Gebiete durch eine hohe Bretterwand und einen Pagodenbau geschieden, die von russischer Seite den Einblick in das Grenzstädtchen des himmlischen Reiches verwehren.

Eine plötzlichere und überraschendere Veränderung kann sich dem Blick nicht bieten, als jene ist, die sich nach dem kurzen, einige hundert Schritte nur umfassenden Gang von Kiachta nach Maimatschin dem Blick eröffnet. Hier die russische

Provinzstadt mit ihren kennzeichnenden Holzhäusern, Kuppelkirchen, Geschäftsläden, Fuhrwerken, Soldaten und Bauern; dort wieder steht man inmitten des chinesischen Treibens. Es ist, als hätte man den bekannten Zauberteppich aus „Tausend und eine Nacht“ bestiegen und wäre urplötzlich und wunderschnell nach einem weitentfernten Gebiet geführt worden.

In den engen, ungepflasterten Straßen stehen kleine, zum meist einstöckige Häuser ohne Fenster, deren Wände aus einem mit Strohhaferling vermischten Lehmteig hergestellt wurden und deren mit vielem Schnitzwerk verzierten Dächer nach aufwärts gebogene Enden haben. Plump, zweirädrige, von Ochsen geführte Karren mit Theekisten beladen und von dunkelbraunen Mongolen gelenkt, vertreten hier die Pferde und Telegas von drüben. Chinesische Kaufleute mit leichten, flatternden Gewändern und weißen Schuhen sind hier zu erblicken, während jenseits russische Händler in Stiefeln, losen Westen und langen, über den Hosenträger getragenen Hemden zu sehen sind. Aus den Zelten der Sandwüste, von Gobi, kommen wilde, sonnengebräunte Reiter im orangefarbenen Kleid und flachen pfannenartigen Hüten. Überall, wohin das Auge blickt und der Fuß sich wendet, giebt sich das Ungewohnte, Seltsame, und überall ist China an Stelle Rußlands getreten.

Von einem russisch-chinesischen Dolmetsch begleitet, begaben wir uns zum Gouverneur, dessen Haus sich von den anderen Häusern hauptsächlich durch zwei vor demselben aufgepflanzten Stangen mit goldenen Kugeln auszeichnet. Herr Sukoski stellte uns vor und der Gouverneur ließ uns Thee, Zuckerfrüchte und „Maigalo“, eine Art Reisbranntwein vorsetzen. Das Gespräch bewegte sich in den Grenzen üblicher Redensarten, Fragen und Antworten betreffs des gegenseitigen Wohlbefindens und dergleichen mehr. Wir tranken einige Täßchen Maigalo, naschten auch etwas von den Zuckerfrüchten und begaben uns dann mit dem Gouverneur nach dem Tempel, da die Zeit der Gebetsverrichtung gekommen war. Diese geschah vor einem großen Gözenbild aus Holz und dabei wurde

eine tiefstönende Glocke langsam in Bewegung gesetzt; letzteres mag nur geschehen sein, um dem ganzen Städtchen bekannt zu geben, daß Seine Excellenz, der Herr Gouverneur, nun zu beten geruhe.

Dann lehrten wir wieder nach seinem Hause zurück, wo Frost seine Züge skizzierte; es war drollig zu schauen, mit welcher hoheitsvoller Miene der chinesische Würdenträger auf seinem, mit einem Tigerfell belegtem Stuhle saß. Als auch das geschehen war, mochten wir nicht länger verweilen, wir verabschiedeten uns und erhielten dabei den Rest der uns vorgesetzten Mäschereien in zierlicher Verpackung mit.

Den Nachmittag verbrachten wir mit vergeblichen Versuchen die seltsamen Typen, die in den Straßen Mainatschins zu sehen waren, zu photographieren. Mongolen, Buriaten und Vertreter anderer Völkerstämme, die bisher noch nie geschildert worden sein mögen, umgaben uns und wir stellten den Apparat auf und richteten ihn auf irgend eine Gruppe; allein kaum hatte Frost seinen Kopf unter das schwarze Tuch gesteckt, so zerstoben die Leute, als wäre ein Kanonenschlund auf sie gerichtet. Ich dachte mir, es wäre nicht übel, dem chinesischen Gouverneur die Anschaffung photographischer Apparate zur Unterdrückung von Aufständen zu empfehlen, denn wirksamer könnten sich eine ganze Batterie Geschütze nicht erweisen. Wir brauchten ihn nur aufzustellen und in wenigen Augenblicken war die belebte Straße menschenleer. Irre ich nicht, so gelang es Mister Frost an jenem Tage nicht etwas auf seine Platte zu bekommen, ein mongolisches Ochsengespann vielleicht ausgenommen, oder zwei, drei verkrüppelte Bettler, denen eine rasche Flucht nicht möglich war.

Übrigens ging es uns an demselben Tage in Troitskosawsk im Bazar auch nicht besser. Hier wollte Frost einen Mongolen recht abenteuerlichen Aussehens skizzieren und wurde dabei von der Menge arg bedroht, so daß er Mißhandlungen nur durch einen raschen Rückzug entgehen konnte. Wir hatten eben hier wie öfter schon Gelegenheit, bedauern zu müssen, daß

wir uns nicht mit einer Geheimkamera ausgerüstet hatten, sie hätte uns dort, wo die Anwendung des großen Apparates Furcht oder Verdacht erregte, recht gute Dienste leisten können.

Samstag Nachmittag fand die erwähnte chinesische Mahlzeit statt, bei der außer dem Gastwirt und Herrn Ruschnikoff, auch einige Herren und Damen aus dem Bekanntenkreis des letzteren anwesend waren und natürlich auch wir. Der Tisch war weiß gedeckt und ganz nach europäischer Art mit Tischgeräten, Teller, Messer, Tassen, Gläser, Flaschen u. s. w. versehen. Wer da wollte, nahm sich die in China üblichen Elfenbeinspäßchen als Eßzeug; wir Europäer und Amerikaner machten nur einen Versuch damit. Nachdem wir unsere Sitze eingenommen, wurde eine Flasche dunkelgefärbter Essig herumgereicht und jeder goß davon in ein neben seinem Teller befindlichen Näßchen.

„Was soll's damit?“ fragte ich Ruschnikoff.

„Damit werden die Speisen benetzt. Die Chinesen hier essen fast alles mit Essig. Es schmeckt übrigens gar nicht so übel.“

Was da für Gerichte aufgetischt werden mögen, davon hatte ich keine Ahnung, ich nahm daher diese Belehrung ohne jede Bemerkung hin und harrete der Dinge die da kommen sollten.

Das erste Gericht wurde vorgelegt.

Was es war, ist mir heute noch so unbekannt wie damals. In meinem Taschenbuch verzeichnete ich es: „Seegrass oder irgend eine andere Wasserpflanze von moosartigem Aussehen.“ Wahrscheinlich wurde es uns im gekochten Zustande geboten, aber es war kalt und sah nicht sehr appetitlich aus. Die andern nahmen ein wenig davon, tauchten es in Essig und aßen es, die meisten wahrscheinlich nicht mit besonderer Lust, aber sie ließen wenigstens das Gegenteil nicht erkennen. Wir wollten natürlich keine Ausnahme machen und folgten dem gegebenen Beispiele. Die folgenden Gänge finde ich in meinem Taschenbuch folgendermaßen beschrieben:

2) Kaltes Fleisch in Stückchen geschnitten, mit einer gelben Gallerte umgeben.

- 3) Dunkle Pilze von einer mir unbekannten Gattung.
- 4) Salat aus Zwiebeln und Kräutern.
- 5) Birkenflechte.
- 6) Dünne Wurstschnitte von zweifelhaftem Aussehen. Das Material ist mir unbekannt.
- 7) In Würfel und Scheiben geschnittene Eier, die saffran-ähnlich gefärbt waren.
- 8) Gebackene Krebschwänze.
- 9) Langfaseriges Seegras von hellgrüner Farbe.
- 10) Irgend eine Seepflanze mit gekräuselten Fasern, geschnittenem Kohl ähnlich.

Es soll mit diesen knappen Anmerkungen keineswegs ein den Regeln der Kochkunst entsprechendes Verzeichnis gegeben sein. Ich schrieb nur nieder, was mir dieses und jenes zu sein schien, was es wirklich war, wußte ich bei manchem nicht und konnte es auch nicht erfragen. Alle diese Speisen wurden kalt aufgetischt und mit Essig genossen. Neben dem Tisch stand ein Kohlenbecken mit einem flachen Gefäß heißem Wasser, in dem einige silberne Krüge voll Majgalo standen. Nach jedem Gericht machte ein Diener mit dem Krug die Runde und füllte, wo es möglich war, die neben den Tellern stehenden winzigen Porzellantassen. Mir fiel da eine Anekdote ein, die ich kurz vorher erzählen hörte:

Ein einfältiger Bauer in Ostsibirien fand beim Graben etwas, was er für die Überreste eines Mammuts hielt. *) Eine Belohnung erhoffend, machte er davon bei dem Isprawnik die Anzeige, und um die Wichtigkeit seiner Entdeckung in noch günstigeres Licht stellen zu können, kostete er von dem Fund und erzählte dann den Beamten, das vorsintflutliche Tier wäre noch so gut erhalten, daß das Fleisch genießbar sei. Ein Mitglied der geographischen Gesellschaft von Irkutsk wurde nun ausgesendet, um die Angelegenheit zu untersuchen und

*) Bemerkt sei hier, daß in Sibirien sehr häufig Mammutreste aufgefunden werden. (A. d. Übers.)

sand, daß es nichts anderes sei, als — eine Ablagerung von „Gorni-Rozha“, was ungefähr „mineralisches Leder“ bedeutet, ein in Sibirien vorkommendes Gestein. Dem Isprawnik war es natürlich sehr unangenehm, vor dem Gelehrten sich so bloßgestellt zu sehen, er ließ den Bauer zu sich rufen und schrie ihn ärgerlich an:

„Dummkopf! wie kannst du mir vorlügen, du hättest das Fleisch gegessen. Es ist ja gar kein Fleisch daran, es ist kein Mammut, sondern ein Mineral, etwas, was man in den Bergwerken findet!“

„Ich hab’ wirklich davon gegessen, Herr,“ beteuerte der Bauer, „aber“ — fügte er nachdenklich dazu — „was kann man nicht alles mit Butter essen!“

„Was kann man nicht alles mit Essig und Reisschnaps essen!“ dachte ich mir, als dort der Diener diese verschiedenen Speisen herumreichte.

Nachdem diese kalten Speisen herumgereicht waren, wurden die Näpfschen wieder mit Essig gefüllt und es folgten die warmen Gänge folgendermaßen:

1) Kalbfleischklöße mit einer Teigschicht umgeben.

Freund Frost bildete sich plötzlich ein, das könne nichts anderes sein, als Fleisch von jungen Hunden und war nicht zu bewegen, auch nur das Geringste davon zu genießen, erleichtert durch die Essigtunke. Vergeblich versuchte ich ihm begreiflich zu machen, daß Vorurteile dieser Art, namentlich unbegründete, eines Weltreisenden und Forschers nicht ziemlich sei, besonders, wenn er schon früher drei Jahre im russischen Reich verlebte.

Hätte ich nur geahnt, was da noch kommen sollte, ich hätte mich wohl minder zuverlässig geäußert.

2) Gebratene Fleischklöße.

3) Fleischpastetchen.

4) Gelohtes Geflügel in einer dicken weißen Tunkte, in der sich Schnecken befanden.

Hier hatte auch mein Heldentum ein Ende. Die Schnecken

waren im Kochen ganz schwarz geworden und hatten nun das Aussehen gesottner Würmer. Wohl meinte ich nach dem Genuß von zwei Täßchen heißem Brantwein, die Sache doch wagen zu können, allein es ging nicht. Die Einbildungskraft wirkte zu mächtig!

5) Eine Fettmasse in weichen, hellen, durchsichtigen Stückchen.

6) Gebratenes Spanjerfel.

Dieser Gang war entschieden der beste von allem und schmeckte überhaupt sehr gut, da die Chinesen in der Zubereitung des Ferkelbratens Meister sind.

7) Hammelfleischstückchen, am Spieß geröstet.

8) Huhn, in lange dünne Streifen geschnitten und dazu die Brühe.

9) Gefochter Reis.

10) Irgend eine Art harte Pilze oder Flechten in brauner Tunte.

11) Dünne, durchsichtige Maccaroni.

12) Köpfe von Hähnen mit den Halsteilen. Endlich:

13) bis 19) Verschiedene Suppen die zu gleicher Zeit aufgetragen wurden.

Damit fand die Hauptmahlzeit ihr Ende. Nun wurde der Tisch abgeräumt, auch die Essig- und Brantweingefäße entfernt, dann brachten die Diener Milße, Zuckerfrüchte und Backwerk verschiedener Art, einen vorzüglichen Thee und schließlich auch französischen Schaumwein herbei.

Mehr als drei Stunden währten diese Tafelfreuden und in dieser Zeit aß jeder der Gäste von einer großen Zahl Speisen, nahm jeder zwei oder drei Mäpfschen Essig zu sich, fünfzehn Tassen oder mehr heißen Reißbrantwein, der mit Rosenöl parfümiert war, und spülte endlich den letzten Rest dieser chinesischen Delikatessen mit etlichen Gläsern Schaumwein hinab, die auf das Wohl des freundlichen Wirtes geleert wurden.

Wie wir uns ohne fremde Hilfe in unsern Wagen hinein fanden und daß wir uns nicht den Magen gründlich verdorben, ist mir heute noch unbegreiflich. Immerhin war meine

Wißbegierde, soweit sie die chinesische Kochkunst betraf, vollauf befriedigt. Wenn die Chinesen täglich so tafeln, so wär's ein helles Wunder, daß dieses Volk noch nicht ausgestorben ist. Ich glaube, wer da im Spätherbst eine solche Mahlzeit nimmt, der könnte — vorausgesetzt, daß er nicht an Verdauungsbeschwerden stirbt — wie der Bär einen Winterschlaf halten.

Als wir in später Nachmittagsstunde von unserem chinesischen Wirt fortfuhren, konnte ich nicht ahnen, daß diese Mahlzeit für lange Monate hinaus, als letztes Vergnügen gelten sollte und daß ich die alte Mongolenstadt nicht wieder sehen würde! Sonntag morgens fühlte ich mich unwohl und bald war auch ein heftiges Fieber da, im Gefolge von Kopfschmerz, Rückenschmerz, Husten und Mattigkeit. Damit begann eine bedenkliche Krankheit, die zwei Wochen währte und von der ich mich erst nach drei Monaten erholen konnte; und damit wurde auch meine Reise am beschwerlichsten. Bisher konnte wenigstens der gesunde Körper all dem Ungemach, den Aufenthalt und Reisen in solchem Lande mit sich bringt, kräftig widerstehen helfen, jetzt aber blieb mir dafür nur die Energie, der Wille und — das Chinin.

Es ist wohl unnötig, daß ich hier den Jammer einer Krankheit erzähle, die ich, an das Zimmer bei dem Bäcker Klambotski gefesselt, in dem Grenzörtchen Troitskosamsk überstehen mußte. Aufzeichnungen aus jenen bösen Tagen besitze ich nicht, doch schilderte ich in einem Briefe, den ich damals nach der Heimat richtete, meinen Zustand folgendermaßen:

„Daheim krank zu liegen, in einem ordentlichen Bette, mit reiner Wäsche und genügender Pflege — das will noch angehen. Aber hier auf harter Diele in den Kleidern zu liegen und dabei noch in der Fieberhitze von den Wanzen bis zur Verzweiflung gequält zu werden — das ist arg.“

Außer den Schafspelzrock und einer schmutzigen Wolldecke hatte ich nichts zum Lager, und wohin immer ich mich legte, auf den Dielen, auf den Tisch oder in die harte Bettstatt, überall wurde ich von dem Ungeziefer gepeinigt. In den

ersten Tagen versuchte ich mich selbst zu heilen, mittelst unserer Reiseapotheke, als ich jedoch erfuhr, daß ein Arzt im Städtchen sei, ließ ich ihn kommen und er brachte mit starken Dosen Chinin, das Fieber endlich zum Weichen und ich konnte nach zwölf Tagen auf den Beinen stehen, wenn auch nur mühsam.

Hier erkannte ich nun so ganz, was der arme Verschickte leiden muß, wenn er während der Transportzeit in einem Stappenhaus erkrankt. Und dabei fehlt es ihm noch an Nahrung und muß die vergiftete Luft der Zellen einatmen. Mancher verspürt außerdem noch die Last der Fesseln, so Herr Tscharuschin z. B., ein politischer Gefangener, den ich in Nertschinsk kennen lernte; selbst während der höchst gefährlichen Typhuskrankheit, die er durchmachte, wurden ihm nicht die Fußschellen abgenommen.

Am 15. Oktober fuhren wir von Troitzkofawsk nach Selenginsk. Wohl fühlte ich mich so schwach, daß ein Rückfall in die Krankheit erfolgen konnte, aber ich dachte wieder, der Aufenthalt in der kühlen Luft und auf dem rüttelnden Wagen könne noch immer nicht so arg sein, wie der in einer vor Ungeziefer strotzenden Stube. Wir legten bis Abends gegen 100 Kilometer zurück, übernachteten im Posthaus von Pomorotnaja und setzten dann unseren Weg fort, der uns bald nach dem erwähnten Orte brachte.

Selenginsk ist ein erbärmliches Buriatennest, in dem sich auch drei politische Verschickte aufhielten, die mich sehr interessierten und die ich zu sprechen wünschte. Es waren Konstantin Schamarin, ein Student aus Zekaterinenburg, Kardaschhoff, ein Georgier aus dem Kaukasus und Frau Breschowskaja, eine junge, gebildete Dame aus Kiew. Die beiden letzteren mußten früher in den Bergwerken von Kara Zwangsarbeit verrichten und ich wollte mich mit ihnen beraten, in welcher Weise wir am Besten dahin gelangen und von welcher Art die dortigen Beamten wären.

Ich besuchte zuerst Schamarin, einen jungen, hübschen Mann in der Zwanziger Mitte, von mittelgroßer Statur und

seinem Benehmen. Sein Blick war freundlich und vertrauenerweckend. Die Geschichte seiner Leiden ist ein Zeuge wider das Vorgehen der russischen Regierung für die es kein persönliches Recht seiner Bürger giebt, wenn sie einmal, begründet oder nicht, in den Verdacht politischer „Unzuverlässigkeit“ geraten.

Er war noch Student, als er angeblich als „Aufwiegler“ verhaftet wurde und drei Jahre lang in dem Verließ der Petropawlowskifestung in Untersuchungshaft gehalten wurde, um endlich vor Gericht gestellt zu werden. Was gegen ihn vorlag, war so geringfügig, daß das Urteil nur auf zwei Monate Gefängnis lautete. Also drei Jahre mußte er in der schrecklichen Untersuchungshaft verbringen um dann nur eines geringen Vergehens schuldig befunden zu werden, was mit zwei Monaten Gefängnisshaft genügend gesühnt schien. Doch, es sollte noch viel sonderbarer kommen! Schamarin durfte wohl hoffen, nach Ablauf dieser zwei Monate, endlich wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Die Regierung hielt es jedoch für geeigneter, ihn auf „administrativem Wege“ nach Bargusin, einem elenden Neste in Transbaikalien, zu verschicken.

Im Sommer des Jahres 1881 machte er mit noch drei anderen Verschiedten einen Fluchtversuch, auch Frau Breschostaja gehörte dazu. Sie hofften, den Großen Ocean zu erreichen und hier auf ein amerikanisches Schiff zu gelangen. Die Flucht jedoch mißlang und er wurde strafsweise nach einem Sakuten-Ulus verschickt, wo ihn auch die Teilnehmer der amerikanischen Expedition zur Rettung der Überlebenden des Nordpolsschiffes „Jeanette“ kennen lernten. Im Jahre 1882 ungefähr, erhielt er die Erlaubnis, den Rest seiner Verschickungszeit in Selenginsk zu verbringen, und als im Herbst 1884 auch diese ihr Ende fand, hätte er wohl heimkehren dürfen, aber er war von allen Mitteln entblößt. Die russische Regierung kümmert sich nicht im geringsten um die Art und Weise, wie Personen, die sie administrativ nach Sibirien verschickt, nach Ablauf der Verbannungsfrist wieder zurückkehren.

Wohl steht es ihnen frei, sich einem der heimziehenden Transporte entlassener Verbrecher anzuschließen, allein diese Züge haben keine so regelmäßige Verbindung mit den Eskortsoldaten der Stappenhäuser, wie jene, die von Rußland kommen, und sie bewegen sich daher nur langsam vorwärts. Der Inspektor des Verbanntentransports für Ostsibirien, Oberst Zagarin, erzählte mir gelegentlich, daß derartige Züge oft auch zehn Monate brauchen, um die Strecke zwischen Irkutsk und Tomsk, ungefähr 1600 Kilometer, zurückzulegen. Nur wenige der entlassenen politischen Verbannten entschließen sich dazu, ein ganzes Jahr in diesen schmutzigen, stinkenden und voll Ungeziefer erfüllten Stappenhäusern zu verbringen, mag auch dadurch ihr sehnlichstes Verlangen in Erfüllung gehen: die Rückkehr nach der Heimat. Sie ziehen es vor, in Sibirien zu bleiben, falls sie sich nicht die Reisekosten in irgend einer Weise verschaffen können. Ich verhalf einem politischen Verschiedten zur Heimkehr, indem ich ihm sein Herbarium sibirischer Pflanzen für 100 Rubel abkaufte. Gern wäre ich auch Schamarin behilflich gewesen, allein es war nunmehr bei ihm nicht so nötig; er arbeitete nämlich damals schon ein Jahr lang im Archiv von Selenginsk, wo er die seit hundertdreißig Jahren angesammelten Schriftstücke ordnete und verzeichnete. Mit dieser Arbeit hoffte er nun bald fertig zu werden und dann von dem Gouverneur wenigstens so viel bezahlt zu bekommen, um damit die Reisekosten zu decken.

Wie überall in Sibirien steht auch in Selenginsk der Briefwechsel der politischen Verschiedten unter Polizeiaufsicht. Nachdem nun seine Verbannungszeit abgelaufen war, konnte Schamarin darauf Anspruch machen, von diesem Zwange nunmehr befreit zu sein und er bat den Gouverneur um Aufhebung der Briefaufsicht. Dieser übergab die Sache dem Isprawnik zur Erledigung, der das berechtigte Gesuch abschlägig beschied. Schamarin konnte daher, trotzdem seine Verbannungszeit abgelaufen war und er wieder in alle von den Geseßen gewährleisteten Rechten getreten war, keinen Brief

absenden oder empfangen, den nicht zuvor die Polizei durchgelesen und für gut befunden hatte, eine schamlose Vergewaltigung, wie sie niederträchtiger kaum erdacht und ausgeübt werden könnte.

Während meiner Unterredung mit Schamarin trat Frau Breschostkaja ein, eine Dame, ungefähr in der Dreißiger Mitte, mit klugem, kräftigem, wenn auch nicht schönem Gesichtsausdruck. Die Leiden, die sie zu erdulden hatte, waren an ihrem Antlitz nicht spurlos vorübergegangen und auch ihr dichtes, schwarzes Haar, das ihr während der Strafzeit in den Bergwerken kurzgeschnitten wurde, war vorzeitig von manchem Silberfaden durchsetzt. Nichts jedoch konnte den Mut und die Überzeugung dieser tapferen Frau erschüttern. Sie hatte daheim und in Zürich eine treffliche Erziehung und Ausbildung erhalten, sprach auch deutsch, französisch, englisch und war auch musikalisch. Zweimal wurde sie nach den Bergwerken von Kara verschickt, das zweite Mal wegen des oben erwähnten Fluchtversuches. Nachdem auch diese Strafzeit vorüber war, wurde sie nach dem erbärmlichen Buriatendorf Selenginsk verwiesen, wo sie sich der besonderen Beobachtung der geschätzten Polizei zu erfreuen hatte. Im ganzen nächsten und auch fernerem Umkreis befand sich kein gebildetes weibliches Wesen, mit dem sie irgendwie hätte verkehren können; für ihren Lebensbedarf erhielt sie wöchentlich zwei Rubel von der Regierung; ihr Briefwechsel stand natürlich unter Polizeiaufsicht; sie war für ihr ganzes Leben geschieden von ihrer Familie, ihren Freunden und das Einzige, was sie von der Zukunft noch erwarten konnte, waren einige entbehrungsreiche Lebensjahre und endlich ein einsames Grab mit schlichtem Holzkreuz auf dem öden Friedhof von Selenginsk, dem vielleicht nie ein liebevoller Blick zu teil wird. Und doch war der Mut und die Zubeversicht, der Glaube an eine bessere Zukunft für Rußland im Herzen dieses unglücklichen Weibes festgewurzelt. „Wir mögen in der Verbannung sterben,“ sagte sie beim Abschied zu mir, „vielleicht auch, daß es unseren Kindern und

Enteln nicht besser ergehen wird, aber vergeblich werden diese Opfer doch nicht gebracht sein."

Seit jener Stunde habe ich von Frau Breschostkaja nichts vernommen, ich weiß nicht, ob sie noch unter den Lebenden weilt. Aber wenn ich ihrer Abschiedsworte gedenke, so werde ich mir immer wieder bewußt, daß dieses Weib es war, das mich so recht erkennen ließ, was Kraft, Mut und selbstlose Hingebung eigentlich sind. Mehr als alle Heilmittel kräftigten Unterredungen dieser Art meinen geschwächten Körper und ich kam in Transbaikalien mit vielen Verschieden zusammen. Was wollten auch meine Leiden und Entbehrungen bedeuten im Vergleich zu dem, was diese Leute um das Wohl ihres Volkes willen heldenmütig erduldeten!

Freitag Nachmittag, am 16. Oktober, fuhren wir ab von Selenginsk und erreichten nach einer 24 stündigen Fahrt die etwa 170 Kilometer entfernte Bezirksstadt Werkhin Udinsk. Es war kalt und das Wagengerüttel machte sich bei meinem damaligen Zustande ganz besonders fühlbar, allein die frische Luft wirkte erquickend auf mich und ich befand mich nun wenigstens in keinem übleren Zustand, als zur Zeit unserer Abfahrt von Troitskosawsk. In Werkhin Udinsk gab es zwei Gefängnisse, die ich gern besichtigt hätte. Ich stellte mich Sonntag morgens dem Ispravnik vor, er willfahrte meinem Ersuchen und wir kamen überein, daß wir in der Mittagszeit im alten Gefangenhause zusammentreffen wollten.

Dieser Bau, ein altes, baufälliges Holzhaus war an dem hohen rechten Ufer der Selenga gelegen, etwa anderthalb Kilometer außerhalb der Stadt und wurde als Orts-, Untersuchungsgefängnis und Etappenhaus benutzt. Es unterschied sich nicht auffällig von den anderen sibirischen Häusern dieser Art, nur schien es mir etwas höher zu sein und jede Zelle hatte eine Galerie, zu der eine steile Treppe führte, eine Einrichtung, die wahrscheinlich nachträglich vorgenommen wurde, um mehr Raum für Schlafstellen zu haben. Mich dünkte, als wäre das Gefängnis zu Ehren unseres Besuches einer Reini-

gung unterzogen worden. Auch befanden sich ein Teil der Gefangenen in Hofe und die Fenster des Gefängnisses standen angellweit offen; die Fußböden waren zwar nicht sauber, aber auch nicht gar zu schmutzig. Das Gefängnis hatte einen Fassungsraum für 170 Personen, enthielt jedoch zur Zeit unserer Anwesenheit 250; auf mein Befragen hin gestand mir der Ispravnik, es erhöhte sich manchmal im Spätherbst oder Winter diese Zahl fast bis aufs Dreifache. Die Gefangenen liegen dann zusammengedrängt auf den Britschen, unter diesen, auf den Dielen, in den Korridoren, ja sogar im Hofe. Man stelle sich den Zustand vor: 700 Personen in einem Raum der angeblich für 170 bestimmt ist! Und besonders im Winter, wo die Fenster geschlossen bleiben müssen, da sonst die Zunächstliegenden erfrieren würden. Auf diesen entsetzlichen Zustand wurde übrigens bereits früher hingewiesen, und zwar in einem Buche, das in Moskau mit Genehmigung der Censur erschien und einen russischen Offizier Namens Orfanoff zum Verfasser hat. Er sagt hier:

Das erste Gefängnis in Transbaikalien befindet sich in Werkhin Udinsk, außerhalb der Stadt, am steilen Ufer der Selenga, wo nur fünf oder sechs Klaster davon entfernt, aller Unrat des Gefängnisses abgelagert wird. Das Erste, was sich bei einer Annäherung fühlbar macht, ist auch ein arger, unerträglicher Gestank. Es ist ein alter, zweistöckiger Holzbau mit einem Fassungsraum für 140 Personen*). Ich hatte während meiner Anwesenheit in Sibirien oft Gelegenheit dieses Gefängnis zu besuchen, es befanden sich dort nie weniger als 500, zuweilen sogar mehr als 800 Gefangene.

Ich erinnere mich einer Inspektion, die der Gouverneur von Transbaikalien vornahm und wobei ich ihn begleitete. Es war zur Winterszeit. In früher Morgenstunde begab sich

*) Der Ispravnik gab uns die Zahl 170 an, doch meine ich, daß die oben angegebene, wahrscheinlicher ist.

der Gouverneur ins Gefängnis und ließ die äußere Thüre des Korridors öffnen. Er mußte zurückfahren vor dem entsetzlichen Gestank, der ihm nun entgegenströmte, obgleich er's vor den Gefangenen nur ungern sehen ließ, daß sie schlechter wie das Vieh behandelt werden. Erst nachdem die gegenüber liegende Thüre geöffnet wurde und die Zugluft kräftig reinigend durchfuhr, betrat er das Innere. Das erste, was er erblickt, war ein überfüllter Unratkübel in der Ecke; und durch die Decke tröpfelte der Inhalt eines gleichen Gefäßes, das im ersten Stockwerk aufgestellt war. Und in der unmittelbaren Nachbarschaft schliefen sechs Menschen. Der Gouverneur war entsetzt: „Um Himmels willen, wie können unter solchen Umständen Menschen hier die Nachtruhe halten!“ rief er aus. Er zürnte dem Gefängnisdirektor und den anderen Beamten, aber die Sache blieb beim Alten“ . . .

Man hat mir den Vorwurf gemacht, ich hätte in meinen Schilderungen die Zustände der sibirischen Gefängnisse nicht ohne Übertreibung dargestellt. Mit Unrecht! Ärgeres, als in der erwähnten Stelle aus dem Buche eines russischen Offiziers gesagt wird, habe ich auch nicht behauptet.

Und in diesem schauerhaften Gefängnis müssen Jahr um Jahr eine Menge gebildete Männer und Frauen verweilen, die als politische Verbrecher nach Transbaikalien verschickt werden. So mußte Frau Verscholskaja auf ihren Wegen von und zu den Bergwerken von Kara, viermal hier Aufenthalt nehmen. Es freute mich übrigens, daß dieser Baracke kein langes Dasein mehr beschieden war.

Schon bei unserer Ankunft bemerkten wir einen vor kurzem beendeten großen Neubau, der für ein Stappengefängnis bestimmt war. Der Isprawnik erzählte uns, es wäre schon in Benutzung genommen worden, doch habe sich das verzögert, weil noch nicht genug Soldaten zur Bewachung vorhanden wären.

Wir begaben uns nun in das neuerbaute Stappengefängnis. Es war ein großer, vier Stock hoher Ziegelbau mit umfang-

reichen Seitenflügeln, einem geräumigen Hof und ein für die Soldaten und für politische Gefangene bestimmtes Nebengebäude. Die Zellen waren groß, hell, lustig, und ließen durch die Fenster der oberen Stockwerke einen Ausblick auf die Umgebung zu. Die Korridore waren breit, die Steintreppen mit Geländer versehen. Der Bau hatte gegen 200 000 Rubel beansprucht und war für 440 Gefangene bestimmt. Ich mußte dem Isprawnik eingestehen, daß ich im ganzen russischen Reich kein so trefflich eingerichtetes Gefängnis gesehen habe.

„Zarwohl!“ antwortete er, „und so wird es auch bleiben, so lange es nicht überfüllt wird. Allein — im alten Gefängnis mußten wir oft 700 Gefangene aufnehmen, und ich fürchte, im neuen werden es vielleicht 3000 werden, dann dürfte sich freilich das alte Übel auch hier geltend machen.“

Ich weiß nicht, ob sich diese Befürchtung des Isprawniks von Werkhin-Udinsk bestätigt hat. Keineswegs habe ich ihm mit jenen Lobworten irgend ein nichts sagendes Kompliment geben wollen. Das Gefängnis ist wirklich das Beste, das ich in ganz Rußland gesehen habe — jenes von Petersburg vielleicht ausgenommen — und es freut mich wenigstens, ein Zeichen entdeckt zu haben, das bekundet, die russische Regierung sei doch nicht ganz gefühllos für die Leiden der von ihr nach Sibirien Verschiedten.

Montag verließen wir Werkhin-Udinsk und fuhren nach der etwa 480 Kilometer entfernten Hauptstadt der transbaikalischen Provinz. Das Wetter war kalt, doch machte sich dies hauptsächlich nur nachts bei uns geltend; der Himmel war klar und Schneefall hatte es überhaupt noch nicht gegeben. Anfangs führte der Weg zwischen Hügelketten in dem flachen, öden und unfruchtbaren Udathal. Die Bäume waren entblättert, kein Blümchen wollte sich weisen, wenn wir nicht einen hie und da sich zeigenden, vom Frost geknickten Löwenzahn dafür gelten lassen wollen. Überall zeigte sich schon der Winter mit seiner strengen Macht. Wir fuhren Tag und Nacht dahin, nur zuweilen Halt machend, um ein Buddhisten-

Kloster oder eines der neuen Etappenhäuser zu besichtigen. Die Regierung hat nämlich in der letzteren Zeit 3—400 000 Rubel dem Bau neuer Etappenhäuser in Transbaikalien gewidmet. Von den Beamten der Verbannungstransporte wurden über diese neuen, recht kleinen Baulichkeiten nicht viel zum Ruhm gesagt, uns jedoch schien dies alles im Vergleich zu den Zuständen, die zwischen Tomsk und Irkutsk herrschen, eine wesentliche Verbesserung.

Donnerstag, am 22. Oktober, fuhren wir bei der Poststation Domnokscheskaja, etwa 80 Kilometer von Tschita, über ein hohes Gebirge, das die Wasserscheide zwischen den Flüssen des nördlichen Eismeeeres und dem Großen Ocean bildete. Wir fühlten uns nun der Heimat näher, wenn wir die östliche und nicht die westliche Entfernung in Betracht nahmen. In den folgenden Dörfern sahen wir schon überall Waren, die aus Kalifornien eingeführt wurden. Zinngeräte, Laternen, Konserven, bei deren Anblick mir war, als müßte ich von irgend einem Gipfel der Berge San Francisco und das Goldene Thor erblicken können.

Müde, durchfroren und hungrig kamen wir um die Mittagsstunde in Tschita an und quartierten uns in dem von einem verbannten Polen geleiteten „Hotel Petersburg“ ein.

Tschita ist, wie erwähnt, die Hauptstadt von Transbaikalien, der Sitz des Gouverneurs und hat eine Bewohnerzahl von 4000 Seelen, die in den zerstreut auseinander liegenden Häusern wohnen. Die Stadt hat eine Bibliothek, gute Volksschulen und ein großes Gebäude, wo zuweilen Theater Vorstellungen stattfinden. Sowohl in politischer, wie auch in gesellschaftlicher Beziehung kann sie als der wichtigste Ort der Provinz gelten.

In der Geschichte des russischen Verbannungssystems hat Tschita eine wichtige Rolle gespielt. Hierher wurden im ersten Viertel unseres Jahrhunderts die „Dezembristen“ verschickt, junge Edelleute, die nach dem im Dezember 1825 erfolgten Regierungsantritte des Zaren Nikolaus den Versuch

wagten, das bisherige System des Absolutismus zu stürzen und dafür ein konstitutionelles herzustellen. Noch sind zwei Blokhäuser vorhanden, in welchen jene Männer lebten und eines derselben — es dient jetzt als Tischlerwerkstätte — wurde später auch der Sammelpunkt der Leute, die das gleiche erstrebten und dasselbe dafür erleiden mußten.

Zur Zeit unseres Besuches befanden sich unter den nach Tschita Verschiedten einige recht interessante Personen. Wir hatten an sie Empfehlungsbriefe, die uns von ihren Schicksalsgenossen in anderen Gegenden Sibiriens gegeben wurden und wir wurden auch freundlich und vertrauensvoll aufgenommen. Manchen Spätherbstabend verbrachten wir in ihrer Mitte und ließen uns von Rußland, von der Petropawlowskifestung, vom Gefängnis zu Charkoff und den Bergwerken von Kara erzählen.

Zufolge der Abwesenheit des Gouverneurs konnten wir hier nicht die Erlaubnis erhalten, die Goldgruben von Kara besichtigen zu dürfen. Sein Vertreter jedoch schien gegen unseren Besuch in Kara kein Bedenken zu haben. Er versprach uns, den dortigen Kommandanten zu verständigen und übergab uns auch seine Namenskräftchen, die uns die Einführung erleichtern sollte. Mich dünkte es nicht sehr wahrscheinlich, daß wir so leicht hin in den berüchtigten Gefängnissen von Kara Einlaß finden könnten; doch mehr war nicht zu erlangen und so fuhren wir denn am 24. Oktober nach den fast 500 Kilometer entfernten Bergwerken.

3. Die Goldgruben von Kara.

In Transbaikaliens Wildnis, beinahe 8000 Kilometer von Petersburg und 1600 Kilometer vom Großen Ocean entfernt, in einem öden Thal zwischen den Ausläufern des Zablonagebirges, befindet sich eine Anzahl Gefängnisse, Sträf-
lingskolonien und Goldgruben, die in Rußland unter dem

Namen „die Minen von Kara“ bekannt sind. Wenn irgendwo vermeldet wird, der Zar geruhte diesen oder jenen zum Tode verurteilten Nihilisten zur Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens zu begnadigen, so hat das stets die Minen von Kara zu bedeuten.

Zweidrittel des Weges von Tschita nach Kara führt auf guten Poststraßen dahin, anfangs im Ingodathale, später am linken Ufer der Schilka, eines Nebenflusses des Amurs. Beim Städtchen Stretinsk wird der letzterwähnte Fluß schiffbar und hier endigt auch die Poststraße; der Verkehr nach den Bergwerken von Kara wird von dieser Stelle an im Sommer mittelst Rähnen, im Winter mittelst Schlitten, die auf dem zugefrorenen Flusse fahren, hergestellt. Im Frühjahr, im Herbst, in den Zeiten des Eisgangs sind die Bergwerke von Kara oft wochenlang von jedem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnitten, man kann dann nur auf einem sehr beschwerlichen und gefährlichen Nebenweg dahin gelangen, der in der Richtung des Flusses über steile, waldige Berge führt. Wir hofften noch rechtzeitig nach Stretinsk zu gelangen, um mittelst Rahn stromabwärts nach den Bergwerken fahren zu können und bei unserer Abreise von Tschita war es auch noch sehr wahrscheinlich. Doch das Wetter schlug plötzlich um, es kam Schnee und Kälte und als wir Mittwoch in den Morgenstunden zum Ufer der Schilka gelangten, jenseits von Stretinsk, hatte schon der Winter seine ganze Macht entfaltet. Das Thermometer zeigte Null Grad Fahrenheit, unsere Pelzröcke und das Fell der Pferde war von einer Reiskruste überzogen und die Schilka war derart mit Treibeis bedeckt, daß hier jeder Verkehr unmöglich war. Eine große Fähre machte damals den gefährlichen Versuch von Stretinsk den Fluß zu übersetzen und einige Bauern, die an unserer Seite um ein wärmendes Feuer versammelt waren, blickten erwartungsvoll dahin und hofften, es werde ihnen gelingen, den Fergen dann auch zu überreden, er möge mit ihnen die Fahrt nach Stretinsk wieder zurückwagen und daran hätten auch wir teilgenommen.

Eine Viertelstunde lang betrachteten wir den Kampf der Föhre mit den Eisschollen, und kamen darnach zu dem Beschluß, es sei doch zu gefährlich, in dieser Weise den breiten, mit Eisschollen bedeckten Fluß zu übersetzen, selbst wenn schon der Ferge dazu entschlossen wäre. Wir suchten daher bei einem benachbarten Bauern Unterkunft für diese Nacht, die uns gern gewährt wurde, vorausgesetzt, daß wir auf der Erde vorlieb nehmen wollten, um neben den anderen Familiengliedern zu schlafen. Wir waren viel zu müde und durchkältet, um erst wählerisch zu sein; überdies waren wir schon an das Übernachten auf der Erde so gewöhnt, daß uns ein besseres Lager in Erstaunen gesetzt hätte. Wir brachten unser Gepäck unter und kurze Zeit später saßen wir in der ersten anständigen Stube, die wir seit unserer Abfahrt von Nertschinsk zu Gesicht bekamen, vergnügt beim Thee.

Nun beschäftigte uns die Frage, in welcher Weise wir nach den Bergwerken von Kara gelangen könnten. Eine Fahrt auf dem Flusse wäre vor zwei oder drei Wochen kaum möglich gewesen und so lange zu warten, dazu fehlte uns Zeit und Geduld. Es wäre daher nur möglich gewesen, das Gebirge durchreitend dahin zu gelangen. Der Bauer erwähnte, daß diesseits des Flusses einige geeignete Pferde wohl vorhanden wären, doch wohne der Eigentümer in Stretinsk, dort müßten wir sie von ihm mieten und auch das Sattelzeug und einen Führer beschaffen. Bei dem starken Eistrieb den Fluß zu übersetzen, war nicht ohne Gefahr, doch unser Hauswirt meinte, es würde schon glücklich ablaufen, er selbst und einige seiner Leute wollten uns hinüber bringen.

Donnerstag morgens machten wir den Versuch. Der Fluß war mit Treibeis bedeckt; am Ufer hatte sich eine 30 bis 40 Meter breite Eisdecke festgesetzt, die gegen den Fluß hin immer dünner war. Wir zogen den Kahn ans Ufer und von hier behutsam über die Eisdecke, für jeden Augenblick bereit in den Kahn zu springen, falls das Eis unter unseren Füßen brechen sollte. Etwa fünf Meter von dem Gerinne entfernt, gab nun die

Decke wirklich nach, mit einem lauten Krach borst sie auseinander. „Ins Boot!“ schrie unser Bauer erregt. Wir sprangen rasch hinein, der Kahn neigte sich dabei bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, glücklicher Weise ohne umzukippen. Einen Augenblick später flog unser Schifflein stromabwärts, umgeben von krachenden Eisschollen, die wir mit Rudern und Haken möglichst abzuwehren suchten. Zwei Männer griffen zu den Rudern, der Bauer zum Steuer, das er recht geschickt zu führen wußte. Beinahe einen Kilometer weit wurden wir stromabwärts getrieben, eh' es uns gelang, zwischen den Schollen hindurch, dem jenseitigen Ufer nahe zu kommen. Auch hier war eine feste Eisfläche vorhanden und die Landung war da noch viel gefährlicher als die Abfahrt. Während wir mit den Haken an der Eisdecke uns festzuhalten versuchten, war nicht unmöglich, daß unser Kahn von Eisschollen erdrückt oder umgeworfen wurde. Endlich gelang es uns, den Kahn bis zu einer ziemlich sicheren Stelle zu bringen, der Bauer sprang hinaus und befestigte das Schifflein, während ich durch einen ungeschickten Sprung bis an die Hüften ins Wasser kam. Nachdem ich mich daraus befreit und das Ufer gewonnen hatte, überließ ich es den andern, den Kahn heraus zu ziehen und eilte nach der Stadt, zumal ein kaltes Bad in dieser Zeit ganz besonders für mich von übeln Folgen begleitet sein konnte.

Nachdem ich an dem erstbesten Ort Unterkunft genommen, meine Kleider getrocknet und mich durchwärmt hatte, verständigte ich unseren Gesandtschaftssekretär in Petersburg telegraphisch von unserem Aufenthaltsort und ging dann aus, um die Pferde zu mieten, Reitzeug zu kaufen, einen Führer zu besorgen und noch manches andere. Nachmittags lehrte ich dann wieder in derselben gefährlichen Weise nach des Bauern Haus zurück.

Freitag am frühen Morgen sattelten wir die Pferde zum Ritt nach den Bergwerken von Kara. Unser ganzes Gepäck bestand aus unseren Reisdecken, Schriften, etwas Proviant

und dem photographischen Apparat. Es war wieder wärmer geworden und das Thermometer zeigte 18 Grad Fahrenheit; aber der Himmel war wettergrau und ein dichter Schnee wirbelte nieder, daß mir etwas bang zu Mute wurde, als wir den ersten Gipfel erstiegen hatten und die ganze winterliche Bergwildnis vor uns sahen, die wir durchreiten mußten. Eine Entmutigung war übrigens nicht unbegründet. Ich war noch ziemlich schwach von der überstandenen Krankheit und fürchtete von diesem Ritt von mehr als 130 Kilometer in der kalten Winterszeit ganz aufgerieben zu werden; überdies waren wir auch für diese Art Reisen nicht genügend ausgerüstet. Wir glaubten, die Schilka stromabwärts fahren zu können und unterließen es daher, uns mit Pelzschlaffäden zu versehen. Auch unsere Schafpelzröcke waren nicht lang genug, um die Knie zu bedecken; wir hatten keine Pelzkapuzen und unsere Filzstiefel waren so weit, daß wir die Füße nicht in die Steigbügel bringen konnten und nun auf Filzstiefel oder Steigbügel verzichten mußten. Doch zu unserem Glück war der Bergpfad anfangs nicht sehr beschwerlich und das Wetter nicht sehr kalt. Wir ritten mehr als 30 Kilometer ohne besondere Schwierigkeiten dahin.

Die Nacht brachten wir in Lomi zu, einem Dörfchen am Ufer der Schilka. Wir übernachteten da in einem Bauernhause, auf dem Fußboden natürlich, neben zwei erwachsenen Personen und fünf Kindern. Samstag früh setzten wir unsere Reise mit frischen Pferden und einem anderen Führer fort. Über Nacht war das Wetter schöner, aber auch kälter geworden; unsere Pferde waren mit einer Reifkruste bedeckt und an ihren Nüstern hingen Eiszapfen.

Von Lomi aus wurde unser Weg viel schwieriger. Der Pfad schlängelte sich über steile, wüste Höhen dahin, bog da und dort gegen Norden ab, um Schluchten oder Abgründe zu vermeiden, führte über Schroffen, über Felsen, die hoch über die eisbedeckte Schilka sich erhoben, wo ein geringes Ausgleiten oder Straucheln der Kasse uns in die Tiefe gestürzt hätte.

Daß alles ohne Unfall abgelaufen ist, ist als besonderer Glücksfall zu preisen. Unsere Pferde waren nicht scharf beschlagen und dabei war der Weg an manchen Stellen mit dem Eis gefrorener Bergwasser bedeckt, worauf der Schnee lag; es war daher bei den steilen Abstiegen, selbst bei sorgfältiger Prüfung nicht möglich zu bestimmen, ob die Tiere festen Fuß fassen werden können. Den ganzen Tag und auch den folgenden waren wir genötigt neben den Pferden zu gehen, einerseits, weil es uns bei diesem gefährlichen Wege nicht ratsam schien im Sattel zu bleiben, andererseits wieder, weil uns dieses bei der herrschenden Kälte überhaupt kaum möglich war.

Diese dreitägige Bergreise, teils zu Roß, teils zu Fuß, bei einer ziemlich niedrigen Temperatur erschöpfte völlig meine Kräfte und als wir Sonntag, in später Stunde das Dörfchen Schilkina erreichten, gab mein schwacher Pulsschlag zu erkennen, daß meine körperliche Kraft völlig erschöpft sei.

Doch das Ärgste war überstanden! Die südlichst gelegene Ansiedlung der Sträflinge, Ustj-Kara, befand sich von Schilkina kaum 18 Kilometer entfernt und der Weg, der dahin führte, bot keine außergewöhnlichen Hindernisse. Montag mittags langten wir endlich in einem an der Mündung der Kara gelegenen Dorfe an, stiegen von unseren ermatteten Tieren und schlichen mit starren Gliedern in ein Bauernhaus, dessen Bewohner ein Bekannter unseres Führers war; hier ruhten wir aus.

Die Minen von Kara sind Privateigentum des Zaren und werden zu seinem Gunsten auch ausgebeutet. Wir finden da vorerst eine Reihe Goldwäschereien, die in ungleichmäßigen Zwischenräumen am Ufer des kleinen, aber reißenden Bergflusses Kara liegen; dieser entspringt auf der Wasserscheide des Zablanagebirges, fließt in südöstlicher Richtung etwa 70 Kilometer dahin, um sich endlich zwischen Stretinsk und der Argunmündung in die Schilka zu ergießen.

„Kara“ bedeutet im Tatarischen „schwarz“; diese Bezeichnung galt ursprünglich nur dem Flusse, wurde aber später

auf den ganzen Umkreis: Minen, Gefängnisse, Sträflingskolonien, zur Anwendung gebracht; diese haben übrigens noch nähere Bezeichnungen. Es folgen dem Flusse in der Richtung von Norden nach Süden: Ustj-Kara (die Karamündung), das Untere Gefängnis, das Gefängnis der Politischen, die Untere Goldwäscherei, Mittel-Kara, Ober-Kara und das Obere oder Amurskigefängnis.

Die ganze Verwaltung konzentriert sich bei der „Unteren Goldwäscherei“; hier wohnt der Direktor der Gefängnisse für gemeine Verbrecher, hier befindet sich eine Sträflingskolonie mit 200—300 Insassen und auch eine Kaserne für zwei Compagnien Soldaten. Dieser Ort dünkte mich auch am geeignetsten für uns, für die Dauer unseres Aufenthaltes, denn wir waren hier in der Nachbarschaft des Direktors, ohne dessen Bewilligung wir nichts vornehmen konnten, und dabei waren wir auch nur ein halbes Stündchen von den politischen Gefangenen entfernt, die mein Interesse am meisten erweckt hatten. Wir ließen daher Führer und Pferde in Ustj-Kara zurück und fuhren, nachdem wir ausgeruht, mittelst Wagen nach der „Unteren Goldwäscherei“. Die Straße führte aufwärts, am linken Ufer der Kara, durch ein nicht sehr tiefes und auch nicht sehr breites Thal, das von Hügeln mit jungem Nadelholz bewachsen, umsäumt war. Auf der Erde lagen große Kieselstücke und Sandklumpen, die einst auf ihren Goldgehalt hin bearbeitet worden.

Bei Beginn der Dunkelheit erreichten wir die „Untere Goldwäscherei“, ein ziemlich großes Dorf, dessen niedere Holzhiitten zerstreut umher lagen, mit langen Blockhäusern, die als Kasernen dienten, Offizierswohnungen mit Blechdächern, und einem alten Gefängnis, das in seinem Äußeren ganz den anderen Bauten dieser Art in Ostsibirien glich. Diese Bauten standen ziemlich regelmäßig an den breiten Straßen oder großen Plätzen und bildeten einen recht auffälligen Unterschied zu den vernachlässigten Holzhiitten der Sträflinge. Auf einem der weiten Plätze, wo die Kaserne und das Gefängnis sich befanden,

waren etwa ein halbes Hundert Gefangene in ihren grauen Röcken und mit gelben Zeichen auf dem Rückenteil, just bei einem Bau beschäftigt. Sie wurden dabei von einer Abteilung ausgerüsteter Kosaken bewacht, die auf ihre Verdangewehren gestützt, dastanden. In einer kleinen Entfernung loderte ein Lagerfeuer, über dem ein Theekessel hing und etwa ein Dutzend Kosaken lag in nachlässiger Haltung umher. Der beschneite Platz, die verdrossen arbeitenden Sträflinge, die Kosakenbewachung und die um das Feuer gelagerten Soldaten — das alles machte im Dämmerchein des kalten, trüben Spätherbstabend, einen beklemmenden Eindruck auf mich.

Wir fuhren zuerst zu dem Direktor, um uns vorzustellen und zu fragen, wo wir hier Unterkunft finden könnten. Der Direktor, Major Potuloff, ein stattlicher Mann von etwa 50 Jahren, empfing uns sehr freundlich und bemerkte, daß er von dem Stellvertreter des Gouverneurs von Tschita von unserem Nahen bereits verständigt wäre, daß er aber gemeint habe, wir hätten den Plan aufgegeben, da die Schilka nicht mehr schiffbar sei. Daß fremde Reisende ein Interesse daran finden sollten, in dieser Witterung und bei diesem gefährlichen Weg die Reise doch vorzunehmen, schien ihm ganz unwahrscheinlich. Aber er freute sich, uns zu sehen und bot uns gastfreundliche Aufnahme in seinem Hause an. Ich dankte ihm und bemerkte, es läge uns ganz fern, ihn belästigen zu wollen, es würde uns genügen, wenn er die Güte hätte, uns bekannt zu machen, wo wir hier Unterkunft finden könnten. Nachend erklärte er, in Kara wären nur jene Herbergen zu finden, die die Regierung für Mörder, Diebe und Fälscher zu errichten für nötig fand, wir mögen daher seine Einladung ohne Weiteres annehmen und uns recht wohl bei ihm fühlen. Das war wohl sehr freundlich, aber es kam mir im Hinblick auf den Zweck unserer Reise sehr unerwünscht. In seinem Hause befanden wir uns gewissermaßen beständig unter amtlicher Aufsicht und es würde uns dabei auch kaum möglich werden, mit den politischen Sträflingen in Verbindung zu kommen.

Allein es blieb uns nicht die Wahl, wir mußten daher diese Einladung annehmen und in kurzem waren wir in dem schön und bequem eingerichteten Hause einquartiert und hatten nach langer Zeit endlich wieder einmal den Genuß von großen Spiegeln, weichen Teppichen, bequemen Möbeln, ja sogar eines Klaviers.

Zur Zeit unserer Anwesenheit befanden sich im Karagebiet ungefähr 1800 zur Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge. Die Hälfte dieser Zahl war in Gefängnissen untergebracht, während die anderen in Holzhütten oder Baracken wohnten. — Nach dem Bericht der Gefängnisverwaltung befanden sich dort mit Jahreschluß 1885, also etwa zwei Monate nach unserer Anwesenheit, 2507 Personen. Diese Zahl umfaßt jedoch auch die Frauen und Kinder, die ihren Männern und Vätern freiwillig folgten und die 600 bis 800 zählen dürften.

Die Strafzeit eines Gefangenen in den Bergwerken von Kara kann in zwei Teile gesondert werden. In der ersten Zeit wird er im Gefängnis gehalten, und wenn er sich hier die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu verschaffen weiß, wird er aus der Gefängnishaft entlassen, um nun dem „freien Kommando“ anzugehören. Im „freien Kommando“ ist er zwar noch immer der zu Zwangsarbeit verurteilte Sträfling, er erhält auch da noch immer seinen Lebensbedarf täglich im Gefängnis zugewiesen und er darf sich keinen Schritt weit entfernen ohne Erlaubnißschein, aber er darf mit anderen gleichartigen Sträflingen in besonderen Baracken wohnen, oder mit seiner Familie eine Hütte beziehen, er darf in seinen Freistunden für sich thätig sein, genießt also einen gewissen, wenn auch sehr beschränkten Grad der Freiheit. Ist auch diese Frist abgelaufen und somit seine eigentliche Strafzeit, so wird er gewöhnlich als Zwangskolonist nach irgend einer Gegend Ostsibiriens verwiesen.

Damals gab es im Karagebiet sieben Gefängnisse, die sich längs des Karaflusses auf etwa 30 Kilometer erstreckten.

Im Suchen nach Gold hatte sich die Ansiedlung allmählich

flüßaufwärts ausgedehnt und da es nicht möglich war, die gefesselten Sträflinge täglich den weiten Weg zurücklegen zu lassen, mußten früher viele von ihnen unthätig im Gefängnis verbleiben. Die Gefängnisse wurden von Aufsehern geleitet, deren Vorgesetzter Major Potuleff war; den Wachdienst versah eine Abtheilung von ungefähr 1000 Kosaken, die dem Karabataillon angehörten. Die zwei Gefängnisse für politische Verbrecher, das eine bestimmt für die Männer bei der „Unteren Goldwäscherei“, das andere für die Frauen in Ustj-Kara, unterstanden nicht dem Major Potuloff, sondern dem Gendarmeriehauptmann Nikolin, der zu diesem Zwecke von Petersburg hierher gesandt wurde und über eine ausgewählte Gefängniswache von 140 Gendarmen verfügte. Auch die politischen Gefangenen hatten die Einrichtung des „freien Kommandos“, und zur Zeit unserer Anwesenheit bestand dieses aus ungefähr 15 Männern und Frauen, die in der „Unteren Goldwäscherei“ in Hütten wohnten.

Das alles war uns bis nach unserer Ankunft im Karagebiet nicht bekannt und wir wollten nun unser Vorgehen den Verhältnissen anzupassen versuchen. Vorerst beabsichtigten wir die Gefängnisse der gewöhnlichen Verbrecher in Augenschein zu nehmen und sie bei ihrer Arbeit zu betrachten; dann wollten wir die politischen Gefangenen kennen lernen, die im „freien Kommando“ lebten und schließlich die Gefängnisse der „Politischen“ besuchen, um einen Einblick in ihre Lebensweise zu gewinnen. Daß es uns gestattet sein werde, ein Gespräch mit ihnen zu führen, konnten wir nicht annehmen. Daß uns das Erstere gelingen würde, bezweifelte ich nicht; was das zweite betrifft, so hoffte ich nur, daß es mir gelänge; aber bezüglich des Dritten konnte ich nichts hoffen, war jedoch fest entschlossen, alles Mögliche anzuwenden, um es zu erreichen.

Ich weiß nicht, ob Major Potuleff Weisungen, die uns betrafen, erhielt und wenn es auch geschah, von welcher Art sie gewesen sein mögen. Er verkehrte mit uns sehr freund-

lich, stellte keine unbequeme Fragen und als ich einen Tag nach unserer Ankunft den Wunsch äußerte, die Gefängnisse und die Minen besichtigen zu dürfen, war er weder überrascht, noch zögerte er mit der Erlaubnis, er stellte uns sogar seinen Wagen zur Verfügung mit dem Bemerken, daß es ihn freue, uns begleiten zu können.

Es dürfte genügen, wenn ich hier nur zwei der von uns besuchten Gefängnisse der Karagegend schildere, das ärgste von allen und dann wieder das beste.

Als ärgstes dieser Gefangenenhäuser kann wohl jenes von Ustj-Kara gelten. Es ist niedrig, sumpfig gelegen, an der Grenze der Kolonie, nahe jener Stelle, wo die Kara in die Schilka mündet. Es wurde in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erbaut, in jener Zeit, wo die russische Regierung zuerst Sträflinge in den Goldwäschereien zu beschäftigen begann. Es bildet mit seinem umzäunten Hof ein Viereck von beiläufig 35 Meter Länge und Breite. Zwei Seiten werden durch die Baulichkeiten abgegrenzt, während die andern beiden durch dicke, hohe Pfähle gebildet werden. Als wir uns dem Thore näherten, präsentierte die Schildwache und rief den diensthabenden Unteroffizier mit dem üblichen „Starscheh!“ an. Ein Kosakenkorporal eilte herbei und öffnete mit seinem Schlüsselbund die kleine Thüre, die sich in dem großen Thor befand. Wir traten ein.

Einige Sträflinge mit halbgeschorenen Schädeln eilten über den Hof ihren Zellen zu. Wir bestiegen nun einige mit Kot und Eis bedeckte Stufen und gelangten durch eine massive Thüre in einen langen, niedrigen und finstern Korridor, dessen Fußboden schlüpfrig und dessen Atmosphäre warm, feucht und von jenem scharfen Geruch erfüllt war, der das Kennzeichen aller sibirischen Gefängnisse ist. Wer diesen Geruch je verspürt hat, wird ihn sicherlich nicht vergessen, und er läßt sich auch nicht mit allen anderen schlechten Gerüchen vergleichen. Man stelle sich eine dumpfe Kellerluft vor, von der jedes Teilchen wiederholt ein- und ausgeatmet wurde, so daß sie

fast völlig mit Stickstoff erfüllt ist und man denke sich noch dazu, die scharfe, amoniakhaltige Ausdünstung vieler, lange Zeit nicht gewaschener Körper, den Geruch von faulendem Holz und menschlichen Unrats — dann mag man beiläufig einen Begriff sich bilden können, wie diese Atmosphäre beschaffen ist. Wer an diese, mit Krankheitskeimen aller Art durchsetzte Luft nicht einigermaßen gewöhnt ist, dem kann sie keinen Augenblick erträglich sein. Als wir über den schlüpfrigen Boden des Korridors dahinschritten und kaum den ersten Atemzug dieser Atmosphäre eingefogen hatten, wande sich Potuloff, den Ausdruck des Abscheus in den Mienen, zu mir und rief aus: „Ein ekelhaftes Gefängnis!“

Der Korporal, der uns vorausschritt, öffnete nun die massive Holzthüre der ersten Zelle und schrie hinein: „Stille!“ die übliche Ermahnung des Kerkermeisters, wenn ein Offizier die Zellen besichtigen geht.

Wir traten nun in einen Raum, der ungefähr 8 Meter lang, 7 Meter breit, 3 Meter hoch war und 29 Häftlingen zum Aufenthalt diente. Hier war die Luft noch um vieles ärger, als im Korridor, es wurde mir recht übel dabei. Die zwei Gitterfenster der Zelle konnten in keiner Weise geöffnet werden und auch sonst war keine Vorrichtung zur Lüftung vorhanden. Die Wände mochten einst getüncht gewesen sein, jetzt waren sie von Schmutz ganz schwarz und an vielen Stellen mit dem Blut des getöteten Ungeziefers bespritzt. Die Dielen waren wohl gefegt, aber eine dicke Kruste Kot hatte sich da festgesetzt. Die Britschen befanden sich an drei Seiten, wo die Gefangenen dichtgedrängt mit dem Kopf gegen die Wand gerichtet, ohne jedes Bettzeug schliefen. Außer den Britschen, einem gemauerten Ofen und einem Unrathkübel, befand sich gar kein Einrichtungsstück in der Zelle.

Wir verweilten in der ersten Zelle nur zwei oder drei Minuten. Ich dürfte wohl der Erste gewesen sein, der sich hinausflüchtete; viel deutlicher blieb mir aber in Erinnerung das Gefühl der Erleichterung, mit dem ich im Korridor auf-

atmete. Daß mir jetzt die Atmosphäre der Flur als Erfrischung dienen konnte, das mag deutlich zu erkennen geben, wie jene der Zelle beschaffen war. Rasch durchschritten wir nun die andern sieben Zellen des Gefängnisses, die sich von der ersteren kaum mehr, als durch ihren Umfang oder die Anzahl der Insassen unterschied. Diese entsetzliche Atmosphäre war überall dieselbe und die Folgen ließen sich auch in der Krankenabteilung erkennen: Skorbut, Typhus, Blutleere und Lungenschwindsucht waren hier, wie in den meisten sibirischen Gefängnis Spitälern, die vorherrschenden Krankheiten. Jeder der Beamten wußte auch was die Quelle dieser Übel sei und keiner machte den Versuch es beschönigen zu wollen. Der Gefängnisarzt bemerkte zu mir: „Bei uns herrscht das ganze Jahr Skorbut. Sie haben nun die Zellen besichtigt und können sich ein Urtheil bilden. Bei diesem Schmutz und bei dieser Überfüllung müssen Krankheiten epidemisch auftreten. Wir haben jetzt 140 Kranke, im Frühling steigert sich diese Zahl oft auf 250.“

Früher war es noch ärger. Im Jahre 1857 wollte der berühmte Razgildjeff aus den Goldgruben von Kara 100 Pud Gold für den Zaren ausbeuten lassen und da erkrankten und starben mehr als tausend Häftlinge an Skorbut, Typhus und Überarbeitung. Damals war der gepriesene Alexander, „der Befreier“, Zar von Rußland, und es wäre wohl anzunehmen, daß er dem Schicksal der in seinen Privatminen zur Arbeit gezwungenen Menschen einige Beachtung gewidmet hätte, daß er nur einen Teil des mit dem Opfer von tausend Menschenleben gewonnenen Goldes zur Verbesserung dieser tödlichen Zustände verwenden wollte — nichts geschah! Zehn Jahre später herrschte noch, wie S. Maximoff in seinem Buche „Sibirien und die Zwangsarbeit“ bemerkt, „derselbe Zustand, waren noch dieselben Gefängnisse und derselbe Skorbut vorhanden.“ Und als wir noch weitere zwanzig Jahre später im Karagebiet erschienen, da mußten wir vernehmen: „Bei uns herrscht das ganze Jahr Skorbut!“ — Die Zahl der in den

Krankenhäusern von Kara im Jahre 1886 vorgekommenen Erkrankungen stellte sich, nach amtlichem Berichte, auf 4208, was eine Durchschnittsziffer von täglich 117 ergibt.

Aber in den amtlichen Ausweisen sind noch lange nicht alle Krankheitsfälle verzeichnet. Viele Sträflinge, die zum „freien Kommando“ gehören, liegen in ihren Hütten und auch jene Kranke, die in den Zellen verbleiben, weil ihr Zustand nicht so arg erscheint, oder weil die Spitäler überfüllt sind, sind da nicht mitgerechnet. Es ist nichts Seltenes, daß ein Häftling im ersten Stadium des Skorbutz zwei Wochen in seiner Zelle liegt und dabei seine gesunden Mitthäftlinge ansteckt.

Nachdem wir die Zellen der Männer besichtigt hatten, kamen wir endlich wieder in die freie, frische Luft des Hofraumes; wir durchschritten diesen, um das Frauengefängnis zu besuchen. Es war dies ein ähnlicher, aber viel kleinerer Holzbau, der zwei Zellen enthielt. Sie waren wärmer, heller und auch höher, als die anderen, aber im großen und ganzen nicht viel besser. Der Fußboden war voll Löcher und dahin mochten die Weiber wahrscheinlich allen Schmutz und Unrat schütten. Ich blickte mich, um eines der Löcher näher zu besichtigen, was die Dunkelheit nicht zuließ, aber dagegen noch ich um so mehr. Die dumpfe, von Fäulnis durchsetzte Luft war so arg, daß ich den Atem zurückhalten mußte. Auch diese Zellen, die 48 Personen weiblichen Geschlechtes aufgenommen hatten — manche von ihnen hatte überdies noch ein kränkliches Kind auf dem Arm — waren nicht besser eingerichtet, als die anderen, auch hier war nicht die Spur von Bettzeug zu finden.

Während unseres Rundganges wurde Major Potuleff von den armen Häftlingen mit Bitten und Klagen bestürmt. Einer der Gefangenen hatte z. B. während des Transportes angeblich im Zustand der Trunkenheit seinen Namen „vertauscht“ und mußte nun hier Zwangsarbeit verrichten, anstatt irgendwo als Zwangskolonist zu wohnen; er bat um Änderung.

Ein anderer meinte, er wäre bereits berechtigt, im „freien Kommando“ zu leben; andere wieder klagten, sie wären schon Monatlang im Gefängnis, ohne zu wissen, warum. Viele wandten sich auch an mich in der Meinung, wir wären zur Inspektion hierher gekommen. Um dem Major die Verlegenheit zu ersparen und den Häftlingen vielleicht auch die Bestrafung, unterließ ich es nicht, sie so rasch wie möglich aufzuklären, daß es uns nicht möglich sei, ihnen zu helfen, daß wir nur einfache Reisende seien, die die Gefängnisse nur besichtigen wollten.

Der arge Zustand der Gefängnisse und die vielen Klagen der Leute schienen Potuloff verstimmt zu haben. Er wurde schweigsamer und machte nicht den geringsten Versuch die Verhältnisse zu beschönigen. Auch fragte er uns nicht, weder damals noch später um unsere Meinung über die Gefängniszustände; er konnte sich recht gut denken, was wir davon halten mußten.

In einem anderen abgeschlossenen Hof befand sich das Gefängnis für Frauen, die aus politischen Gründen verurteilt waren. Um diesen Teil zu besuchen, mußte jedoch der Gendarmeriehauptmann Nikolin seine Erlaubnis geben. Was ich davon später erfahren habe, giebt mir die Meinung, daß es vielleicht reinlicher und nicht so überfüllt war, wie die Zellen der gewöhnlichen Verbrecher, daß es aber sonst auch nicht gesünder und bequemer gewesen.

Dienstag Nachmittag besuchten wir das Gefängnis von Mittel-Kara und dieses dürfte wohl das beste von allen sein, die sich in jener Gegend befinden. Es lag ungefähr 5 Kilometer von der Unteren Goldwäscherei entfernt; der Weg dahin führte am rechten Ufer der Kara aufwärts, durch ein ödes, beschneites Thal, in welchem einige schlechte Hütten, der im „freien Kommando“ Wohnenden zerstreut lagen. Eine erbärmlichere Behausung, als diese aus Treibholz und Brettern flüchtig gezimmerten Hütten bilden, mag es wohl nicht geben und es ist mir ganz unbegreiflich, wie Menschen in solcher

Räumlichkeiten, einen harten, sibirischen Winter zubringen können.

Mit der Schaffung des „freien Kommandos“ wurde bezweckt, die Sträflinge zur Besserung anzueifern, ihnen die Möglichkeit zu geben, durch gute Aufführung ihre Lage verbessern zu können. Ich glaube nicht, daß die Moral dadurch gefördert wird, im Gegenteil! Das „freie Kommando“ leistet viel eher noch der Entsittlichung Vorschub, der Trunksucht und noch manchem anderen Laster. Auch der Umstand, daß Frauen und Kindern gestattet ist, ihre Angehörigen nach Sibirien zu begleiten und im „freien Kommando“ getrennt von den in Zwangsarbeit Befindlichen zu leben, schädigt die Sittlichkeit. Diese Frauen und Kinder werden von der Regierung unterstützt in der Meinung, daß sie später auf den Häftling durch das häusliche Zusammenleben einen veredelnden Einfluß ausüben werden. Nun aber führt die Mehrheit dieser Frauen und Mädchen in den Strafkolonien einen lasterhaften Wandel; sie verderben hier, selbst wenn das Stappenleben ohne besonders schädigenden Einfluß auf ihre Moral gewesen ist. Der Sträfling, der zum „freien Kommando“ gelangt, hat auch in den wenigsten Fällen Lust sich sein Heim wohnlich zu gestalten. Er weiß, daß seine Strafzeit nun doch nicht mehr so lange währt, daß er dann als Strafkolonist nach irgend einem Teil Sibiriens verschickt wird, wobei er hier die Früchte seiner Bemühungen verlieren würde. So ist denn sein ganzes Streben möglichst wenig zu arbeiten und so weit er es vermag, allen Lastern zu folgen.

Ein großer Teil der Sträflinge ersehnt seine Zuteilung zum „freien Kommando“ nur darum, weil ihnen da eine günstigere Gelegenheit zur Flucht geboten ist. Jährlich, sobald es Sommer geworden, flüchten sie zahlreich in die Wälder und streben von hier aus den Baikalsee zu erreichen. Der Ruckruf gilt ihnen da als Signal und die Flucht ergreifen, heißt im Rotwelsch der sibirischen Brodjaks „des Generals Ruckruf Befehl erhalten“.

Gegen 300 Sträflinge aus dem „freien Kommando“ folgen jährlich dem Befehl des „Generals Kuckuck.“ Viele der Sträflinge des Karagebietes, die im Frühjahr flüchten, kehren im Herbst, unter anderem Namen und gefesselt, als Gefangene zurück, aber sie sind doch befriedigt, denn sie haben einige Monate in der Freiheit die frische Waldesluft genossen. Viele Sträflinge können die Flucht überhaupt nicht unterlassen, ein innerer Drang treibt sie nach den pfadlosen Wäldern und weiten Steppen Ostsibiriens. Sie wissen recht gut, daß ein gänzliches Entkommen kaum möglich ist, sie wissen recht gut, daß sie wie ein gehektes Wild rastlos fliehen müssen, daß sie monatelang von Beeren und Kräutern sich nähren müssen, daß sie stündlich den Tod zu gewärtigen haben, und doch — kaum wird der erste Kuckuckruf laut, so treibt es ihn fort mit Allgewalt*). „Ich hatte früher einen Häftling zum Diener“, erzählte mir ein Gefängnisbeamter von Kaza, „der ein erpichter Brodjak war und oft nur darum fortlief, weil er das Bagabundenleben nicht länger entbehren konnte. Er hatte noch immer bei seinen Ausreißereien die größten Entbehrungen erleiden müssen und er wußte, daß er aus Sibirien nicht entkommen kann, aber immer wieder flüchtete er um nach einiger Zeit gefesselt wieder eingebracht und streng bestraft zu werden. Und so wurde er alt. Eines Tages kam er zu mir — damals gehörte er dem „freien Kommando“ an und bat mich, ich möge ihn einsperren lassen. Verwundert schaute ich ihn ob des seltsamen Begehrens an und fragte ihn, was er denn angestellt habe. „Nichts, wahrhaftig nichts!“ beteuerte er, „aber, Sie wissen ja, ich bin ein Brodjak, ich bin schon oft fortgelaufen und würde es gewiß wieder thun; aber ich bin jetzt alt und kann das Leben im Walde nicht mehr wie früher ertragen. Lassen Sie mich doch einsperren, Herr, ich könnte mich nicht bezwingen, wenn ich den „General Kuckuck“ rufen hörte.“ — Ich erfüllte seinen Wunsch und ließ ihn den größten

*) Man vergleiche 1. Teil, Seite 179—184.

Teil des Sommers hinter Schloß und Riegel. Und als die Sommerszeit vorüber war, da war auch sein Wandertrieb gewichen und er verhielt sich ganz ruhig.“

Nicht ohne Mühlung konnte ich diese Geschichte von dem alten Brodjak vernehmen. Gleich Odysseus, der sich an den Mast binden ließ, um den süßen Lockungen der Sirenen zu widerstehen, ließ sich der Alte in Haft nehmen, damit ihn nicht der Rückblick hinaus in die Welt locke, aus deren Ferne ihm die Freiheit so verführerisch winkte.

Es liegt da die Frage nahe, wie es doch komme, daß die so streng bewachten Häftlinge zu entweichen vermögen. Das ist, im Grunde genommen, minder schwierig, als es scheinen könnte. Die Häuser des „freien Kommandos“ werden nicht bewacht und es ist auch kein Bewachungskordon aufgestellt, es fällt daher dem Gefangenen nicht schwer, nachdem er sich einige Lebensmittel aufgespart hat, nächtlich das Weite zu suchen. Außerdem ist manchem Gefängnisaufseher diese Flucht gerade nicht unwillkommen, da sie daraus einen Gewinn zu schlagen vermögen. Sie verschweigen nämlich die Sache und nehmen pünktlich die für die Geflüchteten bestimmten Kleider und Lebensmittel in Empfang, um sie dann an den Lieferanten wieder zu verkaufen. So kommt es, daß die Regierung dieselben Gegenstände wiederholt erhält und bezahlt. Für den betrügerischen Beamten bedeutet jeder gestorbene oder geflüchtete Sträfling eine Einnahmecziffer, so lange sich eben der Abgang verschweigen läßt und die Namen in der Liste verzeichnet bleiben können. Von dieser Seite ist daher fester zu erwarten, daß sie den Fluchtversuchen kräftig entgegentreten werde, oder besondere Anstrengungen machen wolle, die Entwichenen wieder einzubringen . . .

Das Gefängnis von Mittel-Kara befand sich in der Kolonie gleichen Namens. Es war ein nicht sehr umfangreiches Blockhaus mit einem Stockwerk; die Front ging nach der Straße zu, die anderen Seiten waren von dem hohen Pfahlzaun begrenzt, der einen viereckigen Hof umgab. Dem Aussehen nach

und in seiner Einrichtung war dieses Gefängnis jenem von Ustj-Kara ziemlich ähnlich, nur mochte der Bau nicht so alt sein und auch bessere sanitäre Verhältnisse haben. Während unserer Anwesenheit waren die meisten der Insassen in der Oberen Goldwäscherei beschäftigt, ich konnte mich daher auf den Augenblick nicht überzeugen, ob auch hier eine derartige Übersfüllung stattfinde, wie in den anderen Gefängnissen. Major Potuloff erklärte mir auf meine Frage hin, daß es gegenwärtig von 107 Häftlingen bewohnt sei. Die wenigen, die eben anwesend waren, mußten wegen Krankheit zurückbleiben, oder weil ihre Anwesenheit zur Verrichtung der häuslichen Arbeiten, wie Kochen und Reinigen, nötig war. Die Luft war zwar auch hier dumpf, allein viel reiner, als in Ustj-Kara, man vermochte wenigstens ohne Stelüberwindung zu atmen. Der erwähnte charakteristische Gefängnisgeruch fehlte auch hier nicht, doch schien es mir, als wolle man ihn durch den Duft der über den Britschen an den Wänden angebrachten frischen Tannenreisern unmerklicher machen. An manchen Stellen waren bei diesen Reisern Papptäfelchen angebracht, die mit Stellen aus der Bibel bedruckt waren. So las ich da u. a.: „Ihr, die ihr mühselig und beladen seid, kommet alle zu mir, ich will euch erquicken.“ — Auf wessen Veranlassung hin diese Sprüche angebracht wurden, weiß ich nicht; mich dünkten die citierten Worte und der Tannenschmuck, doch zu sehr im Widerspruche zu dem düstern Gefängnisraum mit seinen harten Britschen voll Ungeziefer.

Manche dieser Britschen waren mit dünnen Decken versehen, die von den Gefangenen selbst aus allerlei Flicken und Lappen hergestellt waren. Es ist eine Unmenschlichkeit, daß die russische Regierung den Gefangenen nicht einmal ein Strohlager giebt, den Luxus, den man in civilisierten Ländern selbst den Kettenhunden gönnt. Hier aber müssen Sträflinge täglich zwölf Stunden schwer arbeiten und wenn sie dann müde heimkehren, haben sie nichts, als ein hartes Lager und dabei die verheißenden Worte der Schrift an den schmutzigen Wänden:

„Ihr, die ihr mühselig und beladen seid, kommt alle zu mir, ich will euch erquicken.“

Wir haben zehn Gefängnisse in Transbaikalien besichtigt, aber nur in einem einzigen, im neuen Gefängnis zu Werkhin-Ubinsk sahen wir ein Bett, ein Kissen und eine Decke. Überall schlafen die Sträflinge in ihren Kleidern auf den harten Britschen, überall werden sie von Ungeziefer gequält und überall müssen sie eine verpestete Luft einatmen. Wer da meint, ich übertreibe, den will ich nur auf die bereits erwähnten Schriften*) verweisen: „Sibirien und die Zwangsarbeit“ von Maximoff und „Ufar“ von Orfanoff. Ich bin also nicht der erste, der auf diese Dinge hinweist, es geschah schon früher in Rußland selbst und von Russen; ich wiederhole es auch nicht darum, weil mir die Dinge gar so sehr gefallen, sondern, weil sie nicht oft genug wiederholt werden können, um endlich die russische Regierung zu veranlassen, diesen schmachlichen Zuständen ein Ende zu machen.

Nach Besichtigung der Zellen gingen wir in die Küche.

Die Sträflinge im Karagebiet erhalten täglich drei Pfund Roggenbrot, etwa vier Unzen Fleisch mit Knochen, etwas Gerste, die gewöhnlich zur Suppe benutzt wird und endlich eine Kleinigkeit an Ziegelthee. Wer durch Mehrarbeit oder in sonst einer Weise zu ein paar Kopelen kommt, gönnt sich wohl auch zuweilen einige Kartoffeln oder Kohlblätter. Die Speisen, die der Gefangene erhält, schienen mir ausreichend genug zu sein, doch wurde keine Abwechslung vorgenommen. Ich kostete das Brot, es war ungefähr von der Art wie es die sibirischen Bauern gewöhnlich genießen, nur war es nicht genügend ausgebacken; das Fleisch, das ich an die Gefangenen verteilen sah, schien mir noch weniger befriedigend, es glich den Fettbroden, die zur Seifenfabrikation verwendet werden.

Die Mahlzeiten der Sträflinge fanden folgendermaßen statt: Nach dem Morgenaufbruch erhielten sie ein Frühstück, aus Ziegel-

*) Siehe 1. Teil, Seite 184.

thee und Brot bestehend, das sie in den Zellen verzehrten. Nachdem dies geschehen war, marschierten sie nach den Goldwäschereien, Thee und Brot für ein zweites Essen mitnehmend. Dieses erfolgte, gleichviel bei welcher Witterung, im Freien an einem Lagerfeuer. Erst in der späten Nachmittagsstunde, wenn sie von ihrer Arbeit zurückgekehrt waren, erhielten sie in den Zellen die eigentliche Mahlzeit: Suppe, Fleisch, Brot und zuweilen auch noch ein wenig Thee. Nachdem dann wieder der Namensaufruf erfolgt, werden sie in den Zellen eingeschlossen.

Die Kleidung eines Sträflings im Karagebiet besteht — oder sollte vielmehr bestehen — aus folgendem:

Alle sechs Monate ein grobes Linnenhemd und gleichartige Hose, jedes Jahr einen Rock, eine dickere Hose und eine Mütze, ferner im Winter für die Dauer von dreiundeinhalb Monate berechnet: ein Paar „Brodinjas“, Lederstiefel, und im Sommer für die Dauer von zweiundzwanzig Tagen berechnet ein Paar „Kottjis“, pantoffelartige Schuhe. Von welcher Art die Nahrung und Kleidung der Sträflinge ist, erklärt sich am besten und kürzesten aus dem Umstande, daß die Regierung für einen Sträfling in dem Karagebiet jährlich kaum achtzig Rubel auslegt.

Nachdem wir das Gefängnis von Mittel-Kara besichtigt hatten, fuhren wir gegen Ober-Kara, verließen dann den Wagen und gingen in der Richtung des Flusses nach den Goldwäschereien.

Der goldhaltige Sand im Karagebiet befindet sich unter einer Schicht von Thon oder Stein, deren Dicke zwischen drei bis sechs Meter schwankt. Die Gefangenen müssen nun diese Schicht entfernen und den goldhaltigen Sand zur Maschine befördern, wo er in einem großen eisernen Trichter ausgewaschen wird. Das Ganze wird dann in eine Reihe flacher, geneigter Rinnen abgelassen, wo der „schwarze Sand“ und die Goldteilchen zu Boden sinken und von querliegenden Hölzern an dem Abfließen verhindert werden.

Der erste Abbau, den wir besichtigten, bot einen gar trüben Anblick, der durch den grauen Wintertag noch gesteigert wurde. Dreißig bis vierzig Gefangene von einem Kordon Kosaken umringt, arbeiteten in einer tiefen Grube, deren Sohle einst das Flußbett gewesen sein mochte. Einige entfernten mit Spitzhacken die harte Decke, andere füllten den Abbau in Traggeräte und wieder andere schafften sie fort und entleerten sie in einer gewissen Entfernung. Die Maschine war nicht im Betrieb, denn es sollte jetzt nur eine Goldschicht bloßgelegt werden.

Die gefesselten Sträflinge arbeiteten verdrossen, man merkte, daß sie sich nach der Nachtruhe sehnten. Es war stille; die Ruhe wurde nur unterbrochen von dem Geräusch der Spitzhacken, von den kurzen Befehlen der Aufseher und von dem Rettengelirr der Sträflinge, die den Abbau forttrugen. In einer geringen Entfernung versuchten einige Soldaten auf dem beschneiten Boden ein Feuer anzumachen, um ihren Thee bereiten zu können und die froststarrten Hände zu erwärmen. — Wir beobachteten die Sträflinge ein Viertelstündchen, dannkehrten wir zu unserem Wagen zurück, verstimmt von dem trüben Anblick und dem Wetter.

In den Minen von Kara wird im Winter von 7 Uhr morgens bis 5 Uhr abends gearbeitet, im Sommer von 5 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Einen beträchtlichen Teil dieser Zeit beansprucht auch der Weg, den die Gefangenen vom Gefängnis zu den Goldgruben und wieder umgekehrt zurücklegen müssen. Diese liefern jährlich dem Zaren 11 Pud Gold. Die wirkliche Ausbeute ist jedoch viel größer, allein die Sträflinge, die im „freien Kommando“ leben, wissen oft Goldförner beiseite zu schaffen und an Leute zu verkaufen, die dieselben über die chinesische Grenze schmuggeln. In Sibirien selbst ist der Handel nicht möglich, da der Besitz des „Goldenen Weizens“ — wie es die Gefangenen nennen — an und für sich schon strafbar ist; aber der Handel bringt so reichen Gewinn, daß ihn viele wagen. Sie kaufen den Gefangenen das Gold ab,

das „Gott gehört“, wie diese zu sagen pflegen, und woraus sie den Schluß ziehen, daß sie es für sich behalten dürfen, wenn es ohne Gefahr der Entdeckung möglich ist.

Major Potuloff meinte, die Erhaltungskosten der Sträflinge im Karagebiete dürften sich auf jährlich eine halbe Million Rubel belaufen. Ob auch der Zar, den der ganze Ertrag der Goldgruben gehört, einen Teil dieser Kosten deckt, weiß ich nicht; aber es ist mir bekannt geworden, daß die „Kabinettminen“ — wie sie in Rußland genannt werden — jährlich gegen 3600 Pfund reines Gold ergeben.

4. Das „freie Kommando“.

Am begierigsten war ich, näheres über das Leben und Treiben jener Gefangenen zu erfahren, die politischer Vergehen wegen, zur Zwangsarbeit verurteilt wurden. Gemeine Verbrecher, Mörder, Diebe, Fälscher u. s. w., die zur Zwangsarbeit bestimmt waren, konnten wir endlich auch in anderen Teilen Sibiriens sehen, aber politische Katorzhniki*) waren nur im Karagebiet zu finden, in den Gefängnissen und in den Holzhlütten des „freien Kommandos“. Es galt uns nun vor allem, uns da und dort den Zutritt zu verschaffen und wir hofften, daß es uns gelingen werde, denn wir waren nicht mehr die harmlosen, unerfahrenen Reisenden, die mit ihren Empfehlungsbriefen und amtlichen Bewilligungen ihren Zweck vollends zu erreichen wähnten und ohne diese nichts zu unternehmen wagten. Wir hatten während eines halben Jahres genug erfahren und erprobt, um zu wissen, wie man mit mißtrauischen Polizeileuten und Gendarmen verkehren müsse und diese Erfahrungen wurden durch manchen nützlichen Wink, den uns politische Verschiedte gaben, bereichert.

*) Zur Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge. Siehe 1. Teil, Seite 46.

Hier schien mir das geeignetste, recht viel Verbindungen mit Amtspersonen anzuknüpfen, durch behutsames Fragen und Forschen über die hier herrschenden Verhältnisse ins Klare zu kommen, mit nichts ein Interesse für die politischen Sträflinge erkennen zu geben und abzuwarten, bis sich der Zufall unserer Absicht günstig zeigt. Wir besichtigten daher vorerst nur die Gefängnisse der gemeinen Sträflinge und die Goldgruben, verkehrten freundlich mit den Beamten, ganz besonders mit dem Major Potuloff und seiner schönen Frau. In kurzer Zeit war mir klar, daß es ganz vergeblich wäre, die Erlaubnis zu erbitten, um mit den politischen Sträflingen zu verkehren, sondern wir dieses nur im geheimen bewerkstelligen könnten. Ganz unbekannt waren mir die Verhältnisse eigentlich nicht. Ihren Namen und ihren Schicksalen nach kannte ich die meisten politischen Sträflinge; an eine derselben, an Fräulein Natalie Armsfeldt, hatte ich ein Empfehlungsschreiben mit; auch besaß ich eine Planskizze der „Unteren Goldwäscherei“, wo auch die Hütte, die sie mit ihrer Mutter im „freien Kommando“ bewohnte, verzeichnet war. Allein ein heimlicher Besuch war nicht möglich, in diesem mit Kosaken und Gendarmen vollgestopften Nest, wo jede Bewegung des Fremden beobachtet und wo er neugierig begafft wurde, als wäre er ein Wunderthier. Und noch ein zweiter Übelstand stellte sich unserer Absicht entgegen. Major Potuloff wich nicht von unserer Seite! Von der Stunde an, wo wir bei ihm einkehrten, widmete er sich mit Vernachlässigung alles anderen ganz uns; er blieb daheim, wenn wir daheim blieben, er ging mit uns aus, wenn wir dazu Lust zeigten. Ich brauchte nur nach Gut und Überroth zu schauen und er bemerkte schon: „Sie wollen ausgehen? Ich will Sie ein wenig begleiten.“ — Uns blieb natürlich nichts anderes übrig, als gute Miene zu machen und diese Begleitung anzunehmen. Zweifellos wollte er, daß wir dort nicht selbständig nachforschen nach Dingen, die er unseren Blicken am liebsten entzogen wissen wollte. Ich konnte mich recht gut in seine Situation hineinsetzen und es

war mir gar nicht lieb, daß er zufolge unserer Anwesenheit eine gewisse Störung empfinden mußte, allein unserer Sache zuliebe, mußte ich es selbst darauf ankommen lassen, ihn zu täuschen, so weit dies ehrlicher und anständiger Weise zulässig war. Daß beides für uns, die seine Gäste waren, nur sehr schwer sich vereinigen läßt, wußte ich recht gut und das machte auch unsere Situation recht unbehaglich. Und doch wäre es uns nicht möglich gewesen, auf andere Art zum Ziel zu gelangen! Hätten wir ihm nun einfach gesagt, wir wollten die Bewohner des „freien Kommandos“ besuchen, so hätte er uns zweifellos entschieden davon abgeraten und dann wäre es uns nicht mehr möglich gewesen, diesen Besuch ohne sein Wissen vorzunehmen; ich beschloß daher die Ausführung vorzunehmen, ehe er mich auf irgend eine Art daran verhindern konnte. Natürlich mußte das in einer Weise geschehen, die unseren freundlichen Wirt durchaus nicht zur Last werden durfte und die Folgen der Entdeckung dieses Verkehrs einzig nur uns treffen sollten. Auf unsere Absichten lieber zu verzichten, mochte ich doch nicht; endlich wurde uns diese Gastfreundschaft, die hier das Haupthindernis bildete, doch nur aufgenötigt!

So wartete ich auf die günstige Gelegenheit zur Durchführung meiner Absicht, der sich anfangs eine Fülle von Schwierigkeiten boten. Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Kara besuchte uns der Gendarmeriehauptmann Nikolin. Er hatte von unserer Ankunft Kenntnis erhalten und wollte vermutlich nun selbst erfahren, was uns eigentlich hierher geführt haben mochte. Obgleich er auf mich keinen sympathischen Eindruck machte, war ich doch erstaunt über die beleidigende Kälte mit der ihn der Major in seinem Hause aufnahm. Auf den ersten Blick hin konnte ich erkennen, daß die beiden Männer nicht die freundlichsten Gefühle für einander hegten und es machte mich nachdenklich, welch' wichtiger Umstand es eigentlich sein mag, der den Hauptmann veranlaßte, sich einer Behandlung auszusetzen, die jeder andere wie einen Schlag ins Gesicht empfunden hätte. Aber russische Gendarmereioffiziere

können schon ziemlich viel vertragen, gilt es irgend einen Zweck zu erreichen! Hauptmann Nikolin wollte uns persönlich kennen lernen und da hielt ihn der frostigste Empfang des Majors nicht ab, freundlich wie ein Maientag zu scheinen. Ich hielt es für das geeignetste, ihm, soweit es den Hausherrn nicht verletzen konnte, eine freundliche Miene zu zeigen, ich dachte, das müsse ihm unter den gegebenen Verhältnissen ganz besonders schmeicheln und günstig für uns stimmen. Ich hatte auch später keinen Grund anzunehmen, daß ich mich bei dieser Annahme getäuscht. Hauptmann Nikolin mochte unser freundliches Benehmen recht angenehm empfinden und als er wieder fortgehen wollte, drückte er mir zum Abschied recht warm die Hand und gab der Hoffnung Ausdruck, uns recht bald wieder zu sehen. Eine direkte Einladung mochte er in der Anwesenheit des Majors nicht recht wagen, und auch wir vermieden es, einen Besuch zu bestimmen, obgleich wir diesen in Absicht hatten und ausführen wollten, sobald es uns nur gelänge, für einige Zeit unseres steten Begleiters los zu werden. Major Potuloff vermied es aus Zartgefühl oder Klugheit, auch nur ein Wort über den Hauptmann zu äußern, nachdem sich dieser entfernt hatte. Später konnte ich aus den Gesprächen mit anderen Offizieren erfahren, daß beide einander ziemlich feindlich gesinnt seien und daß der Hauptmann überhaupt von allen Offizieren der Garnison, als Angeber und Spion gehaßt und verachtet wurde*).

„Er berichtet über unser ganzes Thun nach Petersburg,“ bemerkte mir einer der Offiziere, „aber mir ist nichts daran gelegen und ich fürchte ihn ganz und gar nicht. In den letzten drei Jahren haben wir nacheinander schon vier oder fünf Gendarmereioffiziere als Kommandanten der politischen Gefangenen hier gehabt, aber der ist der ärgste von allen.“

Vergleichen Erfahrungen machten natürlich unsere Situation

*) über die Organisation der russischen Gendarmarie s. 1. Teil, 10. Kapitel.

noch schwieriger; ich mußte, daß Nikolin es sicherlich sofort erfühlte, wenn ich mit den politischen Gefangenen des „freien Kommandos“ in Verbindung getreten wäre, daß er höchst wahrscheinlich sogleich davon Meldung in Petersburg machen und dies zweifellos ausnützen würde, um seinem Feinde, dem Major Potuloff zu schaden. Und so hätte ich dem Manne gegenüber, dessen Gastfreundschaft wir genossen, dies verschuldet. Und nicht nur das, noch ärgeres konnten die Folgen sein! Der Gendarmeriehauptmann war, wie ich vernommen hatte, ein Feind der Institution des „freien Kommandos“ und er bemühte sich auch wiederholt, um dessen Aufhebung zu erreichen; mein heimlicher Verkehr mit jenen Leuten hätte ihm als Waffe zur Bekämpfung dieser Einrichtung dienen können, er wäre in der Lage gewesen dem Minister des Innern zu berichten: „Die Absicht der Regierung ist, den gefährlicheren Teil der Sträflinge von jedem gesellschaftlichen Verkehr fern zu halten, dies zu erreichen, ist mir unmöglich, wenn die politischen Sträflinge im „freien Kommando“ wohnen und dort Besuche fremder Reisende erhalten können. Sibirien wird jetzt häufiger als früher bereist und das Karagebiet ist nun keineswegs mehr so fern von allem Verkehr, wie einst. Wenn selbst die kaiserlichen Offiziere, wie Major Potuloff z. B. fremden Reisenden den Verkehr mit den politischen Sträflingen erleichtern, so muß die Regierung die Absicht der Isolierung aufgeben, oder das „freie Kommando“ als schädlich beseitigen und die Verbrecher wieder in den Gefängnissen einschließen.“

Was nach einem derartigen Bericht erfolgen kann, läßt sich sehr leicht erraten. Mein heimlicher Besuch hätte nicht nur den Major Potuloff geschädigt, sondern auch jene, die im „freien Kommando“ wohnen; ich wäre die Ursache, daß sie wieder in das Gefängnis zurückkehren müßten. Der Gedanke, daß ich dazu beitragen könnte, das Unglück dieser Armen noch zu vergrößern statt zu verringern, schuf mir eine bange, schlaflose Nacht, in der ich die Sache auch nach jeder Richtung hin in Erwägung zog, und dabei mußte ich immer

wieder zu dem Schlusse kommen, daß ich die Bekanntschaft der politischen Gefangenen im Karagebiet machen müsse und, daß dies in einer anderen Weise kaum möglich werden könne, als in jener, die ich ursprünglich in Absicht hatte. Es galt daher abwarten, um im gegebenen Augenblick mich der Aufmerksamkeit des ebenso freundlichen wie wachsamem Majors zu entziehen.

Fünf Tage verstrichen, ohne daß es mir gelang nur ein einziges Mal unbegleitet das Haus verlassen zu können. Am sechsten Tag bot sich endlich die Gelegenheit, da Potuloff genötigt war nach Ustj-Kara sich zu begeben um hier die Untersuchung einer Feuersbrunst vorzunehmen, die vor kurzer Zeit ein großes Mehlmagazin der Regierung zerstörte.

Die Geschichte dieser Feuersbrunst giebt übrigens einen Beweis der Entfittlichung, der Bestechlichkeit russischer Beamter, was in Sibirien noch viel deutlicher als anderwärts zu erkennen ist. Das Magazin sollte zur Zeit, als es niederbrannte, 20000 Pud Mehl enthalten, doch nach dem Brande stellte es sich heraus, daß kaum mehr als 20 Pud vorhanden waren und diese gehörten einem Privatmann, der sie nur zufällig in dem leerstehenden Magazin eingelegt hatte. Von den 20000 Pud war keine Spur zu finden und es stellte sich denn heraus, daß das Mehl von irgend einer Seite unterschlagen wurde und das Gebäude in Brand gesteckt, um den Diebstahl zu verhüllen. Einige Monate später hörten wir, daß auch Major Potuloffs Haus, wo sämtliche Akten der Untersuchung dieses Falles aufbewahrt wurden, plötzlich ein Raub der Flammen geworden, was zweifellos von jenen veranlaßt wurde, die guten Grund hatten, die Angelegenheit zu beseitigen.

Raum eine Stunde nach der Abfahrt des Majors machte ich mich auf den Weg, die politischen Gefangenen des „freien Kommandos“ aufzusuchen; einige Geschenke, die für sie bestimmt waren, verbarg ich zwischen Futter und Oberstoff meines Pelzrockes, ebenso die Schriften, die ich bei mir hatte.

Es war die zweite Nachmittagsstunde. Major Potuloff äußerte sich, er werde erst am folgenden Nachmittag zurückkehren, ich war daher 24 Stunden ohne Aufsicht, was ich nach Möglichkeit benützen wollte. Vor allem beschloß ich, Hauptmann Nikolin aufzusuchen um dort die günstige Meinung, die er von uns haben könnte, noch zu befestigen. Abends wollte ich mich dann von seiner Wohnung aus direkt zu dem erwähnten Fräulein Armsfeldt begeben. Ich dachte, es würde Nikolin schmeicheln, wenn ich die erste Stunde, wo es mir möglich geworden, benützte, um ihn zu besuchen, und dann meinte ich auch, mein Besuch bei dem Fräulein würde weniger auffallend sein, wenn mich dabei die Leute vom Hause des Kommandanten kommen sähen. Sie würden vielleicht glauben, es geschähe mit Wissen des Hauptmanns, dem es daher nicht gemeldet werden müsse.

Hauptmann Nikolin, ein Mann in den fünfziger Jahren mit Kahlkopf, grauem Vollbart, schmalen, festgeschlossenen Lippen und kaltem Gesichtsausdruck, war einer der schlauesten und erfahrensten Gendarmerieoffiziere; er hatte unter General Murawiew, dem „Fenster Polens“, seine Schule genossen und stand schon dreißig Jahre im Dienst.

Auch er besaß jene geschmeidigen, höflichen Umgangsformen, die bei russischen Gendarmerieoffizieren gewöhnlich zu finden sind, was jedoch nicht hinderte, daß die ungünstige Meinung, die ich von ihm schon bei der ersten Begegnung gefaßt hatte, jetzt noch verstärkt wurde. Wie sehr er sich auch bemühte freundlich zu erscheinen, wie herzlich er mich auch begrüßte — es lag in seinem Blick etwas Lauerndes, was deutlich zu erkennen gab, daß all die schönen Worte und das Lächeln nichts anderes als Maske sei, hinter der sich sein eigentlicher Charakter verstecke. So viel ich von diesem zu erkennen glaubte, besaß er nur eine einzige Schwäche: die Eitelkeit ob der Wichtigkeit und Bedeutung seiner hiesigen Stellung. Es galt ihm für keine Kleinigkeit auf diesen Posten gestellt zu sein, wo er die Aufsicht über das bedeutendste Gefängnis Sibiriens hatte und

dabei keinem anderen untergeordnet war, als dem Minister des Innern in St. Petersburg, mit dem er auch direkt verkehrte, eine Ehre, die jener des direkten Verkehrs mit dem Zaren gleich gilt. Diese Eitelkeit wollte ich nun nach Möglichkeit benützen, um ihn günstig für mich zu stimmen. Ich entschuldigte mich, daß ich ihn nicht schon früher besucht, es wäre mir leider nicht möglich gewesen unter den bestehenden Verhältnissen. Er verneigte sich und bemerkte, daß er die Situation in der ich mich befinde, wohl zu würdigen wisse; dann lud er mich zu einer Tasse Thee ein.

Ein dampfender Samowar wurde herbeigebracht, die Tassen gefüllt, die Cigaretten angesteckt und dann begann ein lebhaftes Gespräch.

Ich gab in recht flotter Weise einige unserer Abenteuer in Sibirien zum Besten, und vergaß nicht zu erwähnen, daß ich Mitglied der geographischen Gesellschaft in Amerika sei, erzählte von meiner früheren Verbindung mit der russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft, von meinem Zeltleben in Kamtschatka, von meinem Verkehr mit Herrn Wlangalli, dem Sekretär des auswärtigen Amtes in Petersburg, letzteres um ihm anzudeuten, daß ich mit Wissen und Empfehlung der höchsten russischen Behörden nach Sibirien gereist wäre.

Er schien mir gerne zuzuhören und ich hatte bald meine ganze Lebensgeschichte erzählt. Nun fragte er mich, ob ich meine Reise durch Sibirien schriftstellerisch verarbeiten wollte, was ich mit dem Hinweis auf meine Stellung beim „Century Magazine“ bejahte. Ich erwähnte, daß ich schon früher einiges über Sibirien veröffentlicht habe, was ihn interessierte. Ich lud ihn ein uns zu besuchen und die Skizzen meines Freundes Frost zu betrachten und ich bedauerte schließlich auch, daß er nicht Englisch verstehe, somit auch nicht in der Lage wäre, meine Aufsätze lesen zu können. Er meinte, sie dürften wohl auch ins Russische übertragen werden. Die Möglichkeit gab ich zu, zumal mein erstes Buch zweimal ins Russische übersetzt wurde. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sonst noch schwatzte, gewiß

ist, daß ich noch mit keinem Menschen der Welt so viel von mir selbst und meinen Angelegenheiten gesprochen habe, wie mit diesem Gendarmeriehauptmann.

Meine Offenheit und meine Plauderhaftigkeit schienen die von mir erwünschte Wirkung hervorzurufen: er wurde wärmer in der Rede, füllte meine Tasse wiederholt und als er dann merkte, daß ich nicht nur erzählen, sondern auch zuhören kann, erzählte er mir seine Lebensgeschichte, von seinem Avancement, seinen Orden, seinen Bezügen, wie lange er noch brauche, um pensionsberechtigt zu sein und erwähnte auch mit Stolz, er sei in ganz Sibirien der einzige Offizier mit Hauptmanns-rang, der mit dem Minister des Innern direkt verkehre. Im Laufe des Gespräches kamen wir auf das Verbannungssystem zu sprechen und da mußte ich mich doch nicht wenig wundern, als er den Etappenhäusern alles üble nachsagte, und das Leben der Verschiedten während des Transportes für ganz erbärmlich fand, ja überhaupt das ganze Verschiedungssystem für verwerflich hielt.

Solche Äußerungen hatte ich an dieser Stelle sicherlich nicht erwartet. Doch gleich bedachte ich, ob das nicht alles eine Finte sei, ob er nicht mit derlei Worten meine Meinung herauslocken wolle. Ich ging immerhin auf das Gespräch ein, ohne erkennen zu lassen, wie wohlbekannt mir alle Verhältnisse wären; und ich unterließ es nicht, dabei auf die wenigen besseren Gefängnisse, die ich gesehen hatte, nachdrücklichst hinzuweisen. Ich erwähnte das neue Gefängnis zu Werthins-Udinsk und stellte es als Beweis hin, daß die Regierung bemüht sei, das Gefängniswesen in Sibirien zu verbessern.

Nun kam er plötzlich auf die politischen Gefangenen des Karagebietes zu sprechen. Er versicherte, sie befänden sich in einer viel günstigeren Lage, als da häufig geglaubt wird. Sie wohnten in großen, hellen Zellen, mußten keine Zwangsarbeit verrichten, hätten Bücher zur Verfügung, dürften Gelder in Empfang nehmen und kämen endlich nach Ablauf einer ge-

wissen Zeit ins „freie Kommando“, wo sie ihr eigenes Haus bewohnen und ein Gärtchen dabei haben.

Ich drückte mein Staunen über diese milde Behandlungsweise aus und fragte, ob die politischen Gefangenen nicht in den Goldgruben arbeiten müßten.

„Gewiß nicht!“ antwortete er. „Sie befinden sich in ihren bequemen Räumlichkeiten, lesen oder studieren dort, das ist alles.“

„Und dürfen sie mit ihren Bekannten und Verwandten im europäischen Rußland brieflich verkehren?“ fragte ich.

„Warum nicht? Daß sie ungehindert schreiben können, darauf hab' ich, nachdem ich hierher kam, ganz besonders Rücksicht genommen. Natürlich lese ich die Briefe oder Postkarten, die sie absenden wollen, aber sie können schreiben so viel ihnen gefällt.“

„Bei uns in Amerika glaubt man,“ bemerkte ich, „daß politische Verbrecher in Sibirien oft auch, an den Karren gefesselt, in den Gruben arbeiten müssen, wo sie ihre Tage im größten Elend verleben.“

Er sah mich an und lächelte überlegen, dann sprach er:

„Auch ich war früher ähnlicher Meinung und war ganz überrascht, als ich hier die Verhältnisse so günstig vorfand. Könnten Sie jetzt in die Zellen blicken, Sie würden dort die Gefangenen an einem großen Tisch sitzen sehen, mit Lesen oder Schreiben beschäftigt und Sie würden glauben, es wäre ein Bibliothekszimmer.“

Ich bemerkte, daß mich dieser Anblick freuen würde, es sei ein recht interessanter Gegenstand für einen Aufsatz, und ich fragte ihn, ob er mir erlauben wollte, das Gefängnis zu besuchen.

„Dazu bin ich nicht ermächtigt,“ antwortete er zögernd, „aber einige Bücher können Sie sehen, wenn Sie wollen. Es sind sogar englische dabei.“

Er rief einen Soldaten herbei und gab ihm den Befehl

aus dem Gefängnis einige englische Bücher oder Zeitungen zu bringen.

Der Soldat folgte der Weisung und kam bald wieder mit einem Band Shelleys Gedichte und einer Nummer des Londoner Witzblattes „Punch“. Mit dem Lächeln eines Siegers überreichte sie mir der Hauptmann, dann sprach er wieder:

„Vor kurzem veranstalteten sie sogar eine Theatervorstellung in einer der Zellen und eine Zeitlang gaben sie auch eine geschriebene Zeitung heraus.“

Und nun brachte er seine Bücher herbei, um mir zu zeigen, wie viel Geld die Gefangenen im Laufe des Jahres von ihren Angehörigen erhalten haben. Nach seiner Berechnung waren es 6044 Rubel*).

„Haben die Gefangenen freies Verfügungsrecht über diese Beträge?“ war nun meine Frage.

„Sie haben es, aber sie bekommen das Geld nicht, sondern können nur verfügen, was dafür angekauft werden soll; und das geschieht auch, wenn es nicht Gegenstände betrifft, die nach den Vorschriften nicht zugelassen werden dürfen.“

Ich nahm diese Eröffnungen mit frohem Staunen entgegen; ich war ganz entzückt von dem Anblick des lieblichen Bildes, das der edelgesinnte Gendarmeriehauptmann vor meinen Blicken erstehen ließ: die glücklich-frohen Gefangenen, die in prächtigen Räumlichkeiten sitzen und zur Unterhaltung den „Punch“ lesen, die wöchentlich eine Zeitung herausgeben und wenn sie guter Laune sind, Komödie spielen. Und ich war

*) Als ich auf der Rückreise wieder nach Irkutsk kam, lernte ich einen Beamten der Rechnungsabteilung kennen und fragte ihn gelegentlich, da ihm alle Berichte zugänglich waren, wieviel Geld die politischen Gefangenen im Karagebiet während der ersten zehn Monate des Jahres 1885 von ihren Angehörigen erhalten haben. Er prüfte die Belege und gab mir dann den Betrag von etwa 700 Rubeln an. Hauptmann Nikolin hatte mir daher falsche Zahlen angegeben, um in mir den Glauben zu erwecken, die politischen Gefangenen hätten die Mittel, in verhältnismäßiger Behaglichkeit zu verleben. Ich zweifle nicht im geringsten, daß die mir von den Beamten angegebene Ziffer, die richtige war.

dann wieder empört, daß die Gefangenen so viel Güte und Milde der väterlichen Regierung mit so viel Undank und niederträchtiger Empörung erwidern.

„Sie können sich gar nicht vorstellen,“ sprach Nikolin zu mir, „wie verschmißt diese Gefangenen sind und welche List sie zu ersinnen wissen, um Briefe in das Gefängnis oder aus dem Gefängnis zu schmuggeln. Wie würden Sie es z. B. anfangen, wenn Sie einen politischen Gefangenen genau durchsuchen müßten.“

„Ich müßte ihn entkleiden lassen und sein ganzes Gewand durchsuchen.“

„Und dann?“

„Ich müßte augenblicklich nicht, was noch?“ antwortete ich.

„Würden Sie seine Ohren prüfen?“

„Nein, daran hätte ich kaum gedacht.“

„Würden Sie im Mund Nachschau halten.“

„Nein.“

„Den hohlen Zahn untersuchen?“

Ich bemerkte, daß mir nie der Gedanke gekommen wäre, in einem hohlen Zahn das Vorhandensein von Briefen anzunehmen.

„Nun sehen Sie!“ rief er überlegen lächelnd aus. „Ich habe Gefangenen dünne Papierchen aus Ohren und Mund genommen, ich fand auch in einem hohlen Zahne eine Giftbottle verborgen.“

„Ah! die Kerle sind schlau,“ fügte er, die Hände reibend, dazu, „aber mich täuschen sie doch nicht!“

Ich erschrak, als mir da plötzlich einfiel, daß ich in meinem Rock manches verborgen habe, was nicht für den Anblick des Hauptmanns bestimmt war. Ich hatte den Rock im Vorzimmer abgelegt und vielleicht hatte der mißtrauische Offizier, der selbst hohle Zähne durchsucht, auch Auftrag gegeben, mein Kleidungsstück näher zu prüfen. Es wurde mir recht unbehaglich zu Mute; so oft die Thüre geöffnet wurde, schaute ich unwillkürlich hin, ob jetzt nicht der Inhalt meines Rockes her-

beigebracht werde. Doch zum Glück waren all diese Besorgnisse unnötig.

Hauptmann Nikolin erzählte mir noch manches von dem Leben und Treiben der politischen Gefangenen im Karagebiet. Vieles, was er da zum Besten gab, war Wahrheit; aber diese Wahrheit war so künstlich entstellt, daß er mich wahrscheinlich getäuscht hätte, wäre ich der harmlose Reisende gewesen, für den er mich zweifellos hielt.

Eine wunderliche Komödie, die sich zwischen uns abspielte!

Das Gefängnis der „Politischen“ war mir fast so genau bekannt, wie dem Hauptmann selbst, unter den Schriften, die ich im Gürtel trug, befand sich auch ein genau gezeichneter Plan des Gefängnisses und ein Namensverzeichnis aller Insassen. Ich hätte Nikolin jeden Gegenstand, der sich in den Zellen befand, schildern können; ich wußte, was die Sträflinge als Nahrung und Kleidung bekamen und in welcher Weise sie die Zeit zubrachten; ich wußte auch, daß vier der Gefangenen an die Karren gefesselt waren, daß einige vor Leid wahnsinnig geworden — ich wußte alles, was sich in den letzten fünf Jahren hier ereignet hatte und konnte jede Behauptung Nikolins auf ihre wahre Bedeutung zurückführen. Nichtsdestoweniger saß ich als aufmerksamer Zuhörer da, heuchelte Empfindungen, die mir völlig fremd waren und gab mir den Anschein eines harmlosen, flotten Reisenden, der nichts verheimlichen kann und auch nichts zu verheimlichen braucht, der ganz verwundert ist, daß die Gefangenen nicht in feuchten Gruben an den Karren gefesselt, frohnden müssen, der recht erfreut ist, daß ihnen ein lebenswürdiger, edel denkender Offizier vorgesetzt ist, der sie mit Güte und Milde behandelt.

Welche Meinung Hauptmann Nikolin von mir gewonnen hat, ist mir unbekannt geblieben, aber ich glaube, daß es mir gelungen ist, den geriebensten und rücksichtslosesten aller Gendarmerieoffiziere in Ostsibirien gründlich zu täuschen; und wenn es vielleicht doch nicht so ist, er hat mich wenigstens nicht zu hintergehen vermocht. Vom Standpunkt der Moral

läßt sich mein Vorgehen in diesem Falle freilich nicht recht günstig betrachten, allein ich konnte nicht anders, für mich stand alles auf dem Spiele. Bei meinem Gepäck, auf meinem Leibe befanden sich zahlreiche revolutionäre Schriften, Pläne der Gefängnisse, Abschriften amtlicher Dokumente, Briefe von politischen Sträflingen, ein ganzes Dutzend Taschenbücher mit Aufzeichnungen; nicht nur viele politische Verschwörer, sondern auch zahlreiche wackere Beamte wären durch den Inhalt kompromittiert worden. Hätte ich nun Verdacht erregt und dadurch Anlaß gegeben, daß meine Sachen durchsucht wurden, so wäre nicht nur das ganze mühevoll gesammelte Material für mich verloren gewesen, sondern es wäre auch zur entgegengesetzten Absicht benutzt und dadurch jene Leute ins Verderben gestürzt worden. Diese Umstände mögen wohl mein listiges Vorgehen entschuldigen; die Existenz vieler war von meiner Sicherheit abhängig.

Gegen Abend verließ ich Hauptmann Nikolin und begab mich zu Fräulein Armsfeldt, deren Hütte zwischen dem Gefängnis der Politischen und dem Hause des Majors Potuloff sich befand, nahe der Grenze der Unteren Goldwäscherei.

Fräulein Armsfeldts Lebenslauf war mir einigermaßen bekannt. Sie war die Tochter eines bekannten russischen Generals und die Schwester der Schriftstellerin Frau Fedshenko, der Gattin eines bedeutenden russischen Gelehrten. Die Familie war reich, vom Adel und hatte bedeutende Verbindungen; das Fräulein und auch ihre Mutter waren unter anderem auch mit dem russischen Dichter Grafen Leo Tolstoi befreundet. Sie sprach französisch, deutsch, englisch, zeichnete, malte, sie war kurz gesagt, eine durchaus gebildete Dame.

Am 11. Februar 1879 wurde sie in einer revolutionären geheimen Verbindung in Kiew verhaftet. Die Polizei überfiel die Gesellschaft in der Nacht; die Männer leisteten Widerstand und schossen mit ihren Revolvern auf die eindringenden Polizisten und Gendarmen, diese schossen zurück, wobei denn auf beiden Seiten Tote und Verwundete vorkamen. Endlich

wurden sie überwältigt und abgeführt. Fräulein Armsfeldt wurde wegen Teilnahme an einer revolutionären Verbindung und wegen Widerstand gegen die gesetzliche Gewalt verurteilt — woran sie eigentlich gar nicht Anteil genommen hatte — zu Zwangsarbeit von vierzehn Jahren und zehn Monaten, Entziehung aller bürgerlichen Rechte und, nach Abbüßung der Zwangsarbeit, auf lebenslängliche Verbannung nach Sibirien.

Es war schon dunkel geworden, als ich die kleine, weißgetünchte Hütte erreichte, welche der Beschreibung nach, ihre Wohnung sein mußte. Ich pochte an, die massive Holzthüre wurde von einer jungen Person geöffnet.

„Wohnt hier Fräulein Armsfeldt?“ war meine Frage.

„Das bin ich,“ antwortete sie.

„Ich heiße Georg Kennan und bin Reisender aus Amerika. Ich kam nach Sibirien um das Verschiebungssystem kennen zu lernen. Ich machte die Bekanntschaft vieler Ihrer Freunde und bringe Ihnen auch einen Brief von Frau X.“

Einen Augenblick lang betrachtete sie mich in schweigender Überraschung, dann sagte sie sich und ersuchte mich näher zu treten. Ich schritt durch eine kleine dunkle Flur und gelangte in ein Stübchen, dessen Fußboden ohne Bretter war, dessen niedrige Decke aus rohem Holz bestand; aus demselben Material waren auch die kärglich getünchten Wände, in welchen sich zwei Fensterchen befanden. Die Stubeneinrichtung bestand aus einem einfachen Holztisch ohne Decke, drei Holzstühle und eine schmale Bettstelle mit einer grauen Wolldecke. Außerdem befanden sich noch an beiden Seiten der Thüre Gestelle, worauf Eßgeräte sich befanden: Teller, Tassen, Messer, Gabeln und eine Theekanne; ferner ein Korb und ein einfacher Holzkoffer unter der Bettstatt. Trotz der ersichtlichen Dürftigkeit herrschte im ganzen Raume die vollständigste Reinlichkeit. Ich legte meinen Überrock ab und war eben daran, den Brief hervorzunehmen, als sie mich am Arm faßte und sprach: „Warten Sie lieber! Ich will zuvor die Fensterladen schließen und die Thüre verriegeln.“ — Mit zitternder Hand machte sie Licht

und eilte dann hinaus um die Thüren zu verschließen. Nachdem sie wieder hereingekommen war und auch die Thüre verriegelt hatte, sprach Sie zu mir: „Sie sind wohl nicht an die Atmosphäre von Furcht und Schrecken gewöhnt, in der wir uns befinden. Wie leicht hätte man durch das Fenster beobachten können, wie Sie mir den Brief gaben.“

Sie nahm das Schreiben entgegen und starrte es eine Weile uneröffnet an, denn noch immer war von ihrem Antlitz nicht das Staunen der Überraschung gewichen, das sich im ersten Augenblick schon zu erkennen gab. Endlich meinte sie: „Wie ist es Ihnen nur möglich geworden, hierherzukommen?“

Ich bemerkte, daß ich von Stratinst aus hierher geritten wäre.

„Aber wer gab Ihnen die Erlaubnis?“

„Ich habe keine Erlaubnis. Eine Woche schon befinde ich mich hier, fand aber erst jetzt die Gelegenheit Sie aufzusuchen.“

Und nun erzählte ich ihr, daß ich nach Sibirien gekommen wäre, um das Leben der politischen Verurtheilten kennen zu lernen und teilte ihr in aller Kürze mit, was ich davon zu beobachten Gelegenheit hatte. Nachdem Sie sich langsam von ihrer Überraschung erholte, richtete sie in englischer Sprache das Wort an mich:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so verwundert anstarre, daß ich Sie nicht herzlicher ausnahm, indes, Ihr Besuch kommt mir wie ein Traum vor. Ich bin so erregt, daß ich nicht weiß, was ich thue und sage. Sie sind der erste Fremde, den ich hier zu Gesicht bekomme, Ihr plötzliches Erscheinen wirkt so außergewöhnlich auf mich ein, daß ich mich kaum fassen kann. So mag es Livingstone gefühlt haben, als er in Afrika plötzlich mit Stanleyn zusammen kam. Was brachte Sie zu dem merkwürdigen Entschluß nach Sibirien zu reisen, um hier das Verhängungssystem kennen zu lernen?“

Während ich ihre Fragen beantwortete, tönte fragend eine schwache Stimme hinter dem Ofen her: „Wer ist hier, Natalie? Mit wem sprichst du?“

„Ein Reisender aus Amerika, Mutter, der uns selbst bei den Gruben von Kara aufzufinden vermochte.“

Frau Armsfeldt, die bei meinem Eintritte hinter dem Ofen schief und nun von unserem Gespräch geweckt wurde, trat jetzt hervor und begrüßte mich. Sie war eine hagere, kränklich aussehende Frau, die ungefähr über sechzig Jahre alt zu sein schien und deren edles Gesicht deutlich die Spuren all der Sorgen und Entbehrungen zeigte, die sie erdulden mußte. Ihre dunkelumringten, angelaufenen Augenränder ließen erkennen, daß sie gar manche bange Nacht schlaflos durchweint hat. Ein Gefühl von Wehmut und Mitleid ergriff mich; noch nie hatte ich auf einem Menschenantlitze so deutlich die Spuren trostlosen Leides erblickt.

Ich blieb eine halbe Stunde dort, dann ging ich fort mit dem Versprechen, später wieder zurückzukehren. Fräulein Armsfeldt bemerkte mir dabei, daß ich dann auch die übrigen politischen Gefangenen des „freien Kommandos“ bei ihr finden soll.

Ganz erregt eilte ich nach Hause, wo man mit dem Essen auf mich wartete. Frau Potuloff betrachtete mich zuweilen mit forschendem Blick, als wollte sie erkunden, was ich die ganze Nachmittagszeit angefangen habe, doch sie richtete deswegen keine Frage an mich und so blieb es mir erspart, irgend einen Vorwand gebrauchen zu müssen.

Um die siebente Stunde trat ich wieder in die Hütte des Fräulein Armsfeldt und fand hier auch einen politischen Gefangenen Namens Kurtejeff und eine schwächliche, junge Frau mit Namen Kolenkina. Ich hatte von letzterer schon manches gehört, sie war eine jener Revolutionärinnen, die, als Mitschuldige an der, gegen das Leben des Generals Mezzentscheff gerichteten Verschwörung nach dem Karagebiet verschickt wurde. Wie in ähnlichen Fällen früher, war ich auch jetzt überrascht, in dieser bekannten Revolutionärin eine junge, fast mädchenhafte Gestalt zu sehen. Es ist merkwürdig, daß alle jene Frauen, die in den letzten fünfzehn Jahren an den fürchter-

lichen Vorfällen von Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa beteiligt waren, die eine Kraft und Entschlossenheit bekundeten, wie sie sich in diesem Maße selbst bei Männern selten erkennen läßt, daß diese Frauen junge, zarte Geschöpfe von 18 bis 20 Jahren sind, nach deren harmlosen, fast schüchternen Mienen man vermuten könnte, sie wären Kinderlehrerinnen oder gar noch Zöglinge einer weiblichen Lehranstalt.

Nach und nach erschienen alle politischen Gefangenen, die im „freien Kommando“ lebten. Sie kündeten sich mit leisem Pochen an den Fensterläden an, wonach Fräulein Armsfeldt zur Thüre ging und ehe sie öffnete, vorsichtig nach dem Namen des Besuchers fragte.

Das halbdunkle Stübchen, die ängstliche Stille, das geheimnisvolle Pochen an den Läden, die im Flüstertone geführte rege Besprechung, die nun folgte, geführt von fahlen Männern und Frauen, die mich erstaunt betrachteten, als wäre ich vom Schattenreich gekommen — das alles wirkte ganz eigenartig auf mich ein.

Nichts in diesem Raume erinnerte an die Außenwelt mit ihrem bunten Treiben. Und als nun die Gefangenen mir die entsetzlichsten Geschichten des Sammers, der Brutalität, des Wahnsinns und des Selbstmordes erzählten, die im Karagebiet sich ereigneten, da war es mir, als hätte ich Einker gehalten durch jene düstere Pforte, über der Dante die Schreckensworte las: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate“ (Laßt alle Hoffnungen zurück, ihr, die ihr hier eintretet.)

Es mochte neun Uhr gewesen sein, just hatte ich mein Taschenbuch vorgenommen, um Verschiedenes anzumerken, als an den Fensterläden kräftig gepocht wurde. Frau Kolenkina flüsterte: „Die Gendarmen! Laßt sie nicht herein. Sagt ihnen wer von uns hier ist und sie werden sich vielleicht damit begnügen.“

Tiefe Stille herrschte und mein Herz schlug rascher, als sonst, da Fräulein Armsfeldt die Thüre öffnete und den draußen stehenden Gendarmen mit erkünstelter Sicherheit zurief:

„Wir sind alle hier: Die Mutter, ich, Kurtejeff, Kollinkina — sie gab ferner die Namen der anderen Anwesenden an, was ich jedoch nicht mehr deutlich vernahm.

Nach einigen Wechselreden entfernten sich die Gendarmen. Fräulein Armsfeldt verschloß wieder die Thüre und meinte dann lächelnd: „Sie begnügten sich, sie bestanden nicht darauf hereinzukommen.“ Dann wandte sie sich an mich und fügte in englischer Sprache dazu: „Die Gendarmen halten täglich dreimal Nachschau, um zu sehen, ob wir nicht entflohen sind. Jetzt geschieht es mehr, nur um der Form zu genügen, sie treten nicht immer ein.“

Die Unterhaltung wurde nun fortgesetzt.

Mehr als zwei Stunden hörte ich ihren Erzählungen zu und beantwortete so weit ich's vermochte, ihre hastig an mich gerichteten Fragen über die russischen Verhältnisse, die Entwicklung der revolutionären Bewegung. Im Laufe des Gesprächs erregte ein Mann, der mir nicht vorgestellt wurde und der bisher auch nichts bemerkt hatte, plötzlich meine Aufmerksamkeit. Er mochte in den dreißiger Jahren stehen, hatte ein bleiches, geistloses Gesicht, große blaue Augen, womit er mich fortwährend anstarrte, vor mir auf einen Schemel sitzend, seinen Kopf mittelst Hände und Arme auf die Kniee gestützt. Während der Pause, die entstand, begann er plötzlich in tonloser, langsamer Weise zu mir zu sprechen: „Wir — haben — hier — unseren — eigenen Friedhof. — Wollen — Sie — ihn — sehen?“

Was er sagte und wie er es sagte, wirkte so überraschend auf mich, daß ich keine Erwiderung fand. Aber da fiel mir ein, daß er einer jener Unglücklichen sein müsse, die ihren Verstand verloren haben. Und diese wunderliche Frage, die mir Wahnsinn und Tod deutlicher vor Augen stellte, ließ mir alles, was ich hier vernahm, noch grauenhafter erscheinen und vermehrte noch die Aufregung, die sich meiner bemächtigt hatte.

Erst nach Mitternacht schied ich von den politischen Gefangenen und eilte nach Hause. Selbst diese kalte Luft draußen

konnte mein fieberndes Blut nicht beruhigen. Alles schief schon, Frost ausgenommen, der besorgt meiner Heimkehr harrete. Ich warf mich aufs Bett und versuchte zu schlafen, allein all das, was ich gehört und gesehen, wirkte zu mächtig in mir, als daß ich Ruhe hätte finden können. Erst in den Morgenstunden schlief ich ein.

5. Politische Gefangene im Karagebiet.

Am nächsten Tage besuchte ich mit Frost Fräulein Arnfeldt. Abends sollte der Major heimkehren und dann war es wohl mit unseren selbständigen Ausgängen zu Ende; es galt daher, die kurze Zeit bis zu seiner Ankunft nach Möglichkeit auszunutzen. Es war nicht anzunehmen, daß unser Verkehr mit den politischen Gefangenen den dortigen Behörden lange Zeit verborgen bleiben konnte, aber bis das erfolgte und wir ferner daran verhindert wären, wollte ich soviel Auskünfte, wie nur möglich war, erhalten. Die Hütten der im „freien Kommando“ Lebenden am hellen Tag zu betreten, vermehrte allerdings die Gefahr der raschen Entdeckung, allein wir durften keine Stunde unnütz verstreichen lassen, und überdies hatte ich auch Fräulein Arnfeldt versprochen, wenn mich nicht besondere Hindernisse abhalten, sie in der Morgenzeit zu besuchen.

Unser hastiger Gang währte kaum ein Viertelstündchen und wir standen schon vor der Thüre, die Fräulein Arnfeldt uns öffnete. Wir traten ein. Im hellen Schein des klaren Wintermorgens, schien mir dieses dürrtige Stüblein noch öder und trauriger, als bei meinem früheren Besuch. Ich bemerkte jetzt auch eine Staffelei auf der sich ein Gemälde befand, ein seltsamer Anblick an diesem Orte, und ich konnte nicht unterlassen, einen fragenden Blick auf das Fräulein zu werfen. Sie verstand ihn recht gut, drehte die Staffelei um, so daß ich das Bild sehen konnte und sprach: „Ich versuchte meine Mutter zu porträtieren. Sie will ihrer anderen Kinder wegen

heuer nach Rußland zurückkehren und ich werde sie dann wahrscheinlich nie wieder sehen. Sie ist zu gebrechlich um ein zweites Mal die Reise nach Ostsibirien wagen zu können. So möchte ich nun etwas besitzen, was mich an ihre Züge erinnert, wenn sie aus meinem Leben geschieden ist. Ich weiß, das Bild taugt nicht viel, fast schäme ich mich, es Ihnen zu zeigen. Aber vielleicht können Sie mir besser raten; vielleicht lehrt mich Herr Frost, wie ich das geringe Material, das ich dazu habe, verwenden kann, ein besseres vermag ich mir nicht zu verschaffen.“

Gerührt betrachtete ich das Bild, ein schlechtes, sehr schlechtes Bild. Die Ähnlichkeit war zwar herauszufinden, auch war es nicht ohne Talent gemalt, aber die Leinwand eignete sich ganz und gar nicht dazu, die Farben waren schlecht, der erste Blick ließ schon erkennen, daß hier mit den ungenügendsten Mitteln ein Versuch gemacht wurde. Ein schmerzlicher Anblick dieser Versuch der Tochter, die Züge ihrer theuern Mutter festzuhalten, aber noch viel schmerzlicher war der Gedanke, daß in kurzer Zeit dieses schlechte Bild ihr einziger Tröster in der öden Einsamkeit sein soll.

Ich unterließ es, die Mängel des Bildes zu erwähnen, und während Frost sich mit den Malgerätschaften beschäftigte, knüpfte ich mit Frau Armsfeldt ein Gespräch an und fragte sie auch, wie sie in ihrem Alter den Mut finden konnte, eine Reise, wie die von Petersburg nach dem Karagebiet zu wagen.

„Ich konnte nicht anders!“ erwiderte sie gelassen. „Die Armen werden hier sehr schlecht behandelt, auch Natalie schlugen die Soldaten mit dem Gewehrkolben und andere wieder mußten vor Hunger sterben. In Petersburg vernahm ich manches, was mich besorgt machte, ich reiste also daher, um mich selbst von den Zuständen zu überzeugen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, daß mein Kind in diesem Elend ganz allein stehen soll.“

„Wann geschah das?“ war meine Frage.

„In den Jahren 1882 und 1883. Im Mai jenes Jahres

entflohen acht Gefangene und dann wurden die anderen so gequält, daß sie einen Hungerstreik vornahmen und dreizehn Tage lang keine Nahrung annahmen.“

Während dieses Gespräches traten einige politische Gefangene ein, Fräulein Armfeldt brachte den Samowar herbei und schenkte uns Thee ein. Das Gespräch wurde allgemeiner . . .

Nachmittag besuchte ich zum letztenmale Fräulein Armfeldt. Ich wußte, daß ich diese Unglücklichen kaum jemals im Leben wieder sehen werde, und auch sie wußten, daß sich jetzt die beste Gelegenheit bot mit jemandem zu sprechen, der in die civilisierte Welt wieder zurückkehrt und vielleicht Gelegenheit hat mit ihren Verwandten und Bekannten zu sprechen, und des nahen Abschiedes bewußt, schlossen sie sich noch inniger an mich an. Ich versprach der Mutter und der Tochter den Grafen Tolstoi zu besuchen und ihm zu schildern, in welchem Zustand ich sie hier getroffen habe*), ich gab ihnen meine Adresse an, daß sie mir Nachrichten von sich geben können, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet und ich übernahm ihre Briefe zur Beförderung an ihre Angehörigen in Rußland. Daß diese Briefvermittlung sträflich war und daß es mir dadurch recht arg ergehen konnte, falls meine Papiere von der russischen Polizei durchsucht worden wären, das wußte ich ganz gut, aber ich konnte mir's nicht versagen, den Gefangenen derlei Liebesdienst zu erweisen, oft die einzige Gelegenheit nach jahrelanger Unterbrechung wieder einmal mit Personen, die

*) Ich hielt, was ich versprach, besuchte den Dichter Tolstoi und erzählte ihm von den argen Leiden der ihm befreundeten Armfeldt. Doch er wollte von den politischen Sträflingen in Ostsibirien überhaupt nichts hören und wies auch die Schriften zurück, die ich für ihn mitgebracht hatte, um ihm ein Bild jener Zustände zu geben. Er erklärte mir, daß er manchen der politischen Gefangenen bedauere, daß er aber nichts für sie thun könne, da ihm ihr Vorgehen höchst unsympathisch wäre. Sie hätten Gewalt gebraucht und müßten nun durch Gewalt leiden. — In Moskau wurde mir gesagt, die Frau eines Verbannten wäre Tolstoi um eine Spende für die Gefangenen gegangen und sei abgewiesen worden. Wahrscheinlich wollte er Leute, deren Handlungsweise ihm nicht recht war, nicht im geringsten unterstützen.

ihnen teuer sind, in schriftlichen Verkehr zu treten. Oft war ich es selbst sogar, der sie aufforderte, mir Briefe zur Übermittlung mitzugeben.

Als es dunkelte, verabschiedete ich mich mit dem Versprechen, sie, wenn möglich, noch einmal zu besuchen, fügte jedoch dazu, daß es nicht sehr wahrscheinlich sei.

Major Potuloff war um Mitternacht heimgekehrt und ich sah ihn erst in der folgenden Morgenzeit. Er begrüßte mich höflich, aber kühler als gewöhnlich und auch der Händedruck blieb aus. Dann sprach er kein Wort, sondern blickte verstimmt auf seine Theetasse. Daß es so kommen werde, hatte ich erwartet und mir auch bedacht, was ich in diesem Falle thun will. Ich schätzte Potuloff als Ehrenmann; er nahm uns gastfreundlich in sein Haus und ich habe ihn vielleicht durch mein Vorgehen in eine höchst unangenehme Lage versetzt; so wollte ich mich nun ganz offen mit ihm aussprechen. Ich erzählte daher, ich hätte während seiner Abwesenheit die Gefangenen des „freien Kommandos“ kennen gelernt.

„Ich hab's vernommen,“ erwiderte er, ohne aufzublicken. Und nach einer Weile setzte er fort: „Ich halte mich verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß Sie sehr unvorsichtig vorgegangen sind.“

„Warum?“

„Weil Fremde, die heimlich mit den politischen Gefangenen in Verkehr treten, verdächtig werden. Das ist nicht gestattet und Sie werden dadurch Unannehmlichkeiten haben.“

„Mir hat niemand gesagt, daß es verboten sei,“ erwiderte ich. „Woher sollte ich wissen, daß es verboten sei mit Leuten zu verkehren, die frei wohnen und die ich jeden Tag auf der Straße sehen kann. Die dem „freien Kommando“ angehörigen sind nicht im Gefängnis, sie verkehren mit jedermann, warum also sollte ich es just meiden.“

„Gouverneur Barabasch*) telegraphierte mir,“ sprach er

*) Der Gouverneur des Theiles von Transbaikalien, in welchem die Goldgruben von Kara sich befinden.

ernst, daß Ihnen der Besuch politischer Gefangener nicht gestattet sei und natürlich wollte er da auch, daß Sie überhaupt den politischen Sträflingen ferngehalten werden.“

„Das wurde mir nicht mitgeteilt. Wenn ich das gewußt hätte, so würde ich mich danach gerichtet haben. Ich wußte nicht, daß ich von Ihnen auch nur eine Andeutung dessen erhalten hätte.“

„Ich vermutete nicht, daß Sie dergleichen Absichten haben würden; Sie erwähnten nichts davon. Übrigens — das ganze geht eigentlich den Hauptmann Nikolin an, denn er ist für die politischen Gefangenen verantwortlich. Ich will Sie nur warnen und Ihnen sagen, daß Sie unklug gehandelt haben und sich einer großen Gefahr aussetzen.“

Offen teilte ich nun Potuloff jetzt mit, warum ich nichts von der Sache erwähnt habe und warum ich seine Abwesenheit benützte, um meine Absicht zur Ausführung zu bringen. Ich gestand, daß ich seinen Einspruch vermeiden und auch verhindern wollte, daß ihn der Verdacht der Mitschuld treffe.

Meine Erklärungen schienen günstig zu wirken; bald fand er wieder den herzlichen Ton von früher, hielt es jedoch noch immer für nötig, seine Warnung zu wiederholen.

Etwa eine Stunde nach dem Frühstück erschien Hauptmann Nikolin und wünschte mit dem Major eine Dienstangelegenheit zu besprechen. Der Major führte ihn in sein Schreibzimmer, wo sie eine Besprechung von mehr als einer halben Stunde Dauer hatten. Während dieser Zeit war ich in meiner Stube mit der Ordnung meiner Papiere beschäftigt, während Frost in dem Besuchszimmer des Majors, das sich seinem Schreibzimmer gegenüber befand, die Kinder unserer Hauswirte abzeichnete.

Nach der Entfernung Nikolins suchte mich Frost auf und teilte mir mit, daß er einen Teil des Gespräches zwischen dem Major und dem Hauptmann erlauscht habe und daß es sich dabei um uns handelte. Mein Verkehr mit den politischen Gefangenen sei besprochen worden und Nikolin habe dabei die

Durchsuchung meiner Schriften für nötig erachtet, während Potuloff meinte, das würde zu viel Aufsehen erregen und es sei besser, das ganz zu vermeiden. Zum Schluß habe der Hauptmann bemerkt, daß die Durchsuchung doch vorgenommen werden müsse, wenn nicht hier in Kara, so doch anderwärts. Frost teilte mir das im Flüstertone, aber dabei ziemlich erregt mit und auch ich wurde unruhig. Zwar war es nicht wahrscheinlich, daß Potuloff eine Durchsuchung meiner Sachen in seinem Hause dulden würde, aber es wäre möglich gewesen, daß er an mich herangetreten wäre und gesagt hätte: „Nieber Georg Iwanowitsch, Hauptmann Nikolin weiß nun, daß Sie zu den politischen Gefangenen des „freien Kommandos“ in nähere Beziehungen getreten sind, daß Sie lange Zeit bei denselben verbrachten und er vermutet, daß Sie Briefe von ihnen übernommen haben. Er machte mir heute den Vorschlag Ihre Effekten zu durchsuchen. Da Sie mein Gast sind, hab' ich das zurückgewiesen, ich muß jedoch von Ihnen unter Ehrenwort die Versicherung verlangen, daß Sie keine derartige Schriftstücke bei sich führen.“

Hätte er so mit mir gesprochen, so wäre mir nichts übrig geblieben, als entweder den Mann, der mir Gastfreundschaft bot, zu belügen oder jene Unglücklichen zu verraten, die sich vertrauensvoll an mich wandten und denen auch meine volle Sympathie gewidmet war. Beides dünkte mich unmöglich. Aber etwas mußte geschehen und zwar rasch, denn die Gefahr war nahe. Wären meine Briefe entdeckt worden, so hätte die Armfeldt und noch einige andere zweifellos wieder ins Gefängnis zurückkehren müssen, überdies wären dann auch meine anderen Schriften entdeckt worden, was, wie schon früher einmal bemerkt wurde, vielen anderen Personen verderblich geworden wäre. In Bangen und in Unentschiedenheit mied ich vor allem mit dem Major zusammenzukommen, legte mich wegen angeblicher Unpäßlichkeit frühzeitig nieder und verbrachte eine schlaflose Nacht, in der Erwägung, was da zu thun am Besten wäre. Endlich kam ich zu dem schweren Entschluß,

die Briefe zu vernichten. Ich konnte natürlich die Absender zuvor nicht um Erlaubnis fragen, aber ich war davon überzeugt, daß sie unter den gegebenen Verhältnissen mein Vorgehen für gerechtfertigt gefunden hätten.

Schwer, sehr schwer kam mir der Entschluß Schriften zu vernichten, die für so viele Unglückliche Hoffnung und Trost waren und so manchen ihrer Angehörigen froh willkommen gewesen wären — doch es mußte sein! Die Frage war jetzt nur, in welcher Weise diese Vernichtung vorgenommen werden sollte. Seit der Entdeckung meines Verkehrs mit politischen Gefangenen mußte ich annehmen, noch viel schärfer, als früher, beobachtet zu werden; unsere Stube hatte ferner keine Thüren, sondern war von anderen Räumlichkeiten nur durch Vorhänge geschieden; das Fenster hatte keinen Vorhang und die gegenüberstehende Schildwache konnte Tag und Nacht unser Thun und Treiben beobachten. Würde ich die Papiere nur zerreißen, so könnten die Theilchen aufgefunden und wieder zusammengestellt werden; wollte ich sie verbrennen, so könnte mich der Geruch verraten, überdies war es auch möglich, daß mich Potuloff dabei überraschte, da er häufig ohne weiteres bei mir eintrat.

Kurz, nachdem ich morgens aufgestanden war, kam ein Soldat herein und machte Feuer im Ofen. Da kam mir ein Gedanke, die Gelegenheit zu benutzen; und während Frost mit dem Major im Nebenzimmer sich unterhielt und die Schildwache, wie ich mich überzeugte, für kurze Zeit mich auch nicht beobachten konnte, schleuderte ich die Briefe ins Feuer und nach wenigen Minuten war keine Spur mehr vorhanden. Dann löschte ich in meinem Taschenbuch manches fort, schrieb manches in Chiffren nieder und versuchte auch noch in anderer Weise der drohenden Durchsuchung meiner Effekten entgegenzuwirken.

Zwei Dinge sind es, an die ich mich heute unfroh erinnere, wenn ich meines Aufenthaltes im Karagebiet gedenke: Das erste betrifft die Vernichtung der erwähnten Briefe.

Ich sah die politischen Gefangenen nicht wieder und hatte

auch sonst keine Gelegenheit ihnen davon Nachricht zu geben und zu erklären, welche Umstände es nötig gemacht haben und heute kommen diese Erklärungen zu spät. Fräulein Armsfeldt starb etwa ein Jahr nach meinem Besuche an der Kerkerschwindsucht; den Brief, den sie mir übergeben hatte, mochte vielleicht ihr letzter gewesen sein. Und dabei erwiesen sich alle Befürchtungen als unbegründet. Major Potuloff forderte keine Erklärung von mir, meine Sachen wurden nicht durchsucht, ich hätte daher diese Briefe ebenso gut, wie später viele andere übermitteln können.

Das zweite betrifft die Person des Doktor Eduard Weimar, der zur Zeit meiner Anwesenheit im letzten Stadium der Lungenschwindsucht darniederlag und den ich zu besuchen unterlassen habe. Er gehörte zu den hervorragendsten politischen Gefangenen im „freien Kommando“, war ein Arzt, von vornehmer, reicher Familie und ungefähr 35 Jahre alt. Bis zu seiner Verschickung bewohnte er ein prachtvolles Haus auf Newski-Prospekt in Petersburg und war einige Zeit mit der Gemahlin des gegenwärtigen Zaren (Alexander III.) im Verkehr. Im Jahre 1877—1878, in der Zeit des russisch-türkischen Krieges leitete er das von der Fürstin errichtete Feldlazarett, wurde für seine vorzüglichen Dienste mit dem Annenorden und noch anderen Ehrenzeichen belohnt und erfreute sich auch der Gunst des Generals Gurko, mit dem er den bekannten Balkanübergang vornahm. Auf nicht sehr gewichtige Beweismittel hin wurde er verhaftet und nach einer einjährigen Untersuchungshaft in der Petropawlowskifestung zu Petersburg nach den Goldgruben von Kara verschickt.

Als er verurteilt wurde, äußerte sich die Londoner „Times“ folgendermaßen über diese Angelegenheit:

„In einem Telegramme, das wir heute veröffentlichten, teilte uns unser Korrespondent in St. Petersburg das Urteil, das gestern über die einer nihilistischen Verschwörung Angeklagten gefällt wurde, mit. Dem Beobachter westliche Länder müssen diese Art politische Prozesse geradezu als Karikatur des Rechts-

wesens erscheinen und diese Verhandlungen lieferten nur wieder den Beweis, daß mit Hilfe des Belagerungszustandes die Ausübung der Regierungskunst nicht sehr schwierig ist. Die Militärjustiz pflegt gewöhnlich schnell und auch streng ihr Urtheil zu fällen; die russische Militärjustiz jedoch ist grausam in ihrem Zaudern, unlogisch in ihrem Denken und herzlos in ihrem Urtheil . . .

Unter den Angeklagten, die gestern verurtheilt wurden, befindet sich auch Doktor Weimar, ein Mann, auf den Rußland alle Ursache hätte, stolz zu sein. Seinem Wesen nach ist er ein vollkommener Gentleman; als Arzt hat er seinen leidenden Landesgenossen hingebungsvoll gedient. Er ist — besser gesagt, er war, denn heute ist er nur noch ein Sklave in den mörderischen Gruben Sibiriens — mit russischen und rumänischen Orden ausgezeichnet worden und erhielt auch die Kriegsmedaille. Er befand sich unter den Truppen des General Gurko, die damals die glänzendste Waffenthat, den Balkanübergang, vollbrachten. Die Beschuldigungen, die wider ihn erhoben wurden, die Art und Weise, wie die ganze Sache übertrieben und verdreht wurde, mußte im tollsten Pöffenplunder als unglaublich erscheinen

Es wurden Zeugen aufgerufen, die über seinen Charakter aussagen sollten. Jeder hatte nur Worte des Lobes für ihn. Das paßte gar nicht zur Anklage. Wenn die Beschuldigungen, die gegen Doktor Weimar vorgebracht wurden, wahr gewesen wären, so hätte man nur annehmen müssen, daß ein bedeutender, mit Recht geschätzter Bürger an die Zustände seines Vaterlandes so verzweifelte, daß er sich mit Mordgesellen, wie Solowioff und anderen in eine Verschwörung einließ. Man sollte glauben, im Lauf der Verhandlung wären Beweise erbracht worden, die den Charakter des Angeklagten minder günstig scheinen ließen und die das Lob, das ihm geworden, abzuschwächen vermochten. Nichts von alledem! Der Ankläger sagte: „Meine Herren! ich hätte eine Reihe Zeugen vorführen können, deren Aussage das Gegentheil dessen ergeben hätten, was von den anderen

hier ausgesagt wurde; unglücklicherweise jedoch sind die Betreffenden alle abwesend.“ Dem militärischen Gerichtshof genügte natürlich diese Versicherung eines Generals vollkommen . .

Nichts vermag ein helleres Licht auf die schauerhaften Zustände der russischen Gesellschaft und Justiz zu werfen, als dieser Vorfall: Entweder hat der unerträgliche Despotismus einen der besten Bürger Rußlands der Verschwörung in die Arme getrieben oder Doktor Weimar wurde ohne Grund verurteilt und bestraft. Wie immer auch — in jedem Falle war dieser Prozeß — wenn es sich so verhalten hat, wie die Berichte melden — eine Schmach für die Militärjustiz . . .“

Großfürstin Dagmar, die jetzige Zarin, deren Feldlazarett Doktor Weimar geleitet hatte, interessierte sich für ihn und hielt ihn auch für unschuldig; auch ihre Fürsprache vermochte damals nicht ihm zu helfen. Als jedoch im Jahre 1881 ihr Gemahl zur Regierung gelangte, sandte sie den Oberst Nord nach dem Karagebiet um Doktor Weimar die Freiheit anzubieten unter der Bedingung, daß er feierlich erkläre, nichts feindliches gegen die Regierung zu unternehmen. Er antwortete, daß er eine Erklärung nicht geben könne, so lange ihm die gegenwärtigen Zustände Rußlands unbekannt blieben. Wolle ihm die Regierung gestatten, auf sein Ehrentwort hin nicht zu entfliehen oder unter Bewachung nach Petersburg zu kommen, um die jetzigen Verhältnisse kennen zu lernen, so würde er bald sich entscheiden können. Vergeblich versuchte Oberst Nord ihn von diesem Entschlusse abzubringen, es blieb vergeblich.

Als wir im Karagebiet uns befanden, war Doktor Weimar aus dem Gefängnis schon entlassen worden, doch lag er — wie erwähnt — schwerkrank an der Schwindsucht darnieder, die er sich, wie so viele andere, in dem sibirischen Gefängnisse zugezogen hatte. Seine Schicksalsgenossen wollten mich in jener Nacht, in der ich mit ihnen in der Hütte der Armesoldaten beisammen war, hinführen und sie erwähnten dabei, daß er vor Schwäche kaum mehr sprechen könne und jeden Augenblick

den Tod zu gewärtigen habe. Nun hatte aber mein plötzliches Erscheinen auf Fräulein Armsfeldt und die anderen politischen Gefangenen des „freien Kommandos“, die sich doch in einem verhältnismäßig gesunden Zustand befanden, einen so bedeutenden Eindruck gemacht, daß ich fürchten mußte, den Todkranken durch meinen mitternächtigen Besuch gar zu sehr aufzuregen. Dieses Bedenken bereute ich später, denn Doktor Weimar starb, ohne daß ich ihn gesehen hatte. Ungefähr sechs Monate später, als ich mich auf der Rückreise wieder in Petersburg befand, besuchte mich eine junge Dame, die seine Braut war und fragte mich, ob ich ein Schreiben oder vielleicht eine mündliche Botschaft von ihm mitgebracht habe. Sie war eben daran, die weite Reise vorzunehmen, um mit Doktor Weimar in Kara ehelich verbunden zu werden, als sie ein Telegramm von Hauptmann Nikolin erhielt, wo ihr mit wenigen Worten sein Verschiden angezeigt wurde. Seither — es waren einige Monate verflossen — hatte sie nichts von ihm vernommen; weder Doktor Weimar selbst durfte vor seinem Tode einige Zeilen an sie richten, noch war es einem der anderen Gefangenen gestattet. Sie hatte nun noch die Hoffnung, daß ich ihr eine Nachricht bringe. Es fiel mir nun sehr schwer, ihr mitteilen zu müssen, daß ich ihn während meiner Anwesenheit in Kara nicht besucht habe, obgleich die Möglichkeit einigermaßen vorhanden war.

Später besuchte ich die junge Dame. Sie erzählte mir die Lebensgeschichte dieses wackeren Mannes, las mir die Briefe vor, die er von den bulgarischen Schlachtfeldern an sie gerichtet hatte und zeigte mir auch weinend das kostbarste Andenken, das sie von ihm besaß: eine Handarbeit, die er in seiner Gefängniszelle zu Kara angefertigt hatte und die er ihr heimlich zu senden Gelegenheit fand. Es war ein langer, schmaler Streifen grober Leinwand, wie solche zu den Sträflingshemden benutzt wird, worauf buntfarbige, geometrische Figuren zierlich eingestickt waren.

„Welche Gedanken mögen in dieser Arbeit mit eingestickt

sein!“ rief die junge Dame unter einem erneuten Thränen-
erguß aus

Nach unserem letzten Besuch bei Fräulein Armfeldt blieben wir noch fünf Tage in Kara, ohne jedoch irgend etwas vorzunehmen, da wir uns scharf beaufsichtigt mußten. Ich will daher statt die weniger interessanten Begebenheiten unseres weiteren Aufenthalts hier zu schildern, lieber jenes in gedrängter Kürze vorbringen, was ich im Karagebiet über die dortigen Gefängnisse erfahren habe. Was da mitgeteilt wird, beruht vollkommen auf Wahrheit und ich habe es nicht ohne sorgfältige, vorherige Prüfung niedergeschrieben. Viele der Daten stammen sogar aus amtlichen Quellen. Es ist möglich, daß sich dabei unwesentliche Irrtümer eingeschlichen haben, aber für die Richtigkeit alles Wesentlichen dieser Angaben kann ich vollständig und vor jedermann einstehen. Was hier von Oberst Kononowitsch mitgeteilt wird, erfuhr ich teils von politischen Gefangenen, teils wieder von Beamten in Kara, Tschita, Irkutsk und Petersburg. Ich bedauere, daß es mir nicht möglich ist näher anzugeben, woher und in welcher Weise ich zu diesen Daten gelangte. Es müßte den Eindruck meiner Worte kräftigen, wenn ich darlegen wollte, daß meine Angaben von der glaubwürdigsten Seite herrühren, von Leuten deren Persönlichkeit und Stellung genügende Bürgschaft bieten, um jeden Verdacht der Parteilichkeit ausschließen zu können.

Bereits im Jahre 1873 wurden Leute politischer Vergehen wegen nach den Karagraben verschickt, aber erst später, im Jahre 1879, wurde es allgemeiner. Die meisten zur Zwangsarbeit verurteilten politischen Verbrecher wurden bis zur letzt-erwähnten Zeit in der Petropawlowskfestung zu Petersburg oder im großen Gefängnis zu Charkoff gefangen gehalten.

Da jedoch die revolutionäre Bewegung immer mehr Ausdehnung gewonnen hatte und die Gefängnisse im europäischen Rußland mit politischen Häftlingen sich füllten, ließ der Minister des Innern die am meisten beschuldigten Gefangenen nach

den Karagruben überführen, wo sie im Gefängnis der gemeinen Verbrecher untergebracht wurden, da jenes für politische Häftlinge damals noch nicht bestand. Sie wurden in den sogenannten „Geheimzellen“ in Einzelhaft gehalten. Später wurden sie in einem isolierten, alten Gebäude in Mittel-Kara untergebracht. Sie wurden wie gewöhnliche Verbrecher behandelt, mußten in den Goldwäschereien arbeiten und erhielten nach einer gewissen Zeit der Vergünstigung im „freien Kommando“ wohnen zu dürfen.

Im Dezember des Jahres 1880 befanden sich in den Gefängnissen von Kara ungefähr fünfzig politische Häftlinge und neun wohnten unter dem „freien Kommando“ in verschiedenen Hütten. Die meisten der Männer mußten in den Goldgruben Zwangsarbeit verrichten; indes waren sie dort nicht übermäßig angestrengt und es war ihnen sogar lieb, aus den schmutzigen, stinkenden Zellen herauszukommen, um täglich einige Stunden an der frischen Luft zu arbeiten.

Die Leitung der Strafkolonie lag damals in den Händen des Obersten Kononowitsch, eines gebildeten, humanen Offiziers, den heute noch die Gefangenen in freundlicher Erinnerung haben. Es ließ sich nicht behaupten, daß er mit den Revolutionären auch nur im geringsten sympathisierte hätte; aber er wußte, daß die Mehrzahl dieser Sträflinge edle, gebildete Menschen waren und er wußte, wenn er auch ihre Handlungsweise tadeln mochte, daß deren Beweggründe nicht aus der Selbstsucht erwuchsen; er behandelte sie daher mit gütiger Rücksicht und erleichterte jedem, so weit es möglich war, sein trauriges Los.

Zu seiner Zeit befanden sich im Gefängnis von Kara einige politische Verurteilte, die auf Befehl des Gendarmerieoffiziers als Disziplinarstrafe an ihren Schiebskarren gefesselt wurden*). Oberst Kononowitsch war dieser ebenso grausamen,

*) Laut Vorschrift ist diese Strafverschärfung auch heute noch zulässig und wird Leuten gegenüber angewendet, die auf lebenslängliche Zwangsarbeit verurteilt wurden. Der Häftling wird an seinen kleinen

wie entwürdigenden Behandlung feindlich gesinnt, allein es lag nicht in seiner Macht hier eine Änderung vorzunehmen; aber er befahl wenigstens, so oft er eine Inspektion des Gefängnisses vornehmen wollte, daß die Betreffenden während dieser Zeit von ihren Karren befreit werden und ihm derart der traurige Anblick erspart bliebe.

Ungefähr Ende des Jahres 1880 erschienen einige Verordnungen des Ministers des Innern, welche die kargen Rechte der politischen Gefangenen noch verringerten; so wurde ihnen unter anderem auch verboten mit ihren Verwandten und Bekannten einen schriftlichen Verkehr zu pflegen; es wurde ihnen ferner untersagt in den Goldwäschereien zu arbeiten, womit ihnen die Gelegenheit benommen würde, die frische Luft zu atmen und durch körperliche Thätigkeit einen Teil der Zeit auszufüllen; endlich kam sogar ein Befehl, wonach das „freie Kommando“ aufzuheben wäre, alle die ihm angehörten, wieder ins Gefängnis mußten, wo ihnen Fesseln angelegt werden sollten und, wie den gemeinen Verbrechern, eine Seite des Hauptes kahlzuscheren. Diese Befehle wurden von dem „liberalen“ Minister Boris Melikoff erteilt. Ich kann mir nicht erklären, warum er diese verschärften Maßregeln anordnete, da er anderseits wieder eine liberale Anschauung kundzugeben bemüht war. Manchen Beamten in Sibirien gegenüber äußerte ich bezüglich dessen mein Erstaunen und erhielt da verschiedene Erklärungen zur Antwort. Die einen glaubten, er wollte, daß die politischen Gefangenen ihr Vergehen härter zu fühlen bekommen; andere wieder wollten seine Maßregeln auf mangelhafte Information zurückführen, eine Ansicht, der auch ich mich zuneigen möchte; die meisten der politischen Ge-

Bergwerkstarren gefesselt, wobei ihm die Kette nur eine geringe freie Bewegung gestattet. Er kann nicht im Freien gehen, ja nicht einmal die Zelle durchschreiten, ohne den Karren mitzuschleppen zu müssen; selbst wenn er schlafen geht, wird er nicht davon befreit. Damals erhielten vier politische Gefangene in Kara diese Strafverschärfung; sie hießen: Popoko, Vereznin, Fomitseff und Tshedrin. Der Letztgenannte wurde erst im Jahre 1884 vom Karren erlöst.

fangenen jedoch waren keineswegs so mild gesinnt, sondern hielten Melitoffs liberale Äußerungen für eitle Heuchelei.

Oberst Kononowitsch war mit diesen Verordnungen nichts weniger als zufrieden und er machte die größten Anstrengungen, um einen Widerruf zu veranlassen oder wenigstens doch eine Milderung. Allein all sein Bemühen war fruchtlos. So berief er denn am 28. Dezember die im „freien Kommando“ Lebenden, teilte ihnen die Verordnungen mit, bemerkte, daß er sich vergeblich bemüht habe, die Ausführung dessen zu hinterreiben, daß er aber auf eigene Verantwortung hin ihnen einen dreitägigen Aufschub zur Ordnung ihrer Angelegenheiten gewähren wolle. Am 1. Januar jedoch mußten sie ins Gefängnis.

Es war ein harter Schlag der hiermit die Sträflinge des „freien Kommandos“ getroffen!

Zwei Jahre hatten sie nun in einer Weise gelebt, in der ihnen doch ein wenig Freiheit gegönnt war, viele von ihnen vereint mit Weib und Kind, die von weiter, weiter Ferne herbeigekommen waren und nun sollten sie alles lassen müssen, um wieder ins Gefängnis zurückzukehren, das vor Ungeziefer starrte und dessen ekelhafte Luft mit den verderblichsten Miasmen durchsetzt war. Manche von ihnen waren auch körperlich so leidend, daß für sie der Aufenthalt im Gefängnis der Tod bedeuten mußte.

Unter denjenigen, die damals im „freien Kommando“ lebten, befand sich auch Eugen Semjonowski, ein Jurist, 33 Jahre alt. Er war der Sohn eines bekannten Arztes in Kiew und wurde von allen, die ihn kannten, hochgeschätzt; er war Rechtsanwalt in Petersburg und wurde verurteilt, weil er mit dem Organ der Revolutionspartei, der Zeitung „Vorwärts“ in Verbindung stand. Etwa fünf Jahre verbrachte er im Gefängnis zu Kaza, dann wurde er dem „freien Kommando“ zugeteilt, weil es recht arg mit seinem Gesundheitszustand war. Als sich die Gefangenen des „freien Kommandos“ am Silvesterabend zum letztenmale außerhalb der

Gefängnismauern versammelten, schien Semjonowski niedergeschlagener, als gewöhnlich und als sie auseinandergingen, verabschiedete er sich mit besonderer Herzlichkeit von seinen Leidensgenossen. Einer derselben, Namens Tcharuschin, mit dem er eine Hütte bewohnte, wurde in der zweiten Morgenstunde durch den Schall eines Schusses geweckt. Er eilte in das Stübchen seines Genossen und sah diesen mit durchschossenem Haupte vor sich liegen; er lebte zwar noch, doch erlangte er nicht wieder die Besinnung und starb eine Stunde später. Auf dem Tische lag ein Brief für Tcharuschin, worin er ihn bat, das beigeflossene Schreiben, wenn möglich, seinem Vater zukommen zu lassen. Das Schreiben lautet in der Übersetzung ungefähr folgendermaßen:

Shlvesternacht 1880/81.

Mein lieber Vater!

Ich komme soeben von meinen Genossen, in deren Mitte ich das alte Jahr vollendet habe. Das neue beginnt für uns unter den traurigsten Verhältnissen. Vielleicht hast du den Brief der Frau eines meiner Genossen erhalten; ich bat sie, dir mitzuteilen, daß uns verboten wurde Briefe zu schreiben, selbst nicht an unsere Eltern. Das mag für grausam gelten, aber es kam noch Grausameres, was ich dir erst jetzt mitteilen kann, da ich es früher nicht wußte. Ungefähr zehn Tage, nachdem der erwähnte Brief geschrieben wurde, teilte man uns mit, daß wir wieder in das Gefängnis zurückkehren mußten und wieder gefesselt wurden. Wir sind unser neun: Schischko, Tcharuschin, Rwiattowski, Uspenski, Sojuzoff, Bogdanoff, Terentieff, Terdul und ich, die in den letzten zwei Jahren doch ein wenig Freiheit genossen haben. Aber seit Boris Melikoff uns verboten hatte, Briefe zu schreiben, lebten wir im Gefühl, daß noch Ärgeres nachkommen würde. Morgen sollen alle wieder ins Gefängnis; ohne die Rücksicht des Obersten Kononowitsch wäre es schon bei Eintreffen des Beschlusses geschehen. Er gewährte uns eine Frist von etlichen Tagen, um unsere

Angelegenheiten zu ordnen. Wir haben den letzten Tag unsere Freiheit benutzt, um den Schluß des alten Jahres zu feiern; ich will ihn noch zu einem andern Zweck gebrauchen. Ob ich dabei nicht einen Vertrauensmißbrauch an Oberst Kononowitsch begehe? Und wenn auch, ich kann nicht anders!

Wer da die Worte liest: „Morgen sollen alle ins Gefängnis,“ könnte uns vielleicht mit einer Herde Hammeln vergleichen, die willig zur Schlachtbank sich führen läßt; das wäre ungerecht geurteilt. Das einzige was wir dagegen thun könnten, wäre fliehen, aber wie? wohin? ohne irgendwelche Ausrüstung, bei einer Kälte von 35 Grad. Übrigens, warum wir nicht fliehen, besagt dir auch deutlich der Brief, den ich dir am letzten August geschrieben habe.

Wäre der Befehl zur Rückkehr ins Gefängnis im Frühling gekommen, so hätte ich die Flucht ergriffen, da wäre wenigstens die Hoffnung des Erfolges vorhanden gewesen und ich konnte auch geeignete Vorkehrungen treffen. Nun ist es aber anders gekommen! Ich fühle, daß meine Kräfte mit jedem Tage abnehmen und ich besürchte, daß auch mein Gehirn davon ergriffen wird, daß ich blödsinnig werde. Und das geschieht, wo ich außerhalb der Gefängnismauern weile; wie mag es erst werden, wenn ich wieder innerhalb derselben bleiben muß. Bisher hielt mich nur die Hoffnung aufrecht, daß ich früher oder später doch nach Rußland zurückkehren werde und der guten Sache, der ich mein Leben geweiht, wieder werde nützen können.

Was aber könnte ihr ein Mensch nützen, der körperlich und geistig gebrochen wurde! Und was bleibt mir sonst noch zu hoffen, wenn jene Hoffnung mir schwindet! Rechtfertigung vor mir selbst? Ehe die Stunde der Befriedigung dieses Wunsches gekommen ist, könnte man mich zehnmal auf die Folter spannen.

So kam ich denn zu dem Beschluß, daß mein Leben zwecklos sei und daß ich ein Recht habe es zu beenden. Lange schon bin ich müde, müde von allem und nur der Gedanke

an die Heimat hat mich bisher vor der Selbsttötung bewahrt. Ich weiß, daß ich dir, lieber Sascha*), argen Schmerz damit bereite, dir und allen, die mich lieben. Aber sollte euere Liebe nicht edel genug sein, um einem Menschen, der bis zum Äußersten gequält wurde, den Selbstmord zu verzeihen? Ich bin ja in der Zeit der letzten fünf Jahre thatsächlich zu Tode gepeinigt worden. Um alles, was euch teuer ist, beschwör' ich euch, verzeiht mir! Ihr wißt ja, daß euch meine letzten Gedanken gelten, daß ich euch zu Liebe weiter leben wollte, jedoch meine Kraft reicht nicht länger aus. Wahnsinn oder Tod! — Diese Wahl bleibt mir und da wähle ich das letztere.

Für ewig Lebewohl, treuer Vater und Freund! Lebewohl, Sascha und du mein jüngster Bruder, den ich kaum kenne. Und haltet im Gedanken: besser ein Tod, sei es auch ein Tod wie meiner, als ein Leben ohne Ehre und Charakter.

Nochmals — lebt wohl! Gedenkt im Guten eures Sohnes und Bruders, der selbst in seinem Unglück noch Trost finden konnte. Eugen.

Auf dem Friedhof 'der politischen Verbrecher, einem einsamen Hügel, der „Sträflingskopf“ benannt wird, haben sie eingebettet, was von Eugen Semjonowski vergänglich war. Das einfache Holzkreuz auf seinem Grabe wird vermodern und dann wird niemand mehr die Stelle finden können, die letzte Ruhestätte eines Mannes, dessen bedeutende Fähigkeiten und edler Charakter ein heilsames Wirken im Dienste der Freiheit und Humanität ermöglicht hätte.

Oberst Kononowitsch fühlte sich durch den Selbstmord Semjonowski's aufs Peinlichste berührt: aber es sollte noch Ärgeres kommen. Dieser Selbstmord war nur das erste Glied einer Kette trauriger Vorfälle, hervorgerufen durch die von der Regierung vorgenommenen Verschärfungen: Bald nach diesem Selbstmord vergiftete sich ein politischer Gefangener Namens Rodin, indem er eine aus Zündholzköpfchen gebildete Phosphorlösung

*) Alexander, der Lieblingsbruder des Brieffschreibers.

trank; der im Briefe erwähnte Uspenski erhängte sich im Badehause und Frau Kawalofskaja, die Schwester des russischen Nationalökonomten Wovethoff wurde tobsüchtig, so daß man endlich genötigt war ihr die Zwangsjacke anlegen zu müssen.

Oberst Kononowitsch wurde von diesen entsetzlichen Vorfällen derart erschüttert, daß er beschloß, seine Stelle als Leiter der Strafkolonie unter allen Umständen aufzugeben. Er schrieb also dem Generalgouverneur und auch dem Minister des Innern und erklärte dabei, die neuen Verordnungen wären nicht nur unklug, sondern auch grausam. Wenn man die Gefangenen in dieser Weise behandeln wolle, so möge man zur Ausführung einen Henker hersenden, er sei keiner und könnte sich auch nicht entschließen Befehle zu vollziehen, wo er seinen Gefühlen gar zu arge Gewalt anthun müsse. Er müsse daher um seine Entlassung bitten.

Er erhielt sie. Im Sommer 1881 verließ Oberst Kononowitsch das Karagebiet und begab sich bald darauf nach St. Petersburg. Während seiner Durchreise in Irkutsk bemerkte ihm der Generalgouverneur Anuschin in kühler, geringschätziger Weise: „Ein Mann mit Ihren Anschauungen paßt in der That nicht auf die Stelle eines Leiters des Karagebietes. Da ich meine sogar, daß Sie überhaupt nicht zum Dienste der Regierung sich eignen.“

„Dann will ich ihn ganz verlassen,“ antwortete der Oberst.

In Petersburg hatte er mit dem damaligen Sekretär des Ministerium des Außern, Herrn Durnowo eine Besprechung und dabei äußerte sich der Oberst unter anderem auch, wie folgt:

„Ich habe das Gesetz stets geachtet und dabei auch von anderen auch dasselbe zu erzwingen gewußt. Wollen Sie die politischen Sträflinge in Kara zum Gehorsam gegen das Gesetz und zur Achtung vor der Regierung veranlassen, so müssen Sie ihnen Vorgesetzte geben, die von meinen Grundsätzen befeelt sind. Was ich gethan habe, geschah sicherlich nicht mir zu Liebe, es konnte mir nur schaden und Sie dürften sicherlich von

den anderen Anklagen wider mich erhalten haben. Allein ich fürchte keine Gegner und werde nie etwas thun, was ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren kann. Die Verordnungen der Regierung machten mir es unmöglich, länger die Leitung der Gefängnisse von Kara zu behalten und darum gab ich meine Entlassung. In einem ähnlichen Falle könnte ich nicht anders, als wieder so handeln."

Die weiteren Begebenheiten in der Strafkolonie zu Kara, die dem Leser im Nachfolgenden auch geschildert werden sollen, mögen den Sekretär des Ministeriums mehr als einmal die Worte dieses wackeren, offenherzigen Mannes in Erinnerung gebracht haben.

Ich habe leider von wenigen Gefängnissen in Sibirien und auch nur von wenigen der dortigen Beamten etwas zum Lob sagen können, umsomehr aber freut es mich melden zu können, daß Oberst Kononowitsch fast allgemein gelobt wurde. Sowohl die politischen Sträflinge, wie auch der anständige Teil der Beamten- und Bürgerschaft schätzten ihn als einen gebildeten, menschlich gesinnten und auch unbestechlichen Mann. Fast alle Verbesserungen, die in den letzten fünf und zwanzig Jahren im Karagebiet eingerichtet wurden, sind auf die Zeit zurückzuführen, wo er dort die Leitung hatte. Es ist daher zu bedauern, daß er von der ärgsten Art russischer Beamten aus Sibirien verdrängt wurde. Ihnen galt er als „schwach“ und „sentimental“, und sie hielten ihn für einen „Socialisten“ der mit den politischen Gefangenen heimlich sympathisiere. Der Isprawnik von Nertschinsk wagte sogar im Klub die Äußerung, er werde es schon dahin bringen, daß Oberst Kononowitsch mit dem gelben Sträflingsfleck auf dem Rocke nach der Provinz Jakutsk verschickt werde.

Die höheren Beamten waren den wider ihn gerichteten Klatschereien leicht zugänglich, was auch nachfolgendes beweisen kann.

Im letzten Jahre seines amtlichen Wirkens in Kara wurde ein junger Pole Namens Bibikoff als politischer Gefangener

dahin verschickt. Die vielen Leiden, die er während des Transportes erdulden mußte, hatten ihn mißtrauisch gegen jedermann und auch ganz wild gemacht; in jedem den er erblickte, sah er einen Feind, den er kämpfend abwehren müsse. Kononowitsch nahm ihn freundlich auf, sandte ihm durch Vermittelung der Frau eines Gefangenen frische Wäsche, sorgte auch in anderer Weise für seine nötigsten Bedürfnisse und versuchte ihn mit der Zusicherung zu beruhigen, daß ihn niemand beleidigen, oder sonst ein Leid anthun werde. Der junge Gefangene war von dieser unerwarteten Freundlichkeit ganz überrascht und dem gab er auch Ausdruck in einem Schreiben, das er später an einen seiner Freunde in Rußland richtete. „Ich bin,“ schrieb er, „nachdem ich Oberst Kononowitsch kennen gelernt habe, zur Überzeugung gekommen, daß ein russischer Oberst doch nicht bar alles menschlichen Gefühles sein muß“. Dieses Schreiben wurde in Rußland von der Polizei aufgefangen und der Minister des Innern sandte es an den Gouverneur von Transbaikalien, General Iliasschewitsch, damit er den Oberst Kononowitsch auffordere, die Sache zu erklären; das Schreiben schien als Beweis zu gelten, für die Sympathie des Obersten mit den politischen Gefangenen. Kononowitsch ließ die Zuschrift des Gouverneurs unbeantwortet und als er einige Zeit später in dienstlichen Angelegenheiten den Gouverneur in Tschita aufsuchte, fragte ihn dieser, ob er sein Schreiben erhalten habe.

„Zamohl,“ antwortete Kononowitsch, „doch welche Antwort hätte ich Ihnen da geben sollen? Bedarf es einer Rechtfertigung, daß ich nicht für „bar alles menschlichen Gefühles“ gehalten werde?“

Der Gouverneur wußte nicht recht, was er darauf erwidern sollte, fast verlegen, meinte er, sein Sekretär dürfte sich nicht ganz richtig ausgedrückt haben und brachte dann andere Angelegenheiten ins Gespräch, ohne auf die Sache noch einmal zurückzukommen.

Als Oberst Kononowitsch sein Kommando im Karagebiet verlassen hatte, übernahm er in Nertschinsk jenes der Kosaken

Transbaikaliens. Hier kam er bald dahinter, daß einige Offiziere mit dem Isprawnik sich verbunden hatten, um Militärpflichtige gegen Zahlung von einigen hundert Rubeln vom Dienst zu befreien. Er versuchte die pflichtvergeffenen Offiziere zur Rechenschaft zu ziehen, doch diese besaßen in Irkutsk einflußreiche Freunde; sie versuchten die Anschuldigungen mit Gegenanklagen zu erwidern und es hätte wirklich dahin kommen können, daß der Oberst mit dem erwähnten „gelben Flecken auf dem Sträflingsrock“ versehen nach Jakutsk verschickt worden wäre, hätte auch er nicht einflußreiche Freunde in Petersburg gehabt. Er wandte sich an diese und an den Minister des Innern und konnte endlich doch erreichen, daß eine andere Untersuchungskommission ernannt wurde. Der Isprawnik und die anderen Schuldigen wurden gefangen genommen und bald auch durch Schriftstücke ihrer Schuld überwiesen. Nun zündeten die Genossen der Verhafteten in einer kalten Winternacht das Haus des Oberst an, so daß er und seine Familie verbrannt wären, wenn sie nicht im Nachtgewand aus dem brennenden Hause geflüchtet wären. Nachdem er seine Familie in Sicherheit wußte, eilte er zurück, um die bei ihm verwahrten und auf den Prozeß sich beziehenden Schriftstücke zu retten, was aber infolge Rauch und Flammen nicht möglich wurde. So waren denn fast alle Beweismittel für diese Anklage vernichtet. Jetzt war er zur Erkenntnis gekommen, daß in Sibirien nicht seines Bleibens sei, daß er nicht in einem Lande leben könne, wo der ehrliche Mensch der Gefahr sich aussetze, bei lebendigem Leibe verbrannt zu werden. Er ging nach Petersburg. Hier erhielt er eine Stellung im Generalstab, in der er bis im Sommer des Jahres 1888 verblieb, in welcher Zeit er zum General avancierte und das Kommando der wichtigen sibirischen Strafkolonie auf der Insel Sachalin übernahm.

Zu den letzten von Oberst Kononowitsch im Karagebiet getroffenen Neuerungen gehörte auch die Errichtung eines Gefängnisses für politische Häftlinge bei der „Unteren Gold-

wädherei.“ Oberst Nikolin verwehrt uns den Eintritt. Es unterscheidet sich im äußeren wenig von anderen dergleichen Bauten, doch soll es viel heller, lustiger und geräumiger sein, außer der Krankenabteilung noch vier Zellen enthalten, die für 25 Personen eingerichtet sind. Betten sind nur in der Krankenabteilung vorhanden; die Häftlinge haben nur jenes Bettzeug, das sie sich selbst verschaffen. Ursprünglich war nicht das ganze Gebäude mit dem hohen Pfahlwerk umgeben. Generalgouverneur Anutschin fand dies jedoch bei einem seiner seltenen Besuche für ungebührlich. „Das Gefängnis ist kein Palast“ meinte er cynisch und befahl den ganzen Bau mit hohen Pfählen zu umgeben, so daß den Gefangenen auch nicht der geringste Ausblick mehr übrig blieb. Das war wohl keine Eingebung der Laune, sondern zweifellos die wohlüberlegte Absicht, den politischen Gefangenen ihr hartes Geschick noch mehr fühlen zu lassen. Es sollte ihnen verwehrt sein, den Anblick des hellen Sonnenscheins, der grünen Flur und des Purpurroths der Dämmerung genießen zu können; es sollte ihnen verwehrt sein Menschen zu sehen, die nicht das Kleid der Gefängnishüter tragen.

Mehr als einmal wünschte ich heimlich, Seine Excellenz, der Herr Generalgouverneur möge nur für die Dauer eines einzigen Jahres in das Gefängnis der politischen Verbrecher zu Kara gesperrt werden, daß er 365 Tage den Ausblick nur auf das verwitterte Pfahlwerk habe, daß er 365 Nächte auf der harten Britsche voll Ungeziefer zu schlafen versuche, daß er 52 Wochen lang, Tag und Nacht, die verpestete, vom Gestank der Unratkübel durchsetzte Atmosphäre der Zellen einatmen müsse. Dann erst wird ihm ganz zur Erkenntnis kommen, die Bedeutung seines Ausspruches: „Das Gefängnis ist kein Palast!“

6. Die Gefängnisse der politischen Sträflinge im Karagebiet.

Nachdem Oberst Kononowitsch im Jahre 1881 von seinem Amte als Leiter der Strafkolonie von Kara zurücktrat, wurde sein Nachfolger Major Potuloff, der bis dahin in irgend einer Beziehung zur Gefängnisverwaltung der Silberminen von Nertschinsk gestanden, dazu ernannt.

Bald nach seinem Amtsantritt wurden alle politischen Gefangenen — es mögen etwa hundert gewesen sein — in das neue Gefängnis der „Unteren Goldwäscherei“, das Oberst Kononowitsch erbauen ließ, gebracht und dort in die Zellen gesperrt. Die Tage, die sie hier nun verbrachten, waren, wie aus Briefen zu ersehen ist, die sie heimlich ihren Freunden zu senden wußten*), recht böse, aber wenigstens doch nicht ganz unerträglich. Sie durften täglich im Hofe einen Rundgang vornehmen, konnte kleine Beträge, die ihnen übersandt wurden in Empfang nehmen, hatten einige Bücher zur Benutzung, die sie sich für ihr Geld kauften oder aus Rußland erhielten und fanden zuweilen auch einige Zerstreuung bei der Arbeit in der Tischler- oder Schlosserwerkstätte. Diesen sargen Vorteilen standen freilich eine Unmenge schwerer Übel gegenüber: Einige waren Tag und Nacht gefesselt, zwei oder drei sogar an den Karren geschmiedet. Sie mußten in den öden Zellen weilen, da ihnen auch die Arbeit in den Goldwäschereien versagt war, und das Geschwätz ihrer verrückt gewordenen Genossen anhören, die mit ihnen zusammengespart waren. Die Aussicht nach Ablauf einer gewissen Zeit im „freien Kommando“ doch ein wenig Freiheit zu genießen, war ver-

*) Manche dieser Briefe befinden sich in meinem Besitze und vieles der nachfolgenden Erzählung sind ihnen entnommen. Als ganz unparteiisches Zeugnis können sie freilich nicht gelten, aber sie wurden doch nicht tendenziöser Weise geschrieben; die Absender konnten nicht wissen, daß sie je veröffentlicht werden.

schwunden, und jeder briefliche Verkehr war ihnen untersagt: ihre ganze Welt lag innerhalb des Gefängnishofes.

Im März des Jahres 1882 erstattete der Generalgouverneur von Sibirien, General Anutschin einen Geheimbericht an den Zaren, wo er bezüglich der politischen Gefangenen sich äußert:

„Indem ich diesen Teil meines Berichtes schließe, will ich Em. Majestät noch bitten, meinen Bemerkungen über die Staatsverbrecher, die in Ostsibirien sich befinden, einige Aufmerksamkeit zu schenken.

Am 1. Januar 1882 befanden sich deren 430 dort u. z.

a) Zufolge richterlichen Urteils nach Sibirien verschickt:

1) als Zwangsarbeiter	123
2) als Zwangskolonisten	49
3) an zugewiesenen Wohnorten	41

b) Auf administrativem Wege Verschickte:

1) an zugewiesenen Wohnorten	217

Zusammen: 430*)

Alle zur Zwangsarbeit verurteilten Staatsverbrecher werden im Gebiet der Goldgruben von einer aus 200 Mann bestehenden Compagnie Transbaikalkosaken bewacht. Es ist unmöglich, diese Verbrecher mit jenen, die wegen gemeinen Vergehens verurteilt wurden, gemeinschaftlich in den Goldwäschereien arbeiten zu lassen. Auch getrennt von ihnen können sie nicht arbeiten, denn es fehlt an geeigneten Örtlichkeiten, an Bewachungsmannschaft und die meisten sind auch für derartige Arbeiten nicht kräftig genug.**)

*) Es ist ein beachtenswerter Umstand, daß vom Generalgouverneur selbst angegeben wird, daß 217 der Verschickten, also mehr als die Hälfte, ohne richterliches Urteil nach Sibirien mußte. Dieser Umstand sei allen Fürsprechern eines russisch-amerikanischen Auslieferungsvertrages zur Erwägung empfohlen.

**) Warum es nicht möglich sei, die politischen Gefangenen bei den anderen arbeiten zu lassen, begründet der Herr Generalgouverneur nicht. Er erklärt auch nicht, wie es kam, daß es unter Leitung des Oberst Kononowitsch dennoch möglich war, ohne daß Flucht oder andere Unzufömmlichkeiten vorgefallen wären.

anderwärts den Gefangenen auferlegt werden, um sie körperlich zu beschäftigen, sind bei uns nicht im Brauch, wir haben daher für diese Sträflinge keine Beschäftigung und die Lokalbehörde, die für vorkommende Flucht streng zur Verantwortung gezogen wird, ist genötigt, sie unter Bewachung in den Gefängnissen zu lassen und sie nur zuweilen dort oder in nächster Nähe zu vorkommenden Arbeiten zu verwenden. Diese Arbeit kann aber nicht als „Zwangsarbeit“ gelten, sie dient vielmehr zur körperlichen Kräftigung. Übrigens ist die Befreiung von Zwangsarbeit keine Verbesserung ihrer Lage, im Gegenteil! Die völlige Absonderung macht ihnen doch das Leben ganz unerträglich . . .

Es sind unter ihnen einige Selbstmorde vorgekommen und einer von ihnen, Namens Pozen, ist wahnsinnig geworden, während andere sich in einem geistigen Zustande befinden, der dem Wahnsinn ziemlich nahe kommt. Ich habe mich mit dem Ministerium des Innern dahin verständigt, daß die Geisteskranken in einem Miethause in Tschita untergebracht werden sollen, da es in Sibirien keine Irrenhäuser giebt und die im europäischen Rußland überfüllt sind . . .“

So heißt es in dem Bericht des Generalgouverneurs an den Zaren Kapitel V, Abteilung 3, mit der Überschrift: „Verbannung, Zwangsarbeit und Gefängnisabteilung.“ Eine Abschrift dessen befindet sich in meiner Hand. Auf dem Original befinden sich als eigenhändige Mandglosse des Zaren die Worte: „Grustnaja no ne nowaja kartina.“ (Ein betrübendes aber nicht neues Bild.)

Dreieinhalb Jahr später besuchten wir das Karagebiet und damals war die von dem Generalgouverneur früher in Aussicht gestellte Unterbringung der Geisteskranken in ein abgesondertes Gebäude noch immer nicht erfolgt. Noch immer bewohnten sie mit ihren gesunden Genossen dieselben Zellen und machten den Aufenthalt durch ihre Anwesenheit noch unerträglicher. In den Gefängnissen Ostsibiriens wurde für die Pflege Geisteskranker überhaupt sehr wenig gethan. In mehr

als einem der Gefängnisse Transbaikaliens wurden wir beim Eintritt durch das wilde Geschrei oder das wilde Lachen der auf uns zuspringenden Geisteskranken erschreckt. Im ganzen Lande — wie es auch der Bericht sagt — giebt es keine Irrenanstalt und die Behörden finden es viel bequemer, die Mithäftlinge für ihre kranken Genossen sorgen zu lassen, als sich selbst darum zu kümmern und ihnen eigene Wächter zu geben. Für gebildete Leute, die vor Wahnsinn noch mehr Furcht haben, als vor allen anderen Krankheiten, muß es natürlich sehr niederdrückend sein, diese armen kranken Genossen stets vor sich zu haben, ein Unglück zu sehen, das vielleicht auch ihnen über kurz oder lang überkommt.

„Unerträglich“ nannte der Generalgouverneur in seinem Berichte den unthätigen Zustand der Gefangenen. War es aber nicht die Regierung, die es veranlaßte? Er selbst ließ vor den Fenstern des Gefängnisses das hohe Pfahlwerk aufstellen, das den Häftlingen jeden Ausblick benahm und der Minister des Innern war es, der ohne zwingenden Grund das „freie Kommando“ aufhob und die vollständige Absonderung der politischen Gefangenen befahl. Und das brachte Selbstmord und Wahnsinn, Vorfälle, die dem Herrn Generalgouverneur ein wenig betrübt zu haben scheinen.

Wie wäre es auch anzunehmen gewesen, daß junge, willensstarke Männer mattherzig mit einem Zustand sich zurecht finden werden, der von Anits wegen selbst als „unerträglich“ bezeichnet wurde! Im April des Jahres 1882, kaum ein Jahr nach dem Rücktritt des Obersten Kononowitsch, kaum einen Monat nach der Absendung des erwähnten Berichtes Anitschins an den Zaren unternahmen einige der verwegensten politischen Gefangenen zu Kaza einen Fluchtversuch. Sie gruben erst eine Öffnung unter der Gefängnismauer, die zwar nicht entdeckt wurde, aber ihrem Zwecke doch nicht nützen konnte, da sich die Öffnung mit Grundwasser füllte. Nun stellte einer der Häftlinge den Antrag, sie sollen sich tagüber in der Werkstätte, wo sie zuweilen arbeiten durften, verstecken, um

dann im Dunkel der Nacht über das Pfahlwerk zu klettern. Die größte Schwierigkeit bot die Abendzählung; allabendlich nach dem Essen wurden die Gefangenen in ihren Zellen gezählt, der Abgang der Versteckten mußte dann bemerkt werden, noch ehe sie entschlüpft waren. Da half ihnen ein guter Einfall. Es war nämlich nicht üblich, daß der Aufseher, der zur Zählung herbeikam, die schlafenden Gefangenen weckte; sie stopften daher einige Puppen aus und legten sie auf die Pritschen. Da die Zählung gewöhnlich von der Thüre aus erfolgte, war es wahrscheinlich, daß der Beamte die Täuschung nicht bemerken werde. Gelingt der Plan, so beabsichtigten die Flüchtlinge entlang des Amurthales nach dem Stillen Ocean zu ziehen, um dort auf irgend einem amerikanischen Schiffe die Flucht beendigen zu können. Die im Gefängnis Zurückgebliebenen sollten täglich bei der Zählung die Puppen auf die Pritschen legen, damit die Flucht so lange wie möglich verborgen bleibe und die Flüchtlinge einen Vorsprung gewinnen, der ihnen ermöglicht, die Küste zu erreichen, bevor sie verfolgt werden. Nachdem die nötigen Vorbereitungen getroffen waren, versteckten sich an einem Nachmittage im April zwei der politischen Gefangenen, Namens Muischkin und Khruschtschew, und auf die Pritschen wurden zwei in Sträflingskleider gehüllte Puppen gelegt. Die List gelang. Der Aufseher bemerkte nicht den Abgang und die beiden kletterten dann über das Pfahlwerk und erreichten glücklich den schützenden Wald. Einige Tage später folgten ihnen zwei andere Gefangene in derselben Weise, nach vierzehn Tagen lagen schon sechs ausgestopfte Figuren auf den Pritschen und im Verlauf der kommenden Woche gesellte sich noch ein viertes Paar dazu. Das Mißgeschick wollte, daß einer dieser beim Abspringen von dem Pfahlwerk in einen mit Wasser gefüllten Graben fiel. Das Aufplätschern machte die Schildwache aufmerksam, sie gab Feuer und ehe 10 Minuten vergangen waren, war alles alarmiert. Die genaue Zählung aller Gefangenen, die nun erfolgte, ließ den Abgang der acht Personen erkennen.

Wenige Tage vor dieser Entdeckung hatte der Direktor der Gefängnisverwaltung, Galgin Braszoi und der Gouverneur von Transbaikalien, General Sjaschewitsch, die Gefängnisse von Kara besichtigt und sie waren soeben auf dem Heimweg nach Tschita. Vom Major Potuloff schnelligst von dem Vorfall benachrichtigt, kehrten sie sogleich zurück und leiteten persönlich die energische Verfolgung der Entflohenen.

An alle Häfen des Stillen Ozeans wurden telegraphische Weisungen abgesandt, alle Polizeibeamten mit Personalbeschreibungen und womöglich auch mit den Photographien der Flüchtlinge versehen, Befehle wurden erteilt, jeden verdächtigen Reisenden festzunehmen und zahlreiche Eingeborene, verlockt von der versprochenen Belohnung, durchstreiften die Wälder Transbaikaliens, um der Entflohenen habhaft zu werden. Solchen kräftigen Maßregeln gegenüber war freilich für die flüchtigen Gefangenen nur geringe Hoffnung vorhanden, daß sie den Verfolgungen entgehen werden. Sie waren körperlich geschwächt, kannten nicht Weg noch Steg und hatten weder Landkarten noch Kompaß zur Verfügung. Nur den beiden Erstentflohenen gelang es bis zur Hafenstadt Wladiwostok zu kommen, allein auch sie, wie alle andern wurden endlich gefesselt zurückgebracht.

Nun galt es den politischen Gefangenen „eine Lektion zu erteilen“ und die Ordnung im Gefängnis herzustellen *). Das sollte geschehen, indem den Gefangenen alle Begünstigungen und auch alle Rechte, die selbst gemeine Verbrecher genießen, entzogen werden, daß sie gruppenweise unter den gemeinen Verbrechern von Ustj-Kara, Mittel-Kara und Ober-Kara verteilt und dem „Kartsernoi polozhenie“ unterworfen werden.

*) Ich gebrauche hier die Worte des Majors Potuloff, die er bei der Erzählung des Vorfalls mir gegenüber in Anwendung brachte. Die politischen Gefangenen meinten, es sei Absicht der Lokalbehörden gewesen, sie zum Aufruhr zu reizen, damit sie dann den Vorwand haben, die Gefangenen körperlich zu züchtigen und dabei auch die Aufmerksamkeit des Ministers von der Nachlässigkeit der Verwaltung abzulenken.

Einem Gefangenen dieser Art werden nämlich Geld, Bücher, Schreibzeug, Bettwäsche, Tabak — kurz alles was nicht von allergrößter Notwendigkeit ist, entzogen. Er darf nicht im Hofe spazieren gehen, seine Nahrung besteht aus Roggenbrot und Wasser, dem zuweilen noch ein wenig Gerstensuppe beigelegt wird, „Balanda“, wie sie die Gefangenen nennen.

Der Gouverneur Njaschewitsch und der Direktor Galkin Braszoi mochten vielleicht wirklich den Widerstand der politischen Gefangenen gegen diese Maßregeln befürchten, oder stellten sie sich nur so — sie hielten es für nötig in der „Unteren Goldwäscherei sechs Sotnias Kosaken aufzustellen. Zehn Tage lang wurden die politischen Gefangenen nicht behelligt, wahrscheinlich um sie in Sicherheit zu lullen. Plötzlich erhielten die Kosaken nachts den Befehl, die Gefangenen zu überfallen; dieser rohe Angriff Bewaffneter auf eine schlafende, wehrlose Menge ist als das „Pogrom vom 11. Mai“ bekannt.*) Einige hundert Kosaken unter Befehl des Oberstlieutenants Rudenko überfielen sie mit aufgezauztem Bajonett, drangen in alle Zellen, zerrten die Schlafenden von ihren Bittchen, durchsuchten sie in der rohesten Weise, nahmen ihre ganze Habe fort, rissen ihnen die Kleider vom Leibe und schleppten sie in den Hof. Jedes Bitten und Reden der Mißhandelten war vergeblich und wurde in der brutalsten Weise beantwortet. Einige Brauseköpfe unter den politischen Gefangenen rissen von ihren Bittchen die Bretter, um sich damit zu verteidigen; sie wurden mit den Flintenkolben niedergeschlagen. Die Namen der am ärgsten Mißhandelten sind: Woloschenko, Rodionoff, Kobilianski, Bobotoff und Orloff.

Es ist wohl unnötig, hier diese rohen Gewaltthaten in all ihren Einzelheiten zu schildern, es genügt einfach zu erklären, daß am 11. Mai 1882 in den Vormittagsstunden, die armen Gefangenen blutend und zerschlagen waren, beraubt ihrer Kleider, Wäsche und alles anderen, aus eigenen Mitteln an-

*) Pogrom bedeutet einen heftigen unerwarteten Angriff.

geschafften Sachen, und daß sie gesondert in drei Gruppen, ohne einen Imbiß erhalten zu haben, nach den Gefängnissen von Ustj-Kara, Mittel-Kara und Ober-Kara marschierten, transportiert von Kosaken, welchen General Niaschewitsch befohlen hatte, von ihren Flintenkolben recht ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Die nach Ustj-Kara marschierende Gruppe, bei der sich auch ein an den Schiebkarren gefesselter Gefangener befand, bat unterwegs, man möge ihnen eine kleine Rast gewähren, indem sie fünfzehn Werst zurücklegen mußten und dabei noch nichts gegessen hatten; es wurde ihnen verwehrt, sie wurden mit den Gewehrkolben weitergetrieben. Da bewarfen einige der erzürnten Gefangenen, deren Hände nicht gefesselt waren, die Soldaten mit Steinen und das hatte nun zur Folge, daß sie noch viel ärger mißhandelt wurden, und denjenigen, die noch nicht gefesselt waren, die Hände gebunden wurden. Zerschlagen, müde und hungrig, erreichten sie in später Nachmittagsstunde Ustj-Kara, wo sie wieder durchsucht wurden, um dann paarweise in die Geheimzellen des Gefängnisses eingesperrt zu werden, wo sie erschöpft auf die kalte, feuchte Erde sich ausstreckten und den Himmel danken konnten, daß der Tag endlich vorüber sei.*)

*) Die „Geheimzellen“ der Gefängnisse in Sibirien sind für die Einzelhaft von Mördern und anderen Verbrechern schlimmster Art bestimmt. Bei unseren Besichtigungen wurden uns diese Geheimzellen in der Regel nicht gezeigt, nur in Irkutsk gestattete mir Oberst Rastowski sie zu besichtigen. Sie enthielten außer dem Unratskübel gar keine Einrichtungsgegenstände, nicht einmal Pritschen. Die Häftlinge mußten auf der bloßen Erde sitzen und auch schlafen. In Irkutsk fand ich da Leute, die überhaupt noch nicht vor Gericht gestanden. Wäre es mir möglich, Beamte des Untersuchungsgefängnisses von Petersburg als Zeugen aufzurufen, so könnte ich nötigenfalls vor einem russischen Gerichtshof den Beweis liefern, daß selbst in diesem „Mustergefängnis“ Rußlands Geheimzellen vorhanden waren, wo nicht nur die Pritschen, wo selbst die Unratskübel fehlen und die Exkremente auf den Fußböden liegen. Ich nehme an, daß den obersten Beamten der Gefängnisverwaltung diese scheußlichen Zustände unbekannt waren, aber es sind Thatsachen, da ich nicht glauben kann, daß mich die politischen Gefangenen und die Gefängnisbeamten mit ihren Angaben belogen haben.

Den nach den anderen Gefängnissen versetzten Sträflingen, erging es in ähnlicher Weise, nur, daß sie doch nicht so arg geprügelt wurden. Den Herren Galkin, Brasloui und Algaschewitsch war es also glücklich gelungen, die „Rebellion“, die von den schlafenden Gefangenen ins Werk gesetzt hätte werden können, erfolgreich niederzuschlagen und den „Rebellen“ die nötige kräftige „Lektion“ zu erteilen; es war ihnen gelungen, dem Minister des Innern den Beweis zu erbringen, mit welcher Energie sie einer „drohenden Gefahr“ zu begegnen wüßten. Es herrschte „Ordnung in den Gefängnissen der Politischen von Kara, Ordnung — wie einst in Warschau. (Der Verfasser spielt hier auf jene Worte an, die s. Z. dem Zaren nach der Niederwerfung des Aufstandes in Polen telegraphiert wurden: „L'ordre règne à Varsovie.“ Ann. d. Übers.)

Zwei Monate verbrachten die politischen Gefangenen in den Geheimzellen, ohne voneinander etwas zu erfahren, ohne zu wissen, was außerhalb ihres Gefängnisses sich ereignet habe. Schlechte Luft, mangelhafte Nahrung und das Fehlen jeder körperlichen Bewegung mußten ihren Gesundheitszustand aufs Ärgste beeinflussen: Skorbut trat unter ihnen epidemisch auf und in kurzer Zeit waren einige dem Tode nahe, andere wieder so geschwächt, daß sie nicht aufstehen konnten, wenn der Namensaufruf erfolgte. Ihr Eigentum, ihr Geld befand sich im Besitze der Gefängnisleitung, die ihnen nicht gestatten wollte, das Nötigste, was Kranke brauchen dafür anzuschaffen. Major Kalturin, ein roher Gendarmerieoffizier, der Nachfolger des Majors Potuloff im Kommando, gestattete den Gefangenen erst dann für ihr eigenes Geld Bettwäsche sich anzuschaffen, als der Skorbut immer mehr um sich gegriffen und die bedrohlichste Form angenommen hatte.

Im Gefängnis der Frauen zu Ustj-Kara waren ein wenig bessere Verhältnisse vorhanden. Sie waren weder an der Flucht

Die Geheimzellen von Kara hab' ich nicht gesehen, ich kann jedoch annehmen, daß sie sich auch nicht in einem besseren Zustande befinden haben mochten, als jene, die ich besichtigt und hier geschildert habe.

der Gefangenen mitschuldig, noch an der künstlich erzeugten „Rebellion“, allein auch sie mußten eine Verschlimmerung ihrer Lage fühlen. Bis zu jener Zeit wurde ihnen nachsichtsvoll gestattet, statt der Sträflingskleider ihre eigenen Gewänder zu tragen. Major Kalturin hielt dies für eine lächerliche Gefühlsduselei und bestand darauf, daß die Vorschriften streng zur Ausführung gelangten. Es wurde den Frauen daher befohlen, ihre eigenen Kleider abzulegen und die Gefängnistracht zu tragen. Einige waren krank und konnten infolgedessen den Wechsel nicht vornehmen, andere wieder weigerten sich in der Hoffnung, man werde sie doch nicht gewaltsam dazu zwingen, was aber doch geschah, und die Gefängnisaufseher verfuhrten in so gemeiner Weise dabei, daß eine der Frauen einen Selbstmord versuchte.

In der „Unteren Goldwäscherei“ befanden sich einige Frauen, die ihren Männern freiwillig gefolgt waren. Bis zur Zeit des „Pogroms vom 11. Mai“ konnten sie mit ihren Männern zuweilen verkehren und erhielten von ihnen hie und da auch eine Kleinigkeit an Geld, das sie sich durch Überarbeit zum Unterhalt ersparten. Jetzt aber wurde auch das ihnen verwehrt und die armen Frauen und Kinder waren dem Hunger und anderen Entbehrungen preisgegeben. Die Frau des jungen, zu Zwangsarbeit verurteilten Lieutenants Demetri Rogatschew kam infolgedessen in einen derartigen Zustand der Verzweiflung, daß sie sich mit einer Kugel tötete.

Am 6. Juli 1882 wurden acht dieser politischen Gefangenen, die der Regierung besonders gefährlich scheinen mochten, gefesselt nach Petersburg geschickt, um in den Kerkermauern der Schlüsselburg zu verschwinden. Sie hießen: Gellis, Woloschento, Butschinski, Paul Orloff, Malawski, Popoff, Schtschedrin und Kobilianski. Was mit ihnen geschah, ist bis heute nicht bekannt geworden. Die Frau des ersterwähnten lernte ich in Transbaikalien kennen und sie erzählte mir, daß es ihr nicht erlaubt war, von ihrem Gatten sich zu verabschieden, von dem sie jetzt nicht einmal wisse, ob er noch lebe.

Ungefähr Mitte Juli wurden alle politischen Gefangenen nach der Unteren Goldwäscherei gebracht, wo sie zu je sieben oder acht in kleinen Zellen eingeschlossen wurden. Diese wurden hergestellt, indem die ursprünglichen Zellen durch Scheidewände gedrittelt wurden. Fast der ganze Raum war von den Britschen eingenommen; der Weg zwischen Wand und Britsche bot nicht so viel Raum, daß zwei Menschen nebeneinander stehen konnten, es war daher kein Platz zur Bewegung vorhanden und die Armen, die weder körperlich noch geistig sich beschäftigen konnten, mußten die ganze Zeit auf den Britschen liegen oder sitzen. Und überdies waren in den Zellen noch Unratskübel aufgestellt, deren Gestank die Atmosphäre derart völlig verpestete, daß es — ich gebrauche da einen Ausdruck, den einer der Betroffenen in einem an mich gerichteten Briefe anwendete — „rein zum Tollwerden war.“

An Bitten und Beschwerden ließen sie es nicht fehlen, aber die einzige Antwort, die sie vom Major Katurin erhielten, ging dahin, sie mögen sich ruhig verhalten, sonst werde er sie durchpeitschen lassen. Und um ihnen zu zeigen, daß er es mit dieser Drohung ernst nehme, ließ er die Gefangenen von dem Arzt untersuchen, ob ihr körperlicher Zustand derart sei, daß sie die angedrohte Bestrafung auszuhalten vermögen.

Nun beschloßen die armen Gefangenen zum letzten Mittel der Verzweiflung zu greifen, zum „Golodofka“, zum Hungerstreik. Sie ließen dem Major Katurin sagen, sie zögen den Tod einen derartigem Leben vor, sie würden daher sich jeder Nahrung enthalten, bis sie entweder gestorben sind, oder einer besseren Behandlung theilhaftig werden; er nahm diese Mitteilung gleichgültig auf und die Gefangenen weigerten sich fortan, die ihnen überbrachten Speisen zu genießen.

Tage vergingen, Kirchhofruhe herrschte in den Zellen. Die hungernden Gefangenen waren viel zu schwach, um miteinander zu plaudern, Toten gleichend, lagen sie auf den Britschen. Das einzige, was laut wurde, war das Murmeln einiger wahnsinnig Gewordenen und der dröhnende Schritt der Schild-

wache, die draußen auf- und niederwandelte. Am fünften Tage endlich sah der Major Kalturin ein, daß es den Gefangenen mit dem Hungerstreik ernst sei, er besuchte das Gefängnis und fragte die Häftlinge, unter welchen Umständen sie von der Fortsetzung des „Golodofka“ absteigen wollen. Sie antworteten, sie würden nicht eher Nahrung zu sich nehmen, bis nicht aus den Zellen die Unratsklübel entfernt werden, bis ihnen nicht eine tägliche Bewegung im Hofraume, Bücher und Verwendung ihres Geldes für ihre Bedürfnisse gestattet werden. Überdies müßte der Major noch eine bindende Versicherung erteilen, daß die Prügelftrafe nicht in Anwendung kommen soll. Kalturin erwiderte, die Drohung mit der Durchpeitschung sei nicht ernst gemeint gewesen, sie mögen den Hungerstreik aufgeben und dann wolle er schon ernst in Betracht ziehen, was von ihren Wünschen sich erfüllen lasse. Damit jedoch wollten die Gefangenen sich nicht begnügen und hungerten weiter. Am zehnten Tage war ihr Zustand sehr bedenklich. Sie waren entkräftet, einige schienen sogar der Auflösung nahe zu sein. Der Minister des Innern, Graf Demitri Tolsstoi, der von dem Vorfall verständigt wurde, gab den Auftrag, ihn von jeder Veränderung des Zustandes der Hungernden zu verständigen.

Was ich nicht begreifen kann, ist, warum die Regierung die Gefangenen, die sie doch sonst in der rücksichtslosesten Weise behandelt, nicht ruhig sterben läßt und sich derart ihrer entledigt. So oft noch die politischen Gefangenen zu dem Mittel des Hungerstreikes gegriffen haben und dabei entschlossen verblieben sind, hat die Regierung nachgegeben. Es ist das einer der vielen Widersprüche an der die russische Rechtspflege so reich ist. Hier die Bedenken und dort wieder die äußerste Rücksichtslosigkeit; hier wird die Todesstrafe aus dem bürgerlichen Gesetzbuch gestrichen, dort wieder werden zahlreiche Zivilpersonen von den Militärgerichten zum Tode verurteilt; hier wird die Anwendung der Knute beseitigt, um dagegen mit dem „Plet“ prügeln zu lassen, ein Instrument, wo — nach

der Aussage russischer Offiziere — hundert Streiche tödlich wirken. Sie will nicht, daß die politischen Gefangenen durch freiwilliges Hungern zu Grunde gehen, scheut aber nicht im geringsten davor zurück, sie hinter den Kerkermauern der Schlüsselburg langsam verderben zu lassen. Meiner Meinung nach wäre es immer noch viel menschlicher gehandelt, wenn sie die Gefangenen ganz einfach niederschießen lassen würde, anstatt sie in unerträglicher Haft zu Tode zu quälen

Täglich kam ein Arzt in die Zellen, um den Hungernden den Puls zu fühlen und deren Körpertemperatur zu prüfen. Am dreizehnten Tage des Hungerstreiks, berief Major Katurir die Frauen der Gefangenen zu sich und erklärte ihnen, er wolle die Erlaubnis erteilen, daß sie ihre Gatten besuchen dürften — zum erstenmal seit mehr als zwei Monaten — doch müßten sie die Gefangenen zu überreden versuchen, wieder Nahrung anzunehmen. Sie erklärten sich dazu bereit und wurden ins Gefängnis eingelassen. Auch der Major begab sich dahin und gab sein Ehrenwort, er werde alles, was in seiner Macht steht, thun, um ihre Wünsche zu erfüllen. Diesem Versprechen und mehr noch den Bitten der weinenden Frauen gelang es endlich die Gefangenen zu bewegen, den Widerstand aufzugeben und nach dreizehntägigen Fasten endigte der erste und hartnäckigste Hungerstreik der politischen Gefangenen zu Kara.

Im Verlauf dieser Zeit wurde eine junge Frau, die in Odessa wegen revolutionärer Umtriebe zur Zwangsarbeit verurteilt war und ihre Strafzeit abgebußt hatte, nach Altscha verschickt, einem kleinen Dorf in Transbaikalien, nahe der mongolischen Grenze. Sie sah all die Brutalitäten, mit der die „Rebellion“ in Kara unterdrückt wurde, sie hatte selbst jene Verletzung von Ehre und Schamgefühl empfunden, die andere Frauen zum Selbstmord veranlaßten und der Hungerstreik mit all seinem Elend war ihr genau bekannt. Erzürnt von diesen Vorgängen, beschloß sie, General Iliashewitsch, den Gouverneur Transbaikaliens zu ermorden und derart die Aufmerk-

samkeit aller auf die Grausamkeiten hinzulenken, die unter seiner Leitung und zumelst auch mit seinem Wissen im Karagebiet verübt wurden. Sie wußte wohl, daß es ihr unter gar keinen Umständen möglich sein werde dabei sich selbst zu retten; sie wußte, daß ihr Leben verloren gehe und wahrscheinlich auch das ihres noch nicht geborenen Kindes, allein was sie in Kara sah und fühlte, brachte sie zum Entschluß, auch mit Aufopferung des eigenen Daseins, die Ermordung des Gouverneurs zu versuchen.

Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Altscha entfernte sie sich heimlich von dem ihr zugewiesenen Ort, mietete dann Pferde und fuhr nach Tschita, dem Sitz des Gouverneurs. Einen Revolver hatte sie von einem der Zwangskolonisten gekauft. Unterwegs wurde sie verhaftet, wußte jedoch den Dorfpolizisten zu überreden, daß er sie nach Tschita bringe und dort dem ihr persönlich bekannten Isprawnik ausliefere. Diesem erklärte sie, ihre Entfernung vom Verbannungsort sei nicht in Fluchtabsicht erfolgt, sondern nur, um den Gouverneur zu sprechen. Und wirklich wußte sie auch ihn zu bereden, daß er sie zum Gouverneur führe. Dort ließ er sie in der Empfangsstube warten, um dem General die Meldung zu machen.

„Haben Sie die Frau durchsucht?“ fragte Klischewitsch mißtrauisch.

„Daran hab' ich nicht gedacht,“ antwortete der Isprawnik.

„Einerlei! Was könnte mir auch eine Frau anhaben,“ meinte der General und begab sich in das Zimmer, wo die Frau seiner wartete, den Revolver unter dem Taschentuch verborgen.

Als er ihr sich näherte, schoß sie auf ihn mit dem Ruf: „Das für den elsten Mai!“ Der Schuß traf die Lunge. Er war zwar nicht tödlich, aber der General stürzte doch nieder und mußte fortgetragen werden. Der Isprawnik jedoch ließ die Frau fesseln und ins Gefängnis bringen. Sie wurde in einer kalten, schmutzigen „Geheimzelle“ eingesperrt, die mir der Bezirksbaumeister von Transbaikalien mit den Worten schilderte:

„Kaum lang genug, um sich auszustrecken und zu niedrig, um zu stehen.“ Ihre Kleider und Wäsche wurden ihr fortgenommen, sie mußte die mit Ungeziefer behaftete Sträflingstracht anlegen. Drei Monate lag sie in „strenger Haft“ auf dem kalten Boden und als sie infolge der Entbehrungen erkrankte und um ein wenig Stroh für ein Lager bat, gab ihr der Polizeibeamte Melnikoff zur Antwort, für sie gäbe es kein Stroh. Wahrscheinlich wäre sie auch verhungert, wenn ihr nicht von gemeinen Verbrechern zuweilen heimlich einige Nahrungsmittel zugesteckt worden wären. Das Militärgericht verurteilte sie zum Tode durch den Strang. Einen vollen Monat wartete sie auf den Vollzug des Urteils, immer überlegend, ob sie nicht ihren Zustand der Schwangerschaft doch entdecken soll. Sie wußte, daß es üblich sei, in solchen Fällen die Exekution aufzuschieben, manchmal sogar die Todesstrafe zur Kerkerhaft abzuändern. Dann aber wieder empfand sie das Leben nur als eine Last, und dachte, daß nach vollzogenem Urteil ihre Schwangerschaft bekannt werden müsse, was den Haß gegen die Regierung noch erweitern dürfte. Was sie am meisten quälte, war der Gedanke an ihrer ungeborenen Frucht zur Mörderin zu werden. Und doch kam sie zu dem Entschlusse, das Urteil an sich vollziehen zu lassen, allein es erfolgte nicht, da sie im Januar 1883 von der Regierung begnadigt wurde und ihre Strafe zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verwandelt wurde, ohne daß ihr Zustand bekannt geworden wäre. Es wurde mir von glaubwürdiger Seite mitgeteilt, daß diese Milderung der Strafe vom Gouverneur selbst veranlaßt wurde. Was ihn zu dieser Großmut veranlaßte, weiß ich nicht; vielleicht regte sich sein Gewissen, vielleicht empfand er wirklich Mitleid, aber vielleicht hatte es auch nur den Zweck, seinen Edelsinn scheinen zu lassen und damit die Wirkung abzuschwächen, die die Mitteilungen über seine Herzlosigkeit gegen die Gefangenen im Karagebiet hervorbringen konnten.

Ohne warme Kleidung wurde sie in der strengsten Winterzeit verschickt; sie wäre wahrscheinlich auf dem Wege erfroren,

hätten die anderen Gefangenen, den eigenen Besitz opfernd, sie nicht mit warmen Kleidern versehen. Als sie in Irkutsk anlangte, war sie derart entkräftet, daß sie von dem Wagen gehoben werden mußte; hier im Gefängnis brachte sie auch ein totes Kind zur Welt. Während unserer Anwesenheit in Sibirien war sie noch am Leben; später vernahm ich bezüglich ihrer nur das eine, daß sie gestorben sei.

Was ich von diesen Vorfällen hier mitteile, begründet sich auf Äußerungen verschiedener politischer Gefangener und auch auf drei Schriftstücke, die von verschiedenen Seiten herrühren und die Flucht der Gefangenen, das „Pogrom“ und den Hungerstreik behandeln. Der Mordversuch und das Leben dieser Frau im Gefängnis sind nach Briefen geschildert, die sie später schrieb, während die Äußerungen über ihren Gedankengang in Erwartung der Todesstrafe von Mitteilungen herrührten, die sie einer ihr bekannten Frau machte. Im ganzen und großen ist diese Geschichte in Sibirien allgemein bekannt, mir wurde sie wenigstens an sechs verschiedenen Orten erzählt. Ich bemühte mich auch darüber seitens der Beamten etwas zu erfahren, doch es war vergebens. Die einen bekundeten eine derartige Abneigung zur Erörterung dieser Sache, daß ich das Gespräch darüber schon nach wenigen Worten fallen ließ, die andern dagegen machten dabei die einsältigsten Versuche, meine Ansichten irre zu führen. Ein junger Arzt des Gefängnisses von Irkutsk war von meiner Frage über die Attentäterin derart erschreckt, daß er sich meiner Gesellschaft so rasch wie möglich zu entledigen strebte und meinen Besuch auch nicht erwiderte.

Der Isprawnik von Nertschinsk, der einige der früher erwähnten Flüchtlinge einholte und zurückbrachte, kennzeichnete mir die politischen Sträflinge als „abgeseimte Spitzbuben“, die weder Mitleid noch Achtung verdienen, als „Bopenkinder oder von der Schule verstoßene Studenten.“ Oberstlieutenant Nowikoff, der drei Jahre, oder gar noch länger Kommandant der Kosakengarnison von Kaza war, äußerte sich im Gespräche

mir gegenüber, die politischen Gefangenen wären nur „Machischki“ — was mit „Laußbuben“ sich übersetzen ließe — Leute ohne Ziel und Überzeugung. Von den vielen, die er kennen gelernt habe, wären kaum drei anständig erzogen gewesen. Den Mordversuch nannte er einen „tollen Einfall“, dessen Urheberin „selbst nicht wußte, warum sie es that.“

Zwischen derartigen läppischen Bemerkungen und den deutlichen zusammenhängenden Erzählungen der politischen Gefangenen zu wählen, konnte nicht schwer fallen. Sieht sich diese Darstellung vielleicht nicht ganz unparteiisch, so ist es nicht meine Schuld. Ich war bemüht, auch von der gegnerischen Seite mir Aufklärung zu verschaffen, aber man konnte, wollte sie mir nicht geben, oder that es, wie gezeigt wurde, in einer Weise, der jeder Schimmer der Wahrheit fehlte.

Wie sehr die Äußerungen der Beamten über den Charakter der politischen Verschieden von der Wahrheit abweichen, soll auch noch durch kurze Mitteilungen über das Leben einiger Sträflinge bewiesen werden, die an den erwähnten Vorfällen regen Anteil genommen haben, oder deren Namen mit der späteren Geschichte der Gefängnisse in Kara in Verbindung zu bringen sind.

Zu den hervorragendsten Erscheinungen unter den Verbannten gehörte Anna Pauline Korba, als Tochter des Edelmannes Paul Mengart in der Provinz Twer, in der Nähe Moskaus, im Jahre 1849 geboren. Unter Anleitung ihrer Mutter, einer intelligenten und frommen Dame, erhielt sie eine sorgfältige Erziehung und heiratete, etwa 18 Jahre alt, einen in Rußland lebenden Schweizer Namens Viktor Korba, der vermögend war und sich freute, daß seine junge, schöne Frau bald in der Gesellschaft eine bedeutende Rolle spielte.

Für die Dauer jedoch konnten die gesellschaftlichen Erfolge der ebenso geistvollen, wie schönen Dame nicht genügen und im Jahre 1869, kaum 20 Jahre alt, trat sie in einer in Petersburg erst errichteten höheren Lehranstalt für adeliche junge Damen mit der Absicht ein, später in den Hochschulen von

Zürich und Paris ihre Studien fortzusetzen. Auf letzteres mußte sie jedoch verzichten, da ihr Gatte ein Jahr später bankrott wurde. Sie folgte ihm nach Minsk, einer kleinen Provinzialstadt, wo er Beschäftigung gefunden hatte. Hier gründete sie Vereine zur Förderung der Volksbildung und zur Unterstützung armer Studenten. Später gab ihr der russisch-türkische Krieg aufs neue Gelegenheit zu einem heilsamen, öffentlichen Wirken. Sie pflegte die aus Bulgarien heimkehrenden Verwundeten und ging später sogar als Schwester vom „Roten Kreuz“ nach dem Kriegsschauplatz ab. Wer die Bilder des russischen Meisters Wereschagin gesehen hat, kann sich einigermaßen eine Vorstellung dessen machen, was sie dort erlebte und erlitt, und die Erfahrungen, die sie dort machte, wirkten bestimmend für ihr ganzes künftiges Verhalten. Ein Gefühl der Liebe und Hochachtung für den russischen Bauern überkam sie, der auf seinem gebeugten Nacken die ganze Last des russischen Staates trug, der sein Blut für ihn verspritzte, indes er zum Dank dafür betrogen, bestohlen, geknechtet wird. Sie nahm sich vor, ihr Leben fortan der Aufklärung dieses unterdrückten Standes zu widmen.

Nach dem Kriege in die Heimat zurückgekehrt, erkrankte sie am Typhus, den sie sich in den überfüllten Krankenhäusern zugezogen hatte; doch sie genas und ging daran ihre Absichten zu verwirklichen. Hier aber wurden ihr auf Schritt und Tritt von der Polizei Hindernisse in den Weg gelegt, so daß sich bei ihr die Überzeugung festigte, eine Verbesserung der Lage des Volkes sei nur nach Sturz des gegenwärtigen Regierungssystems möglich. Sie schloß sich der Partei „Volkswille“ an und nahm an allen Versuchen regen Anteil, die vom Jahre 1879 bis 1882 gemacht wurden, um in Rußland den Absolutismus zu beseitigen und an dessen Stelle ein konstitutionelles Regierungssystem zu setzen. Am 5. Juni wurde sie verhaftet, in die Petropawlowskifestung gebracht und einige Monate später unter der Anklage, zu den Terroristen zu gehören, vor Gericht gestellt.

Befragt, was sie zu ihrer Verteidigung vorzubringen habe, bemerkte sie ungefähr folgendes:

„Ich bekenne mich nicht des angeklagten Verbrechens schuldig, obgleich ich nicht leugne, daß ich der revolutionären Partei „Volkswille“ angehöre und deren Grundsätze teile. Eine Verbindung, die nur mit gewaltsamen Mitteln diesem Ziele zustrebt, kenne ich nicht und ich glaube auch nicht, daß eine besteht. Möglich, daß sie sich später erst bildet, wenn die revolutionäre Bewegung an Ausdehnung zugenommen hat, aber ich würde ihr dann sicherlich nicht angehören. Sollte die Vereinigung „Volkswille“ zum Terrorismus gelangen, so würde es sicherlich nicht geschehen, weil sie diesem besonders geneigt ist, sondern nur, weil sie erkennen muß, daß sie einzig nur dadurch jenes Ziel erreichen kann, auf welches sie die geschichtliche Entwicklung des russischen Lebens hinweist.“

Traurige, bedeutungsvolle Worte, die für die Zukunft Arges befürchten lassen! — Sie sprach dann weiter:

„Meine Herren Senatoren! Sie kennen die Grundgesetze des russischen Reiches, wissen, daß niemand berechtigt ist, eine Änderung der bestehenden Regierungsform zu beantragen oder sonstwie anzustreben. Selbst das Übersenden eines Kollektivgesuches an die Krone ist verboten. Aber dennoch entwickelt sich die russische Gesellschaft, die Verhältnisse werden mit jedem Tage verworrener und bald dürfte der Augenblick da sein, wo das russische Volk die Schranken, die es hemmen, gewaltsam brechen wird.“

„Das ist ihre Privatmeinung,“ bemerkte hier der vor-
sitzende Richter.

„Es ist die Aufgabe der Partei des Volkswillens,“ setzte Frau Korba ihre Rede fort, „diese Schranken zu erweitern und für die Freiheit und Unabhängigkeit des russischen Volkes einzustehen. In welcher Weise dies erfolgen soll, das hängt von der Regierung selbst ab. Wir wollen nicht unbedingt die Waffen des Terrorismus gebrauchen. Die Hand, die sich drohend erhoben hat, wird willig niedersinken, wenn die Regie-

rung ein anderes System Platz greifen läßt. Wir haben genug patriotische Selbstverleugnung, um all die schmerzvollen Wunden, die man uns schlug, zu vergessen; aber wir müßten an uns selbst und an dem russischen Volke zum Verräter werden, wollten wir die Waffen strecken, ehe die Freiheit und das Wohl der Nation erobert wurde. Als Beweis, daß unsere Partei den Frieden will, ersuche ich Sie den Brief zu lesen, den sie nach dem 1. März*) an den Zaren Alexander III. gerichtet hat. Sie werden daraus erkennen, daß wir nur nach Reform streben, aber eine gründliche und ehrlich gemeinte Reform.“

Diese Worte sprachen nichts weniger als zu Gunsten der Angeklagten, was sie auch nicht erwartet haben mochte. Das Urteil lautete auf zwanzig Jahre Zwangsarbeit, Entziehung aller bürgerlichen Rechte, und, nach Ablauf der Strafzeit, Verbannung auf lebenslängliche Dauer nach Sibirien. Die letzten Nachrichten, die ich vom Karagebiet erhielt, meldeten mir, daß sie noch am Leben sei, indes war sie körperlich so herabgekommen, daß sie vermutlich den Entbehrungen des Gefängnislebens bald zum Opfer werden wird.

Von den Männern, die als politische Gefangene im Karagebiet lebten, interessierte mich am meisten Hypolit Muischkin.

Im Jahre 1864 wurde der bekannte russische Schriftsteller Tschernischewski, dessen Roman „Was soll geschehen?“ auch ins Englische übertragen wurde, als Revolutionär verurteilt und nach Sibirien verschickt. In der ersten Zeit wurde er ins Gefängnis von Irkutsk gesperrt, später kam er nach Willuisk, einem Städtchen in der Provinz Jakutsk, wo er lange Zeit unter strenger Polizeiaufsicht lebte.

Zu den Absichten der im Jahre 1870 rege gewordenen revolutionären Partei gehörte auch der Plan Tschernischewski zu befreien, ihm zur Flucht ins Ausland zu verhelfen, wo er seine Thätigkeit ungehindert fortsetzen könnte. Einige der

*) Der Tag der Ermordung des Zaren Alexander II.

Befreiungsversuche mißlingen jedoch und die Absicht wurde als unerfüllbar aufgegeben. Im Jahre 1875 nahm Hypolit Muischkin, damals Student an dem Polytechnikum zu Petersburg, den Plan wieder auf und zwar beschloß er, verkleidet als Gendarmeriehauptmann nach Willuist zu fahren und dort dem Isprawnik anzugeben, er hätte den Auftrag Tschernischefski nach Petersburg zu bringen, damit er in der Schlüsselburg eingesperrt werde, was nicht so auffallend sein konnte, da es häufig vorkam, daß, als gefährlich erkannte politische Verbrecher von Sibirien nach einer russischen Festung gebracht wurden. Muischkin hoffte daher, sein Plan werde gelingen. Er begab sich vor allem nach Irkutsk, wo er nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten in das Gendarmeriecorps sich aufnehmen ließ und es bald zum Unteroffizier brachte. In dieser Stellung mußte er sich die nötigen Schriftstückformulare zu verschaffen, die er dahin lautend ausstellte, daß er als Gendarmerieoffizier beauftragt sei, den Verbannten Tschernischefski nach Petersburg zu überführen. Unterschrift und Siegel ahmte er geschickt nach, verschaffte sich eine Hauptmannsuniform und verließ dann den Dienst unter dem Vorwande, er müsse zufolge erhaltener Mittheilungen nach dem europäischen Ausland zurückkehren. Nun ging er daran seinen Plan auszuführen und begab sich nach Willuist. Seine Gewandtheit, gewinnende Umgangsform und Beredsamkeit brachten es mit sich, daß der Isprawnik im ersten Augenblick gar nicht zweifelte an der Echtheit dieser Mission, die vielleicht auch gelungen wäre, wenn sie nicht an einem anderen Umstand gescheitert wäre. Er hatte nämlich keine Eskorte mitgebracht und in Sibirien ist es nicht üblich, daß Offiziere ohne diese reisen, ganz besonders, wenn es sich darum handelt, einen bedeutenden, politischen Verbrecher zu überführen. Das erweckte nun den Verdacht des Isprawnik und er theilte am nächsten Morgen beim Frühstück dem angeblichen Gendarmeriehauptmann mit, er könne ohne Genehmigung des Gouverneurs Tschernajeff in Irkutsk einen so bedeutenden Verbannten wie Tschernischefski nicht

ausliefern, er möchte daher zuvor einen Boten mit Muischkin's Schriften dahin schicken und dann nach dessen Weisungen handeln.

Muischkin verlor nicht die Geistesgegenwart bei dieser unerwarteten Erklärung: „Ich glaube zwar nicht,“ bemerkte er, daß die deutliche Weisung der kaiserlichen Polizei noch der Zustimmung des Gouverneurs bedarf, aber wenn Sie es durchaus für nötig halten, so will ich mich selbst zu ihm begeben und seine Zustimmung einholen.“

Der Isprawnik gab ihm zwei Kosaken zur Begleitung, was er nicht ablehnen konnte und sie erhielten den Auftrag, den vorgeblichen Gendarmeriehauptmann genau im Auge zu behalten. Dann teilte der Isprawnik dem Gouverneur seinen Verdacht brieflich mit und sandte damit einen Kosaken ab, der noch früher als Muischkin bei dem Gouverneur anlangen mußte. Das erfuhr jener aus dem Gespräche der ihn begleitenden Kosaken mit dem dritten, der sie einholte und er merkte nun, daß seine Absicht vergeblich sei. Die erste Gelegenheit die sich bot, benutzte er, um in den Wald zu flüchten; die Kosaken verfolgten ihn, doch ihm gelang es zu entkommen, nachdem er einen mit einem Revolverschuß verwundet hatte.

Eine Woche lang irrte er im Dickicht an dem Ufer der Lena umher, bis er endlich, erschöpft vor Hunger und Kälte, gefangen wurde. Er blieb einige Monate in Irkutsk gefangen und wurde dann nach der Petropawlowskifestung zu Petersburg überführt. Beinahe drei Jahre harrete er dort seines Urteils. — Ich muß hier bemerken, daß ich diese Mittheilungen von einem Verschiedten erhielt, der sein Zellennachbar war. Er erzählte mir auch, Muischkin sei oft rasend geworden, infolge des Fiebers oder der Aufregung. Er habe ihn oft schreien gehört, wenn er in die Zwangsjacke gesteckt, oder auf seinem Bette gefesselt wurde. —

Im Oktober des Jahres 1878 wurde Muischkin endlich mit anderen vor Gericht gestellt. Alle verlangten öffentliches

Verfahren und Zuziehung von Stenographen; beides wurde ihnen verweigert und die politischen Häftlinge verzichteten daher auf ihre Verteidigung. Als Muischkin vor der Fällung des Urtheils noch befragt wurde, ob er etwas zu bemerken hätte, hielt er eine begeisterte Ansprache, in der er auch den Tadel über das geheime Verfahren zum Ausdruck brachte und bemerkte, daß weder er noch seine Genossen den Freispruch erwarten, aber sie glauben, es sei ihr gutes Recht, die Öffentlichkeit der Verhandlung fordern zu dürfen. Im Verlauf seiner Rede griff er die Regierung heftig an, weshalb ihm der Präsident das Wort entzog; und als er dann trotzdem weiter sprechen wollte, wurde er von Gendarmen abgeführt. Im Abgehen rief er dem Gerichtshof noch zu: „Dieser Gerichtshof ist ärger, als ein Bordell; dort wird nur der Leib preisgegeben, während ihr Ehre, Recht und Gesetz schändet.“

Er wurde zu zehnjähriger Zwangsarbeit und Verlust aller bürgerlichen Rechte verurteilt und bald darauf nach dem Gefängnis von Charloff transportiert.

Mir fehlt der Raum, um auch nur die kürzesten Schilderungen all der Leiden zu geben, welche die politischen Gefangenen in jenem Gefängnisse erdulden mußten. Sie haben es selbst in einer Schrift beschrieben, die im geheimen circulierte und den merkwürdigen Titel führte: „Letzte Worte an dem Sarg Alexanders II.“ Vielleicht ist mir später noch die Gelegenheit gegeben, dieses Schriftwerk in englischer Sprache zu veröffentlichen, hier sei nur so viel bemerkt, daß ich die Namen von sechs politischen Gefangenen kenne, die in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit im Gefängnis von Charloff in den Wahnsinn getrieben wurden. Muischkin erhielt die kleine Zelle im unteren Stockwerk zum Aufenthalt, wo früher auch Fürst Tschitschanoff eingesperrt war. Von Kraft und Mut beseelt, sann er bald auf Fluchtpläne und ehe noch das erste Jahr seiner Gefangenschaft vollendet war, hatte er mit Hilfe eines Brettchen die Gefängnismauer untergraben, wobei er die ausgehobene Erde in seiner Zelle unbemerkt unterzubringen mußte.

Sein erwähnter Vorgänger hatte einige große Landkarten besessen, die in der Zelle achtlos liegen geblieben waren. Muischkin löste das Papier von der untergelegten Leinwand und fertigte sich aus letzterer ein Kleidungsstück an, das er bei der Flucht anlegen wollte. Nachdem er ferner noch alle nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, wartete er die Gelegenheit ab, die sich für seine Flucht günstig zeigen würde. Als er diese gekommen wähnte, betrat just, als er in die Öffnung schlüpfte, der Aufseher die Zelle. Auf der Britsche lag eine ausgestopfte Figur, mit seinen Sträflingskleidern angethan. Der Beamte entdeckte die Täuschung, die Zelle wurde durchsucht und Muischkin aus seinem Bau herausgezogen. Nun wurde er in eine andere Zelle gebracht, aus der ein Entweichen ganz unmöglich schien. Hier verblieb er einige Monate, unter Qualen, die ihn dem Wahnsinn nahe brachten. Dem ein Ende zu machen, beschloß er, etwas zu begehen, wofür er zweifellos erschossen werden dürfte. Er bat um Erlaubnis, Sonntag die Kirche zu besuchen und es wurde ihm auch gewährt. In der Gefängniskirche näherte er sich nun dem Gouverneur und als dieser das Kreuz in des Popen's Hand küssen wollte, schlug er ihn ins Gesicht. Unter normalen Umständen wäre er für dieses Verbrechen sicherlich erschossen worden, damals aber kamen im Gefängnis eine derartig auffallende Zahl von Wahnsinnfällen vor, daß sich der Minister des Innern veranlaßt sah, den Petersburger Professor Dobrowslawin zur Untersuchung dieses Zustandes nach Charkoff zu schicken. Er konstatierte, das Gefängnis sei zum Aufenthalt menschlicher Wesen gänzlich unvernünftig, so daß die zahlreichen Fälle von Tod und Wahnsinn sehr begreiflich sind und er schlug vor, wenigstens den politischen Gefangenen einen anderen Aufenthaltsort anzuweisen. Man nahm daher an, daß auch Muischkin nur in einem Anfall von Wahnsinn so gehandelt habe und ließ die Sache auf sich beruhen. Bald darauf wurde er und auch die anderen politischen Gefangenen nach den Goldgruben von Kara transportiert. Während des Transportes starb einer von ihnen,

Leo Domofoski, in Irkutsk. Sie durften der Einsegnung in der Gefängniskirche bewohnen, wobei Muischkin dem verstorbenen Genossen eine Grabrede hielt. Er rühmte seinen Charakter und citierte auch einen Vers des russischen Dichters Nekrassoff, wo es ungefähr heißt: „Aus dem Staub dieses Helden und anderer die ihm gleichen, soll der Baum der Freiheit Rußlands entsprossen.“ Der anwesende Polizeibeamte befahl ihm zu schweigen und ließ ihn in eine Zelle sperren. Für diese „revolutionäre“ Äußerung in den heiligen Hallen des Gotteshauses und angesichts der „Bilder der Heiligen“ wurde er noch zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Einige seiner Genossen, die mir von ihm Näheres mitteilten, rühmten seine Rednergabe, die er nur zweimal in seinem Leben zur Anwendung brachte, das erste Mal mußte er es mit zehn, das zweite Mal mit fünfzehn Jahren Zwangsarbeit büßen. Er selbst meinte, nur eines in seinem Leben bereue er: Die Grabrede, die er seinem Genossen Domofoski gehalten habe. Die Leute haben nichts von ihr erfahren, sie sei ganz zwecklos gewesen und habe nur seine Strafzeit verlängert; wenn er diese auch überleben würde, so wäre er doch schon zu alt und schwach, um dann noch der Freiheit Rußlands dienen zu können.

Muischkin war unter den ersten, die im April 1882 aus dem politischen Gefängnis von Kara entflohen und er wurde — was früher schon bemerkt ist — im Hafen von Wladiwostok wieder gefangen genommen. Im folgenden Jahre wurde er im Verein mit anderen „gefährlichen“ politischen Gefangenen nach der Schlüsselburg überführt. Hier wurde er im Jahre 1885 erschossen, weil er sich an dem Gefängnisarzt vergreifen hatte.

Etwa drei Monate vor der erwähnten Flucht der Gefangenen aus Kara flüchteten während des Transportes nach Kara zwei verheiratete Frauen aus dem Gefängnis zu Irkutsk. Sie wurden noch innerhalb der Stadt eingeholt und zurückgebracht und dann der üblichen Durchsuchung unterzogen. Diese werden gewöhnlich von Männern vorgenommen, die es

aber Frauen gegenüber dabei an der nötigen Rücksicht nicht fehlen lassen. In diesem Falle wurde die Untersuchung vor dem Adjutanten des Generalgouverneurs, Oberst Soliwioff, vorgenommen, einem Manne, der sich nicht des besten Rufes erfreute. Er beschimpfte die Frauen und ließ sie auch in seiner Gegenwart ganz entkleiden. Später prahlte er noch damit in den Zellen der Gefangenen und bemerkte höhnisch: „Euere Frauen sind just auch nicht von schönem Körperbau.“ Einer der politischen Gefangenen, der Lehrer Schtschedrin, erzürnt von der schmählischen Handlungsweise, schlug dem Obersten ins Gesicht und rief ihm zu, er sei ein erbärmlicher Feigling. Diese Beschimpfung eines Offiziers und auch einen Fluchtversuch, den er bald nach seiner Ankunft in Kara zu unternehmen wagte, mußte er büßen, indem er an den Schieflarren gefesselt wurde. Im Juli 1882 wurde er mit noch einigen Leidensgenossen nach der Schlüsselburg transportiert, auch während des Transportes blieb er angefettet und erst später, wo er durch den schlechten Zustand der Straßen von dem Karren wiederholt verwundet wurde, befreite man ihn davon.

Nach dem Hungerstreik im Sommer 1882 wurde den Gefangenen das Leben etwas erleichtert. Sie erhielten wieder Bücher, sie durften ihr Geld auf das Nötigste verwenden und konnten täglich im Gefängnishof frische Luft schöpfen. Aber die Gesundheitsverhältnisse blieben noch immer so arg wie früher, den Kranken wurde nicht die geringste Sorgfalt gewidmet, und die Sterblichkeit war unverhältnismäßig groß. *)

*) Ein vollständiges Verzeichnis der Namen der politischen Gefangenen, die in den Jahren von 1879 bis 1886 in Kara starben, durch Selbstmord endigten oder wahnsinnig wurden, konnte ich mir nicht verschaffen, doch sind folgende Fälle mir bekannt geworden: Tschutinoff, Krimoschein, Zukoff, Popelo, Frau Dissofskaja, Titonoff, Rogatscheff, Doktor Weimar, Fräulein Armfeldt und Frau Rutitonskaja; alle, mit Ausnahme eines einzigen, starben an der Schwindsucht. — Ferner: Semjonofski (erschoss sich), Robin (vergiftete sich), Uspensti (erhängte sich). Wahnsinnig wurden: Matweiwitsch, Zubkoffski, Pozen und Frau

Von der Zeit des Rücktritts des Obersten Kononowitsch im Jahre 1881 bis zur Ernennung des Hauptmanns Nikolin im Jahre 1885, erfolgte ein siebenmaliger Wechsel im Kommando und das Gefängnis wurde daher immer und immer wieder in einer anderen Art verwaltet; heute wurde den Gefangenen gestattet, Bücher und Geld zu besitzen, Briefe zu schreiben, im Hofraum auf und nieder zu wandeln, morgen wieder wurde es ihnen verwehrt. Im Jahre 1884 wurden die Scheidewände entfernt, die zwei Jahre früher zur Verkleinerung der Zellen aufgeführt wurden und im Jahre 1885 wurde auch die Einrichtung des „freien Kommandos“ wieder hergestellt. Jeder neue Kommandant traf neue Einrichtungen, Laune und Willkür vertraten jede gesetzliche Anordnung. Die Namen der Kommandanten lauten in chronologischer Reihenfolge: Kononowitsch, Potuloff, Katurin, Burlei, Schubin, Manajeff, Burlei (wiederholt) und Nikolin. Nach den Äußerungen der Gefangenen verdiente Burlei das meiste Lob. Katurin war roh, Schubin charakterlos und Manajeff ein Trunkenbold und überdies auch ein Dieb, der die, für die Gefangenen eingelaufenen Briefe vernichtete und 1900 Rubel stahl, die beigelegt waren. Alle die Erwähnten waren Gendarmereioffiziere von Irkutsk. Am 16. Januar 1884 wurde das Gefängnis direkt der obersten Polizeibehörde untergeordnet und Oberst Nikolin von Petersburg als Kommandant bestellt.

Die Vorhersagungen des Obersten Kononowitsch gingen in Erfüllung. Die Regierung nötigte einen ehrlichen und humanen Menschen zurückzutreten und sandte nacheinander ein halbes Duzend diebischer oder roher Leute dahin, und die Folgen waren ein Trauerspiel nach dem anderen. Noch herrschen dieselben Grundsätze und es kann auch kein anderes Ergebnis erwartet werden: „Wer Wind säet, soll Sturm ernten.“

Kawalskaja; letztere jedoch wurde wieder gesund. — Während unserer Anwesenheit im Karagebiet waren von elf Frauen, die sich im Gefängnisse der politischen Verbrecher befanden, acht erkrankt.

Am 12. November traten wir erleichtert aufatmend den Heimweg an. Als wir mit Major Potuloff von dem trübseligen Ort, der die „Untere Goldwäscheret“ benannt ist, fortfuhren, sahen wir zwei politische Gefangene, die in einiger Entfernung dem Gefängnisse zuschritten. Sie erkannten uns und als wir vorüberkamen, nahmen sie grüßend ihre Mützen ab und verbeugten sich. Es war ihr letzter, wortloser Gruß für die Reisenden, deren Teilnahme ihnen bewußt war, es war auch unser Abschied von den Karagruben.

Wir übernachteten im Hause des Gefängniswärters von Ustj-Kara und bestiegen am nächsten Morgen die Pferde, um nach Stretinsk zu reiten. Als wir uns in die Sättel schlangen, füllte Major Potuloff drei Gläser mit weißen Krimwein und trank uns mit den Worten zu: „Auf eine glückliche Heimkehr!“ Wir leerten die Gläser, dankten ihm für seine gütige Gastfreundschaft, versprachen auch unsere Ankunft in Stretinsk telegraphisch anzuzeigen und ritten fort.

Die Umgegend von Kara, entlang der Schilka ist unbesiedelt; nur in einiger Entfernung vom Flusse lagerte in Zelten ein halbcivilisierter Nomadenstamm, der von den Russen „Drozani“ genannt wird. Sie erkennen die russische Herrschaft an, zahlen Steuern, sind auch dem Namen nach Christen, aber sie verkehren nur selten mit den Russen; höchstens nur, wenn es gilt Felle für Messer, Kessel und Tabak zu vertauschen, betreten sie die Ansiedelungen der Europäer.

Während unseres zweitägigen Rittes über das wilde Waldgebirge, litten wir viel von Kälte und Hunger. Am dritten Tage langten wir in Boti an, dem Dorfe, wohin unsere Pferde gehörten. Die meisten Bauern waren damit beschäftigt, das Getreide auf dem Eise zu dreschen. Sie freuten sich des Wiedersehens, denn sie wähten, es wäre uns ein Unfall zugestoßen.

Die Aufregung und die vielen Beschwerlichkeiten hatten mich so entkräftet, daß ich mich kaum mehr im Sattel halten konnte; doch zu unserem Glück war von hier an der Fluß

bereits fest gefroren und wir vermochten auf der Eisdecke im Schlitten unsere Reise fortzusetzen. Müde, durchfroren und ausgehungert, langten wir nachts am 16. November bei Stretinsk an, wo wir in der Hütte des Bauern bei dem wir unsere Sachen zurückgelassen hatten, gastliche Aufnahme fanden.

7. In den Silberbergwerken Ostsibiriens.

Wir waren, als wir vom Karagebiet nach Stretinsk kamen, so abgemattet, daß wir vor allem eine ausgiebige Rast halten mußten. Aufregungen und Entehrungen aller Art hatten mich derart geschwächt, daß ich kaum zweihundert Schritte machen oder auch nur meinen Pelzrock anlegen konnte, ohne mich müde zu fühlen. In diesem Zustande wäre es zu gewagt gewesen, sofort in einem rüttelnden Telega die Fahrt nach den Bergwerken von Nertschinsk, durch eine öde, wilde Gegend, von schier tausend Kilometer Entfernung vorzunehmen. Wir rasteten daher bei dem jungen Bauern drei Tage, aßen so viel, als zu haben war, schliefen so lang es möglich war und kräftigten uns mit Chinin und Fleischextrakt.

Sonntags fühlte ich mich schon frischer. Ich ging über die Eisdecke des Flusses nach dem jenseits gelegenen Stretinsk, wo ich den Zasedatel, den Bezirksleiter der Polizei, aufsuchte, um für unsere Reise Pferde zu erlangen. Der Gouverneur hatte uns nämlich telegraphisch verständigt, daß wir beim Mieten der Pferde die Vermittlung der Polizei in Anspruch nehmen können, da im Bergwerksbezirk von Nertschinsk nur mangelhafte Postverbindungen vorhanden sind; und überdies gab uns auch Major Potuloff Empfehlungsbriefe mit an die meisten Polizeibeamten, die wir während unseres Weges treffen könnten. Der Zasedatel nahm mich freundlich auf und traf auch sofort die nötigen Vorkehrungen; dabei teilte er mir die unangenehme Nachricht mit, daß jetzt auf der Strecke zwischen Stretinsk und den Minen eine Boden-

epidemie herrsche, daß es daher nicht rätlich sei, in den Bauernhäusern zu übernachten, oder sie nur überhaupt zu betreten. Die Reise nach den Silberminen bot im besten Falle genug Mühseligkeiten und nun sollten wir gar weder Unterkunft noch Nahrung finden, ohne uns der Gefahr auszusetzen, von dieser gefährlichen Krankheit ergriffen zu werden. Anfangs war ich geneigt, nach Nertschinsk direkt zu fahren und die Bergwerke von dieser Seite her aufzusuchen, allein das hätte einen beträchtlichen Umweg gegeben und da überdies Frost erklärte, keine Furcht vor Ansteckung zu haben, blieben wir bei unserem ursprünglichen Plane. Am Nachmittag legten wir unser Gepäck auf einen kleinen Telega, banden einen Sack mit gefrorenem Brot, auf dem wir nicht sitzen konnten, hinten an und fuhren mit zwei Pferden und einem zerlumpten, furchtsamen Kutscher auf dem Wege nach Alexandrofski Zawod*) und dem Bergwerk von Agaschi.

Die Silberbergwerke von Nertschinsk liegen nicht in der Nähe dieser Stadt, sondern dehnen sich in einer weiten, wilden Gebirgsgegend aus, die den Bergwerksbezirk von Nertschinsk bildet. Es grenzt im Süden an die Mongolei und nimmt den größten Teil jenes Dreiecks ein, das von der Schilka und Argun vor ihrer Vereinigung mit dem Amur gebildet werden. Das Vorhandensein der Silber- und Bleierze mußte schon den Urbewohnern Sibiriens bekannt sein, denn die ersten russischen Forscher Sibiriens fanden in der Nähe des Argun Spuren eines primitiven Bergbaues. Im Jahre 1700 wurde von griechischen Bergmännern, die im russischen Dienste standen, die Nertschinskshütte errichtet, nahe der mongolischen Grenze, und ehe das Jahrhundert zu Ende kam, waren zwischen Schilka und Argun mehr als zwanzig Schachte eröffnet und acht Hochöfen in Thätigkeit gesetzt. In der ersten Zeit wurden die Bergwerke von Bauern bearbeitet, die von allen Teilen Sibiriens herbeigeschafft wurden, oft sogar zwangsweise genötigt,

*) Hochöfen.

sich dort niederzulassen; allein schon im Jahre 1722 verwendete man Sträflinge aus den Gefängnissen des europäischen Rußlands dazu. Seit dieser Zeit wurde der Bergbau theils von Bauern versehen, theils wieder von den zur Zwangsarbeit verurtheilten Verbrechern. Von politischen Gefangenen kamen nur einige der „Dezembristen“ und viele Polen hierher. Nach dem polnischen Aufstand vom Jahre 1863 wurden viele tausende der Insurgenten hierher verschickt, später jedoch wurden politische Gefangene gewöhnlich nur nach dem Karagebiet transportiert*).

Unser nächstes Ziel galt Alexandrofski-Zawod, das etwa 200 Kilometer von Stretinsk entfernt ist. Die Hochöfen, denen der Ort seinen Namen und seine Bedeutung verdankt, sind seit langem nicht mehr im Betrieb und ganz verfallen, aber das Dörfchen besteht noch weiter und hier befindet sich auch ein kleines Gefängnis, das wir besichtigen wollten. Überdies bot sich von hier aus auch die beste Gelegenheit, das früher berühmte, jetzt aber aufgegebene Bergwerk Katui zu erreichen.

Bei unserer Abreise war es kalt, es wehte ein eisiger Nordostwind und der Himmel war bewölkt. Die Hügel rechts und links der Straße waren mit einer Schneeschicht bedeckt, aber die Straße selbst war trocken und wir wurden von dem aufwirbelnden Staub unserer Wagenräder bedeckt. Nachdem wir 30 Kilometer gefahren, empfanden wir Hunger und Kälte, allein das Dorf, in welchem der Pferdewechsel stattfand, war wie ausgestorben und so blieben wir denn in unserem Wagen. Der Rutscher meinte zwar, die Seuche sei nicht bösartig, was Frost zu der Bemerkung veranlaßte, damit mag es so bestellt sein, wie mit dem sibirischen Ungeziefer, das den Einwohnern auch recht harmlos scheine, den Fremden jedoch zu Tode

*) Nach den Angaben des hier öfter schon erwähnten Werkes von Maximoff wurden in den Jahren 1863 bis 1868 18 623 Polen nach Sibirien verschickt, von diesen kamen 8199 nach Ostsibirien und 7109 wurden zur Zwangsarbeit verurtheilt, zumeist in den Bergwerken von Nertschinsk.

quäle. Beim Dorfe Kopun, wo der zweite Pferdewechsel stattfand, langten wir mit der Abenddämmerung an. Die Temperatur war auf 0 Grad Fahrenheit gesunken und ich fühlte mich so durchgefroren, daß ich die Glieder nicht mehr rühren konnte.

„Ich halt' es nicht länger aus,“ sprach ich zu Frost. „Wir haben wirklich eine ganz reizende Wahl: Die Pocken oder das Erfrieren. Ich werde jetzt an der nächsten Thüre anpochen und fragen, ob dort diese verdamnte Krankheit herrscht; ist das nicht der Fall, so gehe ich hinein, um mich zu wärmen und etwas zu essen zu verlangen.“

Ich pochte an und eine hagere Frau öffnete die Thüre.

„Ist jemand in Ihrem Hause an den Blattern erkrankt?“ fragte ich.

„Sawohl!“ antwortete sie.

Ich wartete die näheren Mittheilungen nicht ab, sondern eilte zu Frost und teilte ihm mit, daß wir uns richtig zwischen Schlla und Charybdis befänden und wir, was unseren Hunger betrifft, einzig nur auf unseren Brotsack angewiesen wären. Aber hier ergab sich wieder ein neues Übel! Das Brot war hartgefroren und überdies noch mit einer Staubkruste überzogen. Wir nahmen jeder ein Brötchen und zitternd vor Kälte saßen wir im Dämmerchein und knusperten an demselben und warteten dreiviertel Stunde auf andere Vorspannpferde. Endlich langten diese an und wir setzten unseren Weg fort. Nach langer, unangenehmer Fahrt gelangten wir, es mochte neun Uhr abends gewesen sein, nach Schelapugina, eine gemächliche Poststation zwischen Nertschinsk und Nertschinsk-Zawod. Der Postmeister gab uns die Versicherung, daß dort noch keine Pockenerkrankung vorgekommen wäre. Wir begaben uns daher in die Stube, tranken Thee und hielten in gewohnter Weise auf der Erde unsere Nachtruhe. Von der Kaffee- und einem guten Frühstück gekräftigt, setzten wir in den Morgenstunden unsere Reise fort.

Den ganzen Tag fuhren wir zwischen kahlen Hügeln. Die

Sonne schien hell, aber es war bitter kalt dabei, was wir umsomehr empfanden, als wir vom Wagengerüittel verhindert wurden uns fest in die Pelzröcke zu hüllen. Abends langten wir bei dem Dorfe Kamututschigasamurstaja an, ein Ort, der nicht so viel Einwohner haben mochte, als Buchstaben in seinem Namen. Hier trafen wir einen jungen Techniker aus Petersburg, der nach den Bergwerken gesandt wurde, um die Sträflinge in dem Gebrauch des Dynamits zu unterweisen und der jetzt bereits auf dem Heimwege sich befand.

Seine Schilderungen der Zustände in den Bergwerken lauteten nicht sehr anmutig. Die Gefängnisse, meinte er, wären „die schlechtesten im ganzen Zarenreiche“, die Beamten wären „roh und unwissend“ und die Sträflinge würden „schlecht behandelt, auch von jedermann grundlos geschlagen.“ Auch während der Erkrankung seien sie zur Arbeit gezwungen gewesen und würden häufig durch Dynamit getötet, weil die Aufseher zu unwissend und zu leichtfertig wären, um hier mit nötiger Vorsicht zu handeln. Über die Behörden der Bergwerke äußerte er sich nicht ohne Schärfe, man merkte, daß sein Verkehr mit ihnen sehr unangenehm gewesen sein müsse.

In der folgenden Mitternacht gelangten wir nach Matarowa, einem Dorfe, etwa 180 Kilometer von Stretinsk entfernt. Wir übernachteten im „Zemski-Kwartir“, einem von einer Bauernfamilie bewohnten Holzhaufe, wo reisende Beamte Anspruch auf Wohnung und Verpflegung haben. Wir nahmen einen Thee ein und gingen dann schlafen, Frost auf der Erde, ich auf der Bank, die an dem Fenster stand. In der Stube war es recht heiß und sie war mit Harzgeruch erfüllt, der von den Fichtenbrettern ausströmte. Es war recht schwül und ich konnte lange Zeit nicht einschlafen. Als es mir aber endlich doch gelang, wurde ich bald durch ein lautes Krähen geweckt, das aus meiner nächsten Nachbarschaft erscholl. Ich suchte, wo das sein konnte und fand, daß unter meinem Lager eine Hühnersteige sich befand. Ein großer Hahn steckte zwischen den Latten seinen Kopf heraus — und viel-

leicht vermutete er, es sei Morgen — krächte mir wörtlich genommen ins Ohr, was er später auch beharrlich fortsetzte, so daß ich keinen Schlaf finden konnte, obgleich ich mein Lager in die entgegengesetzte Stubenecke verlegt hatte. Ich habe in sibirischen Hütten mit Tieren aller Art übernachtet, aber eine Störung, wie dieser eine Hahn, konnten wohl alle Vierfüßler der Arche Noahs nicht hervorbringen.

Am Dienstag Vormittag langten wir in Alexandrofskij-Zawod an, ein elendes Dörfchen mit zwei bis dreihundert Einwohnern, mitten in der kahlen Steppe, eine verfallene Brücke im Vordergrund und schneebedeckte Hügel in der Ferne. Das Gefängnis wurde uns vom Direktor Fomin gezeigt. Es war eine Art Invalidenhaus, in dem alte, sieche Sträflinge aus dem ganzen Bergwerksgebiet von Nertschinsk aufgenommen wurden. Das Hauptgebäude war ein einstöckiger Holzbau und enthielt 137 Häftlinge; er war ein halbes Jahrhundert alt und ungesund, wie wir es anders auch nicht erwarteten. Die Fußböden waren schmutzig, die Luft verdorben, die Korridore mit dem Gestank der Unratkübel erfüllt. In zwei Zellen befanden sich unter den Gefangenen auch Wahnsinnige. Die Krankenabteilung war klein, aber doch nicht überfüllt und schien mir verhältnismäßig sauber gehalten zu sein. Das grobe Bettzeug war schmutzig und auf meine bezügliche Bemerkung antwortete der Krankenwärter, das sei nicht seine Schuld, man sei gar zu sparsam mit der Wäsche. Er schien erfreut zu sein, als ich ihm sagte, seine Krankenabteilung sei zwar klein, aber ich halte sie doch für die beste in ganz Transbaikalien.

Nach der Besichtigung des Gefängnisses lehrten wir im Hause des Direktors ein, wo wir den Isprawnik antrafen, einen schlanken, etwa vierzigjährigen Mann, der just eine Inspektionsreise in seinem Bezirke vornahm. Er war recht gesprächig und äußerte ganz offen seine Meinung über die Bergwerke von Nertschinsk. Er hielt die Betriebsleitung für „schwerfällig, fehlerhaft und kostspielig“; er meinte, es wäre weit besser,

den Betrieb in die Hände von Privatunternehmern zu legen. Manche der staatlichen Bergingenieure wären zu unwissend oder zu bestechlich, als daß die Bergwerke einen genügenden Ertrag liefern sollten. Er erzählte mir als Beispiel, daß zwei Goldminen seines Bezirkes von Ingenieuren des Zaren*) untersucht wurden, die sie für wertlos erklärten. Sie wurden billig an Privatpersonen verkauft, denen sie 600 Pud reines Gold lieferten. Der Isprawnik sagte es nicht gerade heraus, aber man konnte seinen Worten entnehmen, er glaube, die Ingenieure und die Käufer der Goldgruben hätten da im Einverständnis miteinander gehandelt und den Gewinn geteilt. Ich zweifle nicht im geringsten daran. Der Zar wird ja von sibirischen Beamten fast überall bestohlen.

Nach einem trefflichen Mittagessen fuhren wir in Begleitung des Isprawniks und des Direktors nach dem etwa 18 Kilometer entfernten Bergwerk Ututin. Dieses war zwar, wie ich schon bemerkt habe, längst aufgelassen worden und es hatte sich auch mit Wasser gefüllt, aber ich war dennoch neugierig es kennen zu lernen, weil es früher als der gefürchtetste Straf-ort Sibiriens galt und nun die Regierung wieder Vorkehrungen traf, die politischen Sträflinge aus dem Karagebiet dahin zu schicken.

Zehn bis zwölf Kilometer lang ging die Straße über eine einförmige Steppe und dann durch ein flaches Thal, das von kahlen, beschneiten Hügeln umgeben war, die jede Fernsicht benahmen. Das Thal verengte sich immer mehr, um etwa drei Kilometer nach dem Dörfchen Ututui zu, in einer düsteren Schlucht zu endigen, wo als einzige Vegetation einige verkrüppelte, blätterlose Sträucher sich zeigten. Einen düsteren und

*) Fast alle Bergwerke in diesem Teile Transbaikaliens sind — wie jene von Kara — Privateigentum des Zaren und als „Kabinettminen“ bekannt. Wie der Zar sie erworben hat, weiß ich nicht. Ein Russe meiner Bekanntschaft wollte im Auslande ein Werk veröffentlichen: „Der Ursprung des Reichthums der Romanoffs“ betitelt. Er kam nicht dazu, denn er wurde nach Sibirien verschickt.

öderen Erdwinkel hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Man hätte wähnen können, die Eisgefilde Grönlands vor sich zu haben.

„Hier ist das alte Gefängnis,“ sprach der Isprawnit, auf einen halbverfallenen Holzbau weisend, der nun vor uns lag. Seitwärts befanden sich zwei Backsteinbauten, beide ganz im Verfall, von einem fehlte sogar das Dach. Wahrscheinlich waren diese Bauten früher von einem Pfahlzaun umgeben und das Holzhaus mochte der Wachmannschaft als Kaserne gedient haben. Jetzt war von der Umzäunung keine Spur mehr vorhanden, auch die Fenstergitter fehlten und es wäre nicht leicht gewesen, aus den vorhandenen Resten die ursprüngliche Bestimmung zu erraten. Ich trat in das Gefängnis ein, hoffend, irgend eine Schrift auf der Mauer zu entdecken, oder einen jener eisernen Ringe zu sehen, an welche renitente Sträflinge gefesselt wurden. Aber nichts von alledem! Was da als Eisen zu verwenden war, wurde entfernt, die Fußböden waren vermodert, der Mauerbewurf abgefallen, nichts war vorhanden, was die traurige Geschichte dieses Gefängnisses illustriert hätte, Zeugen jener Grausamkeiten, die das Gefängnis von Atutui so berüchtigt gemacht haben. Das andere Gefängnisgebäude war in besserem Zustande und die Besichtigung hätte wahrscheinlich manches Interessante ergeben, allein Fenster und Thüren waren fest verschlossen und der Direktor gab an, er wisse nicht, wo sich die Schlüssel befinden und in welcher Weise wir überhaupt hier Einlaß finden könnten.

Der Eingang in das Bergwerk von Atutui befand sich auf einem Hügel, etwa 200 Meter über der Thalsohle. Die Abenddämmerung war bereits angebrochen, ich bemerkte jedoch noch eine kleine Holzbude neben der Schachthöfnung. Wäre es nicht zu spät gewesen, so hätte ich beantragt auch den Schacht zu besichtigen, allein es dunkelte und war kalt, überdies wollte der Isprawnit und der Direktor nach Zawod zurückkehren. Ich begnügte mich daher mit dem, was ich zu sehen bekam.

Lunin, einer der Dezembristen vom Jahre 1825 mußte hier Zwangsarbeit verrichten und starb auch da; und viele polnische Patrioten, die nach dem Aufstand vom Jahre 1863 nach Katui verschickt wurden, fanden in dieser Gegend die letzte Ruhestätte. Ich konnte nichts davon bemerken. Über den zu Staub verfallenen Gebeinen wölbt sich kein Grabeshügel, denn die russische Regierung hat keine Lust, die Erinnerung derer, die sie in den Gefängnissen Sibiriens zu Tode gemartert hat, lebendig zu halten.

Seit meiner Zurückkunft aus Sibirien, wurde in jener traurigen Schlucht ein neues Gefängnis erbaut, das für die politischen Gefangenen im Karagebiet bestimmt. Die Regierung will die unter Wasser gesetzten Schächte auspumpen und die Häftlinge in den feuchten Gängen arbeiten lassen. Damit kann ihre Lage nur verschlimmert werden. Denn wenn es in Sibirien einen öderen, traurigeren und weltentlegeneren Winkel als Kara giebt, so kann nur die beschneite Schlucht von Katui dafür gelten.

Am Dienstag Abend kehrten wir nach Alexandrofski-Zawod zurück und am folgenden Tage fuhren wir nach dem ungefähr 35 Kilometer entfernten Bergwerk Algaschi. Auch dieser Weg zeigte sich sehr unfreundlich: eine Kette kahler, niedriger Hügel, ohne Spur von Leben und Gedeihen. Nur an manchen Stellen waren zahlreiche Heuschaber zu sehen.

Vom Gipfel der letzten Anhöhe vor Algaschi, hatten wir einen Ausblick der fast 50 Kilometer weit reichte. Das beschneite Hügelland sah aus wie eine weite Meeresfläche, dessen vom Sturm emporgetriebene Wellen plötzlich zu Eis erstarrt wären. In der Ferne, zwischen zwei dieser Erhebungen, bemerkten wir eine Gruppe Blochhäuser; unser Rutscher erklärte uns, das wäre Algaschi. So weit der Blick nur reichte, kein Baum, kein dunkler Gegenstand, der das gespensterische Weiß des weiten Eisgefildes unterbrochen hätte! Das Dörfchen selbst sah aus wie ein Haufen Treibholz, das in diesem Eis-meere festgehalten wurde.

Wir fuhren auf der serpentinenartigen, steinigen Straße einen steilen Abhang hinunter und gelangten in eine lange, schmutzige Dorfstraße, dessen Holzhäuser mit Stroh gedeckt waren; wir begegneten einigen Viehherden, die von der Weide heingetrieben wurden und hielten schließlich, umgeben von einer Menge Neugieriger, vor dem „Zemski-Kwartir“,*) wo wir übernachten wollten. Zur Besichtigung des Gefängnisses oder des Bergwerkes war es schon zu spät, wir schafften daher unser Gepäck in das Haus, gaben den Bewohnern Aufklärung über unsere Berechtigung, das Amtsquartier in Anspruch zu nehmen und trafen dann Vorbereitungen zum Abendessen. Unsere eigenen Vorräte waren gering, allein die Hauswirtin brachte einen dampfenden Samowar herbei, Milch und Butter; Frost holte eine Büchse eingemachte Pflirsche hervor, die er in Stretinsk gekauft und an dem lodernden, offenen Feuer frischten wir unser hartgefrorenes, sandumkrustetes Brot auf. Das Abendessen schmeckte uns recht gut und gegen 9 Uhr legten wir uns behaglich schlafen. Am nächsten Morgen besuchten wir Herrn Nesteroff und Oberstlieutenant Saltstein, den Direktor des Gefängnisses. Ersterer empfing uns mit echt russischer Gastfreundschaft; wir mußten bei ihm noch einmal Frühstück und er füllte dabei die Gläser immer wieder mit Wodka oder Krimwein. Saltstein bewohnte ein großes, hübsches Haus voll Oleander und Blumen. Auch er nötigte uns eine Flasche Wein mit ihm zu leeren, und es wurde Nachmittag bis wir uns nach dem Gefängnis und dem Bergwerk begaben. Saltstein, ein Balte, sprach das Russische mit einem deutschen Accent; er machte auf mich den Eindruck eines rechtschaffenen Menschen und er äußerte sich über alles ziemlich offenherzig und nicht ohne Humor.

„Ich fürchte,“ meinte er, als wir durch die Dorfstraße fuhren, „unser Gefängnis wird Ihnen als das ärgste scheinen, das Sie zu sehen bekamen. Es ist alt und in sehr schlechtem

*) Amtswohnung, f. S. 139.

Zustand, allein ich kann zur Verbesserung nichts thun. Wir sind zu weit entfernt von Petersburg."

Ich antwortete, daß es kaum ärger sein könne, als jenes von Ustj-Kara und daß ich genug erfahren habe, um die Schwierigkeiten zu erkennen, die sich bei der Gefängnisverwaltung ergeben. Er gab keine Antwort, aber er schüttelte zweifelnd sein Haupt, als ob er dächte der Besuch des Gefängnisses von Algaschi sollte meine Erfahrungen noch vermehren.

Wir machten vor einem hohen Pfahlwerk Halt, die Schildwache präsentierte, der dienstführende Offizier empfing uns und führte uns in einen umfangreichen Hof, in dessen Mitte das Gefängnis stand. Es war ein langer, niedriger Holzbau mit Bretterdach, einem kleinen Vorbau und einer Reihe stark vergitterter Fenster. Das Ganze sah aus, als ob es jeden Augenblick zusammenstürzen wollte. Die eine Längenseite war so tief eingesunken, daß sie um mehr als einen halben Meter abwich, sie wäre wahrscheinlich schon längst eingestürzt, wenn sie nicht mit starken Balken gestützt worden wäre. Die Lünche und der Mörtelbewurf waren an den meisten Stellen abgefallen, was das hinfällige Aussehen des Baues noch vermehrte. Wann dieser Bau ausgeführt wurde, das konnte der Direktor mir nicht sagen, er vermutete aber, daß er im Jahre 1817, zur Zeit, als das Bergwerk in Betrieb gesetzt wurde, errichtet ward. Wir betraten einen finstern, dumpfigen Korridor, der das Gebäude der Länge nach teilte. Rechts befand sich die Apotheke und in der benachbarten großen Zelle die Krankenabteilung. Hier standen ungefähr zehn niedrige Betten mit schmutziger, teilweise auch blutiger Wäsche und darauf lagen ebensoviel kranke Gefangene, bleich, abgezehrt, wie solche mir noch nie zu Gesicht gekommen sind. Der Wärter erklärte mir, einige von ihnen wären bei einer Dynamitexplosion, die in den Minen stattfand, verstümmelt worden. Die Luft war hier so entsetzlich, daß ich mich nach einem flüchtigen Überblick beeilte, wieder den Korridor zu erreichen. Wir besichtigten dann die Zellen der Gefangenen. Die erste mochte 7 Duadrat-

meter umfassen und eine Höhe von $3\frac{1}{2}$ Meter haben; es waren zwei Fenster vorhanden, ein großer gemauerter Ofen und Pritschen an drei Wänden. Die Atmosphäre glich jener der schlechtesten Zellen von Ustj-Kara; soviel ich konnte, hielt ich den Atem zurück. Immer wieder betrachtete ich einen roten Streifen, der sich oberhalb der Pritschen friesartig hinzog und der mir gleich bei meinem Eintritte aufgefallen war. Der Oberstlieutenant, der diese Aufmerksamkeit bemerkte, meinte mit einem cynischen Humor, die Gefangenen hätten versucht die Wände rot zu bemalen. Als ich diesen roten Streifen genauer betrachtete, sah ich, daß er aus roten Punkten bestand und die Wanzen, die an manchen Stellen noch lebten, belehrten mich, daß es von den Gefangenen herrühre, die nachts das peinigende Ungeziefer an der Wand zerquetschten. Wer weiß wie lange es brauchte und wieviel tausende Sträflinge an dem Versuch beteiligt waren, die Wände „rot zu bemalen!“ Ich, der in Sibirien genug vom Ungeziefer gemartert wurde, konnte die Bedeutung dieses roten Streifens vollends schätzen.

Ich unterlasse es, auch die anderen Zellen zu schildern. Sie waren von der erwähnten höchstens nur durch den Umfang unterschieden. Überall dieselbe Überfüllung, die gleiche Menge Ungeziefer und der nämliche Gestank. In den Zellen waren 169 Sträflinge untergebracht, ungefähr die doppelte Zahl, für die Raum vorhanden war.

Bei der ersten Gelegenheit bemerkte ich zu Saltstein: „Es ist mir unbegreiflich, daß Sie diesen Zustand dulden. Sie haben hier 169 Gefangene, wovon höchstens 50 im Bergwerk beschäftigt werden und die anderen hungern müßig in den verpesteten Zellen herum. Warum lassen Sie die Gefangenen nicht in dem benachbarten Wald Holz schlagen und das Holz herbringen, um damit ein neues Blockhaus aufzuführen? Jene würden es wahrscheinlich sehr gerne thun, und mit geringen Kosten hätten Sie hier ein neues Gefängnis stehen, das wenigstens halbwegs für menschliche Geschöpfe geeignet wäre.“

„Berehrtester“, antwortete er — ich wiederhole hier, wenn auch nicht den genauen Wortlaut seiner Rede, so doch den getreuen Sinn — „ich darf nicht ohne Befehl die Gefangenen in den Wald schicken. Wenn einige flüchten würden, was sehr wahrscheinlich ist, so würde ich dafür zur Verantwortung gezogen werden und wenigstens mein Amt verlieren. Ohne Befehl der Gefängnisverwaltung darf ich überhaupt nichts thun. Die Behörden in Petersburg kennen diese Zustände sehr genau, denn ich habe jährlich darüber berichtet. Als ich vor fünf Jahren auf das Eindringlichste um die Erledigung meiner Vorschläge bat, erhielt ich die Weisung, mich mit den Bezirksbaumeister zu beraten und dann einen Plan und Kostenvorschlag für den Neubau einzureichen. Es geschah, aber Sie wissen wohl, wie es mit dergleichen Dingen geht. Ein Brief von hier nach Petersburg braucht zwei bis drei Monate, um seinen Bestimmungsort zu erreichen. Sind Plan und Kostenberechnung endlich dort angelangt, so werden sie der Abteilung für Gefängniswesen übergeben, wo sie zu vielen hundert derartigen Schriftstücken gelegt werden, um besten Falls erst nach Monaten gelesen und geprüft zu werden. Dann wird die Entscheidung getroffen. Fällt diese zustimmend aus und ist dazu ein größerer Betrag von nöten, so muß erst die Zustimmung des Ministers des Innern und jenes der Finanzen eingeholt werden, oder gar bis zur Feststellung des nächsten Budgets gewartet werden. Immerhin vergeht wenigstens ein Jahr bis irgend eine Entscheidung getroffen wird. In den meisten Fällen wird aber von irgend einem die Vorlage bemängelt, sei es bezüglich des Planes oder der Kosten, die Schriften werden zurückgesandt, damit sie nach den Angaben eines Beamten, der von den Verhältnissen keinen Begriff hat, abgeändert werden. Wir versuchen diesen Weisungen Genüge zu leisten und schicken die abgeänderten Pläne wieder nach Petersburg. Hier hat indessen eine Beamtenverschiebung stattgefunden, die Schriften kommen in andere Hände und andere Wünsche und Meinungen machen sich geltend.

Was früher zwei Jahre für gut galt, ist nun fehlerhaft geworden. Und nach anderthalb Jahren erhalten wir wieder das Eingereichte mit neuen Weisungen zurück. Und so geht es fort! Seit dem Jahre 1880 wandern die Vorschläge für den Neubau eines Gefängnisses von Ugaschi nach Petersburg und wieder zurück. Jetzt sind sie zum drittenmale in Petersburg. Aber selbst, wenn schon all diese Hindernisse überwunden sind, geht es nur langsam vom Fleck. Zehn Jahre sind es her, daß der Neubau eines Gefängnisses bei dem Bergwerk Gornj-Zerentui begonnen wurde und heute ist noch nicht einmal das Dach aufgesetzt, von der inneren Einrichtung ganz abgesehen."

"Das ist doch eine Verkehrtheit, ein Unsinn!" rief ich aus. „Wozu Jahre lang mit Petersburger Beamten in einer Sache verkehren, die der Gouverneur, ja selbst der Ispravnik in einem Tag erledigen könnte. In ganz Ostsibirien fand ich verfallene Gefängnisse und darin Leute, denen jede Beschäftigung fehlt. Holz giebt es hier genug, die Arbeit kostet nichts, jeder russische Bauer ist imstande ein Holzhaus zu errichten, warum verwenden Sie nicht die unbeschäftigten Gefangenen dazu?"

"Wir haben nicht genug Soldaten zur Bewachung; die Sträflinge würden flüchten," antwortete er.

"Das scheint mir kein ausreichender Grund zu sein. Die Mannschaft könnte für die Dauer dieser Zeit verstärkt werden," bemerkte ich. „Aber selbst, wenn schon ein Teil flüchten würde, das wäre noch immer besser, als wenn alle in einem derartigen Gefängnis müßig verweilen müssen."

Er zuckte in der charakteristischen Weise russischer Beamter mit den Schultern und ließ den Gegenstand des Gespräches fallen.

Nachdem wir uns von ihm verabschiedeten, fuhren wir in Begleitung Nestoroffs nach dem Bergwerk, das etwa 1½ Kilometer in nördlicher Richtung vom Dorfe entfernt ist. Das Wetter war klar aber kalt, der Boden überall mit Schnee bedeckt. Außerhalb des Dorfes erblickten wir am Fuße eines Hügel's einige dunkle Punkte.

„Wahrhaftig, das sind Kameele!“ rief Frost aus.

„Kameele?“ erwiderte ich zweifelnd. „Kameele im Bezirk von Nertschinsk? Wie sollten die da fortkommen?“

Wir kamen näher und sahen, daß es wirklich Kameele waren. Ein wunderlicher Anblick, diese großen baktrischen Kameele, wie sie in einem öden, eisigen Gefilde die Grashalme benagen, die aus der Schneedecke hervorlugen.

Wir wären nicht wenig enttäuscht gewesen, hätten wir gedacht in dem Bergwerke von Algaschi all die Baulichkeiten und Maschinen zu finden, die in amerikanischen Bergwerken vorhanden sind. Ein Pulvermagazin, ein Keller zur Aufbewahrung des Dynamits, ein oder zwei Schuppen, ein kleines Holzhaus, das als Werkzeughammer, Schmiede und zum Pochen und Sondern des Erzes diente, ein Wacht haus — das war alles, was vorhanden war. Wir fanden ein halbes Dutzend Männer und zwei oder drei Frauen mit dem Pochen und Sortieren beschäftigt, ein Aufseher schärfte einen Bohrer auf einem alten, abgenutzten Schleissstein, einige Soldaten saßen auf einer niedrigen Bank, über der ihre Waffen hingen. Das alles war sicherlich die geringste Entwicklung bergmännischer Arbeit, die ich jemals gesehen habe.

Nesteroff mochte keine Lust verspüren uns in die Minen zu begleiten. Er vertraute uns der Führung eines Sträflings an und gab diesem die Weisung, uns alles Sehenswerte zu zeigen, er müsse indes einiges Amtliche verrichten und werde dann auf unsere Zurückkunft warten.

Der Führer gab jedem von uns eine Talgkerze, nahm selbst auch eine und nachdem er einige Dynamitpatronen nachlässig in die Brusttasche seines Pelzrockes gesteckt, daß die Zündschnuren heraushingen, bemerkte er, er sei bereit. Wir folgten ihm, den Berg etwa 100 Meter hoch besteigend, dann gelangten wir durch eine schmale Thüre in eine niedrige Galerie, deren Wände gepuzt waren; auf dem abschüssigen Boden lag ein plumpeß Bahngelaise. Die Lichter wurden angezündet und wir schritten gebückt und tastend weiter. Zuweilen stolperte

unser Führer über die lockeren Pfosten und ich fürchtete, er würde fallen und dabei mit seiner Kerze die Zündschnure anzünden und uns alle in die Luft sprengen.

In der Nähe des Eingangs befand sich die finstere, unbedeckte Öffnung des Hauptschachtes, aus dem das Ende einer Leiter herausragte. Behende kletterte unser Führer hinunter, uns warnend, vorsichtig nachzufolgen, weil einige der Leitersprossen fehlten. Auch wären die Leitern nicht aneinander, sondern nebeneinander fortgesetzt, man müsse daher, wenn man die letzte Sprosse der einen erreicht habe, den Fuß nach seitwärts setzen, um die andere zu erlangen. Einen Fehltritt zu machen wurde übrigens von uns weniger befürchtet, als eine Dynamitexplosion. Unwillkürlich kamen mir die bleichen Gestalten der Krankenabteilung mit ihrer blutigen Bettwäsche in Erinnerung und so oft ich abwärts schaute und sah, wie unser Führer mit seiner brennenden Kerze dicht an den Zündschnuren hantierte, kam mir der Gedanke, wie ich aussehen würde, auf diesen schmutzigen Spitalsbetten liegend.

Wir stiegen abwärts auf Leitern und dann wieder auf schlüpfrigen, holperigen Bohlen; ein eigentümlicher Geruch, der sich bald fühlen ließ, mochte wahrscheinlich von einer jüngst stattgefundenen Dynamitexplosion herrühren. Die Flammen unserer Kerzen wurden nun bläulich und später verlöschten sie gänzlich. Die Streichhölzer wollten nicht fangen. Im dichtem Dunkel, fest an die Leiter geklammert, standen wir über der dunklen Tiefe, erwartend, wie lange uns das Atmen noch möglich wäre, in einer Luft, in der selbst die Kerzen nicht mehr brennen wollten. Aber Atemnot machte sich nicht fühlbar, die Gefahr zu ersticken konnte also nicht groß sein, obgleich nur wenig Ozon vorhanden war. Etwas erleichtert fühlten wir uns, als endlich einige Streichhölzchen doch fangen mochten, bei deren Schein wir noch einige Leitern tiefer steigen konnten, um dann in einen Gang zu kommen, wo die Kerzen wieder brennen wollten. Wir schritten gegen 100 Meter vorwärts, zuweilen über einen Haufen Erz kletternd, das die Gefangenen

in Trögen zum Förderschacht schleppten. Die Temperatur war überall unter dem Gefrierpunkt; an Decke und Wänden glitzerten und schimmerten die Eiskrystalle wie funkelnde Edelsteine.

Durch ein Labyrinth von Gängen, eng und niedrig, kamen wir in einen anderen Schacht und kletterten hier auf einer Menge schadhafter und mit Eis bedeckter Leitern in den tiefsten Teil des Bergwerks hinab. Hier arbeiteten einige Männer mit Werkzeug und Gerät von so primitiver Art, daß sie einem regelrechten Bergmann sicherlich nur ein mitleidiges Lächeln abgerungen hätten. Die Atmosphäre war schon ursprünglich schlecht und sie wurde noch durch die Sprengungsgase viel ärger gemacht, unsere Kerzen erloschen hier auch wiederholt. Für den Luftwechsel war nur die geringste Vorkehrung getroffen: eine eiserne Windtrommel, die von einem der Gefangenen gedreht wurde. Das machte wohl großen Lärm, war aber ganz zwecklos, indem kein Luftschacht vorhanden war, wo die schlechte Luft abgeleitet und die frische Luft hätte zugeführt werden können. Damit wurde nur die unreine Luft der Umgebung in Bewegung gesetzt und damit natürlich so wenig erreicht, als wenn zu diesem Zwecke ein Schleifstein gedreht worden wäre. Wir betrachteten an verschiedenen Stellen die Silberadern, sammelten verschiedene Erzstücke, sahen den in Schafspelzen gehüllten Arbeitern ein Weilchen bei ihrer Thätigkeit zu und kletterten dann endlich wieder ans Tageslicht empor.

Ein scharfer, kalter Wind blies über die kahlen Hügel. Neben der Werkstätte standen einige vor Kälte zitternde Sträflinge und baten Nestoroff, er möge ihnen gestatten in das Gefängnis zurückzukehren. Barsch antwortete er ihnen, die Fördermenge wäre noch nicht ganz gesondert, sie müßten daher warten. Und die armen Gefangenen, die seit frühen Morgen nichts gegessen hatten, standen nun anderthalb Stunden in der Kälte, wartend, bis die Sortierer ihre Arbeit vollendet hatten. Dieser Vorgang bestätigte mir die unfreundlichen

Außerungen des jungen Ingenieurs aus Petersburg über die Verwaltung; ich hielt sie ursprünglich für den Ausfluß persönlicher Verstimmung. Es war merkwürdig, wie ärgerlich Nesteroff die im Grunde genommene bescheidene Bitte der Gefangenen aufnahm; es schien mir, als wenn er darin eine ungehörliche Dreistheit erkennen wollte.

Wir betrachteten noch eine Weile das Pochen und Sondern der Erze, dann fuhren wir nach dem etwa 6 Kilometer entfernten Bergwerk Pokrofski, das in nordwestlicher Richtung lag, am Fuße eines kahlen Berges.

Der Weg dahin war öde und unfreundlich; nirgends ein Baum oder Strauch zu sehen. Bei dem Eingang zum Bergwerk stand ein Werkzeugmagazin, ähnlich dem von Algaschi, ferner befand sich noch ein Magazin dort, einige Hütten, wo die im „freien Kommando“ lebenden Sträflinge wohnten und zwei kleine Gefängnisse, wovon eines ersichtlich Weise erst in letzterer Zeit errichtet wurde. Auf dem Gipfel des felsigen Berges, just über den Bauten, befanden sich zwei Schilderhäuschen, in welchen je ein Soldat als Wache stand. Frost war zu ermüdet, um noch länger in den Minen herumzuklettern, er setzte sich auf einen Schneehaufen und versuchte zu skizzieren, soweit dies seinen starren, in dicken Handschuhen steifenden Fingern möglich war. Nesteroff und ich stiegen, von einem Sträfling geführt, in den Schacht hinab.

Das Bergwerk Pokrofski war nicht so umfangreich und auch nicht so tief wie jenes von Algaschi. Die Luft war wärmer, aber auch feucht. Von der Decke tropfte das Wasser herab und bildete kleine Pfützen. Die Leitern im Hauptschachte waren glitschig von Schmutz. Warum es hier wärmer war, als in dem nur in geringer Entfernung sich befindlichen Bergwerk von Algaschi war mir unbegreiflich und auch Nesteroff konnte darüber keine Auskunft geben. Immerhin war die Luft hier viel reiner und auch die Kerzen braunten ungehindert. Einige Männer waren damit beschäftigt, das Erz in kleinen Kübeln mittels eines Seiles und einer einfachen Winde hinauf zu fördern.

Ich kletterte auf den schmutzigen Leitern hinunter und hinauf, bis ich ganz mit Schmutz bedeckt war, froh durch die niedrigen Gänge bis mir der Rücken schmerzte, und kehrte dann wieder schwitzend und ermüdet in die Werkstatt zurück. Unser Führer blies seine Talgkerze aus und legte sie mit noch glimmendem Dochte auf eine kleine Kiste, die unter anderen Dingen auch Dynamitpatronen enthielt. Ohne just von Natur aus furchtsam zu sein, schien es mir jetzt doch rätlich, so rasch wie möglich ins Freie zu gelangen. Als der Docht erloschen sein mochte, ohne daß eine Explosion stattfand, kehrte ich zurück, wusch die schmutzigen Hände im Trog des Schleifsteins, befüchtigte die Skizzen, die Frost indessen aufgenommen hatte und dann richtete ich an Kestieroff eine Menge auf das Bergwerk sich beziehende Fragen.

In den Bergwerken von Algaschi und Pokrofski kommen Silberadern in einer Dicke von zwanzig bis hundert Centimeter vor. Das Erz ist eine Mischung von Silber und Blei, im Verhältnisse von 1 : 100; überdies enthält es noch bald mehr, bald weniger „Zinkowi obmanka“, Zinkbetrug, wie es die Bergleute dort nennen (vielleicht Nickel?). Dieses ist viel schwerer schmelzbar als Blei, was im Schmelzofen sehr hinderlich ist. Das Erz wird daher in Stückerl zerklöpft, um den Zinkgehalt abzusondern. Doch Bochen und Sondern ist die Arbeit der Frauen und schwächlichen Gefangenen und es gilt als die mildeste Art der Zwangsarbeit. Es gleicht ungefähr dem Steinklopfen auf der Chaussee. Die beiden Bergwerke sind die reichhaltigsten des Bezirkes und ergeben jährlich gegen 400 Tonnen Erz, die geschmolzen 1440 Pfund Silber und 144 000 Pfund Blei liefern. Der hohen Transportkosten wegen kann das Blei gar nicht verwertet werden. Zur Zeit unserer Anwesenheit bei den Hochöfen von Automarski, wo das aus diesen Bergwerken gewonnene Erz geschmolzen wird, lag dort nicht weniger als 2000 Tonnen Blei.

In beiden Bergwerken werden durchschnittlich 220 Sträflinge als Arbeiter verwendet und die jährliche Erzförderung

beträgt jährlich 3600 Pfund, was ungefähr 10 Pfund täglich ergibt, eine Zahl, die zur Genüge beweist, wie unpraktisch und unsachmännisch der ganze Betrieb ist. Bis zum Jahre 1885 mußten die Sträflinge täglich zur Arbeit, nur die hohen Festtage ausgenommen; jetzt werden ihnen auch zwei Rasttage im Monate bewilligt: am ersten und am fünfzehnten. Ihre Verpflegung und Kleidung erfolgt in einer Weise, wie im Karagebiet.

Als Strafanstalt dünkten mich die Bergwerke von Nertschinsk doch nicht so schrecklich, wie sie gewöhnlich geschildert werden. Unangenehm ist es freilich nicht, acht bis zehn Stunden tief in der Erde, in feuchten oder eisigen Gängen zu arbeiten. Ich meine jedoch, das sei noch immer gesünder und besser als der beständige Aufenthalt in den überfüllten, schmutzigen, und stinkenden Gefängniszellen. Die Atmosphäre in den Bergwerken ist zwar auch nicht die beste, besonders durch die von Sprengmitteln entwickelten Gase, aber gefährliche Ausdünstungen, wie jene vom Quecksilber zum Beispiel, giebt es hier nicht. Die Sterblichkeitsziffer der in den Bergwerken arbeitenden Gefangenen ist, wie beobachtet wurde, nicht größer als die jener, welche den ganzen Tag müßig in ihren Zellen sitzen und deren verdorbene Luft einatmen. Müßte ich mich entscheiden zwischen einer unthätig zu verbringenden Zeit in einem Gefängnis, gleich jenem von Algaschi oder Ustj-Kara und der Zwangsarbeit in diesen Bergwerken, ich würde ohne Bedenken das letztere wählen. Ich habe die Gefangenen ausgeforscht und erfahren, daß sie niemals gezwungen wurden Tag und Nacht in den Mienen zu arbeiten, ich glaube daher, daß jene Erzählungen, die darüber im Schwang sind, eitel Fabeln sind. Es mag vorkommen, daß die Gefangenen in Partien geteilt, abwechselnd Tag und Nacht arbeiten, aber niemals wurde von jemandem gefordert, daß er es unterbrochen vierundzwanzig Stunden thue. Damals wurde keine Nachtarbeit ausgeführt, die Sträflinge kehrten bei anbrechender Dunkelheit, oder doch bald darnach, in ihre Zellen zurück.

Freilich, angenehm ist das Leben eines Sträflings in den Bergwerken von Nertschinsk nicht. Ich kann mir kaum eine freude- und hoffnungslosere Existenz denken, als die eines Menschen, der den ganzen Tag in den feuchten Gängen des Bergwerks von Prokofski arbeitet um dann nachts in einer schmutzigen Zelle voll Ungeziefer, gleich jenen von Algaschi, auszuruhen. Ein solches Dasein ist noch ärger als das Leben eines verjagten Hundes, aber es ist doch nicht so schrecklich wie da zuweilen erzählt wird, so z. B. das Märchen von dem Sträfling, der Tag und Nacht in den Minen bleiben mußte, von grausamen Wächtern gepeitscht und von Quecksilberdämpfen langsam vergiftet wurde. Dergleichen Erzählungen mögen in einem Schauerroman am rechten Orte sein, allein sie entsprechen nicht der Wahrheit. Die Zwangsarbeit in den Bergwerken ist lange nicht das Ärgste, was den Sträflingen in Sibirien zukommt, weit ärger ist der Aufenthalt in den Gefängnissen.

Es dunkelte bereits als wir nach Algaschi zurückkamen. Die Mädchen des Dorfes trankten die Kühe und füllten ihre beeisten Wassereimer an der eingefassten Quelle, die in der Nähe des „Zemski-Kwartir“ floß. Wir fuhren zu Nesteroff, bei dem wir speisten und nachdem wir eine gute Weile noch geplaudert hatten, gingen wir heim und verbrachten die übrigen Abendstunden mit dem Niederschreiben unserer Reisebemerkungen.

Freitag am 20. November nahmen wir Abschied von Nesteroff und Saltstein und fuhren nach dem von Algaschi fast 150 Kilometer entfernten Dorf und Bergwerk Kadaja. Es war noch immer recht kalt und der Weg zeigte auch hier dieselbe langweilige schneebedeckte Hügelkette. Nachts gelangten wir nach dem Dorfe Dono, den folgenden Nachmittag zu den bereits erwähnten Hochöfen von Kutomarski, wo wir einige Stunden verblieben, um das Werk zu besichtigen. Endlich, durchfroren und hungrig, kamen wir Sonntag morgens in dem erbärmlichen Dörfchen Kadaja an, wo wir im „Zemski-Kwartir“ abstiegen. Nach eingenommenem Thee gingen wir schlafen: Frost auf der Ofenbank, ich auf dem Fußboden.

Sonntag morgens standen wir ausgeruht und neugekräftet auf, und nach einem eilig eingenommenen kargen Frühstück durchschritten wir die breite, schneebedeckte Dorfstraße, Frost in der Absicht einige Skizzen zu zeichnen, ich, um den Aufseher des Bergwerks aufzusuchen.

Das Silberbergwerk von Kadajnski ist eines der größten und auch ältesten des Bezirks von Nertschinsk. Es liegt an einem steilen Berg, etwa 300 Meter vom Dorf entfernt, in einer Höhe von ungefähr 100 Meter. Länger als ein Jahrhundert ist es schon im Betrieb, es war früher recht ergiebig, ist jedoch heute schon ziemlich erschöpft und wird von den Bergwerken von Ugaschi und Pokrofski übertroffen.

Ich fand den Aufseher in einem Blockhaus, das sich nächst dem Bergwerk befand und er war just bei der Arbeit. Dem Ansehen nach schien er mir ein intelligenter sibirischer Bauer zu sein. Er empfing mich höflich, allerdings etwas erstaunt, las meine Empfehlungsbriefe und erklärte mir sodann, er wäre bereit mir alles zu zeigen was ich wünsche. Wir gingen nach dem Bergwerk. In der Werkstätte, die sich über dem Eingang zum Hauptschacht befand, zog ich den Rock eines der Sträflinge an, der, wie ich bald verspüren mußte, voll Ungeziefer war. Auch der Aufseher legte einen langen schmutzigen Kittel an, eine alte Uniformmütze und dicke lederne Fausthandschuhe. Dann versahen wir uns mit Talgkerzen und stiegen in den Schacht hinab. In einer Tiefe von etwa 40 Meter gelangten wir in einen ziemlich großen Raum, von dem drei Gänge ausliefen, höher und breiter als jene, die wir in Ugaschi und Pokrofski sahen. Der Boden war einige Zoll tief mit Wasser bedeckt und von Decke und Wänden troff es nieder. Ungefähr noch 30 Meter tiefer war wieder ein ähnlicher Raum und von hier aus traten wir in einen breiten hohen Gang der zu des Berges Mitte führte. Hier wurde just eine Sprengung vorgenommen und der Raum war mit Pulverdampf derart erfüllt, daß ich im Dahinschreiten nichts sehen konnte als den schwachen Schimmer der Kerze des füh-

renden Aufseher's. Dem folgte ich, zuweilen auf dem holprigen Boden stolpernd, oder in eine Pfütze geratend. Mehr als einmal glaubte ich auch in einen alten, aufgegebenen Schacht abgeirrt zu sein. Wir kamen an einer großen Öffnung vorüber, woraus im vorigen Jahrhundert — wie mir der Aufseher erzählte — eine große Menge Erz gewonnen wurde. Die Balken der noch vorhandenen Pölung waren ganz geschwärzt und so morsch, daß man sie mit den Fingern zerreiben konnte. Der Aufseher meinte, dieser Teil des Bergwerkes sei nicht ohne Gefahr zu betreten und riet zur Umkehr, was auch geschah. Ich konnte jedoch viele ganz unregelmäßig gegrabene Öffnungen erblicken, wahrscheinlich hatte man dort das Erz auf die bequemste Art herausgeschafft, ohne jedoch durch Pölungen für die Sicherheit der Personen zu sorgen.

Von diesen aus der Zeit der zweiten Katharina stammenden Höhlen, stiegen wir in den tiefsten Teil des Bergwerkes hinab, der in einem Winkel von ungefähr 45 Grad in den Felsen gehauen war. Hier gab es keine Leitern. Wir faßten eine schwere Eisenkette und schritten behutsam hinab, bis an die Knöchel im Wasser, das zwischen unseren Füßen hinunterfloß, Unten fanden wir Sträflinge, die mit Dynamit einen neuen Gang sprengten.

In einem andern Schacht kletterten wir wieder auf senkrechten, schlüpfrigen Leitern empor und als ich durchnäßt, beschmutzt und keuchend den Fuß von der letzten Sprosse hob, war ich so erschöpft, daß ich mich kaum mehr auf den Füßen halten konnte.

8. Abenteuer in Ostsibirien.

Nachdem wir das düstere Bergwerk und das halbverfallene Gefängnis zu Kadaja in Augenschein genommen hatten, fuhrten wir über eine kahle, schneebedeckte Hügelreihe nach der Bergwerksniederlassung Gorni-Zerentut, die in einem großen, un-

fruchtbaren Thale liegt, etwa 60 Kilometer von Kadaja und 50 Kilometer von der Grenze der Mongolei entfernt.

In später Nachtstunde langten wir dort an, weckten die Bewohner des „Zemski-Kwartirs“, um hier Unterkunft zu finden, nahmen Thee ein und legten uns dann auf die mit Ungeziefer besäete Erde.

Am Montag morgen besuchten wir Hauptmann Demidoff, den Kommandanten des Ortes, der unser Ersuchen, das Gefängnis besichtigen zu dürfen, ohne weiteres gleich bewilligte. Es bestand aus zwei alten Holzhäusern, ähnlich vielen in Sibirien und zeigte nichts, was unser Interesse auch nur einigermaßen hätte weckrufen können. Es waren hier 180 Gefangene untergebracht und ebensoviel mögen es gewesen sein, die bereits im „freien Kommando“ lebten. In einer geringen Entfernung bemerkten wir einen neuen, unvollendeten Ziegelbau von drei Stockwerken, an dem die Arbeit eingestellt war. Zehn Jahre lang baute man schon an diesem neuen Gefängnis*) und es war vorauszusehen, daß bei diesem nachlässigen und unrechtshaffenen Gebahren noch fünf oder sechs Jahre vergehen würden, bis der Bau vollendet sei; damals war noch nicht der Dachstuhl aufgesetzt. Unterdeffen mußten 180 Gefangene in einem ungesunden Holzbau zusammengedrängt leben.

Im folgenden Frühjahr, bei meiner Rückkehr nach Petersburg, hatte ich eine Besprechung mit Herrn Galtin Brasloi, dem Chef der russischen Gefängnisverwaltung, und ich erlaubte mir da seine Aufmerksamkeit auf die Gefängnisse des Bezirks Nertschinsk hinzulenken, besonders auch auf den unvollendeten Bau von Gorni-Zerentui.

Er bemerkte, daß sich die Notwendigkeit neuer Gefängnisse schon im Jahre 1872 ergeben habe und zwei Jahre später dafür auch eine eigene Bauabteilung errichtet worden sei. Als er sieben Jahre später eine Inspektionsreise in Sibirien machte,

*) Siehe Seite 148.

stellte sich heraus, daß diese Bauabteilung für die Errichtung zweier Holzhäuser und einiger geringfügiger Reparaturen 74318 Rubel verausgabt habe und für Speisen und Gehälter 61090 Rubel in Rechnung brachte, ohne auch nur einen einzigen Plan oder Kostenanschlag ausgearbeitet zu haben.

„Und was geschah infolge dessen?“ fragte ich.

„Ich schlug vor, die Bauabteilung aufzulösen.“

„Geschah es?“

„Sowohl.“

„Ich konnte im Bezirk Nertschinsk nichts bemerken“, sagte ich, „was auf die Verwendung von 74000 Rubel hingedeutet hätte. Höchstens ein kleiner Holzbau in Pokrofski und das unvollendete Gebäude von Gornj-Zerentui, das nun schon zehn Jahre im Werk ist.“

„Das Letztere erklärt der Umstand, daß die Pläne wiederholt abgeändert wurden,“ bemerkte er. „Wir wollten auch von einem Ziegelbau ganz absehen; wir berechneten, daß ein solcher für 300 Personen auf 160000 Rubel zu stehen komme, während er sich von Holz um 52000 Rubel herstellen ließ. Die größere Dauerhaftigkeit des Steinbaus ist hier nicht von Bedeutung, denn wenn das Bergwerk ausgebeutet ist, so werden auch die Gefängnisse, die sich dort befinden, aufgegeben.“

Als ich die Leitung übernahm, war der Bau schon zu sehr entwickelt, um ihn einzustellen.“

Was die vielen vorkommenden Irrtümer und sonstige Fehler betrifft, die ein charakteristisches Zeichen der Gefängnisse in Transbaikalien bilden, so konnten mir weder der Chef der Gefängnisverwaltung, noch sein Sekretär eine befriedigende Aufklärung geben. Sie begnügten sich mit der Versicherung, daß sie alles, was in ihrer Macht sei thäten, um die Übel verschwinden zu lassen, die sie größtenteils von ihren Vorgängern übernommen hätten. Um alles zu verbessern, dazu wären sie noch nicht lange genug im Amt.

Möglich, daß sie im Rechte sind, und daß ich die Schwierigkeiten, die ihnen entgegengesetzt sind, nicht genug zu schätzen

weiß. Aber ich kann mich doch nicht der Ansicht verschließen, daß die meisten Übel des Verschickungssystems und besonders der Gefängnisleitung aus der Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit entstehen, mit der sie behandelt werden und auch aus der schwerfälligen, bürokratischen Erledigung

Einem Amerikaner ist die kraftlose Art und Weise, die im Bezirk von Nertschinsk überall sich zu erkennen giebt, ganz unbegreiflich. Der ganze Betrieb ist nicht ausreichend; die Mehrheit der Häftlinge, die zur Zwangsarbeit verurteilt wurden, liegen monatelang unthätig in schmutzigen, überfüllten Zellen; Pläne und Kostenanschläge von Neubauten wandern jahrelang hin und her und wenn es endlich doch noch zum Bau kommt, wird die Vollendung ohne vernünftigen Grund wieder viele Jahre lang verzögert. Zu dem Bergingenieur in Kutomarski-Zawod bemerkte ich: „Warum schaffen Sie nicht geeignete eiserne Maschinen an, versehen die Arbeiter mit richtigem Werkzeug und stellen Dampfpumpe, Fördermaschinen, Ventilationsapparate auf, um den Bergbau sachmännischer zu betreiben?“

„Wissen Sie, Verehrtester, was hier das Eisen kostet?“ antwortete er. „Wir müssen es von Petroski-Zawod, also 600 Werst weit, mittelst Wagen hierher führen und ein Pud kommt dann auf 5½ Rubel zu stehen. Eiserne Maschinen sind zu teuer für uns.“

„Giebt es denn hier kein Eisenerz?“ fragte ich wieder.

„Gewiß! Aber es wird nicht gefördert.“

„Warum fördern Sie es nicht? Errichten Sie einige Hochöfen und Sie haben dann mehr als Sie brauchen. An Arbeitskräften ist kein Mangel, denn mehr als die Hälfte der Zahl der Häftlinge ist unbeschäftigt.“

„Ohne Erlaubnis von Petersburg können wir nichts thun.“

„So versuchen Sie doch diese Erlaubnis zu erhalten; warum sollte man sie Ihnen verwehren? Bei dem jetzigen Betrieb der Bergwerke können sie kaum einen Gewinn schaffen.“

Er zuckte mit den Schultern und schwieg . . .

Von den Gefängnissen zu Gornj-Zerentui fuhren wir im Wagen des Hauptmanns Demidoff nach dem Bergwerk Sawenski, das ungefähr 3 Kilometer entfernt, am Fuße eines schneebedeckten Berges lag. Die Gebäude bei dem Eingang zum Schacht glichen so ziemlich den früher von uns besichtigten, nur in einem befand sich eine kleine Dampfmaschine, die erste und einzige, die wir in ganz Transbaikalien vorfanden,

Während Frost die öde, eisige Landschaft skizzierte, betrachtete ich das Bergwerk näher und kam zu dem Schluß, daß es nicht der Mühe wert war, auf den beeisten Leitern hinabzuklettern. Der Schacht war nicht tief, kaum 35 Meter, die Atmosphäre feucht und kalt, die Gänge so niedrig, daß ich nicht aufrecht stehen konnte und Decke und Wände waren mit Eis bedeckt. Es waren hier nur 35 Sträflinge beschäftigt. Sie trugen in kleinen Körben das Erz zum Förderschacht, wo sie es in kleine viereckige Kästen entleerten, die mittelst einer alten, plumpen Winde einzeln hinaufbefördert wurden. Einfacher mochten vor Jahrhunderten die Eingeborenen den Bergbau nicht betrieben haben.

Ich bemerkte zum Aufseher: „Warum stellen Sie nicht mehr Leute zur Arbeit? Ich komme soeben aus dem Gefängnis, wo mindestens 150 Sträflinge müßig verweilen.“

„Wir haben in den Gängen nur für 35 bis 40 Arbeiter Raum,“ bemerkte er.

„Warum erweitern Sie nicht das Bergwerk? Mit Gruben und Sprengungen könnten Sie sehr leicht für weitere Hunderte Platz schaffen. Erz ist ja genug vorhanden, erweitern Sie die Gänge, legen Sie Geleise an, verbessern Sie das Förderwerk!“

Er schwieg und sah mich so verwundert an, als hätte ich die unmöglichsten Vorschläge gemacht.

Zur Zeit unserer Anwesenheit befanden sich im Bergwerkbezirk von Nertschinsk 952 zur Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge und zwar: in Alexandrowski-Zawod 188, in Ugaschi 150.

Potrofski 70, Kardainski und Smirnowo 184, Sawenski und Gorni-Zerentui 360. Von diesen dürften kaum mehr als der dritte Teil zur Arbeit verwendet worden sein; die anderen waren zum Müßiggang genötigt, obgleich es an Arbeit nicht fehlte.

Die Gründe, die mir dafür angegeben wurden, waren:

Erstens, Mangel an Raum in den Bergwerken; zweitens, Mangel an Truppen, um eine größere Zahl Gefangene nach den Minen oder Wäldern zu transportieren; drittens, die Sträflingsarbeit käme teurer zu stehen, als wenn die Arbeit von Lieferanten besorgt wurde;*) viertens, die Gefangenen können ohne Befehl von Petersburg in dieser Weise nicht verwendet werden.

Ich halte keinen einzigen dieser Gründe für ausreichend. Ein mit der nötigen Erlaubnis und mit einem Kapitale von 10= bis 15000 Dollars ausgerüsteter Amerikaner könnte in zwei Jahren mit den 950 im Distrikt Nertschinsk befindlichen Häftlingen bei jedem Bergwerk ein neues Gefängnis erbauen; er könnte in fünf Jahren den Ertrag der Bergwerke verdoppeln oder gar vervierfachen, ohne von Staatsmitteln einen Dollar Mehrausgabe zu fordern.

Das Bergwerk Sawenski war das letzte, das wir in Ostsibirien besuchten. Montag, am 23. November, fuhren wir nach Nertschinsk-Zawod, einem großen Dorfe, 15 Kilometer von Gorni-Zerentui entfernt, und am Dienstag in den Morgen-

*) Eine Begründung, die die Unehrlichkeit und Unfähigkeit der meisten Beamten in Sibirien kennzeichnet. Ich kenne Fälle, wo die sibirische Lokalbehörde den ganzen zur Errichtung eines staatlichen Gebäudes angewiesenen Betrag unterschlug und die Meldung machte, das Gebäude sei vollendet und in Benutzung. Ein derartiger Fall, das Stappenhaus von Ufirski betreffend, wurde in der Petersburger „Östlichen Rundschau“ Nr. 2, vom Jahre 1884 erörtert. In Sibirien zeigte mir ein Photograph das Lichtbild eines erst vollendeten Staatsgebäudes, das laut Befehl von Petersburg aufgenommen werden mußte, um das Bild nach der Hauptstadt zu schicken. Die Regierung glaubte wenigstens in dieser Weise sich überzeugen zu müssen, daß der bewilligte und bezahlte Bau wirklich vorhanden sei und nach Vorschrift ausgeführt wurde.

Stunden unternahmen wir die Rückfahrt nach der Schilka und nach der Stadt Nertschinsk. Die Fahrt von mehr als 300 Kilometer währte wohl lang und war ermüdend, aber doch nicht interessant genug, als daß ich sie hier beschreiben sollte. Wir fuhren, kurz gesagt, durch ein ödes, schneebedecktes Hügel-land, bei einer Temperatur, die zwischen 0 und 27 Grad Fahrenheit schwankte. Die Straßen waren im schlechten Zustande, die Wagen, die wir zur Benutzung mieteten, die schlechtesten, die in ganz Ostsibirien zu finden sein mochten. Wir litten neben dem Wagengerüttel unter Kälte, Hunger, Mangel an Schlaf und so manchen Entbehrungen, die uns in eine Stimmung versetzten, in der wir ein warmes Bad, ein gutes Essen und einen ungestörten Schlaf in einem reinen, warmen Bett für alle Güter der Welt hingegeben hätten.

Donnerstag in der frühesten Morgenstunde gelangten wir zur Poststation Biankinskaja, am Ufer der Schilka gelegen. Hier brachten wir unser Gepäck auf einen Schlitten und setzten auf dem gefrorenen Flusse, bei einer Temperatur von 20 Grad Fahrenheit, unsere Fahrt nach Nertschinsk fort. In den letzten Tagen bekamen wir nur wenig zu essen, ich versuchte daher den Mangel an Körperwärme durch das Einhüllen in drei Schafpelzröcke zu ersetzen, wodurch ich das Aussehen eines lebendigen Baumwollballens erhielt, aus dem eine Pelzmütze und ein unsauberes, unrasiertes und von Kälte blau angelaufenes Gesicht herauschaute. Allein ungeachtet der vielen Hüllen fror ich bis ans Knochenmark und Frost, der noch weniger vor der Kälte geschützt war als ich, litt noch mehr darunter. In später Nachmittagstunde kamen wir in Nertschinsk an und da kein Schnee in den Straßen lag und die schwachen Pferde den Schlitten auf der bloßen Erde nicht fortbringen konnten, stiegen wir ab und schwankten ganz erbärmlich hinter dem Fahrzeug der Stadt zu.

In Nertschinsk lehrten wir, zum erstenmale seit einem Monate, in einem Hotel ein, das aber, was Reinlichkeit und Bequemlichkeit betrifft, von den „Zemski-Kwartirs“ des Berg-

werkbezirkles noch übertroffen wurde. Es war das schlechteste Hotel, das uns in Sibirien vorgekommen war. Der Hofraum des einstöckigen Holzbaues war finster und schmutzig, die Stuben kahl, dumpfig und kalt, die Wandtapeten hingen in Fetzen herab, von Thür und Fensterrahmen, die dem Aussehen nach noch niemals gereinigt wurden, war der schmutzige Anstrich lose, der Fußboden schmutzig, eingesunken und voll Rattenlöcher und auf der schmierigen Decke, die auf dem Tische lag, kroch verschiedenes Ungeziefer herum. Kein Bett war zu sehen, wo wir unsere müden Glieder ausstrecken konnten, kein Spiegel, der uns das zweifelhafte Vergnügen gewährt hätte, unsere blauangelaufenen Gesichter zu betrachten. Ein junger Bursche, in hohen Schaftstiefeln und mit rotem Wollhemde bekleidet, brachte uns ein messingenes Waschgefäß, das dem Aussehen nach für minder reinliche Zwecke bestimmt war und noch nie gescheuert worden sein mochte. Obgleich wir an dergleichen Dinge schon gewöhnt waren und überdies unser körperlicher Zustand für solche Betrachtungen nicht sehr geeignet war, konnten wir den Ekel doch kaum überwinden. Aber wir waren zum Bleiben genötigt, da es das einzige Hotel des Städtchens war. Der Eigentümer hieß Klementowitsch und war ein verbannter Pole. Wenn er in seiner Heimat das gleiche Gewerbe betrieb und seine Gaststuben in einem ähnlichen Zustand waren, so war schon im Interesse der Reisenden seine Verschiebung auf administrativem Wege nach dem fernsten Teile Sibiriens ein Gebot der Notwendigkeit.

Wir nahmen ein Frühstück, das aus Thee, sauerem Roggenbrot und fetten Pfannkuchen bestand, dann machten wir unter Zuhilfenahme eines Spiegels, das der Gasthofbesitzer weiß Gott wo aufgetrieben hatte, Toilette so gut wir das konnten; nachdem dies geschehen war, gingen wir aus, um das Städtchen zu betrachten und auch einige Empfehlungsbriefe abzugeben.

Nertschinsk, ein Städtchen mit etwa 4000 Einwohner, liegt an dem linken Ufer der Nertscha, ungefähr vier Kilometer

vor deren Mündung in die Schilla, mehr als 7000 Kilometer östlich von St. Petersburg. Was des Städtchens kulturelle und materielle Entwicklung betrifft, schien es mir alle gleichartigen Ortschaften Ostsibiriens zu übertreffen. Es besaß eine Bank, zwei oder gar drei Schulen, eine Bibliothek, ein Museum, ein Spital mit 20 Betten, einen öffentlichen Garten mit Springbrunnen und viele Geschäfte. Der Geschäftsverkehr ist recht rege, sein Handel, der vornehmlich mit Pelzen sich beschäftigt, dürfte einen Jahresumsatz von zwei Millionen Rubel erreichen. Von den Baulichkeiten ragt über alle hervor der Palast des reichen Bergwerkbefizers Butin, der selbst in Petersburg nur wenige seines Gleichen finden könnte. Zur Zeit unserer Anwesenheit hatte die Firma eine finanzielle Krise zu überwinden und das Haus unterstand einem fremden Kurator. Aber nichtsdestoweniger öffnete uns das Empfehlungsschreiben des jüngeren Mitglieds der Firma des Hauses Thor. Aus der jänmerlichen Bude des Herrn Klementowitsch hierher versetzt, konnte ich mich vor Staunen kaum fassen und als mir in dem wundervollen Saale der größte aller existierenden Spiegel mein Ebenbild zeigte, hätte ich mir beinahe die Augen gerieben, um mich zu überzeugen, ob ich nicht träume.*) Wer hatte auch in einer ostsibirischen Widnis einen prächtigen Palast zu sehen erwartet, mit Parquetten, Seidenvorhängen, kostbaren Tapeten, Glasmalereien, prächtigen Randelabern, persischen Teppichen, feinen Möbeln, Marmorfiguren, Bildern von dem bekannten Meister Makowski, einem Treibhaus voll Palmen und anderen tropischen Gewächsen. In großen europäischen Städten ist ein derartiger Luxus nicht gar zu selten, aber hier muß er den Reisenden in Staunen

*) Dieser große Pfeilerspiegel wurde von Herrn Butin im Jahre 1878 auf der Pariser Weltausstellung gekauft; er galt damals als der größte. Er wurde auf weiten Umwegen, auf dem Meere nach der ostsibirischen Hafenstadt Nikolajewsk gebracht und dann auf einem für diesen Zweck errichteten Schiff auf den Flüssen Amur und Schilla nach Nerzhinsk gebracht.

versehen. Das Haus, das damals seit einigen Monaten unbewohnt war, konnte sich deswegen nicht in seinem vollen Glanze zeigen, aber was wir zu sehen bekamen, bekundete nicht nur Reichthum, sondern auch einen geläuterten Geschmack. Den größten Raum bildete der Ballsaal, der etwa 20 Meter lang und 15 Meter breit war. Auf der Galerie, die einen Halbkreis bildete und zu der eine prachtvolle Treppe führte, befand sich ein Musikwerk, groß wie eine Kirchenorgel, das sechzig bis siebenzig verschiedene Musikstücke spielte. Die Bibliothek enthielt eine treffliche Auswahl von Büchern und Zeitungen in verschiedenen Sprachen und überdies auch eine Sammlung sibirischer Minerale und Erze. In der Nähe des Hauses befanden sich die Geschäftsräume der Firma, die die ausgedehntesten Verbindungen besaß und viele hunderte Personen beschäftigte.

Nachmittag besuchten wir zwei politische Verschiedte, Namens Tscharuschin und Kometsoff, die nach vollendeter Zwangsarbeit in den Bergwerken hierher versetzt wurden, wo sie im Kreise ihrer Familie verhältnismäßig behaglich lebten. Sie waren recht intelligente Leute, angenehme Gesellschafter, mit welchen wir manche vergnügte Stunde in der Zeit unseres dreitägigen Aufenthalts verlebten. In Kara ist es ihnen recht übel ergangen, aber in Nertschinsk wurden sie schon rücksichtsvoller behandelt. Man gestattete ihnen sogar die Ausübung von Beschäftigungen, die politischen Verschiedten eigentlich verboten sind, der eine war nämlich Lehrer und der andere Photograph. Ihr Briefwechsel stand zwar unter Polizeiaufsicht, aber sie erfuhren dabei nicht jene vielen Kränkungen, denen Verschiedte in anderen Teilen Sibiriens ausgesetzt sind. Tscharuschin befand sich vor seiner Verschiedung vierundeinhalb Jahr in Einzelhaft und zweiundeinhalb Jahr in der Petropawlofskifestung. Er wurde wegen revolutionärer Untriebe unter der Fabrikbevölkerung Petersburg angeklagt. Als er im Jahre 1878 nach Sibirien verschiedt wurde, begleitete ihn seine Frau freiwillig dahin und bewohnte eine erbärmliche Hütte der „Unteren

Goldwäscherei“ von Kara, bis sie später wieder vereint wurden. Auch er gehörte zu den politischen Gefangenen des „freien Kommandos“ die am 1. Januar 1881 wieder ins Gefängnis zurückkehren mußten und in seinem Hause geschah es, daß Eugen Semjonowski sich erschöß*).

Sonntag, am 29. November verabschiedeten wir uns von Tscharuschin und seiner Frau und fuhren mittelst Schlitten nach Tschita, der Hauptstadt Transbaikaliens.

Die Eisgäpchen, die von den Müstern unserer mit Reif angelaufenen Pferde niederhingen, das klirrende Geräusch des hartgefrorenen Schnees unter unserem Schlitten, die violette Färbung der fernliegenden Berge und der hochaufsteigende dünne Rauch der Schornsteine waren genügende Zeichen der sehr niederen Temperatur und mein Thermometer zeigte auf 27 Grad Fahrenheit. Nachts nahm die Kälte noch zu, wir konnten uns kaum von einer Poststation zur andern fortbringen. Während jedes Pferdewechsels nahmen wir einige Tassen heißen Thee, was uns einigermaßen wärmte, doch in den Stunden von Mitternacht bis Morgens konnten wir uns gar nichts Warmes verschaffen und fühlten daher die Strenge der Kälte umso fürchterlicher. Ziehende Burschen und Männer flogen mit ihren Schlitten an uns vorüber, buntgekleidete Bauernmädchen schritten singend Arm in Arm etwas unsicher durch die Straßen des Dorfes; das Posthaus war mit recht lebhaft sich gebärdenden Leuten gefüllt, die nun nach Hause wollten. Der Postmeister war nirgends zu sehen, ebensowenig ein Postkutscher. Der Starost (Gemeindevorstand), ein kleiner, dicker alter Herr war so betrunken, daß er sich kaum an seinem Stocke aufrecht halten konnte. Was die Ursache dieser allgemeinen Trunkenheit sei, konnten wir nicht gleich erfahren, denn keiner war nüchtern genug, um uns Aufklärung geben zu können; aber aus den lauten Gesprächen entnahm ich, daß selbst der Pape vollends berauscht war und ihn der Nüch-

*) Siehe Seite 99.

ternste seiner Gemeindeglieder auf einem Schlitten nach Hause bringen mußte.

Wenn der Postmeister, die Kutscher, der Starost, der Pope und alle andern Leute vollgetrunken waren, so hatten wir kaum die Aussicht, bald Pferde zu bekommen. Die Leute waren ja in einem Zustande, wo sie das Roß von dem Sattel nicht zu unterscheiden vermochten! Wir brachten daher unser Gepäck in das Posthaus, setzten uns da in die Ecke und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Ringsum war kein nüchternes Wesen zu sehen, wir ausgenommen und ein Wickelkind, das auf den Armen getragen wurde. Der Vater des Kindes, ein junger, hübscher Offizier schritt schwankend daher, wahrscheinlich in der Absicht sein Gepäck für die Abreise zusammen zu tragen. Aber was er hier erfaßte, ließ er dort wieder fallen; während dessen wechselte er mit seiner gleichfalls nicht ganz nüchternen Frau einige Reden, die auf die stattgefundene Feier sich beziehen mochten. Endlich schien ihm der Gedanke aufzublitzen, wie mit der Abfahrt am Besten der Anfang zu machen sei; er schwanke in eine Ecke der Stube, nahm von dort seinen Säbel, der an der Wand lehnte und übergab ihn seiner Frau mit der Bitte ihn hinaus auf den Schlitten zu legen. Sie war noch nüchtern genug um ihm die Antwort zu geben, sie habe das Kind auf den Armen, er möge es daher selber thun. Nun drückte der junge Offizier die Waffe zärtlich an seine Brust und erklärte pathetisch, dem Säbel sei er zuerst angetraut worden und darum sei es wirklich gebührend, daß er ihn selbst hinausstrage. Aber gleich darauf ließ er die Waffe fallen und ohne Aufmerksamkeit seiner zweiten „Angetrauten“ wäre die erste sicherlich im Posthaus liegen geblieben. Um die achte Stunde gelang es mir endlich den Starost zu Rede zu stellen und ihn mit einigen kräftigen Bemerkungen derart zu ernüchtern, daß er zu begreifen anfang, eine weitere Verzögerung unserer Fahrt dürfte für ihn unangenehme Folgen haben. Während ich bei ihm meine ganze Beredsamkeit aufwandte, verzeichnete er unsere Namen

in dem Stationsbuche: „Herr Kennan und Herr Frost aus den benachbarten Staaten.“*) Dann torkelte er nach der Bordertreppe und schrie so laut er nur konnte: „Andreas! Nikolaus! Sogleich Pferde!“ Das Einzige was sich danach vernehmen ließ, war das Lärmen der Betrunknen, die in ihren Schlitten fortfuhren. Mit einer komischen Gebärde der Verzweiflung reckte der Alte nun die Hände empor und jammerte: „Alle sind besoffen! Das ist Gottes Strafe!“

Nach und nach wurde es stiller. Der Postmeister, der jetzt erschien, versuchte seinen Kausch hinter der Amtsstrenge zu verbergen und fragte nun barsch, wo denn eigentlich die Kutscher wären, und was der Lärm eigentlich bedeuten soll. Der Kausch des erwähnten jungen Offiziers äußerte sich nun in liebevoller Weise; er küßte alle in der Stube anwesenden Frauen, bekreuzte sich fromm und torkelte dann zu seinem Schlitten hinaus, gefolgt von seiner Gattin, die das Kind und den Säbel trug. Zwei betrunkene Popen in langen Gewändern und hohen Hüten, die Cylinderhüten ohne Krämpe glichen, stiegen vor der Thüre aus einem Wagen. Nachdem ihnen die Umstehenden ehrfürchtig die Hände küßten, bestiegen sie einen Schlitten, dessen Kutscher sich nur mühevoll auf seinem Sitz halten konnte.

Wir hatten schon die Hoffnung aufgegeben, an diesem Tage von der Stelle zu kommen, als nun wirklich ein nüchterner Mensch hereintrat und meldete, die Pferde wären für uns eingespannt. Der betrunkene Postmeister wollte nun seinen Ärger und seine Autorität zur Geltung bringen. Er schalt den Kutscher derb aus und legte ihm schließlich sogar eine Ordnungsstrafe von 50 Kopeken auf, ob des Umstandes, daß er es gewagt, nüchtern zu bleiben oder daß er gebührender Weise die Pferde eingespannt, weiß ich nicht. Wir legten unser

*) Im Russischen haben die Ausdrücke für „benachbart“ und „vereinigt“ eine gewisse Ähnlichkeit, jenes klang ihm vertrauter, denn der betrunkene Alte hatte wahrscheinlich in seinem Leben noch nicht die „Vereinigten Staaten“ erwähnen gehört.

Gepäck in den Schlitten, setzten uns hinein und fuhren fort. Als der ganze Lärm hinter uns war, wendete ich mich an den Kutsher mit der Frage:

„Was ist denn im Dorfe los? Alles ist ja betrunken!“

„Es wurde eine neue Kirche geweiht,“ erklärte er ernst.

„Eine Kirche?“ rief ich verwundert aus. „Weiht man denn bei euch so die Kirchen ein?“

„Ich weiß nicht,“ gab er zur Antwort. „Oft wird getrunken. Nach der Messe war ‚Gulajnia‘ (eine Art musikalische Unterhaltung), und da müssen etliche zu viel getrunken haben.“

„Etliche?“ sprach ich. „Sie wollen wohl alle sagen? Sie sind der einzige nüchterne Mensch, den ich hier gefunden habe. Wie kommt es, daß auch Sie nicht ein Gläschen zu viel getrunken haben?“

„Ich bin kein Christ,“ antwortete er ruhig, „ich bin Buriate*).

Als Christ, wenn auch nicht Genosse der „heiligen russischen Kirche,“ mußte ich verstummen vor der ihm unbewußten Ironie seiner Worte. Der einzig nüchterne Mensch in einem Dorfe mit 3- bis 400 Einwohnern war Heide und ein christlicher Beamter legte ihm eine Buße von 50 Kopeken auf, vielleicht nur, weil er sich nicht wie die anderen vollgetrunken hatte.

Am Dienstag früh, am 1. Dezember, gelangten wir nach Tscheta und nahmen im „Hotel Wladimostof“ Quartier. Es war ein einstöckiger, kleiner Holzbau, dessen Eigentümer Biatshinski hieß.

In Tscheta befand sich, was ich schon früher bemerkte, eine Anzahl recht interessanter, politischer Verschwörer. Schon während unseres ersten Aufenthalts hatten wir sie kennen gelernt. Allerdings war dieser Verkehr nur ein flüchtiger, da wir noch vor Beginn der strengen Winterszeit das Karagebiet erreichen wollten und demnach kurzen Aufenthalt nahmen. Jetzt aber

*) Die Buriaten, Eingeborene Sibiriens, gehören meistens zu den Anhängern Buddhismus.

beabsichtigten wir etwa zwei Wochen hier zu bleiben. Die meisten dieser Verschiedten waren Zwangscolonisten, die früher Zwangsarbeit in den Minen verrichten mußten und die für recht arge Verbrecher gehalten wurden. Dieser Umstand, vereint mit jenem, daß wir in Kara den Verdacht der Behörden bereits erweckt hatten, nötigte uns im Verkehr mit politischen Verschiedten vorsichtiger als je zu sein und mit den Behörden freundlicher noch als früher zu verkehren. Es wäre nicht so unwahrscheinlich gewesen, daß Hauptmann Nikolin den Gouverneur in Tschita von den Vorfällen Kenntniß gegeben hätte und wir nun eifrig beobachtet worden wären.

Vor allem besuchte ich Oberst Swetschin, der den abwesenden Gouverneur Barabasch vertrat und erzählte ihm von unserem Aufenthalt im Karagebiet, den Verkehr mit den politischen Gefangenen natürlich ausgenommen. Dann erklärte ich ihm, was wir nun zu thun beabsichtigten. Er war recht höflich und richtete keine Fragen an uns, die uns in Verlegenheit hätten bringen können; und als ich ihn verließ, da war ich ziemlich beruhigt: entweder hatte er von unserem Verkehr mit den politischen Gefangenen überhaupt nichts vernommen, oder er legte dem keine Bedeutung bei.

Einige Tage nach unserer Ankunft wurden wir von dem reichen Kaufmann Memeroff, den wir zufällig kennen lernten, eingeladen, mit ihm eine von Dilettanten zu wohlthätigen Zwecken veranstaltete Theatervorstellung beizuwohnen. Wir nahmen die Einladung an, hoffend, einige zweckmäßige Bekanntschaften zu machen und auch in der Absicht, uns so oft es möglich ist, in zuverlässiger Gesellschaft zu bewegen. Die Vorstellung war nicht übel. In den Zwischenakten schritten wir im Vorssaal auf und nieder, wurden hier mehreren Civil- und Militärpersonen vorgestellt, vom Gouverneurstellvertreter freundlich begrüßt, und erregten als „vornehme Amerikaner“, die mit den ersten Beamten freundschaftlich verkehrten, allgemeine Aufmerksamkeit. Wir hofften, keiner durfte auf die Vermutung kommen, daß diese „vornehmen Amerikaner“ einzig

nur darum in Tschita verweilten, um mit Nihilisten und Terroristen in näheren Verkehr zu kommen.

Zu den Offizieren, die ich dort kennen lernte, gehörte auch Oberst Nowikoff, der mit mehreren Kameraden im Saale auf- und niederschritt. Nachdem er meinen Namen vernommen, richtete er die Frage an mich:

„Sie waren im Karagebiet?“

„Ja wohl!“ antwortete ich ein wenig überrascht von dieser plötzlichen Bemerkung. „Wir kommen jetzt von dorthier.“

„Was haben Sie dort Gutes gefunden?“ fragte er wieder mit beobachtenden Blicken.

Ich wußte nicht recht, was ich antworten sollte, meinte jedoch von den dortigen Beamten, soweit das ohne Lügen möglich war, das Günstige erwähnen zu sollen. Ich bemerkte daher, daß ich Major Potuloff als einen wackeren Mann kennen gelernt habe.

„Hm!“ meinte er höhnisch. „Der wird ihnen wohl alles im günstigsten Licht dargestellt haben.“

„Es giebt dort manches, was in dieser Weise einmal nicht dargestellt werden kann,“ antwortete ich. Mir war es ob dieser Fragen nicht besonders wohl zu Mute und ich beschloß bald herauszubekommen, was hinter diesen Fragen stecken mag.

„Haben Sie die Gefängnisse besichtigt?“ fragte er wieder.

„Ja wohl, die meisten.“

„Haben Sie auch das „nackte Kommando“ gesehen?“

„Nein. Ich weiß gar nicht was das bedeuten soll.“

„Das bedeutet die Zelle in der die unbekleideten Gefangenen sich befinden. Als ich das erste Mal die Gefängnisse von Kara von Amtswegen besuchte, sah ich in einer Zelle gegen 25 gänzlich unbekleidete Personen. Diese Zelle wird „Das nackte Kommando“ genannt.“

„Was sollte das bedeuten?“ fragte ich erstaunt.

„Das weiß ich nicht. Die Leute hatten eben keine Kleider

zum Anziehen*). — Hat Ihnen der „wackere Mann“ auch die Zellen für Einzelhaft im Gefängnis von Mittel-Kara gezeigt?“

„Nein, das geschah nicht. Was ist's mit diesen?“

„Nichts besonderes,“ antwortete der Oberst mit erkünstelter Gleichgültigkeit. „Sie sind nur zum Stehen nicht hoch genug, zum Liegen nicht lang genug. — Sie haben wahrscheinlich nur das zu Gesicht bekommen, was man Ihnen zeigen wollte; wäre ich dort gewesen, dann hätten Sie ganz merkwürdige Dinge zu Gesicht bekommen, Dinge, wie sie wirklich sind und nicht wie man sie Ihnen scheinen lassen wollte.“

Ich war sprachlos vor Betroffenheit. War das die aufrichtige Meinung des Obersten Nowikoff, oder sollte er nur eine Finte gebrauchen, um meine Ansicht über die Verhältnisse in Kara zu erfahren?

Er schien eine Bemerkung von mir gar nicht zu erwarten, sondern fuhr in der Rede fort:

„Dreieinhalb Jahr war ich Kommandant der Kosaken in Kara und als ich vor etlichen Monaten hierher versetzt wurde, war ich so froh, daß ich eine Dankmesse lesen ließ. — Sehen Sie meinen Bart hier,“ begann er wieder nach einer Pause, „er ist ganz ergraut in Folge des Kummer, den mir der Anblick von so viel menschlichem Elend verschaffte. Als ich nach Kara kam, hatte ich noch kein graues Haar. Wie hoch schätzen Sie mein Alter?“

Ich bemerkte, er dürfte 55 Jahre zählen.

„Ich bin um zehn Jahre jünger,“ bemerkte er nicht ohne

*) Später brachte ich in Erfahrung, daß im „nackten Kommando“ jene Gefangenen sich befanden, die ihre Kleider verkauft hatten, um das Geld zum Spiel oder Trunk zu verwenden. Zur Strafe wurden sie in eine Zelle gesperrt und ohne jede Bekleidung gelassen. Natürlich konnten die Gefangenen ohne Einverständnis und Wissen der Aufseher, die Kleider nicht verkaufen. Das „nackte Kommando“ war daher eher ein Beweis der Bestechlichkeit russischer Beamter, als ein Zeichen der Grausamkeit.

Bitterkeit, „und als ich nach Kara versetzt wurde, sah ich nicht älter aus, als Sie.“

Er schwieg nachdenklich.

Dann fragte ich ihn, welcher Art dieses Elend gewesen, dessen er Augenzeuge war.

„Elend gar mancher Art,“ war seine Antwort. „Die unglücklichen Gefangenen werden mit Ruten und mit der Peitsche gezüchtigt, sie müssen übermäßig arbeiten, damit sich die Aufseher bereichern können. Ich will Ihnen nur ein Beispiel anführen, damit Sie erkennen, was da alles vorkam: Während meiner Anwesenheit kam die Frau eines der Gefängnisleiter dahinter, daß ihr Liebhaber, ein im „freien Kommando“ wohnender Sträfling mit ihrer Magd, einem hübschen Mädchen, das gleichfalls zu den Verschickten zählte, ein Liebesverhältnis habe. Im eifersüchtigen Zorn beklagte sie sich bei ihrem Gatten und mußte die Sache so geschickt darzustellen, daß er das Mädchen prügeln ließ. Sie erhielt 150 Stockschläge auf den bloßen Körper und als sie sich später bei der vorgesetzten Behörde beklagte, wurden ihr noch 90 Peitschenhiebe zuerkannt. Und ich mußte dabei stehen und die Strafvollziehung überwachen. Glauben Sie, das ist angenehm? — Ich habe nicht viel Haare auf dem Kopfe,“ fügte er dazu, indem er sich mit der Hand über den Kopf strich, „aber diese wenigen Haare sträubten sich vor Entsetzen, wenn ich Zeuge dieser grausamen Vorkommnisse in den verfluchten Minen war. Wer dort leben will, braucht eiserne Nerven.“

Ich glaube seine Worte ziemlich getreu wiedergegeben zu haben. Sie machten einen mächtigen Eindruck auf mich und ich schrieb sie gleich nach der Heimkunft von der Vorstellung nieder. Es mag da manches in diesen Äußerungen eine Folge persönlicher Voreingenommenheit sein. Nowitoff stand zweifellos mit Potuloff und den anderen Offizieren in Kara nicht auf gutem Fuß und da mochte er vielleicht geneigt sein, manches ungünstiger zu sehen, als es in Wirklichkeit war.

Es glaube keiner, daß diese Mitteilungen in vertraulicher

Stille erfolgten. Es geschah mitten im Saale, wo wir in Gesellschaft mit noch einigen Offizieren auf- und niederschritten und der Oberst sprach dabei so erregt, daß nicht nur unsere nächste Nachbarschaft, sondern alle im Saale Anwesenden seine Worte hören konnten. Befremdlich ist es immerhin, daß ein höherer Offizier öffentlich derart nachtheilig über russische Staatseinrichtungen sich äußern konnte. Doch ich hatte noch mehr Gelegenheit, über derartige freimütige Reden zu staunen. An demselben Abend stellte sich mir nämlich ein russischer Offizier vor und erkundigte sich dann um unsere Erlebnisse im Karagebiet. In wenigen Augenblicken hatte er dieselben Fragen an uns gerichtet wie der Oberst und erhielt auch hier dieselben Mittheilungen. Er erzählte mir von diesen Geheimzellen unter anderem auch, daß dort zuweilen politische Gefangene, selbst Frauen, eingeschlossen werden. So mußte eine Frau Kossikowa darin verweilen bis der Gefängnisarzt erklärte, daß sie im Sterben läge. Er lud mich ein ihn zu besuchen und bemerkte, daß er mir, wenn ich mich für das sibirische Gefängniswesen interessiere, so manches brauchbare Schriftmaterial geben könne. Ich kann den Namen und den Rang dieses Mannes hier nicht nennen, aber ich kann ohne eine Indiskretion zu begehen, sagen, daß ich ihn besuchte und daß ich ihm manche werthvolle Mittheilungen verdanke, die in den vorhergegangenen Aufsätzen verwendet wurden. Seine Worte bestätigen das Meiste dessen, was ich von den politischen Gefangenen in Kara selbst erfahren habe und er berichtete mir auch von dem erwähnten Mordversuch an General Iliashewitsch und auch diese Mittheilungen stimmten mit jenen, die ich von dem Verschieden erhalten hatte völlig überein; er gewährte mir endlich einen Einblick in Amtsschriften, die für meine Zwecke von großer Wichtigkeit waren. Und das alles zweifellos in keiner anderen Absicht als in der, der Wahrheit zu dienen.

In der Zeit unseres zweiwöchentlichen Aufenthalts in Tschita verbrachte ich die Tagesstunden größtenteils im Verkehr mit Beamten und „wohlgesinnten“ Bürgern, um jeden

Verdacht von uns abzulenken; nachts dagegen kamen wir mit den politischen Verschiedten zusammen. Wir fanden sie gewöhnlich in dem von ihnen zu Tischlerarbeiten benützten Holzbau, der — wie bei unserem ersten Besuch in Tschita schon erwähnt wurde — seinerzeit von den Dezembristen bewohnt wurde. Es fanden sich ihrer zehn bis fünfzehn dort ein. Unter diesen befanden sich Männer und Frauen von bedeutender Bildung. Ich hatte sie recht liebgewonnen und mit einem Mischgefühl von Freude und Trauer gedenke ich der Stunden, die ich in ihrer Mitte verbrachte. Immer sprachen wir da nicht von den ernsten und trüben Verhältnissen russischen Lebens. Ein oder der andere nahm zuweilen eine alte Guitarre hervor und begleitete damit seinen Sang russischer Volkslieder. Auch wir pflegten manchmal eines unserer heimischen Liedchen anzustimmen. Und dann kam es auch vor, daß wir im Chor revolutionäre Lieder sangen. Aber immer wieder kamen wir auf die Hauptgegenstände unserer Gespräche zurück, auf die Lage Rußlands, die revolutionäre Bewegung und auf das Leben der Verschiedten. Hier vernahm ich manches dessen, was ich früher mitgeteilt habe, oft gräßliche und herzerbrechende Geschichten, die mir nach der Heimkehr jeden Schlummer raubten. Es ist eben etwas anderes, dergleichen in nüchternen Buchstaben vor sich zu sehen, etwa in der Weise wie ich es hier gebe, ein anderes wieder, es von den Lippen jener Menschen zu vernehmen, die selbst dabei gelitten hatten. Ich schäme mich nicht, es zu gestehen: beim Anhören dieser Schrecklichkeiten hallten sich oft unwillkürlich krampfhaft meine Hände und die Thränen füllten mein Auge. Alle Mühseligkeiten der Reise sind leichter zu ertragen als seelische Aufregungen dieser Art. Überdies waren wir auch von der Angst nicht frei, verhaftet und durchsucht zu werden. Wir bemerkten zwar nicht, daß wir streng beobachtet wurden, aber wir hatten einen anderen Grund der Befürchtung. Die Nachbarstube in unserem Hotel wurde von vier Offizieren bewohnt, darunter ein Hauptmann und ein Oberst der Gendarmerie. Frost hörte

nun durch die dünne Scheidewand, wie sie unsere Reise in Sibirien erörterten und dabei auch mit dem Gedanken sich beschäftigten ob es nicht nützlich wäre, unsere Papiere sich anzueignen, doch wenigstens einer Durchsicht zu unterziehen.

In einer der letzten Nächte unserer Anwesenheit in Tschita kam ich einmal vom Besuche der politischen Verschiedten erst gegen die zweite Stunde heim. Die Straßen waren still; die Fenster unsers Gasthofes dunkel; der Hausknecht, der mir öffnete, sah verschlafen drein. Frost schlief fest in unserer gemeinschaftlichen Stube. Ich war von den Erzählungen der Verschiedten zu sehr aufgeregt, als daß ich Ruhe hätte finden können, ich zündete daher die Kerze an und legte mich auf die Erde, den Kopf nach der dünnen Wand gerichtet, die unsere Stube von jener der Offiziere trennte. Überdies war da noch eine Verbindungsthüre vorhanden, die wohl verschlossen war, die aber einen klaffenden Spalt aufwies, durch welchen man jedes Wort hören konnte und fast alles auch wahrnehmen, was in der Nachbarstube vorging. Doch ich hörte nichts als die regelmäßigen Atemzüge Frosts. Plötzlich aber wurde die Stille von dem lauten Knall eines Revolverschusses unterbrochen, der just über meinem Haupte auf der anderen Seite die Mauer einschlug. Ich fuhr auf und horchte. Nichts wurde lauter als das Losbröckeln des Maueranwurfs an der Schußstelle. Frost wurde wach und fragte:

„Was war das?“

„Jemand hat einen Revolver gegen die Wand abgefeuert,“ antwortete ich leise.

„Wieviel Uhr ist?“

„Etwa halb drei. Doch ruhig! Horchen wir!“

Einige Minuten lauschten wir aufmerksam. Aber nichts ließ sich vernehmen, tiefste Stille herrschte im ganzen Hause.

Und doch mußte ich, daß nebenan vier Männer sich befanden. Sollte einer von ihnen einen Selbstmord verübt haben? Doch da wären wohl die anderen aufgefahren und hätten auch Licht gemacht. Der Knall war so laut, daß er

im ganzen Hause gehört werden mußte und die Ruhe, die dem folgte, war noch auffälliger als der Schuß selbst.

„Wir wollen fragen, was das zu bedeuten habe,“ flüsterte Frost.

„Nein!“ antwortete ich in derselben Weise. „Was kümmert das uns. Wir sind ja nicht verletzt worden.“

Ich fürchtete hier in eine dunkle Angelegenheit hineingezogen zu werden, die der Polizei einen Vorwand bieten könnte unsere Sachen zu durchsuchen. Es schien mir daher am besten „stillen als Wasser und niedriger als Gras“ — wie ein russisches Sprichwort sagt — zu bleiben, und zu warten, was da noch kommen mag. Daß der Schuß mit böser Absicht nach uns gerichtet war, konnte ich nicht annehmen.

Nach einigen Minuten vernahm ich wieder ein Geräusch, als ob jemand Vorkehrungen zum Schießen getroffen hätte, dann wieder ein Geflüster, wovon ich nur die Frage verstehen konnte, die einer dahin lautend richtete, wieviel Patronen noch vorrätig wären. Dann wurde alles wieder still und wir vernahmen die ganze Nacht keinen Laut mehr von drüben her.

Was dieser Schuß in später Nacht in einem dunkeln Zimmer eigentlich bedeuten sollte, habe ich nie erfahren. Ich vermute, es galt da einen Scherz sich mit uns zu machen. Hätte man mich am anderen Tag über den Vorfall befragt, so wäre meine Antwort gewesen: Pistolenschüsse in der Nacht wären in amerikanischen Hotels nichts Neues; ich staunte nur, daß man am andern Morgen keine Leichen fortgeschafft habe.

Ob die Polizei von unserem Verkehr mit den politischen Verschwörern zu Tschita gleich Kenntniss hatte, weiß ich nicht, später hat sie es zweifellos erfahren; das schloß ich aus dem Umstande, daß der einzige Brief, den ich von dort erhielt, einige harmlose Bemerkungen von dem Kaufmann Nemeroff, aufgeschnitten mir zukam.

Die wichtigsten Papiere hatte ich bisher in einem Ledergürtel um den Leib getragen; aber nun wurde dieser doch zu

umfangreich und zu schwer und ich mußte für eine andere Versorgung der Schriftstücke Vorkehrungen treffen, besonders vorsichtig, da die Möglichkeit einer polizeilichen Durchsuchung, wie aus dem Vorstehenden zu entnehmen ist, nicht sehr unwahrscheinlich dünkte. Ich verbarg den größten Teil in einem geheimen Hohlraum meines Koffers, wo es kaum entdeckt werden konnte. Die andern Schriftstücke verbarg ich in den Büchern. Wir hatten davon zwar nur wenig mitgebracht, allein die Verschickten in Tschita gaben mir einige Bände. Einen besonders wichtigen Brief verbarg ich zwischen einem Bilder-rahmen.

Mittwoch am 9. Dezember nahmen wir von den Verschickten Abschied, verteilten einige Kleinigkeiten als Andenken und einige Stunden später fuhren wir im Galopp nach der Richtung von Irkutsk. Fünf Tage und fünf Nächte fuhren wir ohne nennenswerte Unterbrechung dahin. Der Baikalsee war noch offen, aber die Schifffahrt war eingestellt, wir mußten daher die hohe, schön gelegene Straße wählen, die an dem südlichen Ende der See sich erstreckte.

Montag abends, am 14. Dezember, kaum 100 Kilometer von unserem Ziele entfernt, bot sich uns ein Hindernis, es waren nämlich keine Postpferde zu haben. Seit drei Monaten von jedem Verkehr mit der civilisierten Welt abgeschnitten, seit zehn Wochen ohne Nachrichten von der Heimat, waren wir umso begieriger schon die Hauptstadt Ostsibiriens zu erreichen. Wir mieteten daher einen Schlitten, um darauf zur nächsten Poststation zu fahren; dabei ahnte uns nicht, was wir da alles ausstehen sollten.

Es herrschte eine fürchterliche Kälte. Der Weg führte über einen hohen bewaldeten Berg. Die ausgehungerten Bauernpferde wollten nach einigen Kilometern den Wagen nicht mehr bergauf ziehen, wir waren daher genötigt abzu- steigen und bei 20 Grad Fahrenheit einen Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Halbtot langten wir um zwei Uhr morgens im Posthause an, nachdem ich auf dem letzten Hügel

den wir überschreiten mußten, mehr als ein Duzendmal hinfiel.

Dienstag kamen wir nach Irkutsk, fuhren zur Post, bevor wir noch im „Hotel Moskau“ Unterkunft genommen und lasen vor allem die für uns indes eingelaufenen Briefe, etwa ein halbes Hundert.

Trotz der großen Kälte war die Angara noch nicht ganz zugefroren und da die Fähre eingestellt und auch keine Brücke vorhanden war, konnten wir nicht hinüber. Drei Wochen warteten wir voll Ungeduld, daß der Fluß eine feste Decke bilde und als das nicht erfolgte, beschlossen wir, etwa 150 Kilometer aufwärts zu fahren wo, wie die Bauern uns sagten, eine feste Eisdecke schon vorhanden wäre. Wir verkauften unsern alten Wagen, der hier zurückgeblieben war, schafften uns einen Schlitten an und fuhren am 8. Januar mit einem Dreigespann von Postpferden dahin.

Während des Weges, etwa 60 Kilometer unterhalb Irkutsk, befand sich das Alexandrowski-Gefängnis, das für eines der größten und besten gilt und ursprünglich eine Spiritusfabrik war. Wir besichtigten es. Der Gouverneur-Stellvertreter von Irkutsk hatte mir es als eine Art Mustergefängnis geschildert und da ich dergleichen in Sibirien noch nicht zu Gesicht bekam, war ich umso neugieriger.

Der Gefängnisdirektor Schipagin, ein angenehmer, gebildeter Offizier von etwa 40 Jahren war von unserer Ankunft schon verständigt worden. Er bestand vor allem darauf, daß wir mit ihm frühstückten und nachdem dies geschehen war, führte er uns ins Gefängnis.

Es war ein Ziegelbau von zwei Stockwerken mit Blechdach und stand in einem umfangreichen Hof, der von Mauern umgeben war. Der etwas unregelmäßig errichtete Bau war ungefähr 100 Meter lang, 30 breit und enthielt 75 Zellen für gemeinschaftliche Häftlinge, zehn für Einzelhaft und fünf Geheimzellen für ganz besondere Verbrecher. Es befanden sich

992 Gefangene darin und 99 lebten bereits im „freien Kommando“.

Der Direktor zeigte uns erst die Mühle, wo von etwa 100 Sträflingen der Mehlbedarf des Gefängnisses hergestellt wurde. Die Luft war hier frisch, die Arbeit zwar sehr anstrengend aber doch nicht gar zu erschöpfend. Die Männer, die die Schwungräder drehten, wurden, sobald sie müde waren, von anderen abgelöst. Der Direktor meinte, das wäre hier die anstrengendste Arbeit und diese wurde nur täglich drei bis vier Stunden verrichtet.

Wir besuchten dann die Zellen, die in ihrer Größe sehr verschieden waren, aber überall genug Raum für die Vorhandenen bot; überall herrschte auch die vollkommendste Sauberkeit. Das Einzige, was hier vielleicht zu tadeln war, das ist der Mangel an Bettzeug. Alle Zellen waren auch mit Ventilationsapparaten versehen, wovon freilich einige von den Gefangenen selbst verstopft wurden. Auch in den Korridoren herrschte Ordnung und Reinlichkeit.

Wir gingen dann in die Küche, wo täglich für mehr als tausend Personen gekocht wird. Auch hier fand ich nichts zu tadeln. Ich kostete Brot und Suppe der Gefangenen, beides war recht schmackhaft. Der Direktor erklärte mir, die Gefangenen erhalten täglich drei Pfund Brot, sieben Unzen Fleisch und drei Unzen Graupen; zuweilen auch etwas Kartoffel und Gemüse. Thee und Zucker erhalten die Häftlinge nicht, doch ist es ihnen nicht verwehrt, solches für ihr eigenes Geld zu kaufen.

Herr Schipagin fragte nun, ob wir auch die Schulstube besichtigen wollten. Ich sagte selbstverständlich nicht nein und bemerkte, ich hätte bisher keine Ahnung gehabt, daß dergleichen in russischen Gefängnissen zu finden sei.

Es war eine helle, reine Stube im zweiten Stockwerk, ausgestattet mit einfachen Pulen, die von den Häftlingen selbst angefertigt wurden und verschiedene Landkarten, Globen und Bilder. Es war damals gerade keine Unterrichtszeit, doch

der Direktor bemerkte mir, daß die Gefangenen zuweilen auch herkämen um Gesangsstunden zu halten oder Predigten des Geistlichen anzuhören. An Büchern sei freilich Mangel.

In den Werkstätten waren ungefähr dreißig mit Schneider-, Schuster- und Tischlerarbeiten beschäftigt; auch hier war alles in größter Ordnung. Der Direktor erklärte mir, die Häftlinge können jede Arbeit, die ihnen geläufig ist, verrichten und zwei Drittel des verdienten Lohnes sei ihr Eigentum. Davon könnten sie über die Hälfte gebührllich verfügen, während die andere Hälfte erst zur Zeit ihres Austrittes aus dem Gefängnis ihnen übergeben wird.

Die Krankenabteilung hatte nur 42 Kranke. Die Luft war hier ebenfalls frisch und auch sonst herrschte dieselbe Ordnung wie überall.

Der Direktor war nicht wenig erfreut, als ich für sein Gefängnis nur Worte vollsten Lobes hatte. Ein „Mustergefängnis“ im allgemeinen war es wohl nicht, aber es konnte immerhin dem ganzen sibirischen Gefängniswesen als Muster dienen.

Sonntag Abend besuchten wir noch einmal das Gefängnis, um zu sehen, in welchem Zustande es sich befinde, nachdem die Gefangenen schlafen gegangen. Sie schliefen reihenweise auf ihren Bittichen, ohne irgend welche Unterlage und fuhren bei unserem Eintritt erschreckt empor, allein sie machten keine Bemerkung und auch wir schritten wortlos dahin. Wir besichtigten sechs oder sieben Zellen. Überall standen die Unratkübel, die Luft war auch nicht so rein wie am Tage, aber keineswegs so arg wie die in anderen Gefängnissen. Im großen und ganzen läßt sich das Alexandrofskige Gefängnis nur loben, was ich ausdrücklich bemerken will, da ich zu derartigem Lob bisher nicht den geringsten Anlaß gefunden hatte.

Montag setzten wir unsere Reise fort. Die Straße war überschwenmt gewesen und wir kamen auf der beeisten Straße nur schwerfällig vorwärts. Endlich mußten wir sogar, da der Weg immer abschüssiger wurde, unseren Schlitten der

schwachen Eisdecke des Flusses anvertrauen und brachen bei dem Dorfe Olon auch wirklich ein. Glücklicherweise war unser Schlitten breit, er sank daher nicht so leicht und mit Mühe gelang es uns herauszukommen. Dann schnitten wir das Geschirr durch, befreiten die Pferde, zogen mit anderen Pferden unseren Schlitten heraus und kehrten nach Olon zurück, um den Schaden auszubessern.

Dem Rat der Dorfbewohner folgend, gaben wir den Plan auf, auf dem Flusse unsere Fahrt fortzusetzen, denn es dunkelte bereits und ein wiederholter Eisbruch hätte dann wahrscheinlich einen minder günstigen Verlauf genommen.

Abends bot sich uns ein junger Bauer an — von dem Versprechen einer Bezahlung von 15 Rubel verlockt — um uns auf einem Umweg über die Berge ins nächste Dorf stromabwärts zu bringen. Der Schnee war nicht hoch, er hoffte, daß wir durchkämen und wir fuhren auch nachts ab.

Während unserer ganzen Fahrt in Ostsibirien haben wir keine schrecklichere Nacht verbracht, als diese. Es war bitter kalt und überdies erhob sich noch ein Schneesturm. Wir stürzten, verloren den Weg, gerieten in tiefen Schnee und mußten oft den schweren Schlitten ziehen helfen, bis wir ganz erschöpft waren.

Gegen Morgen fühlte ich ein Stechen in der Lunge und bald darauf konnte ich nicht mehr auf den Füßen stehen. Ich überließ Frost und den Kutscher alle Sorgen des Weges und kroch in den Schlitten, wo ich bald darauf die Besinnung verlor. Was sich da noch bis zur Morgenstunde ereignete, davon hatte ich keine Ahnung.

Morgens weckte mich Hundegebell und ich bemerkte freudig den aufsteigenden Rauch der nahen Holzhäuser. Es war dies das Dörfchen Paschla. Und nachdem wir uns gewärmt und gekräftet hatten, fuhren wir weiter, um in später Nachmittagsstunde die festgefrorene Angara zu übersetzen.

Sibirien. 2. Teil.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Verbannte in Irkutsk	3
2. In Transbaikalien	20
3. Die Goldgruben von Kara	43
4. Das „freie Kommando“	65
5. Politische Gefangene im Karagebiet	84
6. Die Gefängnisse der politischen Sträflinge im Karagebiet .	107
7. In den Silberbergwerken Ostsibiriens	135
8. Abenteuer in Ostsibirien	157

Sibirien.

Schilderungen

von

Georg Kennan.

Aus dem Englischen übertragen

von

D. Haef.

Dritter Teil.

(Schlußband.)

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Das erste und zweite Kapitel dieses Theils bilden den Schluß der interessanten Reiseschilderungen Kennans; sie sind nach einer längeren Pause ebenfalls in der amerikanischen Zeitschrift „Century Illustr. Monthly Magazine“ erschienen. In der Zwischenzeit erschienen hier auch noch einige Aufsätze von demselben Verfasser und über denselben Gegenstand, die wir als ebenso nötige wie interessante Ergänzung anreihen.

Mit diesem dritten Teile schließt dieses Werk, das in der ganzen Welt berechtigtes Aufsehen erregt hat, Zustände und Verhältnisse aufdeckte, wie sie selbst von pessimistischer Seite nicht vorausgesetzt worden sind.

Hoffentlich wird der Leser diesem dritten Teil, dem Schluß des Werkes „Sibirien“, dasselbe Interesse widmen, das den beiden vorhergegangenen (Univ.-Bibl. Nr. 2741/42, 2775/76) in so reichem Maße zu teil wurde.

Berlin 1891.

S.

Sibirien.

(Dritter Teil.)

1. Eine Winterreise durch Sibirien.

Freitag, am 8. Januar 1886 verließen Frost und ich Irkutsk, die Hauptstadt Sibiriens, um eine Reise von ungefähr viertausend Meilen nach St. Petersburg vorzunehmen. Die Route, die wir einzuschlagen beabsichtigten, unterschied sich ein wenig von der, die wir bei unserer Reise nach Sibirien verfolgten; sie führte über zwei wichtige Städte, die wir noch nicht besucht hatten: über Minusinsk und über Tobolsk. Die erstere glaubten wir zu erreichen indem wir einen Umweg von ungefähr vierhundert Meilen von Krasnojarsk nach Süden machten; und die letztere, indem wir eine nördlichere Route zwischen Omsk und Tjumen wählten, als die war, die wir auf unserer Fahrt gegen Osten benutzten. Unsere Ausrüstung für diese lange und schwierige Fahrt bestand aus einer stark gebauten Pawoska, einem Reiseschlitten ohne Sitzbank, mit niedrigen Läufern, breiten Spreizen und einer Art Wagendach, das bei schlechtem Wetter mit einem Federvorhang geschlossen werden konnte; aus einem sehr schweren Schaffellsack von sechs Fuß Breite und neun Fuß Länge, in dem wir hart aneinander der ganzen Länge nach liegen konnten; aus acht oder zehn Polstern und Kissen verschiedener Größen, um die Zwischenräume des Gepäcks auszufüllen und die Kraft der Stöße auf unebener Straße zu mildern; aus drei Überrocken für jeden, aus weichem langfloßigem Schafpelz, in Größe und Gewicht derart abgestuft, daß wir uns jeder Temperatur anpassen konnten, vom Gefrierpunkt bis zu achtzig Grad Fahrenheit; aus langen, schweren Filztiefeln, deren Art in Sibirien unter dem Namen

Wallink bekannt ist; aus Pelzmützen, Fäustlingen und aus einer geringen Menge Proviant, hauptsächlich aus Thee, Zucker, Brot, kondensierter Milch, gekochten Schinken, Suppentafeln und einigen gebratenen Vorkühnern. Nachdem wir unser schweres Gepäck so sorgsam wie nur möglich auf dem Boden der Pawoska verpackt hatten um eine glatte und gleichmäßige Unterlage herzustellen, stopften wir in die Zwischenräume die Polstern und Kissen, bedeckten die etwas rauhe Oberfläche mit einer Strohschicht von ungefähr zwölf Zoll Höhe, legten unsere unbenutzten Überzüge, Decken und den großen Pelzsack darüber und brachten das Brot, den gekochten Schinken, die gebratenen Vorküher derart im Stroh unter, daß wir darauf sitzen und sie vor der intensiven Kälte schützen konnten,*) und schließlich versahen wir noch die Rückwand des Schlittens mit Polstern. Freitag um zehn Uhr morgens war alles zur Abfahrt bereit, und als der Kutscher mit den Pferden von der Poststation kam, sangen wir „Home, sweet Home“ als Vorspiel zum nächsten Akt, wickelten dann den Banjo behutsam zu einer weichen Rolle zusammen, den wir hinter unsere Kissen legten, setzten uns in die Pawoska, die Beine in dem umfangreichen Schafpelzsack bergend, und fuhren vom „Hotel Danko“ ab, begleitet von einem Chorus „Leben Sie wohl!“ und „Gott gebe Ihnen glückliche Fahrt!“ der versammelten Menge von Dienern und Beamten.

In einem früheren Kapitel, „Abenteuer in Ostsibirien“, habe ich bereits unsere Erlebnisse der ersten vier Tage nach

*) Eine Temperatur von vierzig Grad unter Null würde einen gekochten Schinken in eine Masse verwandeln, die ebenso ungenießbar wäre wie der bekannte „alte Rotsandklumpen“ des Tafelberges. Man könnte ihn weder schneiden noch benagen, noch mit einem Schmiedehammer zerstückeln. Und wenn man ihn nicht kann aufthauen lassen, um ihn derart zu genießen, so hat man nicht mehr Nahrung daran, wie an einem Beefsteak, das aus einem Fossil bereitet wird. Da wir diese Thatsache aus mancher übeln Erfahrung lernten, gewöhnten wir uns, Lebensmittel, die Feuchtigkeit enthielten, entweder unter uns oder im Pelzsack zu bergen.

unserer Abfahrt von Irkutsk beschrieben, einschließlich unseres Besuches in dem Centralgefängnis Alexandrofski und der beschwerlichen Reise längs der halbgefrorenen Angara, bis zu der kleinen Ansiedlung Kamentka. Nahe diesem Orte überschritten wir den Fluß auf einer Eisstauung, gelangten an das westliche Ufer und verblieben die Nacht in der Poststation Cheromka, an der großen sibirischen Heerstraße. Es ist in Sibirien üblich, wenn man mit der Post fährt, Tag und Nacht, ohne längeren Aufenthalt zu fahren. Ich litt jedoch noch an den Folgen der Anstrengungen der vorhergegangenen Nächte, in denen wir Sturm und Kälte im Gebirge an der Angara preisgegeben waren, und bei jedem Atemzug wurde ich durch einen heftigen, stechenden Schmerz in einem der Lungenflügel daran erinnert, daß es klüger wäre, Obdach zu nehmen und mich warm zu halten, bis ich fähig sein würde, freier zu atmen. Aber es war sehr schwierig, sich in dieser Poststation warm zu halten. Während der ganzen Nacht hielten beinahe jede Stunde Reisende dort an, um die Pferde zu wechseln oder Thee zu trinken; und bei jedem Öffnen der Thüre blies der kalte Wind über den kahlen Fußboden, auf dem wir lagen, sodaß sich die Feuchtigkeit der Atmosphäre zu eisigen Dunstwolken verdichtete, und die Temperatur der Stube von zwanzig auf dreißig Grad in ebensobiel Minuten sinken ließ. Ich war so vorsichtig, unseren großen Pelzsack mit hineinzunehmen, und indem ich mich in dessen Tiefe vergrub, entging ich nicht nur der Erkältung, sondern kam sogar unter Anwendung von Arzneimitteln in einen reichlichen Schweiß. Dies bannte meinen Lungen Schmerz und am Morgen fühlte ich mich fähig, die Fahrt fortzusetzen. Wir beide konnten nicht zu Schlaf kommen; indes, für einen erprobten Sibirien-Reisenden bildet die Entbehrung des Schlafes einer oder zweier Nächte nur eine geringe Beschwerde. Ich glaube nicht, daß Frost während der ganzen Woche, die wir auf der Reise zwischen dem Centralgefängnis Alexandrofski und Krasnojarsk verbrachten, auch nur zwei Stunden ununterbrochen zu Schlaf

kam. Als wir jedoch diesen Ort erreichten, legte er sich sofort angekleidet nieder und schlief ununterbrochen sechzehn Stunden.

In verschiedenen Dörfern, die wir zwischen Cheromka und Nischnibinsk passierten, waren die Stappengefängnisse zweifellos von Verbannten besetzt. Doch wir bekamen keine dieser Abteilungen zu Gesicht bis Mittwoch, wo wir eine während ihres Marsches plötzlich und unerwartet erblickten.

Der Tag war kalt und stürmisch, heftiger Wind und Schneegestöber, und wir lagen in unserem Pelzsack halbvergraben und fuhren der nächsten Werst-Post zu. Die Luft war so dicht mit Schneeflocken gefüllt, daß wir die Straße kaum noch auf eine Entfernung von achtzig bis hundert Meter überblicken konnten; und die Abteilung Verbannter befand sich dicht vor uns als wir erst merkten, daß es nicht ein Zug „Obozes“ (Frachtschlitten) war, wie wir erst vermuteten. Genau erkannten wir die Sache erst, als die Spitze des Zuges uns so nahe war, daß wir die Flinten des Kosakenvortrabs erkennen konnten und das bekannte Kettenklirren der Gefangenen vernehmen mochten. Nun befahl ich unserem Tamschick, daß er nach dem tiefen Schnee am Straßenrande ablenke und dort anhalte. Der allgemeine Anblick den diese Abteilung bot, war sehr verschieden von dem anderer Abteilungen, deren Abgang von Tomsk wir im August beobachtet hatten. Diese Sträflinge trugen damals alle leichte Sommergewänder und ihre Gesichter waren sonnengebräunt; sie waren von einer gelben Staubwolke umhüllt, die sich unter ihren schlürfenden, mit Pantoffeln umhüllten Füßen, auf der staubigen Landstraße erhob. Jedoch die Verschieden, die nun vor uns waren, waren alle mit rötlichen „Pulu-Schuba“ (kurzen Schafpelzen) bekleidet und hatten „Brodnia“ (hohe Lederstiefel) an den Füßen. Ihre Gesichter waren von dem langen Aufenthalt in dem Gefängnis zu Tomsk bleich geworden, und so schritten sie langsam mühevoll über den frischgefallenen Schnee. Die Marschordre war dieselbe wie im Sommer, nur schien mir, daß zufolge des Sturmes

und der Beschaffenheit des Weges die Disciplin ein wenig gelockert waren; es herrschte Unordnung und gab auch viele Nachzügler. Die Kleidung der marschierenden Häftlinge bestand aus der gewöhnlichen grauen Tam-Schantermütze, mit einem darüber gebundenen Taschentuch, einem zerlumpten Pelzfragen oder einem alten Strumpf zum Schutz der Ohren, einer Polu-Schuba mit der rötlichen Gerbseite nach außen, langen weiten Lederstiefeln, die um die Füße der Wärme wegen mit Heu ausgestopft waren, wollenen Hosen, Fußlappen oder kurzen Wollstrümpfen und dicken ledernen Häufstlingen. Die Fußletten wurden meistens unter den Stiefelschäften getragen, und die Verbindungskette war in der Mitte durch einen an dem ledernen Leibgurt befestigten Riemen gezogen. Von diesem Unterstützungspunkt aus hing sie an jeder Seite zwischen dem umgeschlagenen Hosenbein und dem Stiefel bis zum Knöchel hinab. Mit einigen geringen Veränderungen — eine Pelzmütze statt der dünnen Kappe u. s. w. — konnte die Bekleidung, wie mir schien, bei gewöhnlichem Winterwetter, Leute, deren Blut durch die Bewegung in lebhafte Circulation versetzt wurde, genügend warm halten; doch sie war keineswegs ausreichend zum Schutz kranker oder siecher Sträflinge, die ununterbrochen acht oder zehn Stunden lang im offenen Fuhrwerk aller Unbill der Witterung ausgesetzt waren. Ich bemerkte eine Anzahl solcher, die in dem engen, unbequemen, einspännigen Schlitten lagen, die des Zuges Nachtrab bildeten. Zusammengedrängt und gekrümmt lagen sie da, als ob sie sich durch gegenseitige Berührung erwärmen wollten. Sie alle schienen halb erfroren.

Als der ungeordnete Zug an uns vorüberkam, verließ da und dort ein Sträfling die Reihen, wahrscheinlich mit Erlaubnis der Wache, trat auf uns zu und bat uns barhaupt, mit vorgehaltener Mütze in dem eigenartigen halbjammernden Sang der *Miloscheredmaja**) um „Christi Willen Erbarmen mit den Eingesperrten.“ Ich wußte, daß das ihnen gegebene Geld

*) Bittgesang der Verbannten, s. Sibirien I. Teil, Seite 209.

wahrscheinlich verspielt werde oder an den „Maidanschtschid“ als Bezahlung für Wotka gelangen werde. (Der „Maidanschtschid“ nimmt bei einer Abtheilung Sträflinge ungefähr dieselbe Stellung ein wie der Marktetender bei den Soldaten. Er ist zwar Gefangener, doch ist es ihm nach althergebrachtem Brauch gestattet ein kleines Lager Luxusachen zu unterhalten, wie Thee, Zucker und Weißbrot, und es an die Gefangenen zu verkaufen. Nebenbei handelt er auch unter Beistand der von ihm bestochenen Soldaten mit Tabak, Spielfarten und Wotka.) Aber die armen Unglücklichen sahen so durchfroren, ermüdet, hungrig und elend aus, als sie durch den hohen Schnee auf den Weg nach den fernen Minen von Transbaikalien an uns vorüberstapften, daß das Gefühl die Raison überwältigt und ich in jede der mir vorgehaltenen grauen Mütze einige Kopfen warf. Die Sträflinge starrten uns neugierig an als sie vorüberzogen; einige grüßten freundlich, etliche lüfteten die Mütze und in fünf Minuten waren sie alle vorüber, und eine lange dunkle, verworren sich bewegende Linie war alles was ich sehen konnte, als ich ihnen durch das weiße Schneegeföhber nachblickte.

Nachdem wir die Sträflingsabtheilung passiert hatten, wurde unser monotones Leben der Tag und Nacht währenden Reise durch kein einziges bemerkenswertes Ereignis unterbrochen. Sie und da begegneten wir einem reichen Kaufmann oder einem Offizier der Armee, die mit Postpferden in rasender Hast nach Irkutsk fuhren, oder passierten eine lange Reihe roher einspänniger Schlitten, die mit hellüberzogenen Theekisten für die Messe in Nischni-Nowgorod beladen waren, doch wir sahen keine Verbannten mehr. Die Gegend durch die wir kamen war dünn besiedelt und uninteressant. Die elenden Dörfchen, in denen wir anhielten um die Pferde zu wechseln, oder uns mit Thee zu erfrischen, waren wörtlich zu nehmen im Schnee begraben. An der Poststation Kamischatskaja, 530 Werst von Irkutsk, holten wir zwei politische Verbrecher ein, Namens Schamarin und Peterson, die selbst die Zeit ihrer „Verschickung auf administrativem Weg,“ nach Ostsibirien vollendet hatten und

auf der Rückkehr nach dem europäischen Rußland waren. Einige Wochen früher hatten wir ihre Bekanntschaft in Irkutsk gemacht und verabredet, mit ihnen, wenn es möglich sein würde, nach Krasnojarsk zu fahren. Unsere Route jedoch wich anfangs von ihrer etwas ab und zufolge unseres Aufenthaltes im Centralgefängnis Alexandrofski und verschiedener Unfälle auf dem Angara blieben wir hinter ihnen zurück. Sie begrüßten uns freudigst, theilten ihr Abendbrot mit uns, und nachdem wir ein, zwei Stündchen in lebhafter Konversation verbracht hatten, wobei wir einander unsere verschiedenen Abenteuer und Erlebnisse mitgeteilt hatten, legten wir die schweren Schubas an, erkletterten unsere Pawoska und fuhren mit zwei Troika (Dreigespann) zusammen ab.

Als wir uns Donnerstag, am 14. Januar der Stadt Ramsk näherten, klärte sich der Himmel auf und das Wetter wurde plötzlich kälter. Das Thermometer sank nachts bis auf dreißig Grad unter Null, in der folgenden Nacht sogar bis auf vierzig. Wir setzten unsere Reise ununterbrochen fort, hatten aber sehr von der Kälte zu leiden, besonders in der langen Zeit zwischen Mitternacht und Dämmerung, wo es unmöglich war auf den Poststationen etwas Warmes zu bekommen und unsere Lebenskraft ihren niedrigsten Punkt erreichte. Trotz der Schwere und Wärme unserer Kleidung wurden wir zwischen den einzelnen Stationen vor Kälte so steif, daß wir kaum unsere Pawoska verlassen konnten. Vom Schlaf konnte da natürlich nicht die Rede sein. Selbst wenn es die Temperatur nicht gefährlich gemacht hätte, so würde es der holperige Weg unmöglich gemacht haben. Durch die vereinte Wirkung eines Duzend arktischer Schneestürme und vier- bis fünftausend schwerer Frachtschlitten war der tiefe Schnee, der auf diesem Straßenteile lag, zu einer Reihe gewaltiger Querriegel zusammengetrieben und befestigt worden, die den Reisenden in Sibirien als Ukhabi bekannt sind. Diese verhärteten Schneemengen waren etwa fünf Fuß hoch und gegen zwanzig Fuß breit. Das Klüffeln und Schütteln unserer schweren Pa-

moßta, wenn sie einen dieser Schneehügel erstieg, um gleich darauf wieder hinabzusinken, durchrüttelte uns alle Glieder und zerrte an jeder einzelnen Nervenfasern. Infolge der Kälte, der Schlaflosigkeit, der Stöße wurde ich schließlich so erschöpft, daß ich mich auf jeder Poststation, besonders in der Nacht, auf den Fußboden ohne Decke und Kissen hätte hinwerfen mögen, um nur die wenigen Minuten, während die Pferde umgespannt wurden, zu schlafen. Auf der einsamen Poststation Kusunkskaja legte ich mich eines Nachts gegen elf Uhr derart auf eine schmale Holzbauk in der Gaststube, schlief ein und träumte, ich wäre just aufgefordert worden, in der Sonntagschule eine Rede aus dem Stegreif zu halten. Die Schule wurde in der Kirche einer religiösen Sekte abgehalten, die sich die „Heiligen Monopolisten“ nannten. Ich fragte dann, wer diese heiligen Monopolisten wären und erhielt die Auskunft, das sei eine neue Sekte, die nur an eine einzige Sache glaube. Gerne hätte ich da weiter gefragt, woraus diese einzige Sache bestehe, doch ich schämte mich dessen, denn mir schien, ich müsse das auch ohne zu fragen wissen. Ich trat nun in die Stube, wo die Sonntagschule abgehalten wurde. Es waren da mehrere Reihen amphitheatralischer Sitzplätze vorhanden und eine niedere Plattform in der Mitte. Auf dieser sah ich ferner, in der Eigenschaft eines Superintendenten, einen bekannten Bürger aus Norwalk, Ohio, den ich seit meiner Kindheit nicht zu Gesicht bekommen hatte. Alle Schüler der Sonntagschule standen zu meinem großen Erstaunen mit dem Rücken gegen die Plattform. Als ich eintrat, rief der Superintendent aus: „Sie werden nun die Güte haben, Platz zu nehmen!“ worauf die Knaben und Mädchen sich wieder umwandten und sich niedersetzten. Der Superintendent bestimmte nun die Hymne, die gesungen werden sollte, und während dies geschah, machte ich auf der Rückseite eines Briefumschlages einige Notizen, die mir bei der Stegreifrede dienen sollten. Ich beschloß den Schülern eine Rede über die vergleichsweise vorhandenen Vorzüge des Buddhismus und Mohammedanismus zu halten, und ich

überlegte mir just, ob ich nicht auch den Fettschdienst in Betracht ziehen sollte, als die Hymne beendet wurde. Der Superintendent sprach nun: „Wir wollen nun die Tageslektion vornehmen“. Recht so, dachte ich mir, damit werde ich Zeit gewinnen, mir meine Rede zu überlegen.

Als das Hersagen begann, bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß alle Schüler große runde Soda-Biskuits in der Hand hielten, worauf sie zuweilen blickten, just als ob es Schulbücher wären. Ich hatte indes keine Zeit, dieser sonderbaren Erscheinung nachzuforschen, weil es dringend nötig war, daß ich nun meine flüchtigen Notizen in Zusammenhang brächte, noch bevor mich der Superintendent zum Sprechen aufforderte. Ich beachtete daher nicht die Fragen, die er an die Schüler richtete, bis er an eine kam, die dem Anscheine nach keiner beantworten konnte. Sie lautete: „Wer war der erste Kartenspieler, der nach seinem Tode von der Nation betrauert von Alaska zurückgebracht wurde.“ Er wiederholte diese Frage feierlichst einigemal, bis sie endlich meine Aufmerksamkeit erregte. Als ich rundum auf die Gesichter der Schüler blickte, sah ich, daß es alle aufgegeben hatten, sich mit der außergewöhnlichen Frage zu beschäftigen; und ich wandte mich mit Interesse dem Superintendenten zu, in der Erwartung, daß er uns erklären werde, wer dieser betrauerte Kartenspieler von Alaska war. Anstatt es zu thun, verneigte er sich gegen mich und sprach: „Der hochverehrte Freund, der heute in unserer Mitte weilt, wird die Güte haben, mitzuteilen, wer der erste Kartenspieler war, der nach seinem Tode von der Nation betrauert von Alaska zurückgebracht wurde.“ Ein kalter Schauer überlief mich plötzlich. Ich sah ein, das müsse etwas Unbekanntes sein, das auch Schuljungen wissen mögen, und ich war dabei so unwissend, daß ich nicht einmal von einem Kartenspieler von Alaska etwas wußte. Um zur Sammlung meiner Gedanken ein wenig Zeit zu gewinnen, sprach ich: „Zeigen Sie mir diese Frage.“ Der Superintendent händigte mir ein großes heißes Soda-Biskuit ein, als

wäre es ein Buch. Ich betrachtete es auf beiden Seiten aufmerksam, konnte aber nichts bemerken, das etwas Gedrucktem ähnlich gewesen wäre. Der Superintendent riß es nun in zwei Stücke und zeigte mir im Innern des Bistuits, einen halben Zoll vom Rand entfernt, die Frage in thibetanischen Lettern aufgeprägt. Ich fand in diesen wunderbar aussehenden Lettern keinen Schlüssel zur Antwort, und überwältigt von Scham, weil ich genötigt wäre, in der Sonntagschule der Heiligen Monopolisten zu gestehen, ich wisse nicht, wer der erste Kartenspieler war, der von der Nation betrauert von Alaska als Leiche zurückgebracht wurde, erwachte ich. Im ersten Augenblick war ich nicht Meister meiner Sinne. Dem Anscheine nach befand ich mich an einem Orte, wo ich früher nie gewesen, und über mich gebeugt standen zwei Gestalten, die ich mich nicht erinnern konnte, zuvor jemals gesehen zu haben. Einer von ihnen, ein großer starker Mann mit schwarzem buschigem Sirkassierhaar und glänzenden blauen Augen, war mit einer langen, gefleckten „Kuthlanka“ (schwerer Pelzrock, der bis zur Wade reicht und um den Leib mit einem Gürtel zusammengehalten wird) aus Renntierfell und hohen Pelztiefeln bekleidet, während der andere, der eine Art Beamter sein mochte, eine blaue Uniform mit einer Doppelreihe Messingknöpfe trug und über meinem Haupte eine Kerosinlampe hielt. „Was ist los, Mister Kennan?“ fragte die Gestalt in der Renntierkuthlanka. „Sie stöhnten ja, als wäre Ihnen nicht wohl.“

Als mein Gedächtnis allmählich zurückkehrte, erkannte ich in dem Sprecher meinen Reisegenossen, den Verbannten Peterson, und in dem Beamten den Postmeister.

„Ich hatte einen bösen Traum,“ antwortete ich. „Wie lange hab ich geschlafen?“

„Wir sind erst zehn Minuten hier,“ bemerkte Peterson, auf seine Uhr blickend. „Und ich glaube nicht, daß sie länger als fünf Minuten geschlafen haben. Die Pferde stehen bereit.“

Mit steifen schmerzenden Gliedern hinkte ich zur Pawoska

hinaus, kroch zu Frost in den Schlafrock und setzte die lange kalte trübe Nachtfahrt fort.

Zwischen Kuskuska und Krasnojarsk erlebten wir die niedrigste Temperatur dieses Winters: fünfundvierzig Grad unter Null, und hatten die Gelegenheit wieder die Erscheinungen zu beobachten, die bei äußerster Kälte sich einstellen. Während der ganzen Zeit entstiegen Dampfwolken den Leibern unserer Pferde. Die Karawanen der Frachtwagen waren stets in Nebel gehüllt; und oft nachdem wir eine passiert hatten, konnten wir die Straße eine Viertelsmeile lang mit gefrorenen Dunstniederschlägen dichtbedeckt finden. Wenn wir die Thüre eines Stationshauses öffneten so schien vor uns eine große Menge Dampf hineinzudringen. Kleine Dunstwölkchen spielten in den Höhlungen und Ritzen der Fenster und Thüren, und in einer warmen Stube sammelten sich an den inneren Enden der eisernen Bolzen, die durch die Fensterverkleidung nach außen gingen ein weißer beinahe halbzölliger Reif. Die ganzen Tage, Freitag und Samstag, den 15. und 16. Januar hielten wir fast an jeder Poststation, die wir passierten, um Thee zu trinken und doch konnten wir uns nicht erwärmen. Dies kam von der besonders strengen Kälte und teilweise auch daher, daß wir jede fünf bis zehn Meilen genötigt waren aus der Pawoska zu steigen und halfen die Pferde durch den tiefen weichen Schnee des Straßenrandes zu ziehen, wohin wir ausweichen mußten um eine lange Reihe Frachtschlitten vorüberfahren zu lassen. Sonntag am 17. Januar, neun Tage nach unserer Abfahrt von Irkutsk, gelangten wir nach der Provinzialstadt Krasnojarsk, nachdem wir mit dreiundvierzig Relais eine Fahrt von mehr als siebenhundert Kilometer zurückgelegt hatten. Frost und ichkehrten wieder in demselben Hotel ein, wo wir im verwichenen Sommer, während unserer Hinfahrt gewohnt hatten, während Schamarin und Peterson im Hause eines Bekannten Unterkunft fanden.

Während unseres dreitägigen Aufenthalts in Krasnojarsk erneuten wir unsere Bekanntschaft mit Herrn Innozentii Kusnethoff, dem reichen Minenbesitzer, in dessen Haus wir vor

fünf Monaten, während unserer Reise gegen Osten, so gastfreundlich aufgenommen wurden und nahmen ein Frühstück bei Herrn Sawenkoff, dem Direktor der Normalschule des Städtchens. Seine Sammlung archäologischer Gegenstände und Kalksteinabdrücke interessierte uns sehr. Einen Nachmittag verbrachten wir bei Oberst Zagarin, dem Inspektor des Verbanntentransports nach Ostsibirien. Mit seiner Erlaubnis besichtigten wir Mittwoch genau das dortige Stadtgefängnis, das Transportgefängnis und das Gefängnishospital; und es freut mich, von alle diesem nur Gutes sagen zu können.

Die Gefängnisse waren natürlich weit davon entfernt als Muster dienen zu können und ich zweifle nicht, daß sie zu gewissen Jahreszeiten mehr oder minder schmutzig und überfüllt sind; aber als wir sie besichtigten, waren sie in einem besseren Zustand als alle andern Gefängnisse die wir in Sibirien zu Gesicht bekommen hatten, das Militärgefängnis in Ust-Kamenogorsk und das Centralgefängnis Alexandrowski bei Irkutsk ausgenommen. Das mit den Gefängnissen in Krasnojarsk in Verbindung stehende Hospital schien mir eines uneingeschränkten Lobes würdig. Es war von größter Sauberkeit, vollkommen gelüftet, mit Bettzeugen, Arzneien und Chirurgischen Hilfsmitteln ersichtlich gut ausgestattet, kurz es befand sich in einem tadellosen Zustand. Natürlich nicht unmöglich, daß ein Spätsommer und Frühherbst, wenn die große Jahresflut der Verbannten ihren Höhepunkt erreicht, dieses Krankenhaus ebenso überfüllt und ungesund sei wie das Hospital des Transportgefängnisses zu Tomsk; aber zur Zeit, als wir es sahen wäre auch ich bereit gewesen dort Unterkunft zu nehmen, falls ich es nötig gehabt hätte.

Das Strafgefängnis von Krasnojarsk war ein großes zweistöckiges Gebäude in Ziegelputzbau, im Stile dem Transportgefängnis von Tjumen ähnlich. Seine „Kammern“ (gemeinschaftliche Zellen) waren zwar ziemlich klein, doch zeigte sich keine Überfüllung, und die Inschriften der Thüren, wie „Mörder,“ „Pächlose,“ „Politische“ zeigte, daß wenigstens der

Versuch gemacht wurde die Gefangenen zu klassifizieren und sie in geeigneter Weise zu scheiden. In den meisten Zellen waren Ventilationsrädchen oder -röhren vorhanden; der Steinfußboden der Korridore war sauber, die Klostebefestigungen und -verschlüsse waren in gutem Zustande, und obgleich die Luft in einigen Zellen schwer und stagnierend war, den eigenartigen Gefängnisgeruch verbreitend, konnte man sie doch ohne besonderes Unbehagen einatmen, ohne jenen Widerwillen und Ekel, den wir in den überfüllten Zellen zu Tjumen, Toms, Irkutsk und den Minen gefühlt hatten. Das Transportgefängnis lag neben dem Stadtgefängnis auf einem mit Staketen umhegten Grundstück und bestand aus drei langen einstöckigen Blockbauten, nach Art der von Toms gebaut. Es zeigte dem Blicke nichts was neu oder interessant gewesen wäre. Es enthielt kaum die Hälfte der Zahl Gefangener die darin untergebracht werden konnten. Einige Zellen waren leer und die Luft war überall frisch und gut.

Durch einen günstigen Zufall langten wir bei diesem Gefängnis jetzt an, wo der Abmarsch einer Abteilung von 270 männlicher Sträflinge nach der Provinz Irkutsk und nach den Minen und Gefängnissen von Transbaikalien stattfand. Es war ein bitterkalter Morgen. Etwa zwei Drittel der ausgemusterten Abteilung schritten im Gefängnishof auf und nieder und versuchten sich durch Körperbewegung zu erwärmen, während sie auf die ärztliche Untersuchung der andern warteten. Nachdem wir sie eine Weile beobachtet hatten, traten wir in ein großes, neues Blockhaus, das ein wenig abseits vom eigentlichen Gefängnis stand und trafen darin den Gefängnisarzt, einen intelligenten freundlich dreinblickenden Mann, der damit beschäftigt war, die Untersuchung von etwa achtzig Sträflingen vorzunehmen, die sich als marschunfähig gemeldet hatten. Meinem unerfahrenen Blick schienen sie alle hager, bleich und elend genug, um nicht einem Marsch von zwanzig Meilen auf einer derartigen Straße ausgesetzt werden zu dürfen. Aber nach einer kurzen Prüfung mittelst Fragen, Tasten und mit dem Ste-

thoskop wies der Arzt neun Zehntel aller Klagen als erheuchelt oder sonst unbegründet zurück; für den Rest ließ er Schlitten beschaffen. In weniger als einer halben Stunde war alles zum Abmarsch bereit. Die Bedeckungsmannschaft bildete mit geschultertem Gewehr vor dem Thore Spalier, um die Abteilung zu übernehmen. Der Gefängnißschmied erschien mit Hämmern, Nieten und Reserveeisen und prüfte aufmerksam die Fußfesseln der Sträflinge, als diese hinausstraten. Die Schwachen erklommen die einspännigen Schlitten, die ihrer warteten. Ein Unteroffizier zählte nochmals die Gefangenen, um sich zu gewissern ob alle anwesend waren; und auf das Kommando „*March!*“ setzte sich die ganze Abteilung in Bewegung, wobei die Soldaten an der Spitze des Zuges ein so rasches *March*-tempo annahmen, daß manche der Gefangenen laufen mußten. In drei Minuten waren sie uns außer Sicht.

*March*abteilungen Verbannter verlassen während des Winters jede Woche Tomsk und Krasnojarsk und ziehen ihrem Bestimmungsorte zu, ohne daß das Wetter oder der Zustand der Straßen in Betracht käme; letzteres wird nur insofern berücksichtigt, als da nötig ist, zu bestimmen, ob die Straßen gangbar oder absolut ungangbar sind. Es wäre sehr leicht unter Anwendung von Wagen und Pferden das ganze Jahreskontingent der Verbannten während der Sommermonate von Tomsk nach Irkutsk zu bringen, sie mit den Leiden zu verschonen, die jetzt ein unvermeidliches Ergebnis von Winterkälte und Winterstürmen sind. Jedoch aus irgend einem unbekannten Grund verweigerte bisher die Regierung hartnäckig diese humane Maßregel. Sie kann dies weder erklären noch verteidigen mit der Höhe der Kosten, denn die Kosten eines Transports von zehntausend Sträflingen von Tomsk nach Irkutsk würde mit Pferden thatsächlich viel billiger zu stehen kommen, als die Kosten des Transports zu Fuß.

Während ich dies schreibe, liegt vor mir der amtliche Bericht des Obersten Winokuroff, Inspektors des Verbannten-transports nach Westsibirien. Hier weist dieser Offizier nach,

daß, wenn alle Sträflinge des Jahres im Sommer von Moskau abgeschickt und von Tomsk nach Utschinsk mittelst einspännigen Wagen geschafft würden, anstatt sie zu zwingen zu Fuß zu gehen — daß dann die Kosten der Verschickung nach letzterem Orte beinahe um fünfzigtausend Rubel sich verringern würden.

Die Strecke der sibirischen Heerstraße, die zwischen Tomsk und Utschinsk liegt und eine Ausdehnung von etwa dreihundert Kilometer hat, ist der einzige Teil der Marschroute der Verbannten, über den Oberst Winokuroff den Befehl führt, und deswegen beziehen sich seine Angaben nur auf diese. In dem erwähnten Bericht giebt er einen mit Anmerkungen versehenen Kostenanschlag für den Transport von 9417 Sträflingen zu Fuß von Tomsk nach Utschinsk im Jahre 1884 und bemerkt dabei: „Daraus ergibt sich, daß die Kosten der Verschickung von 9417 Sträflingen von Tomsk nach Utschinsk — eine Marschdauer von einundzwanzig Tagen angenommen — nicht weniger als 130 342 Rubel betragen. Das ergibt 13 Rubel 75 Kopfen für jeden marschierenden Häftling, während die Kosten eines Paares Postpferde von Tomsk nach Utschinsk normal nur 11 Rubel 64 Kopfen betragen.“ Mit andern Worten: nach Oberst Winokuroffs Angaben wäre es wohlfeiler, für jeden Sträfling Relais von Postpferden zu mieten und ihn nach seinem Bestimmungsort zu senden, als ob er ein Privatreisender oder gar ein Regierungskurier wäre, als ihn in der üblichen Weise „über Etappen“ durch Sibirien marschieren zu lassen. Oberst Winokuroff giebt auch eine mit Anmerkungen versehene Aufstellung über die Kosten, die eine Verschickung von 9417 Sträflingen von Tomsk nach Utschinsk mittelst Wagen und Postpferden verursachen und beweist, daß sie 80,817 Rubel nicht überschreiten würden. Durch die Anwendung dieser Verschickungsmethode würden daher jährlich 49 525 Rubel auf einer Strecke von kaum dreihundert Kilometer erspart. Nach derselben Aufstellung würden auf der Strecke zwischen Tomsk und den Minen von Kara jährlich gegen 350 000 Rubel erspart, vorausgesetzt, daß alle Sträflinge den ganzen Weg zurücklegen.

Der verstorbene Oberst Zagarin, Inspektor des Verschickungs-transportes in Ostsibirien, erzählte mir im Laufe eines langen Gespräches, das Krasnojarsk zum Gegenstand hatte, er habe im Jahre 1882 oder 1883 einen ausführlichen Bericht an den Generalgouverneur Anutschin abgefaßt, worin er die Übelstände des jetzigen Systems erörterte, wonach die Verschickten das ganze Jahr hindurch bei wöchentlicher Absendung eines Transportes marschierten. Er empfahl, die Regierung möge die Verschickung der Sträflinge auf die Sommermonate beschränken und dann sie mittelst Wagen und Wechselferden ihren Bestimmungsorten zuführen lassen, jeden Tag einen Transport. Schließlich bewies er dem Generalgouverneur durch amtliche Ausweise und Veranschlagungen von Unternehmern, daß die Kosten der Beförderung mittelst Wagen der jährlich verschickten Sträflinge von Utschinsk bis Irkutsk, mehr als 800 Kilometer, während der Sommermonate für jeden Kopf vierzehn Rubel weniger betragen würde, als die Kosten für dieselbe Strecke als Fußmarsch. Außerdem, meinte er, würde sich auch eine Zeiterparnis von mindestens sechzig Tagen ergeben, nicht zu reden von der Ersparnis an Menschenleben, die durch Verkürzung des Aufenthalts in den Transportgefängnissen und Stappenhäusern geschaffen wäre, und auch durch den Umstand, daß man die Zeit des Transports in eine Jahreszeit verlegte, in der gutes Wetter herrscht und die Straßen in besserem Zustande sind. Die Überfüllung des Transportgefängnisses zu Tomsk, die hiermit verbundenen Übel und die verhältnismäßig große Sterblichkeit daselbst, würden durch die tägliche Abfahrt von Verschickten nach Osten plötzlich ganz verschwunden sein. Die periodischen Typhusepidemien, die hauptsächlich der Überfüllung zuzuschreiben sind, würden aufhören. Der verderbliche Einfluß des Stappenlebens auf verschickte Verbrecher, die noch Neulinge sind und auf die unschuldigen Familien der Verschickten würde bedeutend abgeschwächt werden. Schließlich würden die Verschickten auch ihre Bestimmungsorte in einem verhältnismäßig gesunden und kräftigen

Zustand erreichen, anstatt daß wie jetzt, in Folge der Mühen und Entbehrungen eines Wintermarsches von mehr als tausend Kilometer, die Leute auf der Straße zusammenbrächen.

„Warum aber um Himmels willen ist diese Änderung nicht vorgenommen worden?“ fragte ich Oberst Zagarin, als er mit der Erklärung seines Berichtes fertig war. „Wenn es wohlfeiler wäre, wie es auch menschlicher ist, die Verschiedten nur zur Sommerszeit und nur mittelst Wagen zu befördern, warum thut es die Regierung nicht? Wer könnte eine Interesse daran haben sich einer Reform zu widersetzen, die ebenso ersparend wie menschenfreundlich ist?“

„Das erfragen Sie in St. Petersburg, wenn Sie dahin kommen, antwortete der Oberst achselzuckend. „Alles, was wir hier thun können, ist nur die Anregung zu geben.“

Der Grund, weshalb Änderungen, die zweifellos erwünscht sind, die Kosten ersparen und sicherlich auch niemanden schädigen würden, in Rußland nicht vorgenommen werden, ist eines der verblüffendsten und ärgerlichsten Dinge, dich sich der Aufmerksamkeit der Reisenden aufdrängen. Auf jedem Gebiet der Verwaltung stößt man fortwährend auf Mißbräuche oder Mängel, die schon vor Jahren erkannt wurden, die sicherlich den Interessen aller zuwider sind, aber trotzdem fortbestehen. Fordert man von einem Beamten in Sibirien eine Erklärung dafür, so verweist er auf St. Petersburg. Fragt man den Chef des Gefängnisdepartements in St. Petersburg, so wird er antworten, er habe ein „Projekt“ gemacht, um dieses Übel zu beseitigen, aber dieses „Projekt“ hätte noch nicht die Billigung des Minister des Innern erhalten. Geht man zum Minister des Innern, so erfährt man, das „Projekt“ verlange einen vorherigen Aufwand an Geld — mag es auch schließlich Ersparnisse bringen — es könne dieses nicht ohne Zustimmung und Mitwirkung des Finanzministers ausgeführt werden. Verfolgt man dieses „Projekt“ bis zum Finanzminister, so kann man nun erfahren, es sei mittelst des Ministeriums des Innern an den Chef des Gefängnisdepartements behufs „Modifikation“

zurück geschickt worden. Will einer da noch immer die Sache weiter verfolgen und erfahren, warum nichts geschieht, so mag er dem „modifizierten Projekt“ durch das Gefängnisdepartement, das Ministerium des Innern, das Ministerium der Finanzen bis zum Staatsrat nachjagen. Hier kann man dann entdecken, daß gewisse besternte und behänderte Senatoren und Generale, die von Sibirien kaum mehr als den Namen wissen, ihren Zweifel ob des Vorhandenseins des Übels, mit dem das „Projekt“ sich beschäftigt, ausgedrückt haben, daher eine Spezialkommission (mit Gehältern bis zu 20,000 Rubel jährlich nebst Meisengelder) eingesetzt worden ist, um die Sache zu prüfen und Bericht zu erstatten. Verfolgt man diese Kommission nach Sibirien und wieder zurück, forscht man in den Akten des Staatsrates nach diesem Bericht, so wird einem versichert, daß dieses Dokument an den Minister des Innern gesandt wurde, um einem neuen „Projekt“ zur Basis zu dienen. Und wenn dann ein Jahrzehnt oder noch mehr vergangen sind, so beginnt die Geschichte von neuem wieder. Bei keinem Haltepunkt dieses Kreislaufprozesses kann man seine Hand auf einen bestimmten Beamten legen und ihm zurufen: „Hier! du bist dafür verantwortlich! Was willst du damit sagen?“ An keiner Stelle mag sich ein Beamter finden, der der Reform widerstrebt, oder ein persönliches Interesse hätte, sie zu verhindern. Und dennoch ist die allgemeine Wirkung dieses Kreislaufprozesses dem Reformprojekt viel schädlicher, als es irgendeine intelligente und thätige Opposition wäre. Die verschiedenen Bureaus der Provinzialregierung, des Ministeriums des Innern, der Finanzen, der Justiz, des Ministerialrates, des Staatsrates — sie alle bilden einen ungeheuren administrativen Maelstrom von Unwissenheit und Indifferenz, in dem ein „Projekt“ langsam Monat um Monat und Jahr um Jahr sich herumdreht, bis es schließlich untergehend dem Blick entschwindet, oder vielleicht auch, erfaßt von einem Wirbel persönlicher oder amtlicher Interessen, in den großen Goliathstrom des Lebens hineingetrieben wird.

Diese Naturgeschichte eines russischen „Projekts“ ist weder ein Bild der Phantasie, noch eins der Annahme. Ein Plan für den Transport der Verschieden in Wagen zwischen Tomsk und Irkutsk, ist beinahe dreißig Jahre lang im Sagraffo-See russischer Bureaucratie herumgetrieben worden. Das Verschiedungsprojekt hat seit dem Jahre 1871 wenigstens ein halbdutzendmal in den verschiedenen Ämtern die Runde gemacht, hat die Station „Kommission“ erreicht und ist dem Staatsrat vorgelegt worden. Auf dem internationalen Gefängnis-Kongress zu Stockholm im Jahre 1878 erklärte Herr Kokotoff, Chef-Stellvertreter im russischen Gefängnisdepartement, seine Regierung erkenne die Übel des Verschiedungssystems und wäre dabei, sie zu beseitigen. Das geschah vor dreizehn Jahren. Aus den letztangeworbenen russischen Zeitungen ersehe ich, daß das „Projekt“ für die Reform der Verschiedung vom Staatsrat für „ungenügend“ befunden wurde und an den Chef des Gefängnisdepartements zur „Modifikation“ zurückgesandt wurde. Mit einem Worte: in dreizehn Jahren ist dieses „Projekt“ in der Kreisbewegung vier Stationen nach rückwärts angelangt.

Im Sommer, während unserer ersten Anwesenheit in Krasnojarsk, war es uns nicht gelungen, dort einen politischen Verschieden zu sehen, ja nicht einmal von einem zu hören. Aber unter Führung unserer neuen Reisegenossen Schamarin und Peterson entdeckten wir drei: erstens Frau Dubrowa, die Gattin eines sibirischen Missionärs, dessen anthropologische Forschungen über die Buriaten jüngst erst eine gewisse Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt haben; zweitens einen jungen Studenten der Medizin, Namens Urusoff, der mit Erlaubnis des Gouverneurs Pedaschenko als Assistent im Stadthospital thätig war; drittens eine Dame, die in diesem Hospital aufgenommen wurde, um von Verletzungen geheilt zu werden, die ihr von einem betrunkenen Soldaten zugefügt wurden. Die einzige dieser Verbannten, deren persönliche Bekanntschaft wir machten, war Frau Dubrowa, die im Jahre 1880 vor ihrer Verheiratung nach Ostsibirien verschiedt wurde, weil sie vereint mit

Frau Kossikowa den Versuch gemacht hatte, die Regierungskasse in Cherson zu berauben. Nach der Annahme des sogenannten „Terrorismus“ durch den extremsten Teil der russischen Revolutionspartei im Jahre 1878 verteidigten und übten einige Terroristen eine Praxis, die unter anderem auch in der Fälschung kaiserlicher Erlasse bestand, um dadurch die Bauern zur Revolution zu reizen, ferner in der Beraubung der Regierungsposten und -kassen, um Geld zur Linderung der Leiden politischer Verschwörer und auch zu deren Flucht zu verschaffen. Diese Maßregeln wurden von allen russischen Liberalen und auch von den meisten der besonnenen Revolutionäre mißbilligt und verurteilt. Sie wurden aber verteidigt von jenen, die sie gerechtfertigt fanden wider die furchtbare Gewalt, die ihnen (den Terroristen) gegenüberstand, wider die ungerechte, verräterische und grausam wilde Behandlung, die den politischen Gefangenen zu teil wurde. Unter den Terroristen dieser Art befand sich auch Frau Dubrowa, oder, wie sie vor ihrer Ehe hieß, Fräulein Anna Alexeiowa. Im Vereine mit Frau Kossikowa, einer Schullehrerin aus Elisabethgrad, und unter Beistand eines aus Sibirien entsprungenen Verbrechers, machte Fräulein Alexeiowa den Versuch, die Regierungskasse in Cherson zu berauben, indem sie heimlich in der Nacht einen Gang unter den Ziegelboden des Gewölbes grub, in welchem die Staatsgelder sich befanden. Von welcher Seite man die Sache auch betrachten mag, für eine junge Dame, unerfahren im verbrecherischen Treiben, war es jedenfalls ein höchst tollkühnes Unternehmen, und daß es ausgeführt werden konnte, beweist nur, welche Geschicklichkeit, Energie, Geduld und außergewöhnliche Waghalsigkeit damals in gewissen Kreisen der russischen Gesellschaft in Folge der Bedingungen des revolutionären Lebens sich entfaltete. Junge, feine und wohlerzogene Frauen aus allen Teilen des Reiches traten auf Gebieten in Thätigkeit, entwarfen und führten Pläne aus, vor denen im Hinblick auf die unvermeidlichen Folgen selbst die beherztesten Männer zurückgeschreckt sein würden. Der Gang unter dem Bau der

Regierungskasse wurde ausgeführt ohne daß es entdeckt wurde; durch Entfernung einer der schweren Flurplatten wurde der Eingang möglich und die jungen Frauen schafften anderthalb Million Rubel Bargeld beiseite und verbargen sie. Doch ehe sie das gestohlene Geld in vollkommener Sicherheit unterbringen und sich selbst durch die Flucht retten konnten, wurden sie verhaftet und ins Gefängnis gesteckt; ebenso ihr Helfer, der entwichene Sträfling. Dieser trat als Kronzeuge wider sie auf und gab der Polizei den Ort an, wo das gestohlene Geld zu finden sei. Die Amateureinbrecher wurden nach Sibirien verschickt. Frau Kossikowa, als die Ältere und Urheberin der Sache, wurde zur Zwangsarbeit in den Minen verdammt, während Fräulein Alexiowa zur Zwangsansiedelung verurteilt wurde und zum Verlust gewisser bürgerlicher Rechte. Nach ihrer Verheirathung mit dem Missionär Dubroff wurde ihr erlaubt unter Polizeiaufsicht in Krasnojarsk zu wohnen.

Lange vor meiner Ankunft in Krasnojarsk hatte ich in Sibirien fast jede Art politischer Verbrecher kennen gelernt, von dem scheuen und ängstlichen sechzehnjährigen Schulmädchen bis zu dem verhärtetsten und verbittertsten Terroristen. Aber ich hatte bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, die Bekanntschaft von politischen Kasseneinbrechern zu machen, und darum sah ich dem Ereignis mit einem gut Stück Neugier entgegen, als Schamarin mir den Vorschlag machte, mich mit Frau Dubrowa bekannt zu machen. Oberst Nowikoff in Tschita hatte sie mir als ganz gewöhnliche Diebin geschildert, die, ein milderes Urtheil erhoffend, die Maske des politischen Verbrechers vorgenommen hatte. Da aber Nowikoff unwissend war und voller Vorurtheile, und überdies einen gewöhnlichen Einbruch als politisches Verbrechen darstellen zu wollen ebensoviel wäre, wie sich eines Mordes beschuldigen, in der Hoffnung, für ein einfaches Vergehen eine gelindere Strafe zu bekommen, so mochte ich seiner Ansicht nicht viel vertrauen.*)

*) Oberst Nowikoff war einer der Richter des Kriegsgerichtes, das Frau Kossikowa und Fräulein Alexiowa verurtheilte. Allein er war

Schamarin, Peterson und ich suchten in der nächsten Nacht nach unserer Ankunft in Krasnojarsk Frau Dubrowa auf und fanden sie in einem nett eingerichteten Hause eines anständigen, wenn auch nicht eleganten Teiles der Stadt wohnen, ungefähr fünfhundert Meter von unserem Hotel entfernt. Sie war eine Dame von etwa dreißig Jahren, hatte dunkle Haare, große dunkle Augen, regelmäßige Züge, hellen Teint und ein offenes, angenehm wirkendes Wesen. Zehn Jahre früher mochte sie ein recht anmutiges oder auch schönes Mädchen gewesen sein; aber Gefängnis, Verbannung, Enttäuschung und Leiden hatten unverwischbare Spuren auf ihrem Antlitz zurückgelassen. Sie begrüßte uns herzlich, drückte ihre besondere Freude aus, einem Reisenden aus den Vereinigten Staaten zu begegnen, bedauerte, daß ihr Gatte abwesend sei, und begann dann sofort, mich über die politische Situation in Rußland zu befragen und sich nach ihren Gesinnungsgenossen zu erkundigen, die ich in anderen Teilen Ostsibiriens gesehen hatte. Dann folgte ein allgemein gehaltenes Gespräch, in dessen Verlauf ich Gelegenheit hatte, mir ein rasches, aber doch völlig genügendes Urteil über ihren Charakter zu bilden. Dieses Urteil war in jeder Beziehung günstig. Jeder, der nicht gänzlich vom politischen Haß und Vorurteil verblendet war, mußte einsehen, daß hier ein Frauentypus vorhanden war, der mit gewöhnlichen Einbrechern und Dieben ebensowenig etwas ge-

entweder unfähig, den Charakter solcher Frauen zu verstehen, oder er versuchte mich zu täuschen, indem er mir sie schilberte als „nichts anderes als gewöhnliche Einbrecherinnen und Diebinnen“. Frau Rossikowa wurde mir von allen politischen Verbannten, die sie kannten, als ein Weib von hohen sittlichen Eigenschaften und Aufopferungsfähigkeit geschildert. Sie war eine der jungen Frauen, die an der donquixotischen aber doch edlen Bewegung teilnahmen, die als „zum Volke gehen“ bekannt ist. Sie lebte wie eine gewöhnliche Bäuerin sieben oder acht Monate in einem Dorfe, um zu erkennen, was dieser Volksklasse nötig sei. Für die revolutionäre Propaganda wirkte sie sehr erfolgreich, besonders unter den Stundisten oder russischen Baptisten. Sie opponierte dem Terrorismus lange Zeit, doch endlich, unter dem Einflusse von Briefen ihrer verbannten Freunde in Sibirien, die ihre Leiden schilberten, wurde sie selbst Terroristin.

mein hatte, wie etwa Charlotte Corday mit gemeinen Mördern. Man konnte sie vielleicht als mißleitet, fanatisch, die gesunde Vernunft, das Recht verkennend schildern; aber man konnte sie nicht zu den gemeinen Verbrechern zählen, ohne alle Kennzeichen zu mißachten, die einen John Brown z. B. von einem gewöhnlichen Straßenräuber unterscheiden.

Das Gesetz mag vor allem die That und nicht den Gedanken richten, aber wenn ein Charakter vom geschichtlichen Standpunkt aus beurteilt werden soll, so müssen die Motive völlig in Betracht gezogen werden. Frau Dubrowa wurde zum erstenmal verhaftet — noch bevor sie achtzehn Jahre alt war — weil sie mit Frau Kossikowa auf ein Dorf mit der Absicht gegangen war, die einer ebenso reinen und edlen Menschenliebe entsprang, wie die der gebildeten jungen Frauen von New-England, als sie in der Rekonstruktionszeit nach dem Süden gingen, um in den Negerschulen zu unterrichten. Von dieser Zeit an galt sie als politisch verdächtig, wurde von den Behörden geplagt und gequält und durch ungerechte Behandlung ihrer selbst und ihrer Freunde zur Verzweiflung getrieben, bis sie unter dem starken Einfluß der Frau Kossikowa — ein Charakter von echtem John Brown-Typus — Terroristin wurde. Wie manche andere junge Russen, die heißblütig sind und mit der Geschichte der socialen und politischen Entwicklung der Menschen nur unvollkommen vertraut sind, handelte sie zuweilen unter irrigen Pflichtbegriffen oder mißverständlichen Vorstellungen moralischer Rechtfertigung. Doch dafür ist wieder nur die russische Regierung verantwortlich. Unter dem Vorwand, den moralischen Charakter der Jugend zu schützen, ihn vor der Gefahr der Ansteckung von „revolutionären“ Gedanken zu wahren, raubt sie ihr jene Kenntnisse, die nötig sind, um sie bei der Beurteilung der Probleme des Lebens zu führen, giebt ihr ein Beispiel der Ungesetzlichkeit, indem sie sie für ein sociales Wirken bestraft, das völlig unschuldig und gesetzlich ist. Und nachdem sie durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit zum Verzweifeln und zum Verbrechen

getrieben, stellt sie diese jungen Leute vor der Welt als Ungeheuer von Verworfenheit hin. Ich bin von russischen Beamten beschuldigt worden, den Charakter der politischen Verbannten idealisiert zu haben. Wenn aber die Geschichte der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben wird, so wird man, meine ich, finden, daß meine Schilderungen der russischen Revolutionäre, so unvollkommen und skizzenhaft sie notwendigerweise auch ausfallen mußten, den Originalen viel ähnlicher sind, als die Karikaturen menschlicher Wesen, die die Kronanwälte in ihren politischen Reden und Anklagen geschaffen haben.

Am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Krasnojarsk entgingen wir im Hause des Bekannten, wo Schamarin und Peterson wohnten, kaum der ernststen Beunruhigung, die eine unerwartete Durchsuchung uns bringen konnte. Dieser Bekannte scheint verdächtig geworden zu sein, denn spät abends, als die erwähnten zwei jungen Leute nicht zu Hause waren, erschien plötzlich die Polizei, um eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. Diese fand gehörig statt und es bot sich nichts Verdächtiges, als die beiden doppelt verschlossenen Koffer von Schamarin und Peterson. Als Antwort auf die Frage, was sie enthielten, bemerkte der Hausherr, er wisse das nicht, sie wären das Eigentum zweier seiner Bekannten, die auf ihrer Reise von Irkutsk nach Petersburg für einige Tage bei ihm Aufenthalt genommen hätten. Ferner befragt, wo diese Bekannten jetzt wären, antwortete er, das wisse er nicht, sie gingen gewöhnlich nach Tischa fort, um zwischen elf und zwölf heimzukehren. Nach einer kurzen Beratung entschieden sich die Polizeibeamten dafür, die Koffer nicht gewaltsam zu öffnen, da sie keinen Befehl hatten auch das Gepäck der Gäste des Hausherrn zu durchsuchen. Dagegen verschnürten und versiegelten sie die Koffer, so daß der Inhalt nicht berührt werden konnte; und so sollten sie bis nächsten Morgen bleiben.

Als Schamarin und Peterson gegen Mitternacht heimkehrten, fanden sie also ihre Koffer verschnürt und versiegelt. In einem

waren zahlreiche Briefe von politischen Verbannten und Sträflingen in Ostsibirien an Freunde und Verwandte im europäischen Rußland, Briefe, die meine Forschungen schilderten und die Art des Materials, das ich sammelte, die Freunde und Verwandte im europäischen Rußland ersuchten, mir behilflich zu sein. Ferner meine Photographie, die ich Schamarin gegeben hatte, mit einer Widmung oder Aufschrift versehen, die jedem intelligenten Polizisten meine intimen Beziehungen zu den politischen Sträflingen verraten mußte. Was thun? Das Polizeisiegel unter solchen Umständen zu erbrechen, wäre ein sträfliches Vergehen gewesen und hätte wahrscheinlich Gefängnis und Untersuchung zufolge gehabt. Die Briefe und Photographie im Koffer zu lassen, hätte am nächsten Morgen zweifellos zu deren Entdeckung und Beschlagnahme geführt, und das hätte mich, wie die Brieffschreiber und ihre Freunde in eine sehr üble Lage gebracht. Endlich beschlossen die beiden jungen Leute zu versuchen, den Koffer zu öffnen, ohne die Schnüre zu entfernen oder die Siegel zu verletzen. Und weil Briefe und Photographie ziemlich unten lagen, weil ferner der Kofferdeckel nicht aufgemacht werden konnte, selbst wenn man den Koffer auch aufschloß, kamen sie überein, einen Teil des Bodens herauszunehmen und ihn dann wieder einzufügen. Den Rest der Nacht damit zubringend, gelang es ihnen auch, eines der Bretter loszumachen. Sie entfernten die verdächtigen Briefe und die Photographie und fügten das Brett wieder ein, ohne auch uns ein einziges Siegel zu verletzen. Als die Polizei morgens wieder kam, standen sie mit heiteren Mienen da und sahen der Untersuchung des Koffers zu. Natürlich wurde nichts gefährlicheres gefunden als eine Haarbürste, nichts verfänglicheres als eine Hotelrechnung.

Noch eine andere kleine Episode in Krasnojarsk beunruhigte uns und das war das offensive Auftreten zweier unbekannten Leute gegen uns eines abends in einer Buchhandlung. Der Leser erinnert sich vielleicht noch des geheimnisvollen Pistolenschusses, der in Tschita gegen die Wand unserer Stube in

später Nacht abgefeuert wurde. Dieser Umstand brachte mich zuerst auf den Gedanken, es sei vielleicht darauf abgesehen, uns in irgend einen Konflikt oder dergleichen zu verwickeln, wodurch die Polizei Gelegenheit hätte, uns zeitweilig in Gewahrsam zu bringen und unser Gepäck zu durchsuchen. Ich wußte, daß im Hinblick auf die Schriftstücke, die ich mit mir führte, eine solche Durchsuchung uns sehr verhängnisvoll werden mußte und nahm mir daher vor, äußerst vorsichtig zu sein, daß ich nicht in eine derartige Falle gerate. Bei einer Gelegenheit versagte ich mir sogar, einer Frau zu Hilfe zu kommen, die in der andern Hälfte des Hauses, in welchem ich damals in der Nacht bei einem politischen Sträfling just zu Besuch war, grausam und roh mißhandelt wurde. Ich war überzeugt, ihr Geschrei müsse bald die Polizei herbeirufen, und ich wagte es nicht von ihr an diesem Orte gefunden zu werden und auch mich mit einer Sache zu beschäftigen, die zu einer polizeilichen Untersuchung führen konnte. Allerdings fiel es mir recht schwer, den Jammerschrei des Weibes zu hören, ohne ihr beizustehen.

Der erwähnte Zwischenfall in Krasnojarsk war folgender: Frost und ich, wir begaben uns eines frühen Abends in die erste Buchhandlung von Krasnojarsk, um dort einige Landkarten, Schreibmaterial, Notizbücher und andere dergleichen Dinge zu kaufen, die wir just nötig hatten. In den Laden folgten uns nun zwei Männer in bürgerlicher Kleidung, die ich früher nie gesehen hatte und denen ich anfangs auch nur geringe Aufmerksamkeit widmete. Bald jedoch bemerkte ich, daß der eine von ihnen sich an mich hielt, der andere an Frost, und daß sie beide alles, was wir thaten, in beleidigender Weise nachahmten oder karikierten. Betrunknen waren sie nicht; sie richteten auch nicht ihre Bemerkungen an uns, oder besser gesagt, sie machten überhaupt keine eigenen Bemerkungen, sondern ahmten alles nach. Verlangte ich eine Karte der Provinz Jenissei zu sehen, so verlangte es der Mann an meiner Seite gleichfalls und ahmte dabei mein Gebahren nach. Schritt

ich dem andern Teil des Ladens zu und verlangte dort Schreibpapier, so that er es gleichfalls. Die Absicht zu beleidigen war so deutlich zu erkennen und die Art der Äußerung so deutlich und so außergewöhnlich und überlegt, daß ich sofort eine Polizeifalle vermutete. Zwei vernünftige und nüchterne Bürgerleute konnten nicht zwei ihnen fremden Leuten in eine Buchhandlung folgen, um sich hier derart in absichtlicher und auch verabredeter Weise gegen sie zu benehmen, ohne daß es einen bestimmten Zweck behabt hätte. Das konnte nur in der Absicht geschehen, ein Duell zu provozieren; und da ich nicht daran denken konnte, mich jetzt in ein Duell einzulassen, blieb mir nichts übrig, als den Einkauf so rasch wie möglich zu beenden und den Laden zu verlassen. Die Beiden folgten uns auf dem Fußsteig, ohne uns jedoch anzusprechen und bald verloren wir sie in der Dunkelheit aus dem Auge. Als ich den Buchhändler am nächsten Tage fragte ob ihm diese Leute bekannt wären: antwortete er mir mit Nein. Im Hinblick auf die Menge von Schriftstücken, Briefen und politischen Zündstoff aller Gattung, die wir auf unserem Leibe und in unserem Gepäck verborgen hatten, und im Hinblick auf die wichtigen Interessen, die hier im allgemeinen zu vertreten waren, mußten Zwischenfälle dieser Art, mochten sie welche Bedeutung auch immer haben, sehr beunruhigend wirken. Lange ehe wir die Grenze des europäischen Rußland erreichten, wurde ich so nervös und so mißtrauisch gegen alles ungewöhnliche, daß ich nachts kaum schlafen konnte.

Mittwoch, am 20. Januar, nachdem wir so viel Zeit in Krasnojarsk verbracht hatten, als wir da nützlich verwenden zu können glaubten und nachdem wir uns von den Mühseligkeiten der Reise von Irkutsk erholt hatten, fuhren wir weiter, gegen die Stadt Minusinsk, die am nördlichen Abhange des Altaigebirges, nahe der Grenze der Mongolei liegt, in einer Gegend, die wir halb im Ernst und halb im Scherz das „Sibirische Italien“ genannt haben. Die Entfernung zwischen Krasnojarsk bis Minusinsk beträgt etwa 225 Kilometer. Als

Verkehrsweg zwischen beiden Städten wird im Winter die Eisdecke des großen Jenisejstromes benützt. Es ist dies keine regelmäßige Postroute, indes sind die wohlhabenderen und unternehmenderen Bauern gewöhnt die Reisenden gegen Bezahlung der gewöhnlichen Posttaxe zu befördern und man wird dabei nicht länger aufgehalten als auf der großen sibirischen Heerstraße. Als wir Krasnojarsk verließen war das Wetter kalt und stürmisch, der Schnee wehte so heftig auf dem Eise, daß wir hinter der zweiten Station die drei Pferde voreinander spannen mußten und ein viertes Pferd, vor einen leichten Schlitten gespannt, vorausschicken mußten, um den Weg frei zu machen. Da die Bahn völlig eben und die Bewegung der Patmoska gleichmäßig war, so vergruben wir uns bei herannahender Nacht in der Tiefe unseres Pelzsackes und versuchten zu schlafen, unsere Kutscher sich selbst überlassend. Alles, dessen ich mich von dieser Nachtfahrt erinnere, ist, daß wir alle drei bis vier Stunden erwachten, aus den Schlitten stiegen, in irgendein Bauernhaus traten, um dort das Anschirren frischer Pferde abzuwarten. Donnerstag fuhrten wir den ganzen Tag langsam durch tiefen weichen Schnee auf der Flußdecke dahin, wobei die Patmoska oft bis zu den Spreizen, die Pferde bis an die Knie versanken. Die Flußufer wurden höher als wir südwärts fuhrten und nahmen schließlich einen wilden Gebirgscharakter an, mit großartigen Felsbrüstungen und hie und da übereinandergeschichteten Steinpalissaden. Auf diesen Rissen fand Herr Sawenkoff, der verdienstvolle Direktor der Normalschule zu Krasnojarsk interessante Inschriften und Kalksteinabdrücke, die er, wie schon erwähnt wurde, seiner Sammlung einverleibte. Manche Anzeichen weisen darauf hin, daß das Becken des Jenisej einst der Sitz eines großen und blühenden Volkes gewesen ist. Freitag, nachdem wir die siebente Station hinter Krasnojarsk zurückgelegt hatten, verließen wir für einige Zeit den Fluß und fuhrten durch ein begrastcs, fast schneeloses Thal, das förmlich einen großen Friedhof darstellt. Nach jeder Richtung hin war es mit zahl-

reichen Grabsteinen besetzt. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß es mehrere Tausend waren. Während des ganzen Tages bildeten sie den bemerkenswertesten Zug des Landschaftsbildes.

Samstag, am 23. Januar, vor der Morgendämmerung erreichten wir unser vorläufiges Ziel, die Stadt Minusinsk und fanden dort Obdach in einem zweistöckigen Blockhause, das viele Jahre hindurch einen der hervorragendsten politischen Versicherten, dem Fürsten Alexander Krapottin, zum Aufenthalt diente.

2. Meine letzten Tage in Sibirien.

Minusinsk, wo wir unseren letzten Aufenthalt in Ostsibirien nahmen, ist ein ausblühendes Städtchen von etwa fünftausend bis sechstausend Einwohnern und liegt in dem fruchtbaren Thal des oberen Jenisei, ungefähr 3500 Kilometer von der Reichshauptstadt, und gegen 160 Kilometer von der Grenze der Mongolei entfernt. Sie liegt ziemlich auf demselben Breitengrad wie Liverpool und auf demselben Längengrad wie Kalkutta. Von St. Petersburg aus ist es in etwa zwanzig Tagen zu erreichen. Durch den Umstand, daß es weit südlich von der Hauptstraße des Überlandverkehrs liegt, wird es nicht häufig von fremden Reisenden besucht und zur Zeit unserer Anwesenheit war es selbst den Bewohnern des europäischen Rußlands nur oberflächlich bekannt. Für uns hatte es indes ein besonderes Interesse, teils weil es das größte und wichtigste archäologische und naturwissenschaftliche Museum Sibiriens enthält, teils wieder weil es einer Anzahl hervorragender russischer Liberaler und Revolutionären als Verbannungsort zugewiesen war.

Wir erreichten das Städtchen gegen halb sechs Uhr morgens. Die aus den Blockhäusern hier und dort aufsteigenden Rauchsäulen bewiesen, daß wenigstens einige Bewohner schon regsam waren. Doch die dichtschießenden Holzladen waren von den Fenstern noch nicht entfernt und deshalb auch nirgends

Nicht zu erblicken. Die breiten Straßen lagen verödet; das ganze Städtchen zeigte jenes einsame verlassene Aussehen, das die meisten sibirischen Städte in früher Morgenstunde beim schwachen Schimmer des verblassenden Mondes bieten.

„Wohin befehlen Sie, daß ich fahre?“ fragte der Kutscher, die Pferde anhaltend und sich auf seinem Sitze halb umwendend.

„Nach einem Hotel,“ antwortete ich. „Es giebt doch hier ein Hotel? Gelt?“

„Eines war da,“ antwortete er unsicher; „ob es noch besteht mag der liebe Himmel wissen. Wenn Euer Gnaden sonst keinen Bekannten zum Einkehren hier haben, wollen wir's versuchen.“

Wir waren mit Einführungsschreiben an verschiedene bekannte Bürger von Minusinsk ausgestattet und ich zweifelte nicht, daß wir in dem Hause des einen oder des andern herzlich und gastfreundlich aufgenommen würden; indes, es war ziemlich unschicklich und unangenehm, vor Morgengrauen ein Empfehlungsschreiben einem Herrn zu überreichen, den man just aus den Federn gejagt hat. So beschloß ich denn, wenn wir kein Hotel finden sollten, nach der Regierungspoststation zu fahren. Wir hatten zwar keinen legalen Anspruch, hier Obdach zu finden, da wir mit „freien“ Pferden und ohne „Badarosnaja“ fuhren, doch die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß die sibirischen Postmeister gegen eine entsprechende Vergütung gerne ein Auge zudrücken, wo es die strikte Ausföhrung gesetzlicher Vorschriften gilt.

Nachdem der Kutscher um drei oder vier Straßenecken gewendet hatte, hielt er vor einem großen, zweistöckigen Blockhaus nahe dem Innern der Stadt; hier, meinte er, „pflegte ein Hotel zu sein.“ Er stieß gegen ein Hothor und rüttelte daran, daß alle Hunde der Nachbarschaft rege wurden, und bald kam ein verschlafener, mürrisch dreinblickender Diener daher, der uns bedeutete, daß sei kein Hotel, sondern ein Privathaus, und daß, wenn wir noch ferner in dunkler Nacht derart den Leuten an die Hausthüre schlugen, wir überhaupt kein Hotel mehr benötigen würden, weil wir von einem Polizisten

nach einem passenden Ort, nach dem Gefängnis, gebracht werden dürften. Das war nicht sehr ermutigend; doch unser Kutscher, nachdem er mit dem übelgelaunten Diener einige Komplimente mit umgekehrter Hand gewechselt hatte, fuhr uns nach einem anderen Hause, in einem anderen Stadtteil, wo er mit unverminderter Kraft an einem anderen Hausthor rüttelte und schüttelte. Der Mann, der hier erschien, sagte wohl, er hätte „Stuben für Ankommende“, doch leider waren schon alle „Ankommende“ angekommen und die Stuben sonach alle besetzt. Er meinte, wir möchten es im Hause eines gewissen Soldatoff versuchen. Da nichts anderes übrig blieb, begaben wir uns zu Soldatoff, wo uns endlich im zweiten Stockwerk eines alten verwitterten Blockhauses ein großes, helles und dem Anscheine nach auch sauberes Zimmer zum Preise von anderthalb Rubel täglich, die Verpflegung inbegriffen, angeboten wurde. Gern nahmen wir diese Bedingungen an, befohlen unserem Kutscher, die Pamoska auszuleeren und das Gepäck hinauf zu bringen. Das nun aufgefundenene Zimmer hatte keine Dielen, keine Fenstervorhänge, weder Waschtisch noch Bett. Aber zur Entschädigung dieser Mängel konnten wir uns an den Anblick eines bejahrten Neanders erfreuen, der in einem grünen Kübel stand, an zwei Töpfen mit Geranium und an einem etwas schwindstüchtigen Epheu, der an einer Baumwollschnur schlichtern emporrankte, um sich in dem kleinen, unebenen Spiegel zu beschauen. Sobald unser Gepäck hereingebracht wurde, legten wir uns, so wie wir waren, angekleidet mit Pelzmütze, Pelzröcken und Filzchuhen auf den Fußboden nieder und schiefen ruhig bis nach zehn Uhr.

Kurz vor Mittag, nachdem wir die Kleider gewechselt und uns möglichst präsentabel gemacht, gingen wir aus, um einige Besuche abzustatten und einen Blick auf den Ort zu werfen. Wir hielten es nicht für klug, unsere Empfehlungsbriefe an den politischen Verbannten früher abzugeben, als wir uns über die Art und Weise ihrer Beziehungen zu den anderen Bürgern der Stadt vergewissert hatten und etwas Bestimmtes über

Charakter und Gesinnung des Isprawniks erfassen mochten. Wir suchten daher erst den bekannten sibirischen Naturforscher N. M. Martjanoff auf, den Gründer des Museums zu Minusinsk, an den wir ein Empfehlungsschreiben vom Herausgeber der „Östlichen Rundschau“ in St. Petersburg hatten. Wir fanden Martjanoff in seinem kleinen Droguenladen, in der Nähe unserer Wohnung, eifrig beschäftigt, Heilmittel zusammenzustellen. Er begrüßte uns herzlich.

Das Museum zu Minusinsk, auf das alle gebildeten Sibirier jetzt berechtigt stolz sind, ist eine treffliche Illustration der Ergebnisse, die durch stete Hingabe an eine einzige Sache und beharrliche Arbeit bei ihrer Vervollkommenung zu erreichen sind. Es ist nach jeder Richtung hin eine Schöpfung des Herrn Martjanoff und stellt fast ausschließlich nur das Resultat seiner persönlichen Geschicklichkeit und seines Eifers dar. Als er im Jahre 1874 nach Sibirien auswanderte, gab es kein derartiges Institut in Sibirien, das halb lebende, halb tote Bergwerksmuseum zu Barnaul ausgenommen; und der Gedanke, durch das Zusammenstellen und Ausstellen geordneter Sammlungen von Pflanzen, Mineralien und archäologischen Überresten war selbst bei Fachleuten noch nicht aufgetaucht. Martjanoff, der den Dokortitel in Kasan erworben hatte, und dessen Specialwissenschaft die Botanik war, begann gleich nach seiner Ankunft in Minusinsk eine Sammlung anzulegen mit der Absicht, sie später einem Museum zu widmen. Er hatte weder Mittel noch Muße. Im Gegenteil, er war von seinem kleinen Droguenladen völlig abhängig und den größten Teil des Tages darin beschäftigt. Indem er jedoch seinen Schlaf kürzte, morgens sehr früh aufstand, gewann er täglich einige Stunden für wissenschaftliche Zwecke, und in dieser Zeit legte er ein Duzend oder mehr gleichartige Sammlungen solcher Pflanzen und Mineralien an, die er sich bei einem einstündigen Gang in der Umgebung verschaffen konnte. Nachdem er die Arten klassifiziert und bezeichnet hatte, sandte er diese Sammlungen an die Schullehrer des Bezirks Minus-

finst mit dem Ersuchen, die Schüler zur Anlage ähnlicher Sammlungen in ihrer Gegend zu veranlassen und ihm dann die derart verschafften Exemplare zur Anlage eines Museums einzusenden. Lehrer und Schüler entsprachen pünktlich und gern dieser Aufforderung und in wenigen Monaten häuften sich im Droguenladen des Herrn Martjanoff Sammlungen von Pflanzen und Mineralien aus allen Theilen des Bezirks. Manches davon war natürlich ohne Fachkenntnis oder Unterscheidungsvermögen gesammelt und praktisch wertlos; einiges jedoch war recht wertvoll und selbst die wertlosen Dinge bekundeten wenigstens ein sympathisches Interesse und eine Bereitwilligkeit zum Mitwirken, und das nicht nur seitens der Schüler, sondern auch seitens derer Verwandten und Freunde. Indessen hatte Martjanoff ähnliche Sammlungen, nur größer und vollständiger, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, verschiedenen russischen Museen, seiner eigenen alma mater, einigen Professoren der Naturwissenschaft an den großen russischen Universitäten eingesandt, mit dem Antrag, ihm dagegen entbehrliche Duplikate aus anderen Gegenden des Reiches zu schicken. In dieser Weise sammelte Martjanoff einzig nur insolge seiner rastlosen Thätigkeit im Verlauf von zwei Jahren gegen 1500 Gegenstände, hauptsächlich aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, ferner eine kleine aber wertvolle Bibliothek von etwa hundert wissenschaftlichen Werken, wovon sonst wenige in Sibirien zu finden waren. Im Jahre 1876 schenkte er in förmlicher Weise die ganze Sammlung der Stadt Minusinsk für öffentliche Zwecke. Die Bewilligung der Behörde wurde erteilt, zwei Stuben eines Schulgebäudes der Aufstellung der Gegenstände eingeräumt und das Museum eröffnet. Von dieser Zeit an vergrößerte es sich rapid. Die gebildete Bevölkerung von Minusinsk verband sich zur Unterstützung Martjanoffs; es kamen Beiträge an Büchern, anthropologischem Material, Lehrmitteln und Geld von allen Theilen der Stadt und des Bezirkes, auch von vielen Orten der Nachbarprovinzen.

Nachdem wir einen umfassenden, aber etwas hastigen Überblick über das ganze Museum gewonnen hatten, war Frost und ich der Meinung, daß die Abteilungen für Archäologie und Ethnologie am bedeutendsten und interessantesten wären, daß aber auch die andern Abteilungen viel Wertvolles böten und das Ganze seinem Gründer sowie der Stadt zur Ehre gereiche. Zur Zeit unseres Besuches füllte die Sammlung sieben Räume im Gebäude des Staatsrates und der Katalog wies 23,859 Nummern auf; die Bibliothek umfaßte etwa 10,000 Bände. Das alles war das direkte Resultat der Bemühungen einer einzigen Person, die anfangs nur wenig öffentliche Teilnahme oder Aufmunterung gefunden hatte, fast gar keine Geldmittel besaß und täglich zehn bis zwölf Stunden in einem Drogenladen ausharren mußte. Nach meiner Rückkehr aus Sibirien haben die Direktoren des Museums mit Hilfe von S. M. Sibirjakoff, Inokanti Kusnetsoff und einiger anderer wohlhabender und gebildeter Sibirier einen trefflichen beschreibenden Katalog der archäologischen Sammlung, mit einem Atlas lithographierter Abbildungen herausgegeben, und für das Museum und die Bibliothek einen geräumigen Bau mit 12,000 bis 15,000 Rubel Kosten errichtet. Katalog und Atlas, die von den archäologischen Gesellschaften verschiedener Hauptstädte Europas sehr schmeichelhaft beurteilt wurden, besitzen umsomehr Interesse, weil sie völlig das Werk politischer Verbannter sind. Der beschreibende Text, der fast zweihundert Oktavseiten füllt, rührt her aus der Feder des tüchtigen Geologen und Archäologen Dimitri Clements, der wegen „politischer Unzuverlässigkeit“ im Jahre 1881 nach Sibirien verschickt wurde, während die Illustrationen für den Atlas von dem verbannten Künstler A. B. Stankewitsch gezeichnet wurden. Von den Verteidigern der russischen Regierung wurde immer und immer wieder behauptet, daß die sogenannten „Nihilisten“, die von der Regierung nach Sibirien verschickt werden, nichts anderes sind als „Malschischki“ (grüne Jungen), „relegierte und durchgefallene Studenten“, „halb-

erzogene Schuljungen“ und „verächtliche Juden“. Wenn jedoch die Direktoren des Museums zu Minusinsk die Dienste von Männern beanspruchen mögen, die die nötigen Kenntnisse haben, die schwierigsten archäologischen Fragen zu behandeln, Künstlern, die die nötige Geschicklichkeit haben, die in Grabhügeln gefundenen Gegenstände aufs genaueste bildlich darzustellen, so müssen sie sich an dieselben „Nihilisten“, „halberzogenen Schuljungen“ und „grünen Jungen“ wenden, die in den amtlichen Verlautbarungen, in den Reden der Staatsanwälte so verächtlich behandelt werden. Derartige falsche Darstellungen mögen vielleicht das Publikum draußen eine Zeitlang täuschen, können aber in Sibirien selbst niemanden beeinflussen. Die Sibirier wissen recht gut, daß dort, wo sie Ehrenhaftigkeit, Fähigkeit und Intelligenz suchen, sich nicht an die offiziellen Repräsentanten der Krone wenden müssen, sondern an die unglücklichen Juristen, Ärzte, Schriftsteller, Journalisten, Statistiker und Nationalökonomien, die wegen politischer Unzuverlässigkeit nach Sibirien verschickt wurden.

Nachdem wir das Museum verlassen hatten, besuchten wir in Begleitung des Herrn Martjanoff mehrere hervorragende Bürger der Stadt, darunter den Bürgermeister Litkin, Doktor Malinin, einen intelligenten Arzt, dessen Haus voll schöner Treibhauspflanzen ist, einen reichen jungen Kaufmann Namens Safianoff, der über die mongolische Grenze fort Geschäfte mit den Sojoten machte und der uns bei unserem Besuch der Katschinsk-Tartaren begleiten wollte. Allein besuchte ich auch den Isprawnik, Herrn Snamenski, der jedoch nicht daheim war, weshalb ich meine Karte zurückließ. Gegen vier Uhr Nachmittag kehrten wir zu Soldatoff zurück, wo wir unsere Mahlzeit nahmen und dann den Rest des Tages größtenteils mit Schlafen verbringend, um derart das auf dem Weg Versäumte einzuholen.

Unser Ausflug nach den Uhus der Katschinsk-Tartaren wurde, wie projektiert, ausgeführt, doch zeigte er sich nicht so interessant wie ich vermutet hatte. Safianoff holte uns um

die neunte Morgenstunde in einem großen bequemen Schlitten ab und wir fuhren auf dem Flusse — teils über niedrige ausgedehnte Inseln — nach der Mündung des Abakan, und dann über eine glatte schneebedeckte Steppe den Ulu zu. Die Gegend war flach und kahl; sie wäre ganz interessant gewesen, ohne die immense Zahl von Grabhügeln und Monolithen, die die Landschaft, soweit das Auge reichte, bedeckten und unverkennbare Beweise für den archäologischen Reichtum dieser Gegend waren, aus der auch die Sammlung aus der Bronzezeit des Museums zu Minusinsk herrührte. Einige der aufrechtstehenden Monolithen waren vier bis fünf Meter hoch und einen Meter und darüber breit; sie mochten mit vielen Mühen hierhergebracht worden sein. Alle diese aufrechtstehenden Steine und die Grabhügel, wie auch die Bronzegeräte, die in den Gräbern gefunden und in den Feldern von Minusinsk ausgepflügt wurden, werden von den russischen Bauern einem vorgeschichtlichen Volke zugeschrieben, das sie Tschudinennen. Fast in jedem Bauernhause im Thale des oberen Jenissei werden die Kinder oder die Hausfrau auf die Frage nach „Tschudischen Sachen“ drei oder vier Pfeilspitzen herbeibringen, oder einen Bronzegegenstand, der aussieht wie eine Scherenhälfte, oder ein eigenartiges Messer von Kupfer in der Form eines kurzen Bumerang mit der Schneide nach innen, wie bei einem Natagan. Wir erreichten die Ulu der Katschinski-Tartaren gegen elf Uhr. Ich war enttäuscht als ich sah, daß der Ulu sich nicht wesentlich von einem russischen Dorfe oder von einer kleinen Ansiedlung halbcivilisierter Buriaten unterscheide. Die meisten Häuser waren Blockhäuser mit Giebeldächern in russischem Stil, mit Schornsteinen, Ziegelöfen und doppelten Glassfenstern. Die Bewohner erinnerten sehr an die amerikanischen Indianer, die ihre ernerbten Gewohnheiten und Kleidungen abgelegt, das Joch der Civilisation auf sich genommen und sich in der Nähe eines Grenzdorfes oder einer Agentur als Bauern niedergelassen haben. Sie und da sah man wohl auch eine Furte, deren achteckige Form

und kegelförmiges Dach aus Baumrinde an eine kirgisische Ribitka erinnerte und andeutete, daß die Ahnen der Erbauer Zeltbewohner waren. Mit Ausnahme dessen war nichts in oder bei der Ansiedlung, was sie von hundert anderen russischen Dörfern dieser Art unterschieden hätte. Von Saffianoff geführt, der mit all diesen Tartaren bekannt war, betraten wir und untersuchten zwei oder drei der niedrigen achteckigen Jurten und eines der Giebeldachhäuser, doch wir fanden da wenig Interessantes. Russische Möbel, russische Speisen, russische Truhen, russische Samoware nahmen die Stelle der entsprechenden ursprünglichen Gegenstände ein und ich vermochte nichts zu finden, was als Kennzeichen tartarischen Geschmacks, als Rest tartarischer Vergangenheit hätte dienen können, eine Kinderwiege etwa ausgenommen, die die Form eines kleinen Eskimoschlittens hatte, mit querstehender, statt der Länge nach gehender Schaukel und eine höchst einfache Destillierblase. Diese wurde zum Destillieren eines als Urak bekannten berausenden Getränkes benutzt und bestand aus einem großen Kupferkessel, der auf einem Dreifuß stand und mit einem dichtschließenden Deckel versehen war, aus dessen Spitze ein gebogenes Holzrohr herausah, das als Kondensator oder Schlange diente. Der ganze Apparat war so roh wie möglich angefertigt, und das dünne, ätzende Getränk von übelm Aussehen und argem Geschmack, das damit gemacht wurde, war vielleicht nicht minder berausend und tödlich, wie der giftige „Krötenstuhl“ der wandernden Korjaken.*) Das Innere der von uns besichtigten tartarischen Wohnungen war so freudlos, düster, schmutzig, daß wir es vorzogen, unser Frühstück draußen vor der Thüre, auf dem Schnee zu nehmen. Während dessen überredete Saffianoff einige der Tartarenweiber, ihre Festkleider anzulegen, und als das geschehen war, photographierte sie Frost. Der weibliche Typus der Katschinsk-Tartaren zeigt sehr deutliche Ähnlichkeiten mit dem indianischen Typus, was übri-

*) S. „Zeltleben in Sibirien“ (Univ.-Bibl. Nr. 2795/97, S. 155).

gens auch in der Kleidung zum Ausdrucke kommt. Alle Katschinski-Tartaren, die wir im Minusinsker Bezirk erblickten, wurden zweifellos, wenn sie amerikanische Kleider trügen, in allen Ländern des Westens für Indianer gehalten werden. Ihre Zahl beträgt ungefähr zehntausend. Die meisten von ihnen sind auf der „Katschinski-Steppe“ angesiedelt, einer großen weiten Ebene am linken oder westlichen Ufer des Jenissei, oberhalb Minusinsk, wo das Klima gemäßigt ist, der Schneefall gering und wo für ihre Herden sowohl im Sommer wie auch im Winter vorzügliche Weiden vorhanden sind.

Spät nachmittags, als Frost mit dem Photographieren der Frauen dieser Ansiedlung zu Ende war — sie beeilten sich alle ihre Festkleider anzulegen, um „als Bild aufgenommen“ zu werden — kehrten wir nach Minusinsk zurück, und ehe es dunkel geworden, erquickten wir uns mit Karawanentheee und plauderten von den Katschinski-Tartaren im Schatten unseres Epheus und Oleanders, in der Vorderstube des zweiten Stockwerks, im Hause Soldatoffs.

Glaube aber keiner, daß wir uns so sehr mit dem Museum, den archäologischen Überbleibsel und den Katschinski-Tartaren beschäftigt hatten, um darüber die politischen Verbannten ganz zu vergessen. Nichts weniger als das! Die Bekanntschaft dieser Verbannten zu machen, war ja der Hauptzweck unseres Besuches in Minusinsk und wir verloren ihn auch keinen Moment aus den Augen. Doch die Situation war damals eine besonders heikle, da, wegen der vor kurzem erst verfolgten Flucht eines politischen Verbannten Namens Masloff, alle strenger als gewöhnlich bewacht wurden. Der Provinz-Prokurator Skrinikoff und ein Gendarmerieoberst aus Krasnojarsk untersuchten damals die näheren Umstände der erwähnten Flucht, die Ortspolizei war natürlich durch die Folgen ihrer bisherigen Nachlässigkeit und durch die Anwesenheit dieser hohen Beamten zu besonderer Wachsamkeit angeregt, es war daher mir kaum möglich einen Verkehr mit den politischen Gefangenen anzuknüpfen, ohne daß nicht die Behörden davon

erfahren hätten. Unter solchen Umständen hielt ich es für nötig, mit größter Vorsicht vorzugehen, die Bekanntschaft mit den Verbannten nur derart anzuknüpfen, daß sie als ganz zufällig scheinen mußte. Bald erfuhr ich von Herrn Martjanoff, daß mehrere der Verbannten sich für das Museum lebhaft interessieren, beim Sammeln und Ordnen der Gegenstände sehr behilflich waren und sowohl das Museum, wie auch die Bibliothek häufig besuchen. Mit dieser Erfahrung hätte ich sehr einfältig sein müssen, um nicht zu erkennen, daß nun Archäologie und Anthropologie als meine Trümpfe zu gelten hätten, daß das Beste für mich wäre, diese Wissenschaften zu pflegen und ein lebhaftes Interesse für das Museum zu bekunden. Glücklicherweise war ich Mitglied der American Geographical Society zu Newhork und der Anthropological Society zu Washington und besaß auch einen genügenden Vorrat oberflächlicher Kenntnisse der Naturwissenschaften um über jeden ihrer Zweige mit Laien oder mit der Polizei plaudern zu können, wenn ich mich auch nicht zur Höhe eines Fachmanns gleich Martjanoff aufschwingen konnte. Ich besuchte daher nicht nur das Museum so früh wie möglich und zeigte ein besonderes anthropologisches Interesse an den Katschinsk-Tartaren, sondern ersuchte auch Herrn Martjanoff, mir zu erlauben, einen Sojotenpflug, etliche Kupfermesser, Beile, Bronzespiegel auf unsere Stube zu nehmen, um sie dort mit Muße studieren und zeichnen zu können. Hier mußten sie natürlich von jedem mißtrauischen Beamten gesehen werden, wenn er uns just besuchte, und von ihm für die Zeichen des völlig unschuldigen und lobenswerten Charakters unserer Absichten und Bestrebungen betrachtet werden. Das Resultat unserer scheinbaren Hingabe zur Wissenschaft war, daß Martjanoff unsere Stube mit archäologischen und ethnologischen Gegenständen anfüllte und uns außerdem noch eines Tages den tüchtigen Geologen und Archäologen, den politischen Verbannten Dimitri Clements zum Besuch mitbrachte. Es war dies der Mann, an den ich ein Empfeh-

lungrundschreiben von allen politischen Verbannten eines andern Theiles Ostsibiriens hatte, der Mann, dessen Biographie in Stepniak's „Unterirdischem Rußland“ zu finden ist. Er war groß, stark, etwa vierzig Jahre alt, mit einem Kopf, der in jeder Volksversammlung Aufmerksamkeit erregen mußte, jedoch von den meisten Beobachtern mehr dem asiatischen als dem europäischen Typus zugerechnet werden mochte. Die hohe, kahle, starkentwickelte Stirne glich der eines europäischen Gelehrten und Denkers; die dunkelbraunen Augen jedoch, die gelbliche Hautfarbe, die vortretenden Backenknochen, die ziemlich platte Nase mit den weiten Nüstern erinnerten an die Züge eines Buriaten oder Mongolen. Lippen, Kinn und Umrisse des Unterkiefers wurden durch einen dunkelbraunen Kinn- und Schnurrbart verdeckt; aber der ganze Teil des Gesichtes von der Stirne abwärts konnte ebenso gut dem Mitgliede eines südsibirischen Stammes angehören.

Sobald ich mein Rundschreiben, das Zeugnis meiner Zuverlässigkeit aus dem Ledergürtel unter dem Hemde hervorholen konnte, wo ich alle gefährlichen Schriftstücke verbarg, die ich unterwegs brauchen konnte — übergab ich es Clements mit dem Bemerkten, daß, wenn auch Martjanoff meine gesellschaftliche Empfehlung übernommen habe, so kann er doch als neuer Bekannter für meinen moralischen Charakter natürlich nicht verantwortlich gemacht werden, ich wollte mir daher erlauben, ihm meine Referenzen mitzuteilen. Clements las den Brief mit ernster Aufmerksamkeit, ging dann damit in eine Stubenecke, entzündete ein Streichhölzchen, womit er das Papier in Brand setzte, das er zwischen den Fingern hielt. Als es ganz verbrannt war, ließ er die Asche zu Boden fallen, zerstäubte sie und sprach dann zu mir gewandt: „Das ist das Sicherste, was man mit solchen Briefen beginnen kann.“ Ich war derselben Meinung, obgleich ich die ganze Zeit nicht nur dergleichen Briefe bei mir führen mußte, sondern noch viel kompromittierendere und gefährlichere Schriftstücke. Nach einem halbstündigen Gespräch schlug Martjanoff vor, wir alle möchten

zu ihm zu einer Tasse Thee kommen. Es folgte allgemeine Zustimmung und wir verbrachten in Gesellschaft des Hausherrn und seiner Frau den Rest des Abends.

Am nächsten Morgen fand unser erster Zusammenstoß mit der Polizei von Minusinsk statt. Ehe wir noch aufgestanden waren, trat ein Offizier in Uniform bei uns ein, ohne Karte abzugeben, oder sich anmelden zu lassen und verlangte in recht barscher Weise unsere Pässe. Ich sagte, unsere Pässe wären am Tage unserer Ankunft zur Polizei geschickt worden und lägen noch immer dort.

„Wenn sie dort wären, so wüßte der Nadziratel (Inspektor) davon,“ antwortete er ziemlich dreist.

„Das zu wissen ist seines Amtes,“ antwortete ich. „Er hat nicht jemanden herzuschicken, der uns stört, bevor wir aufgestanden sind. Wir sind lange genug im Reich, um zu wissen, was wir mit unseren Pässen anfangen müßten und wir senden sie stets auf die Polizeistation, wenn wir irgendwo anlangen.“

Mein herausforderndes und gereiztes Auftreten mochte den Beamten überzeugen, daß hier seitens der Behörde ein Irrtum oder Mißverständnis vorliege, denn er entfernte sich ziemlich verlegen. Doch in kaum zehn Minuten, — ich lag noch auf unserem gewöhnlichen Bett, dem Fußboden — erschien der Polizeiinspektor selbst, ein Mensch mit verdächtigem, podennarbigem Gesicht, mit grünlichen verschmißten Katzenaugen, der ohne Uniform leicht für einen besonders gefährlichen Verbrecher gehalten werden konnte. Er bemerkte, unsere Pässe wären nicht auf dem Polizeiamte, wären auch nicht dort gewesen und er müsse sie sofort haben. Überdies, meinte er, wäre er vom Ispravnik beauftragt, zu erfahren, „welcher Art Leute“ wir wären, woher wir kämen, und was wir in Minusinsk zu thun hätten. „Sie haben hier Leute besucht,“ sagte er, „ohne daß der Ispravnik etwas von Ihnen zu Gesicht bekommen hätte.“

„Wessen Fehler ist es, daß er noch nichts von mir zu Gesicht bekommen hat?“ fragte ich heftig. „Ich besuchte ihn gestern, fand ihn nicht daheim und ließ daher meine Karte

zurück. Wünscht er zu wissen „welcher Art Leute“ wir sind, warum erwidert er nicht meinen Besuch höflicher Weise zur geeigneten Zeit, anstatt mich in früher Morgenstunde von einem Polizeibeamten, der unhöflich Fragen an uns richtet, wecken zu lassen? „Welcher Art Leute“ wir sind, werden Sie vielleicht auch aus diesem erschen.“ Damit überreichte ich ihm die Empfehlungsschreiben des Ministers des Innern und des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten. Er überblickte sie rasch und fragte dann mit ganz verändertem Ton und Benehmen:

„Erlauben Sie, daß ich diese Papiere mitnehme, um sie dem Isprawnik zu zeigen?“

„Gewiß,“ antwortete ich, „dazu sind sie auch bestimmt.“ Er verneigte sich und zog sich zurück, während ich mich zum Hauswirt begab, um zu erfahren, was er mit unseren Pässen angefangen habe. Ich glaubte zu entnehmen, daß sie sogleich aufs Polizeiamt geschickt wurden, aber der Polizeisekretär hätte sie weder lesen, noch sonst etwas damit beginnen können, und in seiner Dummheit oder seinem Ärger sich geweigert, sie zu übernehmen. Da hatte sie der Wirt wieder heimgebracht und in seinem Speiseschrank sicher eingeschlossen. Nach einer halben Stunde kehrte der Polizeiinspektor mit meinen Papieren zurück, die er mir ohne Bemerkung zurückgab. Ich überreichte ihm nun mit einer kurzen Erklärung des Vorfalls die Pässe und dann schieden wir mit Blicken gegenseitigen Mißtrauens und Widerwillens. Es war uns beschieden, ihn bald darauf unter Umständen zu begegnen, die sein Mißtrauen und meinen Widerwillen nur verstärken konnten.

Unter Beistand Martjanoffs und Clements lernten wir im Verlauf der nächsten drei oder vier Tage fast alle im Ort befindlichen politischen Verbannten kennen, darunter einige der interessantesten und anziehendsten Leute, die ich je in Sibirien kennen lernte. Unter denen, mit welchen ich am vertrautesten wurde, befand sich der Gutsbesitzer Swantschin Pisareff aus der Provinz Jaroslaw, Doktor Martinoff, ein Arzt aus Stawrapol,

Swan Petrowitsch, Belofonski, ein junger Schriftsteller und Journalist aus Kiew, Leonidas Zebunoff, früher Student an der Universität zu Kiew, Fräulein Senaid Satsagina und Dimitri Clements. Die Frauen von Doktor Martinoff und von Swantschin Pisareff lebten bei ihren Gatten in der Verbannung; beide sprachen englisch und in ihren gastfreundlichen Häusern wurden wir so freundschaftlich aufgenommen und fühlten wir uns so heimisch, daß wir sie so oft wir's wagen konnten besuchten. Doktor Martinoff war ein reicher, gebildeter Mann und besaß als er verhaftet wurde ein großes Gut bei Stawropol, im Kaukasus. Als er verschickt wurde, erhielt sein Gut einen vom Minister des Innern ernannten Verwalter und ihm selbst wurden nur zu seinem Lebensbedarf hundert Rubel monatlich ausgesetzt. Er stand nie in gerichtlicher Untersuchung, wurde nie in gesetzlicher Weise seiner bürgerlichen Rechte beraubt; und doch wurde ihm auf Befehl des Zaren sein Besitz genommen und er mit Weib und Kind, auf administrativem Wege nach diesem entlegenen Teil Ostsibiriens verschickt. Anfangs wurde ihm auch nicht erlaubt seinen Beruf zu erfüllen, endlich aber erhielt er vom Minister des Innern dazu die Erlaubnis. Eines Abends im Dezember 1885, kurz bevor wir dort eintrafen, pochte ein Mann an Doktor Martinoffs Thür und meldete, ein Bauer aus einem nahen Dorfe wäre im Walde von einem Bären überfallen worden und so schrecklich zersleischt und zerstückt, daß es zweifelhaft sei, ob er mit dem Leben davon käme. Ein anderer Wundarzt war nicht im Orte und der Bote bat Doktor Martinoff, dem verwundeten Bauern zu helfen. In der späten Nachtstunde war es unmöglich, die Polizei um Erlaubnis zur Überschreitung der Stadtgrenze zu ersuchen; Doktor Martinoff ging daher ohne diese, in der Voraussetzung, er werde vor Tagesanbruch zurückgekehrt sein und die Dringlichkeit des Falls werde die Verletzung der Vorschrift entschuldigen. Er eilte mit dem Boten nach dem Nachbardorf, richtete die gebrochenen Knochen des Bauerns ein, verband seine Wunden, kurz rettete ihm das

Leben. Früh morgens kehrte er nach Minusinsk zurück im Glauben, niemand in der Stadt, außer seiner Frau, wisse von seiner zeitweiligen Abwesenheit. Der Ispravnik Snamenski erfuhr jedoch auf irgend eine Weise den Vorfall, und ein beschränkter, brutaler Formennensch wie er war, meldete er dem Gouverneur der Provinz, General Bedaschenko, daß der politische Verbannte Martinoff die Stadt ohne Erlaubnis verlassen habe, und ersuchte um Instruktionen. Der Gouverneur bestimmte, daß der Schuldige verhaftet und eingekerkert werde. Daraufhin schrieb Doktor Martinoff dem Gouverneur folgenden Brief:

Minusinsk, 3. Dezember 1885.

Seiner Excellenz dem Gouverneur der Provinz Jeniseisk!

Am 3. Dezember 1885 wurde mir der Befehl Eurer Excellenz bekannt gemacht, daß ich verhaftet und eingesperrt werde, weil ich die Stadt Minusinsk zeitweilig ohne Erlaubnis verlassen habe.

Ich halte es für meine Pflicht, Eure Excellenz zu erklären, daß ich das Weichbild der Stadt Minusinsk nur verlassen habe, um einem Kranken, der von einem Bären angefallen wurde, und dessen Leben ob der schweren Wunden und gebrochenen Glieder in höchster Gefahr war, den dringend nötigen ärztlichen Beistand zu leisten. Außer mir existiert in der Stadt kein Wundarzt, an den man sich in solchen Fällen wenden könnte. Meine Dienste wurden sofort beansprucht und im Hinblick auf den Eid, den ich als Arzt geleistet habe, hielt ich es für meine heilige Pflicht, mich noch in derselben Nacht, in der ich gerufen wurde, zu dem Verwundeten zu begeben. Ich hatte daher weder Zeit noch Gelegenheit, die Polizei von meiner beabsichtigten Abwesenheit zu verständigen. Außerdem enthält der mir vom Minister des Innern erteilte Erlaubnisschein nichts, was mir das Überschreiten der Stadtgrenzen verböte, wenn ich ärztlichen Beistand leisten müßte. Wenn ungeachtet dieser Erklärung Eure

Excellenz es für nötig finden, mich zur Verantwortung zu ziehen, so bitte ich Eure Excellenz, anzuordnen, daß gegen mich nicht das administrative Verfahren angewendet werde — was auch mit dem 32. Abschnitt der kaiserlich bestätigten „Verordnungen betreffs der Polizeiüberwachung“ nicht übereinstimmen würde — sondern auf der in der „Bemerkung“ bezeichneten Weise, die dem erwähnten Abschnitt folgt und anordnet, daß eine Person, die sich willkürlich von dem zugewiesenen Aufenthaltsort entfernt, regelrecht abgeurteilt werden soll. Damit derlei Mißverständnisse künftig nicht mehr vorkommen mögen, bitte ich Eure Excellenz, mir auf Grund des 8. Abschnittes der „Verordnungen betreffs der Polizeiüberwachung“ die Erlaubnis geben zu wollen, zur Ausübung meiner ärztlichen Thätigkeit zeitweise das Weichbild der Stadt verlassen zu dürfen.

Sergius W. Martinoff.

Gouverneur Padaschenko fand sich nicht veranlaßt diesen Brief einer direkten Antwort zu würdigen, sondern schickte ihn dem Isprawnik Snamenski mit der lakonischen Randglosse: „Er soll abgeurteilt werden.“ Natürlich kann ein „Verbrecher“ in Rußland nicht erwarten, in weniger als einem Jahr, nachdem die Anklage erhoben wurde, abgeurteilt zu werden, und zur Zeit unserer Abreise von Minusinsk wartete der Angeklagte noch immer auf die Vorladung. Nach meiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten erfuhr ich aus Briefen von Sibirien, daß Doktor Martinoff zu weiteren fünf Jahren Verbannung verurteilt wurde. Ob ihm diese Ergänzungsstrafe zugesprochen wurde, weil er sich erlaubte, einem armen Bauern ohne Erlaubnis des Isprawniks das Leben zu retten, oder nur darum, weil sein Gebahren im allgemeinen das eines russischen Edelmannes war und nicht das eines kriecherischen Sklavens — das weiß ich nicht. Wenn das Ende der Verbannungszeit eines Verschiedten naht, so werden die Lokalbehörden aufgefordert, einen Bericht über sein Betragen

abzustatten. Lautet dieser ungünstig, so werden noch ein bis fünf Jahre Verbannungszeit zugesügt. Vielleicht berichtete der Isprawnik, Doktor Martinoff sei „widerspänstig“, und sehr wahrscheinlich war er es auch. Sicherlich hatte er auch genug Anlaß dazu. Etwas, was ihn ganz besonders aufregen mußte, ereignete sich während meiner Anwesenheit. In den meisten sibirischen Strafanstaltungen ist nämlich eine administrative Verordnung in Kraft, wonach die politischen Verurtheilten verpflichtet sind, täglich, halbwochentlich oder wöchentlich auf dem Polizeiamt zu erscheinen und ihre Namen in den Registern einzutragen. Die Absicht dessen ist sicherlich, die Flucht zu erschweren, indem die Verurtheilten genötigt sind, in kurzen Zwischenräumen bei der Ortsbehörde sich zu melden und gewissermaßen zu sagen: „Ich bin noch hier, ich bin nicht entflohen.“ Und als Beweis, daß er nicht entflohen ist, läßt man ihm seinen Namen im Register einzeichnen. Es ist eine alberne Verordnung, die gegen die Flucht keine Gewähr bietet und nur geeignet ist, das Ehrgefühl der Verurtheilten zu demüthigen, besonders wenn die Beamten zufällig brutale, trunksüchtige oder sonst verrohte Menschen sind. Und diese Verordnung schafft auch mehr Kummer und Entrüstung, als irgendeine des Verbannungsgesetzes.

Eines Morgens, ungefähr eine Woche nach unserer Ankunft in Minusinsk, saß ich just in Swantschin Pissaroff's Haus, als Doktor Martinoff eintrat. Im ersten Augenblick erkannte ich ihn kaum. Sein Blick war erregt, sein Antlitz fahl, seine Lippen bebten — er kämpfte ersichtlich mit einer tiefen und starken Bewegung.

„Was ist geschehen?“ rief Frau Swantschin Pissaroff aus, indem sie auffuhr.

„Der Isprawnik hat Marie (seine Frau) befohlen aufs Polizeiamt zu kommen,“ antwortete er.

Einen Augenblick konnte ich die Sache nicht verstehen und auch nicht begreifen, was ihn dabei so erregen mochte. Doch einige Worte der Erklärung machten mir die Sache deutlich.

Frau Martinoff sah nämlich stündlich ihrer Entbindung entgegen. Ich erinnerte mich nun, daß ich erst tags zuvor eine Einladung von Martinoff erhielt, den Abend bei ihm zu verbringen, und daß er mir dann mit einigen Zeilen abschrieb, weil seine Frau erkrankt wäre. Da nun zufällig der Tag war, an dem alle politischen Verbannten ihre Namen im Polizeiregister eintragen mußten, so war Doktor Martinoff zum Isprawnik gegangen und hatte ihm den Umstand erklärt, gesagt, daß sie nicht fähig wäre auszugehen und gebeten, sie zu entschuldigen. Der Isprawnik machte eine rohe Bemerkung über sie, die anzuhören dem Gatten sehr schwer fallen mußte, der aber Martinoff nichts zu erwidern wagte; er bemerkte auch, daß, wenn seine Frau nicht ausgehen könne, so vermöge sie natürlich auch nicht im Polizeiamt zu erscheinen. Das war Freitag Nachmittag, an demselben Tage, wo Martinoff mir schrieb, ich möchte nicht kommen, weil seine Frau krank wäre. Es zeigte sich indes, daß ihre Wehen nur vorübergehender Art waren, und auf den Rat ihres Gatten hin ging sie morgens vor dem Hause eine Zeitlang auf und nieder. Zufällig ging da der Isprawnik vorüber und sah sie. Er begab sich sofort aufs Polizeiamt und sandte einen Beamten zu Martinoff mit einer kurzen Zuschrift, worin er sagte, wenn sie fähig wäre auszugehen, so könne sie auch aufs Polizeiamt kommen. Sollte sie in einer kurzen bestimmten Frist nicht erscheinen, so wäre er genötigt, „die ganze Strenge des Gesetzes“ gegen sie in Anwendung zu bringen. Das arme Weib hatte jetzt nur die Wahl zwischen der Gefahr auf dem Polizeiamte, in Gegenwart des Isprawniks und seines grünäugigen Assistentens ein Kind zu gebären, und zwischen der Gewißheit, es in einer Zelle des dortigen Gefängnisses zur Welt zu bringen. Würde es ihrem Gatten einfallen, sie zu verteidigen oder den Beamten, der sie verhaften kommt, Widerstand entgegen zu setzen, so würde er ganz einfach niedergeschlagen werden, und in eine Einzelzelle gebracht, um dann vielleicht durch ein Verbannungsdekret nach den arktischen Regionen von Sibirien

gesendet zu werden, ganz von seinem Weibe getrennt, auf Grund der allgemeinen und sehr dehnbaren Beschuldigung des „Widerstands gegen die Behörde.“ Die blöde Brutalität der Handlungsweise des Isprawnik war in diesem Falle noch erschütterlicher als sonstwo, weil Frau Martinoffs Verbannungszeit etwa noch vierzehn Tage betrug, worauf sie freigesetzt wäre. Also nicht nur, daß ihr Zustand eine Flucht unmöglich gemacht hätte, es gab auch keinen vernünftigen Grund dazu. Viel früher, als sie von ihrer Entbindung genug gekräftigt gewesen wäre, um zu reisen, hätte es ihr freigestanden, sich wohin sie wollte zu begeben, doch den Isprawnik war das ganz einerlei. Eine gewisse administrative Verordnung gab ihm die Macht, eine zarte, feine, wohlherzogene Frau im Augenblick, wo sie Mutter werden sollte, aufs Polizeiamt zu schleppen — und er that es auch. Ich glaube, diese Handlungsweise war mehr noch die Folge einer stupiden, widersinnigen Formalität, als einer überdachten Böswilligkeit. Die Vorschriften und Regeln, die die Handlungsweise eines kleinen russischen Bureaukraten beherrschen — das gerade Gegenteil eines Menschen — heischen das zeitweise Erscheinen der politischen Verbannten auf dem Polizeiamt. Das Gesetz macht keine Ausnahme für Frauen, die unmittelbar vor ihrer Entbindung stehen, für Frauen, deren Verbannungszeit zu Ende geht, und der Isprawnik Snamenski handelte bei dieser Frau just so, wie er es einem Manne gegenüber gethan hätte, das heißt er folgte den Vorschriften mit einem stupiden, brutalen Außerachtlassen aller besonderen Umstände.

Die zwei Wochen, die wir in Minusinsk zubrachten, waren reich an Interesse und abenteuerlicher Aufregung. Der Isprawnik war offenbar trotz unserer Empfehlungsbriefe mißtrauisch gegen uns geworden und erwiderte unseren Besuch nicht. Der grünäugige Polizeiinspektor überraschte mich eines Tages im Hause des politischen Verbannten Swantschin Pissaroff, worüber er seinem Vorgesetzten zweifellos Bericht erstattet hatte. Zuweilen schien es sogar als sollte mich

die ganze Wissenschaft nicht schützen. Es gelang mir indes, freundliche Beziehungen mit dem Gendarmerieobersten und dem Regierungsprokurator von Krasnojarsk anzuknüpfen. Ich erzählte ihnen offen alles von unserer Bekanntschaft mit Clements, Swantschin Pissaroff und den anderen Politischen, als sei es selbstverständlich, daß ich mit ihnen aus Interesse für Archäologie und Anthropologie verkehren müsse. Ich gab mir im allgemeinen den Anschein, als mache es mir das größte Vergnügen, ihnen — dem Gendarmerieobersten und dem Prokurator — alles mitzuteilen, was ich in Minusinsk thäte und alle meine Erfahrungen mit ihnen auszutauschen. Was für Bericht über uns nach Petersburg geschickt wurde, ist mir unbekannt, indes er hatte kein übles Resultat. Wir wurden weder durchsucht noch verhaftet.

Auf das Anraten einiger Freunde hin beschloß ich, mich all meiner Notizbücher, Schriftstücke, Briefe von politischen Verbannten und was ich sonst noch an gefährlichen Papieren bei mir führen mochte, insofern zu entledigen, indem ich sie durch die Post an einen Freund in Petersburg schickte. Es schien mir höchst gewagt, ein solches Material dem russischen Postdepartement anzuvertrauen, doch meine Freunde versicherten mir, die Postbeamten in Minusinsk wären Ehrenmänner, die der Polizei sicherlich nicht verraten würden, daß ich ein derartiges Paket abgesendet habe; daß ferner wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, es werde in St. Petersburg selbst geöffnet und untersucht werden. Meine Freunde meinten, die Gefahr, meine Papiere auf der Post zu verlieren, sei nicht annähernd so groß wie die Gefahr einer polizeilichen Untersuchung bei mir selbst. Das betreffende Material mochte wohl ein Gewicht von zwanzig Kilogramm haben; doch da die russische Post Pakete jeden Umfangs regelmäßig befördert, so konnte dieses Gewicht nichts Auffälliges bieten. Ein verbannter polnischer Zimmermann fertigte mir nun eine Kiste an, die nachts nach meiner Stube geschafft wurde, und ich legte dann das Ergebnis meiner Erfahrungen hinein, nachdem ich die

gefährlichsten Papiere in Buchdeckeln und in Hohlräumen kleiner Büchsen versteckt hatte. Dann nähte ich die Kiste sorgfältig in starke Leinwand ein, siegelte sie mit mehr als zwanzig Siegeln und adressierte sie an einen Freund in St. Petersburg, dessen politische Gesinnung keinen Verdacht erwecken konnte und dem daher, meiner Meinung nach, eine Postsendung nicht beanstandet werden mochte. Donnerstag morgens, eine halbe Stunde vor dem Abgang der halbwochentlichen Post nach St. Petersburg, nahm ich die mit einem Oberrock bedeckte Kiste in den Hof hinunter, legte sie auf meinen Schlitten, band sie mit einem Strick fest und fuhr damit nach dem Postamt. Die Beamten stellten keine Fragen, wogen das Paket, gaben mir einen Empfangsschein und warfen dann die Kiste ohne weiteres zu einem Haufen anderer Poststücke, die ein Diener in großen Lederbeuteln unterbrachte. Ich warf einen letzten Blick noch darauf und verließ dann schweren Herzens das Postamt. Von dieser Zeit an wurde ich die Angst um die Papiere nicht mehr los. Das Paket enthielt das ganze Ergebnis meiner Arbeit über Sibirien, sein Verlust wäre mir daher unersetzlich gewesen. Als Woche um Woche verging, ohne daß ich etwas davon vernahm, fühlte ich mich stark veranlaßt, bei meinem Freunde telegraphisch anzufragen, ob er es erhalten habe. Doch da ich wußte, daß ein solches Telegramm die Gefahr nur noch vergrößern könnte, unterließ ich es.

In mancher Beziehung bedauerten wir es mehr Minusinst verlassen zu müssen, als irgend einen Ort, den wir auf unserem Heimweg berührt hatten. Allein noch lag zwischen uns und St. Petersburg eine Entfernung von mehr als dreitausend Kilometer und wir mußten bestrebt sein das europäische Rußland noch vor Eintritt des Thaumwetters auf den winterlichen Straßen zu erreichen. Donnerstag, am 4. Februar, nahmen wir daher Abschied von den politischen Verbannten Martjanoff, Sastanoff und Doktor Malinin, die sich uns besonders freundlich erwiesen hatten, und machten uns auf

einer Troika mit „freien“ Pferden auf den Weg nach der beinahe fünfhundert Kilometer entfernten Stadt Tomsk. Anstatt den Jenisei bis nach Krasnojarsk zurückzuverfolgen, was uns weit vom Weg abgebracht hätte, entschlossen wir uns, den Fluß eine kurze Strecke unterhalb Minusinsk zu verlassen und für eine kurze Zeit die Steppe durchquerend, direkt gegen Tomsk zu fahren, wobei wir stets die große sibirische Heerstraße zu unserer Rechten hatten. Es ereignete sich bis spät abends nichts Bemerkenswerthes. Als wir aber da vom Flusse ablenkten, um in ein Dörfchen zu fahren, dessen Namen ich bereits vergessen habe, wurden unsere Pferde durch das plötzliche Erscheinen eines wild aussehenden Mannes, der in einen langen, zerchliffenen Schafpelz gehüllt war, aufgeschreckt. Er sprang hinter einem Felsvorsprung hervor, stieß einen rauhen, unverständlichen Warnungsruf aus und schwenkte in der Luft ein Bündel brennender Birkenrinde und Stroh.

„Was ist los?“ fragte ich unseren Kutscher, als unsere Pferde erschrocken zurückbäumten.

„Der Pestwächter,“ antwortete er. „Er sagt, wir müßten geräuchert werden.“

Im Thale des oberen Jenisei herrschte damals die Kinderseuche und die Bauern dieses Dorfes hatten ringsum einen Pestkordon aufgestellt, in der Hoffnung, dadurch ihren Viehbestand vor der Ansteckung zu schützen. Sie hatten etwas von dem Nutzen einer Räucherung vernommen und unterwarfen nun diesem Prozeß jedes Fuhrwerk, das die Grenzen des Dorfes überschritt. Der „Pestwächter“ verbrannte nun Stroh, Birkenrinde und andere brennbare und Rauch erzeugende Substanzen ringsum und unter unserer Pawoska, bis wir halb erstickt waren und unsere Pferde aus Furcht scheu wurden. Dann sagte er uns ganz ernst, daß wir „gereinigt“ wären und weiterfahren könnten.

Freitag, einen Tag nach unserer Abfahrt von Minusinsk, wurde das Wetter kalt und stürmisch. Nachdem wir den

Senisei verlassen hatten, wurde die Straße sehr schlecht und überdies überfiel uns spät abends, auf einer großen, öden Ebene etwa 40 Kilometer westlich des Seniseis und 170 Kilometer von Minusinsk entfernt, ein heulender arktischer Schneesturm. Die Straße war bald von Erieschnee verweht und es gab da keine Hecken oder Telegraphenstangen, die den Weg bezeichnet hätten. Wir konnten nicht schneller als im Schritt vorwärts kommen und alle drei- bis vierhundert Meter mußten wir absteigen um unsere Patoska aus den Schneewehen herauszuziehen. Etwa eine Stunde nach der Abenddämmerung irrten wir ganz vom Wege ab und kamen in ein Labyrinth von Schneetreiben und engen Schluchten, so daß wir wenig oder gar nicht vom Flecke kamen und schließlich unsere Pferde unter Ausschlagen sich weigerten, weiter zu gehen. Vergeblich wechselte sie unser Kutscher um, schirrte sie hintereinander, schmeichelte, fluchte, hieb auf sie ein. Sie waren sich völlig bewußt von der Straße abgewichen zu sein und daß es nutzlos wäre, ohne Ziel die ganze Nacht auf der Schneefläche herumzuirren. Der Kutscher jammerte: „*At Boschemoi, Boschemoi!*“ (Ach, mein Gott, mein Gott!) und flehte zu seinem Schutzpatron, ihm mitzuteilen, wodurch er eine solche Strafe verdient habe; zuletzt jammerte und weinte er wie ein Schuljunge in seinem Zorn und seiner Mutlosigkeit. Endlich schlug ich ihm vor, es wäre das Beste, wenn er uns am Platz ließe und eines der Pferde bestiege, um somit die Straße ausfindig zu machen; daß er sich nach dem nächsten Ort begäbe und von dort mit Leuten, Laternen und frischen Pferden wiederkäme. Er that es, und Frost und ich blieben in der halbverdeckten Patoska allein auf der Steppe zurück, hungrig, müde und durchfroren bis auf die Knochen, um dem Heulen des Sturmes zu horchen und nachzudenken, ob es unserem Kutscher in der Dunkelheit und in solchem Wetter gelingen werde, eine menschliche Wohnstätte aufzufinden. Die lange bange Nacht ging schließlich vorüber, der Sturm legte sich ein wenig und bald nach Tagesanbruch kam unser Kutscher

mit Striden, Hebebäumen, drei frischen Pferden und einem Bauernknecht aus dem nächsten Dorfe. Sie befreiten uns bald aus unserer Lage, wir fuhren fort und erreichten in den Vormittagsstunden die kleine Ansiedlung Ribalskaja. Hier stiegen wir aus unserer Pawoska, in der wir vierzehn Stunden lang auf einer öden Steppe, ohne Schlaf, Speise und Trank, einem Wintersturm ausgesetzt waren. Als wir uns in einer Bauernstube mit heißem Thee erwärmt und erquickt hatten, aßen wir zum Frühstück was uns geboten werden konnte, und schliefen dann zwei, drei Stunden auf einer Holzbank, um endlich unseren Weg mit frischen Pferden und einem anderen Kutscher fortzusetzen.

Eine Überlandfahrt im Winter, von der Grenze Ostsibiriens bis nach St. Petersburg ist häufig schon von englischen und amerikanischen Reisenden ausgeführt und beschrieben worden, daß es mir unnötig scheint, bei ihren Beschwerden, Entbehrungen und kleinen Abenteuern zu verweilen. Wir erreichten Omsk bei einer Temperatur von dreißig Grad unter Null, am fünften Tag nach unserer Abfahrt von Minusinsk, erneuten wir hier unsere Bekanntschaften im Kreise der Verbannten, erzählten ihnen die neuesten Nachrichten von ihren Freunden in Transbaikalien und Kara und setzten dann unsere Heimfahrt fort. Am 22. Februar — Washingtons Geburtstag — erreichten wir Omsk, wo wir einen Tag rasteten und ruhten und schlugen dann den sogenannten „Kaufmannsweg“ nach Tobolsk ein. Wieder wurden wir in der Umgebung von Omsk durch den Anblick von Kameelen überrascht. Daß es im Sommer hier Kameele gäbe, davon hatten wir uns natürlich schon überzeugt, wir hatten aber nie gedacht, daß sie auch im Winter fortkämen, waren daher nicht wenig erstaunt, als wir im Mondschein einer kalten Nacht drei oder vier Kameele kirgisische Schlitten ziehen sahen.

Hinter Omsk begegneten uns riesige Frachtschlitten, deren Bauart uns neu war, die mit sechs oder acht Pferden bespannt und mit Waren für die Messe von Irbit beladen waren. Einige waren so hoch wie der Giebel einer Dorf-

hütte und besaßen oben einen Kasten, wo der Kutscher, der Händler und sein Schreiber Platz genommen. Die große Jahresmesse von Irbit in Westsibirien steht an Bedeutung der weltberühmten Messe von Nischni=Nomgorod nach; sie wird von Kaufleuten und Händlern aus den fernsten Gegenden Nordasiens besucht. Die Frachtschlitten, die gegen Ende des Winters zahlreich dahin fahren und von dort kommen, zerfahren die Straßen in der Umgegend von Tjumen und Tobolsk derart, daß sie wegen ihrer tiefen Gleise, Höhlungen und langen, gefährlichen Hügeln fast unbenutzbar werden. Trotz der weiten Spreizen unsers Schlittens, warfen wir auf dieser Strecke zweimal um; einmal wurden wir in unserer gestürzten Pawoska einen langen steilen Hügel hinabgeschleift und arg durchschüttelt und zerschunden, bevor es uns gelang, uns aus dem Pelzsack zu befreien und herauszukriechen. Ruhe und Schlaf waren auf einem solchen Wege natürlich unmöglich und ich hatte bald Grund, über Frosts Gesundheitszustand ernstlich besorgt zu sein. Er war ruhig und geduldig, ertrug Leiden und Entbehrungen mit außergewöhnlicher Stärke, und ließ nie eine Klage laut werden. Doch nichtsdestoweniger ward mir klar, daß er allmählich, unter dem Drucke von Schlaflosigkeit, Mütteln, Furcht vor Gefangennahme zusammen breche. Als wir am 28. Februar Tobolsk erreichten und in dem kleinen Blockhaus-Hotel, das man uns empfohlen hatte, die schweren Pelze ablegten, war ich über sein Aussehen sehr erschrocken. Wie ernst sein Zustand war, läßt sich aus dem Umstand ersehen, daß er um Mitternacht geräuschlos zu mir hinkroch und mir mit heiserer Stimme ins Ohr flüsterste: „Sie wollen uns ermorden!“ Ich war so überrascht und bestürzt, daß ich meinen Revolver, der unter dem Kissen lag, hervorriß und spannte, ehe ich noch soweit ermuntert war, um die Situation zu erkennen und zu sehen, daß Frost infolge dauernder Schlaflosigkeit sich in einem hochgradigen, nervösen Fieber befand und die vermuteten Mörder nichts anderes als ein Wahngebilde war.

Im Verlauf des nächsten Tages nahm ich in Tobolsk unter Führung des Polizeichefs eine höchst überflüssige Besichtigung zweier Gefängnisse vor, wo sich nichts Bemerkenswerthes zeigte. Ich besichtigte auch den Glockenstuhl, wo der erste sibirische Verbannte hängt: die berühmte Glocke von Uglitsch, die 1593 auf Befehl des Zaren Boris Gudenoff nach Sibirien verbannt wurde, weil sie das Zeichen zum Aufstand bei der Ermordung des Kronprinzen Dimitri gegeben. Die verbannte Glocke wurde von diesem Verbrechen wieder freigesprochen, erhielt die kirchliche Weihe und ruft jetzt die orthodoxen Gläubigen von Tobolsk zum Gebet. Die Bewohner von Uglitsch haben sich jüngst wieder bemüht, ihre Glocke zurückzubekommen, mit dem Bemerken, daß die Glocke für ihre „politische Unzuverlässigkeit“ im Jahre 1593 durch eine dreihundertjährige Verbannung genügend bestraft sei, und sie wird jetzt vielleicht die Erlaubnis zur Heimkehr erhalten.

In später Nachmittagsstunde besuchte ich noch eine kleine Anhöhe im Osten der Stadt, wo ein Monument zu Ehren Jermaks, des Eroberers von Sibirien steht. Dann kehrte ich in den Gasthof zurück, bezahlte unsere Rechnung, bestellte Postpferde und fuhr nach Tjumen, wo wir am nächsten Tage anlangten.

Eine Woche Rast in Tjumen, genügender Schlaf und reichliche Nahrung, nebst anregender Gesellschaft englischsprechender Leute, stellten Frosts Kräfte bald wieder her, sodaß wir es am 9. März wagen konnten, mittels Eisenbahn nach St. Petersburg zu fahren. Wie angenehm es uns war in einem behaglichen Eisenbahnwagen schnell dahinzurollen, kann nur der ermessen, der in einem Fahrzeug ohne Federn tausende Kilometer auf sibirischen Landstraßen zurückgelegt hat.

Wir erreichten die russische Hauptstadt am 19. März. Sobald ich Frost und unser Gepäck in einem Hotel untergebracht hatte, nahm ich eine Droschke und fuhr zu meinem Freunde, den ich die Kiste mit den wertvollen Schriften gesandt hatte. Mit pochendem Herzen zog ich die Schelle und gab dem Diener meine Karte. Bevor mein Freund erschien befand ich mich in einer fieberartigen Erregung und Angst. Angenommen,

die Kiste wäre von einem Postbeamten oder Polizeibeamten geöffnet worden und ihr Inhalt mit Beschlagnahme belegt — was wäre mir da von der Arbeit und den Mühen eines Jahres übrig geblieben? Wie viel von allem, was ich gesehen und gehört hatte, war mir in Erinnerung noch geblieben? Was sollten mir auch Aufzeichnungen ohne Namen, Daten und all die genauen Einzelheiten nützen, die einer Erzählung erst das Wahrheitsgepräge verleihen?

Ruhig und mit gleichmütiger Miene trat mein Freund in die Stube, als hätte er nie etwas von einer Kiste mit Schriften gehört. Mein Herz sank. Ich hatte erwartet, die Kiste auf seinem Antlitz zu erblicken. Ich weiß nicht mehr, ob ich der Freude des Wiedersehens Ausdruck gab, ob ich Fragen über sein Wohlbefinden stellte. Für einen atemlosen Moment war er mir nichts anderes als der Hüter meiner Kiste. Ich glaube, er fragte mich, wann ich angelangt wäre und bemerkte, daß er Briefe für mich habe. Doch genau ist mir in Erinnerung, daß ich, nachdem ich eine Weile mit mir selbst gekämpft hatte, bis ich ohne ersichtliche Aufregung sprechen konnte, einfach die Frage an ihn richtete: „Haben Sie eine Kiste von mir erhalten?“

„Eine Kiste?“ wiederholte er fragend. Wieder sank mein Herz. Sicherlich hatte er sie nicht erhalten!

„Ja!“ rief er plötzlich aus mit aufleuchtendem Verständnis. „Eine große viereckige Kiste in Packleinwand. Ja, die ist hier!“

Man sagte mir später, es wäre in diesem Augenblick in dem trüben Märzweather von St. Petersburg kein Wechsel eingetreten; doch ich bin überzeugt, daß wenigstens vier Sonnen der größten Art, die den Astronomen bekannt sind, plötzlich durch die Fenster meines Freundes zu scheinen begannen, und daß ich den Gesang der Rotkehlchen und Feldlerchen des ganzen Newski-Prospekt hörte.

Ich schickte die kostbaren Schriftstücke durch einen Sonderboten über die Grenze, um die Gefahr einer möglichen Durchsuchung meiner Sachen an der Grenze zu vermeiden und vier Tage später waren Frost und ich in London.

U n h a n g.

„Geschwärzt.“

Wenig Leute außerhalb Rußlands wissen in welchem Umfange der Ausdruck der Meinungen und die Mittheilungen des Wissenswerthen in diesem großen Reiche von der Regierungscensur der Presse gehindert wird. Manche Amerikaner mögen wohl wissen, daß eine solche Censur existiere, daß sie den Fortschritt intellektueller Thätigkeit im allgemeinen, den politischer und revolutionärer im besonderen hemme. Aber nur wenige hatten Gelegenheit die ganze Ausdehnung ihrer Macht zum Bösen zu sehen oder zu erfahren. Die russische Censur wirkt nicht nur als Knebel um die Erörterung öffentlicher Angelegenheiten zu verhindern, sondern auch als Binde, um die Augen des russischen Volkes zu blenden, damit es nicht die eigentliche Beschaffenheit seiner Lage erkennt. Ich übertreibe nicht wenn ich behaupte, daß ein Engländer, der in London lebt und aufmerksam die Telegramme und Korrespondenzen aus Rußland in den „News“, „Times“, „Standard“ liest, daß dieser eine klarere und genauere Kenntniss aller wichtigen Thatfachen und Erscheinungen der russischen Angelegenheiten hat, als sie ein Bürger von St. Petersburg durch das eifrigste Studiren aller Zeitungen des russischen Reiches gewinnen könnte. Die Gründe dieser außergewöhnlichen und sonderbaren Erscheinung, kann man aus einem dicken Bande erfahren, der von dem russischen Ministerium des Innern veröffentlicht wurde und als „Preßgesetz“ bekannt ist. Wie diese Gesetze wirken, um nicht nur jede Erörterung öffentlicher Angelegenheiten zu verhindern, sondern selbst deren Erwähnung, das sei durch einige Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung hier dargestellt.

Im Monat Juni 1886 versammelte sich in der alten

Tartarenstadt Kasan eine Quasibvertretung russischer Bürger; von den Liberalen wurde sie halb scherzhaft das „Seuchen-Parlament“ genannt. Sie bestand aus Delegierten der „Semstwo“ (Lokalversammlungen) aller an der Wolga liegenden Provinzen und kam zusammen um die Viehseuche zu erörtern und Maßregeln zu ergreifen, die zum Schutz dagegen nötig sind. Ich war damals zufällig in Kasan und am Morgen des Tages an dem dieses „Parlament“ eröffnet werden sollte, befand ich mich in meiner Stube und plauderte mit dem Redakteur einer dortigen Lokalzeitung und mit einem Professor der Universität zu Kasan von russischen Angelegenheiten.

„Ich glaube,“ sprach der Redakteur, „ich sollte nach der Redaktion zurückkehren und einen Artikel schreiben, worin vorgeschlagen wird, daß, da die Delegierten von allen Semstvos an der Wolga hier sich versammelt haben, um die Viehseuche zu besprechen, eine günstige Gelegenheit sich bietet auch andere Angelegenheiten zu erörtern, die für die betreffenden Provinzen von Bedeutung sind.“

„Wissen Sie aber was dann geschehen würde?“ fragte der Professor.

„Was?“ meinte der Redakteur lachend.

„Ihre Zeitung und das „Seuchen-Parlament“ würden unterdrückt werden ehe vierundzwanzig Stunden vergehen.“

„Sie wollen doch nicht sagen, daß es einer Zeitung nicht erlaubt sein sollte einen derartigen Vorschlag in bester Absicht zu machen?“ bemerkte ich.

„Gewiß meine ich das,“ antwortete der Professor. „Zufällig erfuhr ich, daß der Gouverneur vom Minister des Innern den striktesten Auftrag erhalten hat, dem „Parlament“ keine Erörterung zu gestatten, die die Grenze der einzigen vorliegenden Frage überschreitet; daß er ihm ferner täglich eine genaue Mitteilung der Verhandlung telegraphiere. Herr A. (der Redakteur) mag seinen Vorschlag noch so vorsichtig und sorgsam abfassen, ich kann Ihnen doch versichern, daß ihn der Censor unterdrücken wird.“

„Ich will es trotzdem thun,“ sprach der Redakteur und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Wenn Sie zwischen elf und zwölf nachts nach der Redaktion kommen wollen, können Sie das Resultat erfahren.“

Zur bestimmten Zeit fand ich mich in der Redaktion der „Tageszeitung“ ein, setzte mich neben den Schreibtisch des Herrn A. und erwartete das Eintreffen des ausgeschickten Censurbogens. Gegen Mitternacht wurde ein Glöckchen in der Nebenstube laut und darauf stürzte ein Junge herein mit dem Ruf „C—e—n—s—o—r!“; dabei legte er auf einen der Tische ein Bündel Korrekturbogen. Herr A. nahm sie in die Hand, blickte sie rasch durch; dann übergab er mir ohne weitere Bemerkung einen Bogen, der den erwähnten Artikel enthielt, betitelt: „Die Delegierten-Versammlung der Semstwo der Wolgagegend.“ Der Inhalt schien mir ganz unversänglich, selbst vom Standpunkt des beschränktesten und konservativsten Bureaukraten. In den Schlusszeilen hatte jedoch Herr A. mit sanften, vorsichtig schlichternen Worten den Vorschlag gemacht, daß es vielleicht nicht übel wäre, wenn die Delegierten der Semstwo bei dieser Gelegenheit einige andere Angelegenheiten erörtern würden, die für die Bewohner der Wolgagegend nicht minder wichtig wären, wie die der Viehseuche. Durch die Zeilen hatte der Censor einige dicke Striche mit roter Tinte gemacht und am Rande das einzige Worte hingekritzelt: „Verboten.“ Die Voraussetzung des Professors hatte sich erfüllt. Es war der „Tageszeitung“ nicht einmal gestattet zu bemerken, es wäre vielleicht gut, wenn die Delegierten der Semstwo eine oder die andere Angelegenheit, die nicht mit der Viehseuche im direkten Zusammenhang steht, zum öffentlichen Besten in Betracht zu ziehen. Die Regierung hatte keinen Einwand zu machen, galt es Maßregeln zu beraten, die das Wohl des Viehs betreffen; aber ein Vorschlag, daß die Delegierten ihre Aufmerksamkeit der Not, den Leiden unterdrückter Menschen zuwendeten, war ein rebellischer Angriff auf die geheiligten Vorrechte der Krone. Die Viehplage konnte

beseitigt werden, doch die „Bureaukraten-Plage“ war dem Ermessen des „Gottgesalbten“ anheimgestellt, durfte daher nicht erörtert werden, ebensowenig wie gewisse andere Fragen.

Meine Erfahrungen und mein Wirken als Zeitungsmensch, flößt mir natürlich mehr als ein gewöhnliches Interesse für die praktische Thätigkeit des russischen Systems der Pressensur ein, und nach meiner Rückkehr von Sibirien nach dem europäischen Rußland widmete ich alle meine entbehrliche Zeit dem Studium dieses Gegenstandes. Ich sprach davon mit allen Herausgebern und Redakteuren, deren Bekanntschaft ich machte. Ich besuchte die Redaktionen und horchte auf jeder Bemerkung des Redaktionsstabes über die Anmerkungen, Abstriche und Verbote des Censors. Und ich legte mir eine umfangreiche Sammlung solcher Censurbogen an, um dieses Unterdrückungssystem illustrieren zu können, um zu zeigen wie eng die Grenzen sind, zwischen welchen russischen Redakteuren und Reportern erlaubt ist, ihre Meinung auszudrücken, oder ihre Thätigkeit und ihren Unternehmungsgeist zu entfalten.

In der Redaktion eines russischen Tageblattes langt zwischen elf und zwölf Uhr nachts der letzte Korrekturbogen vom Censor ein. Die ganze Nacht bleibt die Redaktion versammelt, des Ruß: „С — е — н — с — о — р!“ gewärtig; dann überblickt einer der Redakteure die Fehlgriffe und verkündet seinen Genossen die Veränderungen die der amtliche Hüter der öffentlichen Moral vorzunehmen für nötig fand, liest den Inhalt oder die Titel der Aufsätze vor, die ganz verboten wurden. Eine rasche Beratung folgt nun über das was nun zu geschehen habe. Wenn wesentliche Bestandteile eines Aufsatzes vom Censor gestrichen wurden, so muß der Nachtreakteur zusehen, ob er nicht durch eine geschickte Operation das Ganze so gestalten kann, daß es Leben und Gleichmaß zu haben scheint, oder ob es nicht derart verstümmelt ist, daß nichts anderes übrig bleibt als es im Papierkorb zu begraben. Hat der Censor unwesentliche Änderungen oder Modifikation nur vorgeschlagen, so muß der Nachtreakteur sie gar wohl beachten

und jeden Artikel dem betreffenden Verfasser zustellen, damit er die nötigen Verbesserungen vornehme. Eine beträchtliche Menge Text, der schon unterbreitet und genehmigt wurde, bleibt im Satz stehen um damit die Spalten zu füllen, wenn im letzten Augenblick der Censor Hauptartikel mit „muß fortbleiben“ bezeichnet oder mit: „verderblich in seiner Tendenz.“ Wenn die verbesserten Censurbogen wieder geprüft worden sind und der Censor heimkehrt, dann ist das Tagewerk des Redakteurs und Reporters vollbracht. Moskau mag bis auf den Boden niederbrennen, der Zar mag ermordet werden — wenn sich einmal der Censor zu Bett begeben hat, kann keine Zeile neuen Inhalts in die Zeitungsspalten gelangen.

Wer da nicht mit dem Gebahren der russischen Censur vertraut ist, mag vielleicht annehmen, daß Streichungen en gros selten wären, daß der Censor gewöhnlich seine Macht mit vernünftiger Mäßigkeit und mit Billigkeit ausübte. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Ich habe Abzüge russischer Zeitungen, wo in einzelnen Nummern acht bis vierzehn Aufsätze oder wesentliche Artikel gestrichen worden sind, ganz zu schweigen von den vorgeschriebenen Änderungen und Modifikationen im Ausdrucke. Am 9. Mai 1881 erhielt Herr Adrianoff, Redakteur und Herausgeber der Zeitung „Sibirische Zeitung“ vom Censor in Tomsk einen Censurbogen zurück, auf dem mehr als die Hälfte des für die nächste Nummer bestimmten Lesestoffes gänzlich oder teilweise durchstrichen war. Ärgerlich und erbittert beschloß er die Nummer zu drucken, ohne einen „genehmigten“ Text dafür einzuschieben. Mit anderen Worten: er beschloß die Stellen, die der Censor beanstandet hatte ganz einfach leer zu lassen, möge sich das Publikum einen Schluß daraus ziehen. Er that es und die „Sibirische Zeitung“ die in den Morgenstunden des 10. Mai 1881 erschien, war sicherlich die sonderbarste Zeitung die einem Abonnenten je zur Hand gekommen ist. An der einen Stelle war ein leerer Raum von einer Spalte, dem die Überreste eines verstümmelten Aufsatzes folgten. An einer anderen Stelle ex-

schien ein unverständlicher Abschnitt ohne Anfang und Ende. Darunter wieder zwei oder drei Aufschriften, die nur die Aufmerksamkeit auf das Fehlende erweckten; und auf einer andern Seite wieder verblieb nur ein kleines Druckinselchen in einem kleinen See von leeren Papler. Das Erscheinen der „Zeitung“ an diesem Morgen erregte natürlich allgemeines Aufsehen. Die Nachfrage nach ihr war ungeheuer groß. Jedermann verstand was diese leeren Räume sagen wollten und jedermann wollte eine Nummer haben. Indes zog dies gar bald die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich und rasch wurde ein Befehl erteilt, die ganze Auflage zu konfiszieren und zu vernichten. So gründlich wurde nach den Nummern dieser Zeitung geforscht, daß kaum eine übrig blieb. Herr Adrianoff selbst vermochte mir vier Jahre später keine zu zeigen, oder zu sagen wo sich eine befände. Er konnte jedoch mir ein Blatt der nächsten Nummer geben, bei der der Censor ihm mit charakteristischer Einfalt und Unbeständigkeit erlaubte folgende „Anmerkung für die Abonnenten“ zu veröffentlichen:

„Der Redakteur der „Sibirischen Zeitung“ erachtet es als seine Pflicht, den Abonnenten anzuzeigen, daß Nummer 11 dieses Blattes ihnen aus folgenden Gründen nicht zugesandt werden konnte: Der Redakteur ließ einige Stellen frei, da er aus dem Preßgesetz nicht das Geringste ersah, was das Verbot aussprach, die vom Censor gestrichenen Stellen leer zu lassen. Auf ein Telegramm jedoch, das der Redakteur in dieser Angelegenheit an den Minister des Innern sandte, erhielt er folgende Antwort vom Hofmeister P. P. Brasemski, leitender Direktor der Preßangelegenheiten: Leere Stellen auf den Seiten einer Zeitung umfassen einen Protest gegen die vorhergegangene Censur und können nicht erlaubt werden.“

Eine Nummer der „Sibirischen Zeitung“, die diese merkwürdige „Anmerkung“ enthält — Nr. 12 vom 17. Mai 1881 — befindet sich in meinem Besitz. Seit dieser Zeit ist diese Zeitung schon zweimal suspendiert worden wegen „Äußerung

einer verderblichen Tendenz“ und wurde endlich ganz unterdrückt unter dem Vorwande, daß sie „Unzuverlässigen“ (Meblagonadesni) Beschäftigung böte und weil sie eine Trauernotiz anlässlich des Todes des politischen Verbrechers Sabaluff veröffentlichte. Die „verderbliche Tendenz“ dieser Zeitung, wie sie aus den in meinem Besitz befindlichen zahlreichen Censurbogen zu ersehen ist, „äußerte“ sich in der patriotischen Handlungsweise, daß sie die Aufmerksamkeit des russischen Publikums auf die Betrügereien, Schwindeleien, Expreßungen und Grausamkeiten der sibirischen Beamten lenkte. Der frühere Redakteur, Herr Adrianoff, ist ein Mann vom höchsten und reinsten Charakter. Seit der Unterdrückung seiner Zeitung beschäftigt er sich im Auftrage der westsibirischen Abtheilung der kaiserlichen geographischen Gesellschaft mit archäologischen Forschungen. Archäologie, mit ihren Beziehungen auf eine längstentschwundene Zeit, ist einer der Zweige menschlichen Wissens, über den der Censor kein direktes Richteramt ausübt, der nicht seiner Aufsicht unterworfen ist. Wenn nicht Herr Adrianoff das Malheur haben sollte, irgendeine Ziegelschrift oder hieroglyphische Felschrift zu entdecken, aus denen sich der vollständige Beweis ergibt, daß irgendwo und irgendwann ein Volk gelebt habe, das nicht von einem Zaren beherrscht wurde und nicht von einem Censuror geregelt — dann dürfte er vielleicht seine Forschungen unbelästigt weiterreiben können.

Einem amerikanischen Zeitungsmenschen muß es völlig albern erscheinen, erst die ganze Auflage eines Blattes zu konfiszieren und zu verbrennen, weil die Stellen der vom Censor gestrichenen Aufsätze leer geblieben sind, und dann wieder dem Herausgeber zu gestatten, in der nächsten Nummer des Blattes in der Form einer Anmerkung für den Abonnenten, alle Umstände dieses Vorfalles zu erklären. Doch die Wege der russischen Beamten sind unergründlich. Ubrigens ist mir in der Geschichte russischer Pressensur mehr als nur dieser bemerkenswerte Versuch bekannt, dem Druck der Regie-

zung zu entgehen und dabei doch die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Ungerechtigkeit des russischen Kneblungsgesetzes hinzulenken.

Anfangs des Jahres 1886 wurden in ganz Rußland Vorbereitungen getroffen, um den fünfundzwanzigjährigen Gedenktag der Aufhebung der Leibeigenschaft in angenehmer Weise zu feiern. Vierteljahrhundert-Feierlichkeiten sind in Rußland nichts Seltenes und niemand außerhalb der Amtskreise hätte auch nur einen Augenblick daran gedacht, daß die Regierung die Feier eines der denkwürdigsten Ereignisse der neueren russischen Geschichte verhindern wollte. Infolge der reaktionären Politik jedoch, die die Regierung Alexanders III. kennzeichnet, sandte Graf Dimitri Tolstoi, der damals Minister des Innern war, an alle Verwaltungsbehörden den Befehl, wonach die öffentliche Feier des 19. Februars im ganzen Reiche verboten sei; ferner wies er die Pressensoren an, alle Zeitungen zu verständigen, daß an diesem Tage redaktionelle Hinweise auf die Aufhebung der Leibeigenschaft oder sonst darauf sich beziehende Erörterungen strengstens verboten wären. Als Resultat dieses Befehles erschienen am 19. Februar 1886 sämtliche Zeitungen des Reiches in der Haltung geknebelter und geprügelter Sklaven. Nicht eine einzige der gewöhnlich erscheinenden Zeitungen gab eine Andeutung von der Wichtigkeit dieses Tages, von dem großen Befreiungsgesetz, das ihn berühmt gemacht hat.

Indes alle Zeitungen des Reiches erschienen an diesem Tage nicht. Die „Russische Zeitung“ in Moskau entschloß sich, da es ihr unmöglich gemacht wurde ihre Gedanken über das große Erinnerungsfest laut werden zu lassen, den Tag in der einzig möglichen Weise zu feiern: indem sie da überhaupt nicht erschien. Das Wort mochte ihr verboten werden, aber die Regierung sollte sie nicht zwingen können mit dem Knebel im Munde hervorzutreten. Wäre der Minister des Innern von diesem Entschlusse früher verständigt worden, so hätte er wahrscheinlich Mittel und Wege gefunden um das Erscheinen

dieser Zeitung auch an diesem Tage zu erzwingen, doch er erfuhr es nicht früher und in der Nacht vom 18. auf den 19. Februar 1886 standen die Pressen dieser großen Moskauer Zeitung still. Als am folgenden Morgen die Leute fragten was da bei der „Russischen Zeitung“ los sei, flüsterte einer dem andern zu: „Sie feiert mit Stillschweigen das fünf- undzwanzigste Jahresfest der Aufhebung der Leibeigenschaft.“

Aus diesen Illustrationen russischer Pressezensur-Verhältnissen kann sich der Leser eine zutreffende Vorstellung machen, in welcher summarischen Weise die Regierung des Zaren die russischen Blätter abfertigt, wenn sie eine „verderbliche Tendenz äußern.“ Indes waren die russischen Blätter nicht die einzigen Zeitungen, die im Reiche gelesen wurden. Zeitungen und Zeitschriften, die in London, Paris, Berlin und Newhork erschienen kamen beständig nach Rußland und führten in ihren dichtgeschlossenen Spalten die Saat der Unzufriedenheit und der „Zersetzung“ mit sich. Wie konnte man die Unterthanen des Zaren vor diesem „verderblichen“ Einfluß der fremden Litteratur schützen? Der russische Censor, allmächtig wie er auch auf seinem Gebiete sein mag, konnte nicht mit roter Tinte die Censurbogen der Londoner „Times“ durchstreichen, noch vermochte er „The Century Magazine“ zu unterdrücken, weil es eine Reihe Aufsätze über das Verbannungssystem gebracht hat. Und doch mußte in irgend einer Weise das russische Volk davor geschützt werden, den verwerflichen Teil solcher Zeitschriften zu Gesicht zu bekommen. War diese Schwierigkeit gestellt, wußte die russische Regierung mit charakteristischer Entschiedenheit und Kraft zu handeln. Sie erklärte den Besitz verbotener Schriften für ein sträfliches Verbrechen und dann — als ob das nicht genug wäre — verletzte sie die Verschwiegenheit ihrer eignen Post, legte in Beschlag, öffnete, prüfte den Inhalt jeder fremden Zeitschrift, die ins Reich kam und stellte ein Heer von Censoren auf, die jeden Artikel ausschneiden oder „schwärzen“ müssen, der die russische Regierungsmethode ungünstig kriti-

fiert. Und jeder derartige Aufsatz hat in den Augen eines solchen Censors eine „verderbliche“ Tendenz.

Zu den „Verderblichen“ zählten natürlich auch die Aufsätze über Sibirien, die im „Century Magazine“ erschienen sind. Einige Monate vor Erscheinen dieser Artikelreihe, sandte ich die Nummern dieser Zeitschrift einem Freunde nach Westsibirien, in der Hoffnung, daß sich bei dem Censor der Glaube festigen werde, der Inhalt dieser Zeitschrift sei durchaus zuverlässig, „vertrauenswert“. Ich meinte, der Censor werde sich damit begnügen, drei, vier Nummern zu überblicken und da er hier nichts „Verderbliches“ fände, seine Aufmerksamkeit für künftig davon abwenden, so daß zwei oder drei Aufsätze der Artikelreihe über das Verbannungswesen unbemerkt blieben. Bald jedoch sollte ich erkennen, daß ein russischer Grenzcensor durch die Prüfung von drei oder vier harmlosen Nummern einer fremden Zeitschrift nicht in Sicherheit zu lullen wäre. Schon der erste Artikel über russische Verhältnisse wurde teils ausgeschnitten, teils geschwärzt und nicht eine einzige Nummer dieser Reihe Aufsätze entging diesem Schicksale.

Im Sommer des Jahres 1888 bereifte ein Amerikaner, Herr Holl, Rußland und erhielt von der Post eine Nummer des „Century Magazine“ zugestellt, wo nicht nur der Artikel über Sibirien ausgeschnitten war, sondern auch fast alle Blätter, die Anzeigen enthielten. Neugierig zu erfahren warum die Anzeigen dieser Zeitschrift als unzulässig erachtet wurden, wandte er sich an das Polizeiamt der Stadt in der er sich damals zufällig befand und fragte um die Ursache. Er meinte, er sei nicht besonders überrascht die Aufsätze über Rußland entfernt zu sehen, doch er könne nicht begreifen warum dies auch mit den Inseraten geschehen sei. Er fügte dann dazu — als gelinden amerikanischen Scherz — das komme vielleicht daher, weil manche der Inserate die Vorzüge der amerikanischen Seifen anpreisen. Die Beobachtungen, die er während seiner Reise durch das Reich gemacht habe, legen ihm freilich den Schluß nahe, daß Seife zu den verbotenen Artikeln ge-

höre; in diesem Falle finde er es allerdings ganz natürlich, daß der Censor alle Inserate für Seife aus den einlangenden fremdländischen Zeitschriften entferne. Der Polizeibeamte, ungewohnt der amerikanischen Art des Scherzens, fühlte sich von dieser unschuldigen Stichelei beleidigt und Herr Holl hatte Mühe ihn zu begütigen. Nachdem dies gelungen war, gab er dem amerikanischen Reisenden mit strenger, strafender Miene die Auskunft, die Inserate des „Century Magazine“ wären ausgeschnitten worden, weil sie irreligiöse Bücher ankündigten. Von welchem schroffen Standpunkt verführter Orthodorie das Urtheil über die Ankündigungen dieser Zeitschrift ausging, weiß ich nicht. Aber als Angehöriger einer Kirche, die unwissende, abergläubische Bauern veranlaßt, ihre Kleider auf ein „wunderwirkendes“ Bild oder Bildnis zu hängen und diese Art von Fetischdienst Religion nennt, war er zweifellos im Recht die im „Century Magazine“ angekündigten Bücher als irreligiös zu bezeichnen.

Seit dem Aufenthalt des Herrn Holl in Rußland, ist jede Nummer dieser Zeitschrift, die ich nach Rußland an Freunde sandte, von dem Censor mehr oder minder verstümmelt worden. Meine eigenen Aufsätze sind immer herausgeschnitten oder geschwärzt worden; und manches Kapitel aus „Das Leben Lincolns“ erlitt dasselbe Schicksal.

Die Entfernung beanstandeter Aufsätze auswärtiger Zeitschriften erfolgt in Rußland auf zweierlei Arten. Sind die Artikel umfangreich, so werden die betreffenden Blätter ausgeschnitten, sind sie kurz, so werden sie mittelst einer Walze geschwärzt, die ungefähr die Breite einer gewöhnlichen Zeitungsspalte hat. Sie ist auch derart durchfurcht, daß die auf das Papier aufgetragene Farbe ein dichtes Netzwerk von weißen Linien und schwarzen Flecken bildet. Das eigenartige, gefürnte Aussehen einer derart behandelten Druckseite, veranlaßte den russischen Leser eine besondere Bezeichnung dafür zu erfinden: „gefaviart“ lautet sie. Wer auch nur einmal den dunkeln, salzigen russischen Kaviar auf einer Scheibe But-

terbrot aufgestrichen gesehen hat, der muß diesen bildlichen Vergleich als sehr glücklich gewählt betrachten. Aus dem Hauptwort wurde das Zeitwort gebildet, und jeder Russe weiß heute, daß „faviaren“ so viel bedeutet wie eine als unzulässig erachtete Druckstelle mit der Walze des Censors zu „schwärzen“.

Die Geringfügigkeit dieser eigenartigen russischen Methode, Unwissenheit zu erzwingen, muß einen Amerikaner ebenso staunen lassen, wie die kaltblütige Frechheit und Unberschämtheit mit der es geschieht. Sie erfüllt nicht ihren Zweck und kann ihn auch nie erfüllen, solange die russische Regierung nicht alle einlangenden Briefe censuriert, solange Bürger von Petersburg oder Moskau dem erstbesten Buchhändler von Berlin, Paris, London schreiben können und ersuchen, ihnen unter Verschuß zu senden, entweder einen einzelnen Aufsatz, der bereits „gefaviart“ wurde, oder alle Aufsätze die über Rußland in einer bestimmten Zeitung oder Zeitschrift erscheinen mögen. Trotz aller Mühe, die sich die russischen Censoren gegeben haben, ist es ihnen nicht gelungen die Artikel über Sibirien, die im „Century Magazine“ erschienen sind, vom Lande fern zu halten. Nicht nur, daß die „geschwärzten“ Aufsätze die Kunde in Rußland gemacht haben, sie wurden auch übersetzt und hektographiert und cirkulieren nun von Hand zu Hand durch das ganze Reich. Manche davon sind selbst den politischen Verschieden in den entlegensten Teilen Sibiriens zugekommen. Es thut mir leid sagen zu müssen, daß einige von ihnen dem Empfänger Unheil brachten. So sitzt auch jetzt noch ein junger Russe gefangen, weil diese Aufsätze in seinem Besitze sich vorgefunden haben. Vor einiger Zeit sandte ich zufolge dringenden Ersuchens eine der Nummern an einen jungen Journalisten meiner Bekanntschaft, Namens Iwan Petrowitsch Belokowski, in Central-Rußland. Ich befürchtete, es könnte ihm übel bekommen, doch er bestand darauf, so daß mir nichts anderes übrig blieb, als sie ihm zu senden. Vor wenigen Tagen erhielt ich nun von einem seiner Bekannten folgenden Brief:

— — Rußland, 16/28. Dezember 1889.

Geehrter Herr Kennan! Ich benütze die günstige Gelegenheit einige Zeilen an Sie zu richten und Ihnen einige traurige Nachrichten mitzuteilen. Ich weiß nicht, ob Sie es schon erfahren haben, daß es Ihrem Freund Iwan Petrowitsch Belokonski zufolge zweier großer Bilder, die Sie ihm gesandt haben, sehr schlecht geht. *) Ein Bekannter, den er diese Bilder gab, wurde verhaftet, und so große Wichtigkeit wurde dem Gegenstand zugemessen, daß Belokonski darüber verhört wurde, und daß von der Polizei in St. Petersburg der Befehl ausging, ihn „mit besonderer Sorgfalt“ zu überwachen. Das geschah im Dezember 1888. Am 29. April nächsten Jahres, erschien plötzlich um drei Uhr morgens die Polizei im Hause von Belokonski um eine Durchsuchung vorzunehmen. Nichts Verbotenes wurde vorgefunden als Leroy-Beaulieus „l'Empire des Tsars“ und drei Ihrer Aufsätze vom „Magazine“. An diesem Tage wurden in — — noch achtzehn verschiedene Hausdurchsuchungen vorgenommen, zu welchem Zwecke weiß bis heute keiner. Am 8. Mai wurde Belokonski nochmals von der Polizei zum Verhör gerufen und wurde dann ins Gefängnis geschickt, wo er sich noch befindet. Es mag Ihnen sonderbar vorkommen, daß ein Mann, der eine Familie zu erhalten hat in dieser Weise verhaftet wird, und bereits nun acht Monate im Gefängnis zubringt. Warum? Wahrscheinlich nur weil er im Besitze Ihrer Aufsätze befunden wurde. Indes wir Russen sind dergleichen so gewöhnt, daß es uns nicht im mindesten überraschen kann; aber betrübt macht es uns. Selbst in der übeln Lage, in der wir uns befinden, glüht unser Herz der Freiheit entgegen — und wieviel Freiheit haben wir? Selbst die Türken sind freier.

Die Familie des Iwan Petrowitsch besteht aus fünf Personen. Sie befindet sich in großer Not, zumal es der Frau Belokonski

*) Das waren zwei große Ankündigungsbogen mit Illustrationen, die der Herausgeber des „Century Magazine“ anfertigen und verteilen ließ, um die Aufmerksamkeit auf die Artikel über Sibirien hinzulenken.

vom Gouverneur verboten wurde Unterricht zu erteilen und wären es auch nur Privatlektionen. Etwas anderes zu thun, fällt ihr in der kleinen Provinzialstadt äußerst schwer. Sie mögen fragen: „Wovon leben sie denn?“ Frau Belofonski that es bisher, indem sie eine kleinere und wohlfeilere Wohnung mietete und ihre Hauseinrichtungsgegenstände verkaufte oder verpfändete. Von dem Erlös hat sie nicht nur sich und ihre Kinder zu unterhalten, sondern auch den gefangenen Gatten. Die Regierung gewährt ihm nur zwei Rubel, dreißig Kopeken monatlich zur Verköstigung. Damit er nun bei Kräften bleibe und nicht halbverhungert zusammenbreche, kauft sie Lebensmittel und trägt sie ins Gefängnis. Glücklicherweise ist sie ein Weib von starkem Charakter. Wäre es anders, so bliebe ihr nichts übrig, als sich hinzulegen und zu sterben.

Gerne wollte ich Ihre letzten Aufsätze lesen, doch ich wage es nicht Sie zu ersuchen mir sie einzuschicken; ich muß es daher auf eine günstigere Zeit verschieben. Mit einem warmen Händedruck und mit den herzlichsten Grüßen bin ich

Ihr ergebenster

Es ist unnötig diesem Briefe noch etwas beizufügen. Mein Freund Belofonski wird wahrscheinlich auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt werden, weil er im Besitze meiner Aufsätze war und ich bin machtlos ihm zu helfen.

Was erhofft oder erwartet die russische Regierung, indem sie Artikel „schwärzt“, die ganz einfach nur wahrheitsgetreu russische Zustände schildern, indem sie jeden, der im Besitze dieser Aufsätze befunden wird ins Gefängnis wirft?

In einem Werke, das erst unversehens Weise von der russischen Censur freigegeben, dann aber konfisziert und verbrannt wurde, erörtert der russische Schriftsteller Prugawin dieselbe Frage und sagt: „Kann eine Idee erstickt werden? Können Gedanken getötet, begraben oder vernichtet werden? Sind nicht Wahrheit und Liebe, Gerechtigkeit und Freiheit

unsterblich? Es ist der fürchterlichste aller Mißgriffe, zu wähnen, Gedanken könnten vertilgt werden. Völker sind zu Grunde gegangen, Männer starben in Kerker und Ketten, ihre Leiber sind verwest, ihre Gräber verfallen und selbst ihre Namen vergessen worden. Aber ihre Gedanken und Bestrebungen leben. Gewaschen mit dem Blut der Märtyrer erscheinen sie im Traum jedem Manne, in dessen Hirn ein Gedanke funkt, in dessen Brust ein Herz schlägt."

Als der Censor Prugawins Buch verbrannte, mag er wohl gedacht haben, daß er dessen „verderblichen“ Einfluß nun für immer zerstört habe. Doch die „Gedanken und Bestrebungen“ des genialen Autors „leben“ und seine Worte, mag ihr Ausdruck auch auf Befehl der russischen Regierung verbrannt worden sein, wird ein Echo finden in Hunderttausenden von Herzen in England und Amerika.

Es wird die Zeit kommen, in der der freie Russe, nicht mehr geblendet von der Censur, über diese Blätter der Geschichte seines Vaterlandes blicken wird, die ihn erinnern an die Zeit, wo die öffentliche Meinung geknebelt wurde, der Gedanke erdrosselt und aus der Tiefe seines Herzens wird dann der Wunsch aufsteigen, daß eine so erniedrigende und beschämende Erinnerung werde — „geschwärzt“.

Die neueste sibirische Tragödie.

März 1890.

Die Zeitung „New York Tribune“ vom Sonntag den 19. Januar 1890 enthält beziehentlich der jüngst in der ost-sibirischen Stadt Jakutsk stattgefundenen Niedermeklung russischer politischer Verschwörer von einem gelegentlichen Korrespondenten in St. Petersburg folgende Mitteilungen:

„St. Petersburg, 1. Januar.

Die Mitteilungen der Londoner „Times“ von einer Niedermeklung politischer Verbannter, die verwichenen Herbstes

in Jakutsk, Ostsibirien, stattgefunden hätte, hat hier ein bedeutendes Aufsehen erregt. Unter gewöhnlichen Umständen glaubt die kaiserliche Regierung den Äußerungen des brittischen „Donnerers“ keine Beachtung widmen zu sollen, zumal sie die Stellung kennt, die der Attentäter des Polizeichefs General Mesentseff, der Nihilistenführer Ratschessky, besser bekannt unter seinem Schriftstellernamen Stepniak, seit einigen Jahren in der Redaktion der „Times“ einnimmt. Im vorliegenden Falle jedoch hat des erwähnten Blattes Erzählung einer angeblichen Mezelei in Jakutsk so umfangreiche Verbreitung gefunden und einen solchen Sturm der Entrüstung in der ganzen europäischen Presse hervorgebracht, daß die Regierung des Zaren es für rätlich erachtet, von der üblichen Politik verachtungsvollen Schweigens abzuweichen und eine amtliche Erklärung des Vorfalls zu geben. Sie leugnet, daß eine Mezelei stattgefunden habe, doch giebt sie zu, daß in Jakutsk zwei blutige Schlägereien unter folgenden Umständen stattgefunden haben: „Vor einem Jahre etwa erhielt das hiesige Departement der Geheimpolizei die Mitteilung, daß die meisten nihilistischen Pamphlete, Proklamationen und andere revolutionäre Veröffentlichungen in Sibirien nicht nur geschrieben, sondern auch gedruckt werden. Im ersten Augenblick schien dies ganz unglaublich, in Hinblick auf die strenge Kontrolle, der sowohl Gefangene, wie Verbannte in des Zaren großen Strafkolonien unterworfen sind. Indes schien es doch angezeigt die Sache zu untersuchen und Kapitän Russanoff, einer der tüchtigsten Beamten der dritten Sektion der kaiserlichen Kanzlei, wurde zu diesem Zwecke nach Sibirien geschickt. Nach vielen sorgsam und geduldigen Forschungen gelang es ihm die Existenz einer sehr gut ausgestatteten geheimen Druckerei in Jakutsk zu entdecken. Dieser Ort ist der allerletzte der Welt, von dem angenommen werden könnte, daß die Nihilisten hier ihre Pressen aufgestellt haben, denn nur die gefährlichsten und verzweifeltsten Gefangenen und Verbannten befinden sich in Jakutsk. Ihre Namen sind nicht einmal den Lokalbehörden be-

kannt, denn im Augenblicke wo sie Tomsk verlassen, sind ihnen auch ihre Namen genommen und sie werden nur mit Nummern bezeichnet. Zusage ihres gefährlichen Charakters sind sie einer besonderen und sehr strengen Überwachung unterworfen.

Kapitän Russanoff fand indessen heraus, daß es ihnen mittelst schweren Bestechungen gelungen war, die ihnen zur Überwachung beigegebenen Baikalsocken für sich zu gewinnen, und daß diese ihnen bei der Beförderung ihrer Schriften nach Rußland behilflich waren. Nachdem der Kapitän seine Maßregeln ergriffen hatte, ließ er eines Nachts von der Polizei und von Soldaten das Haus umzingeln, indem sich die Druckerei befand, und nach einer blutigen Schlägerei, bei der sowohl einige von der Polizei, wie einige von den Verschworenen durch Revolverschläge und Säbelhiebe schwer verwundet wurden, gelang es, die Insassen des Hauses zu verhaften und ins Gefängnis zu setzen. Einige Wochen später wurden sie vor Gericht gestellt und mit einer unter diesen Umständen ganz ungewöhnlichen Milde wurden sie von den Richtern nur zur Deportation nach einigen entfernteren und strengeren Strafsiedlungen verurteilt. Das Streben des Gerichtshofes ging dahin, die Bande zu sprengen, sie in großen Entfernungen voneinander unterzubringen, damit ferner keine Verbindung zwischen ihnen möglich sei. Der amtliche Bericht bemerkt nun, daß die Verurteilten, nachdem sie ihr Urteil vernommen hatten und hinausgeführt wurden, plötzlich die Eskorte angriffen. Einige von ihnen hatten Revolver bei sich, die sie nun gegen die anwesenden Polizeibeamten benützten. Diesen eilten Soldaten zu Hilfe und zur Unterdrückung der Revolte wurde es nötig einige der Häftlinge niederzuschießen, oder mit dem Bajonett niederzustecken. Drei der Überlebenden wurden dann zum Tod durch den Strang verurteilt, während den anderen, statt der einfachen Deportation, die Strafbarkeit in den Minen zugesprochen wurde.

Diese von der Regierung gegebene Erklärung wird hier überall als höchst glaubwürdig aufgenommen." . . .

Es ist befriedigend zu sehen, daß die Minister des Zaren nicht ganz gleichgültig sind gegen die Meinung der civilisierten Welt, und daß sie zu einer Erklärung einiger ihrer außergewöhnlichen Thaten gezwungen werden kann — mag diese Erklärung auch eine schamlose Lüge sein. Indes wenn man die Sache vom moralischen Standpunkt aus betrachtet, so scheint es, es wäre doch für die russische Regierung besser gewesen, wenn sie auf die Vorwürfe der Barbarei und Grausamkeit, die von der Londoner „Times“ wider sie erhoben worden, lieber ganz geschwiegen hätte, als sie in einer Weise zu beantworten, die nicht nur die Unwahrheit sagt, sondern dabei auch albern und komisch klingt.

Die Mezelei der politischen Verbannten in Jakutsk erfolgte im letzten März, also vor einem Jahre. Selbst in einem Lande, wo Grausamkeit und Rechtsverletzung nichts ungewöhnliches sind, wird ein Ereignis wie das von Jakutsk — das Niederschießen von fünfzehn bis zwanzig fast wehrlosen politischen Gefangenen, das Niederstechen eines Weibes mit dem Bajonett, das Aufhängen von drei der Überlebenden und die Verurteilung aller andern zur Zwangsarbeit — etwas sein, das die Aufmerksamkeit selbst der sorglosesten und gleichgültigsten Presse auf sich ziehen muß. Es ist ein Ereignis von höchster Wichtigkeit, ganz abgesehen von Schlüssen, die daraus gezogen werden können. Allein auch der aufmerksamste Leser russischer Zeitungen hätte in deren Spalten vergeblich nach einem kurzen Bericht oder auch nur nach einer Andeutung dieser Massenschlächtereie gesucht, die in Ostsibirien gegen gebildete Männer und Frauen stattgefunden hat. Zehn Monate lang hüllte sich die ganze russische Presse in tiefstes Schweigen über diese Angelegenheit, nicht daß die russischen Redakteure nichts davon erfahren hätten, nicht daß sie das Niederschießen von unschuldigen Männern und Aufspießen von unschuldigen Frauen als etwas Gleichgültiges betrachtet hätten, sondern nur darum weil in ihren Mund der Knebel der Censur gestopft war. Ich selbst halte und lese fünf oder sechs russische Zeitungen, darunter die „Russische

Zeitung“ von Moskau, „die Wiestnik Europa“ und die „Östliche Revue“ von Irkutsk, die also in der Hauptstadt Ostsibiriens erscheint, nur in geringer Entfernung — nach sibirischen Begriffen von Entfernung — vom Schauplatz der Jakutsker Tragödie. Auch nicht ein einziges Wort über diese grausame und unprobozierte Mordthat wurde von den erwähnten Blättern verlautbart. Augenscheinlich wagte es nicht die Regierung seinem Volke die Sache auch nur in ihrer Beleuchtung darzustellen. Wenn es eine gerechte Sache, eine nötige Abwehr war, warum erklärte sie nicht gleich ganz einfach, daß die politischen Verschwörer zu Jakutsk verhaftet und verurteilt wurden, weil sie eine geheime Druckerei zu revolutionären Zwecken unterhielten; daß sie ferner beim Verlassen des Gerichtssaales einen bewaffneten Angriff auf die Wache unternahmen, daß es daher nötig war die Revolte niederzuschlagen, selbst um den Preis einiger Menschenleben? Der einzige Grund, warum sie dies unterließ, ist, daß sie es nicht wagte Nachfragen und Erklärungen zu provozieren. Sie hoffte das ganze russische Volk in Unwissenheit, nicht nur über die näheren Umstände der Mezelei zu erhalten, sondern auch über die Mezelei selbst.

Meine erste Kenntnis der Tragödie von Jakutsk erhielt ich im verwichenen Sommer in einem Privatbrief aus Sibirien. Seit jener Zeit habe ich acht besondere, unabhängig von einander geschriebene Mitteilungen über den ganzen Vorfall erhalten, dazu auch Abschriften der amtlichen Schriftstücke, die sich darauf beziehen, Planskizzen des Hauses und Hofes wo die Mezelei stattfand, die Namen aller beteiligten Beamten und Verbannten, den vollständigen Text des Urteils des Kriegsgerichtes, das die Überlebenden richtete, die letzten Briefe der drei Männer die gehängt wurden und alle genauesten Einzelheiten die zum völligen Verständnis der Umstände nötig sind. Diese Mitteilungen wurden, übersetzt und veröffentlicht, Bände füllen und sie kamen mir, wie erwähnt, von acht verschiedenen Personen zu — die nicht alle Verbannte sind, und aus den verschiedensten Teilen des russischen Reichs. Mit einigen der

Schreibenden bin ich persönlich bekannt und ich kenne sie als Männer von Ehre und Vertrauenswürdigkeit; Männer, die absichtlich keine Unwahrheit berichten wollten, gälte es auch dem besten Zwecke. Überdies sind sie auch durch tausende Meilen sibirischer Steppen getrennt, sie könnten daher nicht eine Verabredung treffen mich zu täuschen, auch dann nicht wenn sie es gewollt hätten; auch weiß keiner von ihnen, daß der andere mir geschrieben hat. Es ist daher kaum noch nötig zu bemerken, daß Beweismittel der erwähnten Art das vollste Vertrauen verdienen. Und ich bin überzeugt, daß sie, vollständig veröffentlicht, das amerikanische Volk nicht nur von der Grausamkeit der russischen Regierung überzeugen würden, sondern auch von der schamlosen Verlogenheit, die solche Thaten mit solchen Worten zu erklären versucht.

Die offiziellen Mitteilungen des Korrespondenten der „Tribune“ will die von der Londoner „Times“ gebrachte Nachricht über die Mezelei diskreditieren, indem sie sie vor allem dem bekannten russischen Schriftsteller Stepniak zuschreibt und dabei dessen persönlichen Charakter anschwärzt. Es ist dies eine charakteristische russische Kampfmethode; den Gegner verleumden, ihn einen Mörder nennen, das ist des russischen Bureaukraten höchste Vorstellung einer Strategie. Ich halte es für unnötig Stepniak zu verteidigen, denn er vermag es selbst; ich weiß auch nicht, ob er Mitarbeiter der Londoner „Times“ ist; aber ich weiß, daß die Mitteilungen dieses Blattes über die Mezelei von Jakutsk in allen ihren wesentlichen Bestandteilen richtig ist, daß sie, wenn auch mit andern Worten gegeben, völlig übereinstimmen mit den acht unabhängig voneinander geschriebenen Mitteilungen, die ich aus Rußland und Sibirien erhalten habe. Meine Berichte sind länger, sie enthalten mehr Einzelheiten, aber sie bestätigen jeden wesentlichen Umstand, der von der „Times“ veröffentlichten Nachricht.

Die russischen Beamten in St. Petersburg behaupten — nach der Mitteilung des Korrespondenten der „New York Tribune“ — daß diese sibirische Tragödie indirekt das Ergebnis

der Entdeckung einer „nihilistischen“ Druckerei in Jakutsk, durch Kapitän Kusinoff sei. Das ist entschieden unrichtig. General — nicht Kapitän — Kusinoff bereiste vor etwa zwei Jahren Sibirien, angeblich um das Leben und Treiben der Verschiedenen zu beobachten. Aber er ist schon längst zurückgekehrt, ich glaube nach St. Petersburg, und er war gar nicht in Jakutsk. Seine bemerkenswertesten Thaten waren dort, erstens, die Unterdrückung der liberalen Tomsker Zeitung „Sibirische Zeitung, weil sie politischen Sträflingen Beschäftigung gab und eine Trauernotiz über den Tod eines derselben veröffentlichte (s. vorhergehendes Kapitel „Geschwärzt“), zweitens, die Vernichtung aller Inschriften auf den Grabsteinen der verstorbenen politischen Verbannten zu Tomsk. Unter den vertilgten Aufschriften, was unter seiner persönlichen Aufsicht vorgenommen wurde, befanden sich u. a. folgende: A . . . B . . . starb in einsamer Haft des Gefängnisses zu Tomsk am . . . 188 . .“ und „B C starb in Tomsk am . . . 188 . . in seines Alters Jahre.“ Hier waren die Worte Christi zugefügt: „Größere Liebe hat kein Mensch als der, der sein Leben für Freunde opfert.“ Diese Worte wurden vertilgt.

Ich nehme an, daß ein Offizier, der fähig ist politische Gegner bis über das Grab hinaus zu verfolgen und die Worte Christi von ihren Grabmälern zu löschen, auch imstande ist eine „nihilistische“ Druckerei in einem Orte zu entdecken, den er nie besucht hat. Hat er es wirklich gethan, warum konfiszirte er nicht diese Druckerei damals als er überhaupt in Sibirien war? Es sind fast zwei Jahre her, daß ich in sibirischen Zeitungen von seinem Besuch verschiedener Ortschaften etwas las.

Jemandem, der die Stadt Jakutsk kennt wie ich sie kenne, muß die Geschichte von der Entdeckung einer dortigen „nihilistischen“ Druckerei auf den ersten Blick hin unwahr erscheinen. In Rußland wachsen nicht die Druckerpressen auf dem ersten besten Baume. Sie werden von der Regierung für gefährlicher als Dynamit erachtet und sie sind selbst in den größten

Städten, wie in St. Petersburg und Moskau nur mit den größten Schwierigkeiten und mit der fürchterlichsten Gefahr heimlich unterzubringen. Wie könnte also eine Handvoll politischer Verbannter, die unter strenger polizeilicher Überwachung leben, die fast gar kein Geld besitzen, eine Druckerpresse nach der weitentlegenen Stadt Jakutsk schaffen? Dasselbst giebt es keine Zeitung und soweit mir bekannt ist, giebt es auf tausend Meilen in der Runde keine Druckerpresse. Ferner, um auch dies in Betracht zu ziehen, welchen Nutzen könnte es für die Verbannten haben an Ort und Stelle eine Druckerpresse zu benutzen, wenn sie schon wunderbarer Weise zu einer kämen? Jakutsk ist nur ein Städtchen mit überwachsenen Blockhäusern, von etwa sechstausend Einwohnern, jeder der Einwohner ist den Postbeamten und der Polizei bekannt, und die Korrespondenz der Verschieden steht unter strenger „Kontrolle“. Wie könnten sie „nihilistische“ Schriftstücke in bedeutenden Mengen nach dem europäischen Rußland verschicken, auf eine Entfernung von mehr als viertausend Kilometer, selbst wenn sie den Druck herzustellen vermöchten?

Die Beamten in St. Petersburg sagen ferner, wie der Korrespondent der „Tribune“ mitteilt, daß nur die „gefährlichsten und verzweifeltsten“ Gefangenen und Verbannten in Jakutsk interniert wären. Ihre Namen wären selbst den Lokalbehörden nicht bekannt, da sie vom Tage ihres Abgangs von Tomsk nur mehr mit Nummern bezeichnet werden. Auch diese Behauptungen sind falsch, letztere sogar absurd. Die Hälfte der Zahl der politischen Verbannten in Jakutsk wurden ohne richterliches Urteil, auf administrativem Wege nach Sibirien verschickt. Es gab nicht Beweismittel genug um sie selbst von einem russischen Gerichte verurteilen zu lassen, sie wurden daher einfach nur auf Befehl des Ministers des Innern verbannt. Die Namen sind zuweilen nur angenommene, aber der Gebrauch Sträflinge mit Nummern zu bezeichnen, ist in Sibirien praktisch unbekannt. Nur ein einziger derartiger Fall kam zu meiner Kenntnis und da war es, daß der

Sträfling jede Auskunft über seine Person verweigerte. Er wurde nach den Minen als „Nummer Zwei“ verschickt, einfach nur weil die Behörde nicht erfahren konnte wer er wäre.

Die Beamten in St. Petersburg bemerken ferner, wie der Korrespondent der „Tribune“ berichtet, zur Erklärung der Mezelei von Jakutsk, daß die „gefährlichen und verzweifeltsten“ politischen Verbannten, als sie nach ihrer Verurteilung wegen Errichtung einer „nihilistischen“ Druckerei den Gerichtshof verließen, plötzlich die Wache mit geladenen Revolvern angegriffen hätten, daß es zur Unterdrückung der Revolte nötig war von Kugel und Bajonett Gebrauch zu machen.

Die Verbannten haben wohl ihre geladenen Revolver in derselben miraculösen Weise erhalten wie die Druckerpresse. Jeder der auch nur einigermaßen die russischen Gefängnisse und Gerichte kennt, wird wissen, daß die Sträflinge, bevor sie nach den Zellen abgeführt werden, einer Durchsuchung unterzogen werden, die noch sorgfältiger und gründlicher vorgenommen wird, ehe sie vor dem Gerichtshof gestellt werden. Es ist völlig unmöglich und unglaublich, daß man „gefährlichen und verzweifeltsten“ politischen Gefangenen erlaubt hätte, als sie verhaftet und eingesperrt wurden, geladene Revolver mit in die Zellen zu nehmen; es ist noch unglaublicher, daß man ihnen erlaubt hätte so tödliche Waffen mit sich zu führen, als sie vor die Richter gestellt wurden um abgeurteilt zu werden. Russische Polizisten mögen dumm sein, aber so dumm sind sie doch nicht, um „gefährliche und verzweifelte“ Gefangene mit den Taschen voll geladener Revolver vorzuführen.

Die ganze Geschichte trägt den Stempel einfältiger Erfindung, vorgebracht, um die wahren Geschehnisse zu verhüllen, um den Leser zu täuschen, der nicht mit den Verhältnissen des Lebens der Verbannten vertraut ist. Das Gemekel von Jakutsk war nicht das Resultat der Entdeckung einer geheimen „nihilistischen“ Druckerei, nicht das eines Angriffs den „verzweifelte und gefährliche“ Leute auf ihre Wachen unternommen haben — es war das direkte Resultat amtlicher Dummheit

und Brutalität, das indirekte Resultat eines grausamen und unnötigen Befehls, der von dem Gouverneur der Provinz Jakutsk, General Ostaschkin erteilt wurde. Dieser Offizier beabsichtigte zwanzig oder dreißig der administrativ Verschiedten nach den arktischen Regionen zu senden, ohne geeignete Ausrüstung und in so großen Abtheilungen, daß sie wegen der Unmöglichkeit sich Nahrung zu verschaffen, auf dem Wege hätten verhungern müssen. Ich kenne diese Gegend gründlich. Theilweise bereiste ich sie auf Hundeschlitten im Winter 1867/68 und ich erinnere mich, daß während der ganzen Woche mein Thermometer eine Temperatur von 40 bis 50 Grad Fahrenheit unter Null zeigte. Beinahe verlor ich da einen meiner Leute, der nachts starr vor Kälte ins Lager kam; und so wohlgenährt und ausgerüstet wie ich auch war, litt ich doch fürchterlich unter den Mühen, denen ich ausgesetzt war. Und in diese arktische Wildnis, die ich im Jahre 1867 auf Hundeschlitten nur mit den gewaltigsten Anstrengungen durchfahren konnte, wollte General Ostaschkin zwanzig oder dreißig politische Verbannte senden — darunter zwei oder drei junge Mädchen — ohne genügende Lebensmittel, ohne gehörige Ausrüstung und in so großen Abtheilungen, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die halbwilden jakutischen Kutscher, bei den weitentlegenen Stationen, sie weder mit Nahrung versehen, noch weiterschaffen konnten. Als die Verbannten dem Gouverneur Ostaschkin die respektvolle Bitte sandten, er möge sie nach den Bestimmungsorten, so wie es bisher üblich war schicken: zu zweien und mit genügender Nahrung und Ausrüstung, da ließ er eine Compagnie Kosacken mit geladenen Flinten nach dem Hause reiten, wo die Bittsucher der Antwort harrend versammelt waren, und befahl den Offizieren, zu veranlassen, daß sie aufs Polizeiamt gebracht würden. Die Kosacken versuchten nun die erzürnten Verbannten aus dem Hause zu treiben, indem sie mit den Bajonetten stachen und mit den Gewehrkolben stießen. Widerstand wurde nur von wenigen geleistet, die nicht genug Verstandnis hatten für diese

unerwartete Antwort auf ihre Bitte. Und dann folgte die Metzerei, die der Korrespondent der Londoner „Times“ beschrieben hat. Sechs der Politischen wurden getötet, darunter ein junges Mädchen, das gespießt wurde; neun wurden schwer verwundet und alle anderen brutal geschlagen und mißhandelt.

In einem Leitartikel, der dieses Ereignis behandelt, stellte die Londoner „Times“ die gebührlchen Fragen: „Ist es möglich, daß solche Dinge mit Wissen des Zaren, der als humaner Mensch gilt, geschehen können? Ist er so verblendet von den Lehren des Absolutismus, daß sein Herz verhärtet ist, gegen alle diese Leidensgeschichten? Wenn nicht, so hat er nun die beste Gelegenheit ein für allemal Scenen und ein System zu beseitigen, die nur seine Regierung und seine Religion entwürdigten.“

Solche Mittel unterdrücken nichts, sie verbittern nur und vergrößern das Übel gegen das sie gerichtet sind.

Die Überlebenden der Metzerei wurden vor das Kriegsgericht gestellt und ohne daß ihnen eine Verteidigung gestattet worden wäre, wegen bewaffneten Widerstand gegen die Behörde angeklagt und für schuldig befunden. Drei von ihnen wurden gehängt; vierzehn, vier Frauen inbegriffen, wurden zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt; fünf, zwei Frauen inbegriffen, wurden für die Dauer von fünfzehn Jahren nach den Minen geschickt; vier, Burschen und Mädchen unter zwanzig Jahren, wurden zu zehnjähriger Strafarbeit verurteilt und zwei andere wurden als Zwangskolonisten nach den arktischen Dörfern Werchojansk und Eredni Kolinsk, in „dem entlegensten Teil der Provinz Jakutsk“ verschickt. Und dieses Urteil ist nach der Meinung Petersburger Beamten ein Beweis „ungewöhnlicher Mäßigung“ der Richter, die das Kriegsgericht gebildet haben! Einen weiteren Beweis dieser „ungewöhnlichen Mäßigung“ ergiebt die Thatsache, daß der politische Verbannte Rohan Bernstein, nachdem er bei der Metzerei vier schwere Kugelverwundungen erhalten und fast fünf Monate

im Gefängnishospital gelegen hatte, auf einem Feldbett liegend zum Galgen getragen wurde, daß man ihn henkte, indem ihm die Schlinge um den Hals gelegt und das Bett unter ihm fortgezogen wurde.

Wenn dies russische „Mäßigung“ ist, dann hat man wohl alle Ursache zu beten von der russischen Strenge bewahrt zu bleiben.

Zwei Stunden ehe der Strick um seinen Hals gelegt wurde schrieb einer der Hingerichteten einige flüchtige Abschieds-zeilen an seine Genossen, worin er sagt: „Wir fürchten nicht den Tod, doch versucht ihr, unseren Tod irgendwie nützlich zu machen — berichtet dies alles Kennan.“

Der Appell an mich soll nicht vergeblich gewesen sein. Wenn ich lebe so wird wenigstens die ganze englisch sprechende Welt die Einzelheiten dieses grausamen Verbrechens kennen lernen.

Der russische Strafkodex.

Für den Charakter eines Volkes und für die Beschaffenheit einer Regierung, ist nichts charakteristischer, nichts was für die Beurteilung schwerer ins Gewicht fällt, als die Verbrechen, die begangen werden und die Strafen, die dafür bestimmt sind. Der Strafkodex eines Staates bildet gewissermaßen einen Wegweiser durch das Leben des Volkes. Er zeigt nicht nur die Übel an denen die Gesellschaft krankt und die von der Regierung angewendeten Heilmittel, sondern er gewährt auch einen Einblick in die Moral und Aufklärung des Volkes, zeigt welchen Einfluß, guter oder schlechter Art, die Regierenden ausüben.

Ich will daher in diesem Aufsätze einige charakteristische Züge des russischen Strafkodex kurz und klar erörtern, zeigen, in wiefern meiner Ansicht nach die socialen Verhältnisse Rußlands, die bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten seine

Regierung und die Ursachen der dort vorhandenen Unzufriedenheit und Unordnung auf diesen Strafkodex zurückzuführen sind.

Der russische Strafkodex bildet in der revidierten und verbesserten Ausgabe von St. Petersburg des Jahres 1885 einen etwa 700 Seiten starken Oktavband, der Verbrechen und Vergehen, die hier in Betracht kommen sind in zwölf Hauptabteilungen oder „Titel“ geteilt. Jeder Titel besteht aus zwei bis vierzehn „Abschnitten“ und jeder dieser aus Paragraphen, die ohne Rücksicht auf die höheren Abteilungen fortlaufend numeriert sind. Der Inhalt des Kodex, die Einteilung der Verbrechen und der Raum der jeder besonderen Abteilung der Vergehen und der Strafen einnimmt, im Verhältnis zum Ganzen, läßt sich aus folgendem Auszug erkennen:

Titel I. Von den Verbrechen und Vergehen im allgemeinen und von den Graden der Schuld (nimmt 175 §§ in Anspruch).

Titel II. Verbrechen gegen die Religion und Verletzung ihrer Vorschriften (nimmt 65 §§ in Anspruch).

Titel III. Staatsverbrechen, wie: Hochverrat, Aufruhr, Beleidigung der geheiligten Person des allerhöchsten Herrschers oder der Mitglieder des kaiserlichen Hauses (nimmt 23 §§ in Anspruch).

Titel IV. Verbrechen und Vergehen gegen die Regierung (67 §§).

Titel V. Verbrechen und Vergehen, die von Staatsbeamten begangen werden (178 §§).

Titel VI. Verletzung der Vorschriften über die Pflichten und Verbindlichkeiten, die Private gegen kaiserliche oder lokale Behörden haben (43 §§).

Titel VII. Verbrechen gegen das Eigentum und Einkommen des Staates (283 §§).

Titel VIII. Verbrechen gegen die Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft (574 §§). Dieser Teil befaßt sich nicht mit den Verbrechen, die einzelne gegen andere begehen können, wie Überfall, Raub, Mord und dergleichen; sondern nur mit

jenen die einen Ungehorsam gegen gewisse Vorschriften über die öffentliche Sicherheit bekunden.

Titel IX. Verletzung der Gesetze über Beruf, Rang, Titel u. (44 §§). Dieser Teil befaßt sich mit Vergehen wie: betrügerische Verhehlung des Namens und Rangangehörigkeit eines Kindes, Anmaßung von Orden, Titeln und dergleichen.

Titel X. Verbrechen gegen das Leben, Sicherheit, Freiheit und Ehre von Privatpersonen (263 §§).

Titel XI. Verbrechen gegen die Familie und das Hausrecht (57 §§). Dieser Teil befaßt sich mit allen Gesetzüberschreitungen die sich in der Ehe, Ehescheidungen, bei den gegenseitigen Beziehungen von Eltern und Kindern, Vormünder und Mündel ergeben.

Titel XII. Verbrechen und Vergehen wider das Eigentum der Privatpersonen (111 §§).

Bei Einteilung dieser Verbrechen und Vergehen scheinen die Gesetzgeber von dem Prinzip ausgegangen zu sein, sie nach dem Grade ihrer Schwere, nach ihrer Wichtigkeit zu ordnen. Die Verbrechen gegen Kirche und Staat*) stehen an erster Stelle; die sich auf Leben, Freiheit und Ehe von Privaten beziehen stehen zuletzt. Ferner nehmen die Verbrechen gegen die Herrschermacht von Kirche und Staat einen unverhältnismäßig großen Teil des Gesetzes ein, verglichen mit jenen, die sich nur mit Leben und Eigentum von Privatpersonen beschäftigen, als bildeten erstere die neuesten der begangenen Verbrechen. Alle Paragraphen der ersten sieben Titeln und die meisten des 8. und 9. beschäftigen sich mit der Sicherheit des Staates als politischer Organismus und haben den Zweck dessen Bestand zu sichern, seine Übermacht zu festigen und die Bande

*) Ich gebrauche hier die Ausdrücke „Kirche“ und „Staat“ in einem engeren Sinne. Dort für Hierarchie, hier für den Mechanismus, den das Beamtentum darstellt. Man kann unmöglich von der Kirche als einen Verein Gläubiger sprechen, wenn die Zugehörigkeit durch Kerkerhaft und Verbannung erzwungen wird. Und es ist ferner unmöglich das Volk zum „Staate“ zu rechnen, wo schon der Versuch sich am öffentlichen Leben zu beteiligen mit Zwangsarbeit bestraft wird

feſter zu knüpfen, die ſeine Unterthanen, das Volk, feſſeln. Auch das Geringſte was geeignet ſcheint die Staatsmacht zu ſchwächen, den Einfluß der Behörden zu verringern wird zum Verbrechen geſtempelt und mit harter, oft barbariſcher Strenge beſtraft. Die Wahrheit deſſen, läßt ſich aus den Citaten erſehen, die ich nun anführen will:

Der erſte Titel des ruſſiſchen Strafkodex beſchäftigt ſich mit den ſogenannten „Verbrechen wider die Religion“ und die Härte der angedrohten Strafen zeugen am beſten von der Wichtigkeit, die der Staat der Hauptſtütze ſeiner Macht, der Kirche, zumißt. Der erſte Paragraph dieſes Theiles, der das Ganze trefflich kennzeichnet, beſagt: § 176. „Wer abſichtlich und öffentlich in der Kirche eine Läſterung ausſpricht gegen die allerheiligſte Dreifaltigkeit, oder gegen die unbefleckte Muttergottes, die heilige Jungfrau Maria, oder gegen das glorreiche Kreuz Jeſu Chriſti unſeres Heilands, Herrn und Meisters, oder gegen die körperloſen Himmelsmächte, oder gegen Gottes Heilige und ihre Abbildungen: dem ſollen alle bürgerlichen Rechte entzogen und er ſoll auf Lebenszeit verbannt und mit Zwangsarbeit von nicht unter zwölf Jahren und nicht über fünfzehn Jahren beſtraft werden. Wird ein ſolches Verbrechen nicht in der Kirche, ſondern an einem anderen öffentlichen Orte, oder im Weiſein einiger Perſonen begangen, ſei deren Zahl groß oder klein, ſo ſollen dem Verbrecher alle bürgerlichen Rechte entzogen werden und er ſoll auf Lebenszeit verbannt und mit Zwangsarbeit von nicht unter ſechs Jahren und nicht über acht Jahren beſtraft werden.“

Der folgende Paragraph behandelt daſſelbe Verbrechen in anderer Form und lautet: „§ 177. Wird das im vorhergehenden Paragraph näher beſtimmte Verbrechen nicht an einem öffentlichen Orte und nicht vor einer größeren Zahl Leuten begangen, aber dennoch in Gegenwart von Zeugen, mit der Abſicht dieſe in ihrem Glauben zu erſchüttern und ſie irre zu führen, ſo ſollen dem Verbrecher alle bürgerlichen

Rechte entzogen werden und er soll auf Lebenszeit nach dem entlegensten Teil Sibiriens verbannt werden.“

„§ 178. Wer absichtlich an einem öffentlichen Orte und im Beisein einer größeren oder einer geringeren Anzahl Menschen die christliche Religion, oder die rechtgläubige Kirche zu tadeln oder zu schmähen wagt, wer die heilige Schrift oder die heiligen Sakramente herabwürdigt: dem sollen alle bürgerlichen Rechte entzogen werden und er soll auf Lebenszeit verbannt und mit nicht unter acht Jahren Zwangsarbeit bestraft werden. Wird ein solches Verbrechen nicht an einem öffentlichen Orte und nicht vor einer größeren Anzahl Leuten begangen, aber dennoch in Gegenwart von Zeugen mit der Absicht diese in ihrem Glauben zu erschüttern und sie irre zu führen, so sollen dem Verbrecher alle bürgerlichen Rechte entzogen werden und er soll auf Lebenszeit nach dem entlegensten Teil Sibiriens verbannt werden.“

Paragraph 179 bestimmt, daß jeder, der Zeuge eines in den §§ 175—178 festgestellten Verbrechens war, oder davon erfahren hat und es unterläßt die Behörde davon in Kenntniss zu setzen, mit Gefängnißhaft von vier bis acht Monaten bestraft werden soll.

„§ 181. Wer in einem Druckwerk, oder auch nur in einer Schrift, wenn er diese irgendwie in die Öffentlichkeit brachte, die Heiligen Gottes lästert, sie beschimpft, oder die Christliche Religion, oder die rechtgläubige Kirche schmäht, oder die Heilige Schrift, oder die heiligen Sakramente herabzuwürdigen versucht: dem sollen alle bürgerlichen Rechte entzogen werden, und er soll nach dem entlegensten Teil Sibiriens verbannt werden. Die gleiche Strafe soll jene Personen treffen, die derartige Druckwerke oder Schriften wissentlich verkaufen oder sie in irgend einer Weise wissentlich in Verkehr bringen.“

„§ 182. Alle Personen, die der sogenannten Religions-spötereii schuldig gefunden werden, d. h. jeder der durch höhnische oder spöttische Bemerkungen eine Mißachtung gegen die Vorschriften und Bräuche der rechtgläubigen Kirche, oder

des Christentums überhaupt, befundet, soll mit Gefängnishaft von nicht unter vier Monaten und nicht über acht Monaten bestraft werden."

Diese besonders strenge Gesetzgebung drängt unwillkürlich zur Frage: „Wie verhalten sich, nach der Anschauung der Gesetzgeber, die strengen Bestrafungen der erwähnten Verbrechen zu den für gemeine Verbrechen, wie schwere Körperverletzung, Raub, Mord?" Ein Blick auf Hauptabteilungen VIII. und X. des Strafkodex zeigen uns, daß eine spöttische Bemerkung über die rechtgläubische Kirche ein ebenso ruchloses Verbrechen wie eine Körperverletzung die den Tod zu Folge hat, falls die Tötung nicht beabsichtigt war (vergl. § 182 mit § 1464). Eine öffentliche Schmähung der orthodoxen Kirche zieht dieselbe Strafe nach sich wie die Errichtung einer Bande Falschmünzer, Räuber oder Brandstifter (vergl. § 178 mit § 924). Ferner ist die Strafe für eine öffentliche, in der Kirche erfolgte Schmähung der „körperlosen Himmelsmächte" oder der „Heiligen Gottes und ihrer Abbildungen, ebenso groß wie die für vorsätzliche Tötung, und nur um weniges milder als die Strafe für einen vorsätzlichen Mord, der an einem schwangeren Weibe bei völliger Kenntnis ihres Zustandes begangen wird (vergl. § 176 mit § 1452 und § 1454).

Es liegt mir ganz ferne, die in den citierten Paragraphen des russischen Strafkodex genannten Verbrechen beschönigen oder entschuldigen zu wollen, oder auch nur das Recht der Bestrafung anzuzweifeln. Ich will jedoch die Aufmerksamkeit des Lesers auf die grausame Ungerechtigkeit lenken, die meines Erachtens begangen wird, wenn solche Vergehen mit Raub und Mord auf eine Stufe gestellt werden. Die russischen Kirchen sind überfüllt mit sogenannten wunderthätigen Gnadenbildern, mit Abbildungen der Madonna und des „heiligen Gottes." Ich sah so oft ich in eine russische Kirche eintrat — sogar in der Kathedrale des Heiligen Isaak zu St. Petersburg — den Rahmen des Ikon (Gnadenbildes) der Madonna, der auf einigen Stufen erhöht rechts vom Ikonostas steht, zahl-

reiche Kleidungsstücke, wie Kopftücher, Taschentücher, Schürzen aufgehängt, die von ihren Eigentümern dahingegeben wurden, in der Hoffnung, daß sie durch die Berührung mit dem Skon irgend eine Wunderkraft gewinnen. Ich glaube es wäre nichts besonderes, wenn da ein intelligenter Mensch, der dabei ein lothaler Bürger und guter Christ sein könnte, respektwidrig oder geringschätzend von dem von Juwelen strotzenden Bildnis spräche; und es könnte da leicht auch geschehen, daß er eine tadelnde Bemerkung gegen eine Kirche laut werden ließe, die einen solchen Schwindel nicht nur duldet, sondern sogar dazu aneifert. Ein solcher Mensch könnte nach § 177 des Strafgesetzbuchs für seine Bemerkungen mit Verbannung für Lebenszeit nach dem fernsten Teile Sibiriens bestraft werden.

Im Jahre 1886 besuchte ich mit meiner Frau eine der bedeutendsten Kirchen Moskaus und sah dort wie eine Menge unwissende russische Bauern einer nach dem andern etwa zwanzig bis dreißig schwarze, verwitterte Knochenstücke die Schachbrettartig zusammengesetzt waren, fromm küßten. Diese Knochen waren angeblich Fingerglieder, Zehenglieder und sonstige Überreste verschiedener „Heiligen Gottes“. Manche der Bauern küßten jeden Knochen der Reihe nach. Ich konnte mich da nicht enthalten meiner Frau gegenüber eine Bemerkung zu äußern, die bei den kirchlichen Behörden sicherlich als Schmähung gegolten hätte, und die mir, wäre ich russischer Unterthan gewesen, eine Verbannung nach Sibirien für die Lebensdauer, wenn nicht gar noch Zwangsarbeit hätte einbringen können.

Manche der Bräuche sind auch sehr gesundheitswidrig, besonders das Küßen der Heiligenbilder und -Knochen. Dies mag vielleicht dazu beigetragen haben, unter den unwissenden Bauern des Zarenreiches die ansteckenden Krankheiten zu verbreiten und die entsetzlichen Verwüstungen, die die Diphtheritis in manchen Gegenden des europäischen Rußland angerichtet hat, mehr zu fördern. Ein poröser, teilweise morscher Knochen eines „Heiligen Gottes“, der von tausenden von Männern, Weibern, Kindern angehaucht und geküßt wird, muß mit

der Zeit zu einem Ansteckungsherd ärgster Art werden. Und der von der Geistlichkeit geförderte Glaube, daß das Rüssen eines solchen Knochens ein gottgefälliges Werk sei und dem Menschen Heil bringe, scheint mir ganz besonders verächtlich und unsittlich zu sein. Wäre ich Russe und lebte ich in Rußland, ich würde sicherlich die erst beste Gelegenheit benutzen, um da meine Meinung kräftigst zum Ausdruck zu bringen. Dann würde ich wohl nach § 177 als Gotteslästerer verurteilt werden und mit Ketten beladen nach dem fernsten Teil Sibiriens verschickt werden.

Indes sind Schmähungen heiliger Personen oder Bräuche nicht alle Verbrechen, die nach Titel II als „Verbrechen gegen die Religion“ gelten. Ein beträchtlicher Teil ist der Häeresia und dem Schisma gewidmet. Die grausamsten Strafen gelten da für Abschwörung des orthodoxen Bekenntnisses, Lostrennung von der rechtgläubigen Kirche, öffentliche Äußerung keizerischer Anschauungen.

So bestimmt z. B. § 184, daß ein Jude oder Mohammedaner, der durch List oder Überredung einen rechtgläubigen Christen veranlaßt, die wahre Kirche zu verleugnen und den jüdischen oder mohammedanischen Glauben anzunehmen, alle bürgerlichen Rechte verlieren und für seine Lebenszeit nach Sibirien verbannt und zu Zwangsarbeit von nicht unter acht Jahren und nicht über zehn Jahre verurteilt werden soll.

Nach § 187 wird jeder, der einen Bekenner der orthodoxen Kirche überredet, oder zu überreden versucht, sie zu verlassen und einem anderen christlichen Bekenntnis sich anzuschließen, für die Lebensdauer nach Sibirien verschickt.

Im § 188 heißt es: „Wenn jemand die orthodoxe Kirche verläßt und sich einer anderen christlichen Kirche anschließt, so soll er der Kirchenbehörde zur Belehrung und Ermahnung zugewiesen werden. Seine minderjährigen Kinder sollen unter Vormundschaft der Regierung gestellt werden, sein Vermögen soll unter Kuratel kommen und er soll das Recht freier Ver-

fügung über beide erst dann wieder erhalten, wenn er seine Irrthümer abgeschworen hat."

Eltern, welche verpflichtet sind ihre Kinder im „wahren Glauben“ zu erziehen, die jedoch ihre Kinder nach den Lehren und Bräuchen einer anderen christlichen Kirche taufen oder erziehen lassen, sollen mit Gefängnishaft von nicht unter acht und nicht über sechzehn Monate bestraft werden. Während dieser Zeit sollen die Kinder „rechtgläubigen“ Verwandten oder einem von der Regierung ernannten Vormund übergeben werden (§ 190).

Heiratet ein Jude oder ein Mohammedaner eine rechtgläubige Christin und werden die aus einer solchen Ehe hervorgegangenen Kinder nicht im orthodoxen Glauben erzogen, oder werden ihnen in der Ausübung der Lehren und Bräuche der orthodoxen Kirche Hindernisse gestellt, so soll die Ehe für ungültig erklärt werden, und der Verbrecher für lebenslang nach dem fernsten Teil Sibiriens verschickt werden (§ 186).

Wer zur Ausbreitung bestehender Sekten beiträgt, oder zur Gründung neuer, die der orthodoxen Kirche feindlich oder nachtheilig sind, der verliert alle bürgerlichen Rechte und wird für seine Lebenszeit nach Sibirien oder Transkaukasien verbannt (§ 196).

Im Kaukasus, wie in allen Teilen Sibiriens fand ich zahlreiche Leute, die nach diesem Paragraphen verurteilt wurden. Die Zeugnisse der Civilbehörden und Militärbehörden stimmen überein, daß diese andersgläubigen Christen den ehrenhaftesten, mäßigsten und fleißigsten Teil der Bevölkerung jener Gegend bilden, in die sie verbannt wurden. Der Isprawnik von Werchni Udinsk, Ostsibirien, meinte, als er mit mir von drei oder vier Ansiedelungen Andersgläubiger seines „Okrugs“ (Bezirks) sprach: „Wenn nur die ganze Bevölkerung meines Bezirkes aus verbannten Kettern bestände! Dann könnte ich das Gefängnis schließen und hätte damit nichts weiter zu thun. Sie sind die besten Leute in meinem Amtsbereich.“ Es ist wohl unnötig auch nur ein Wort anzumenden um auf

die grausame Ungerechtigkeit hinzuweisen, die darin liegt, daß man so nützliche Bürger nach der entlegensten Gegend Sibiriens verbannt, weil sie keine Gnadenbilder verehren, keine Knochenreste küssen, oder weil sie sich mit zwei Fingern bekreuzten, statt mit dreien.

Leicht wäre es noch viele Seiten mit Beispielen der Ungerechtigkeit und der Willkür anzufüllen, die charakteristisch sind für die Bestimmungen für religiöse Verbrecher im russischen Strafkodex. Jeder Paragraph ist mit Drohungen von „Kerker“, „Verbannung“, „Zwangsarbeit“ angefüllt und das Ganze scheint vom Geist der Frömmerei und Unduldsamkeit durchsetzt zu sein. Solche Gesetze mögen vielleicht in einem Strafkodex des Mittelalters natürlich scheinen; allein in einem Gesetzbuch, das im Jahre des Heils 1885 in der Hauptstadt eines sogenannten „Christlichen Staates“ „revidiert und verbessert“ wurde, stehen sie im sonderbarsten Widerspruch mit dem Zeitgeist.

Der kürzeste Teil des russischen Strafkodex ist der, der sich mit den „Verbrechen gegen den Staat“ beschäftigt, oder, genauer gesagt: mit dem „Verbrechen gegen den Selbstherrscher des Reiches und sein Ansehn.“ Dieser Teil enthält nur dreißig Paragraphen und nimmt von den siebenhundert Seiten des Werkes nur zehn ein. Allein dieser geringe Umfang wird durch die Strenge der Strafen mehr als ausgeglichen. Er beginnt mit einer kurzen aber sehr deutlichen Bestimmung:

„Jeder arge Anschlag und jeder verbrecherische Angriff auf das Leben, das Wohl oder die Ehre des Zaren, jede Absicht ihn zu entthronen oder seine allerhöchste Gewalt in ihrer freien Ausübung zu hindern oder einzuschränken, jede Gewaltthat gegen seine geheiligte Person soll für den Verbrecher mit Verlust aller bürgerlichen Rechte und mit der Todesstrafe verbunden sein.“

Um kurzweg zu Tod verurteilt zu werden ist es also gar nicht nötig, daß der Verbrecher seiner That überführt werde;

und selbst wenn dies erfolgt, so muß sie just nicht gegen des Zaren Wohl oder Leben gerichtet sein. Es genügt um zu Tode verurteilt zu werden, daß jemand nur plane, nur die Absicht habe des Zaren „allerhöchste Gewalt einzuschränken, nicht seine „geheiligte Person“ anzutasten. Das bekundet auch § 242 wo es heißt:

„Ein arger Anschlag . . . soll als wirkliches Verbrechen gelten, nicht nur wenn der Verbrecher versucht hat einen solchen Anschlag auszuführen, sondern auch in allen Fällen . . . wo er einen solchen Gedanken oder Anschlag in Wort oder Schrift zum Ausdruck gebracht hat.“

In den §§ 243 und 244 wird die Todesstrafe für Personen bestimmt, die an argen Anschlügen oder erwiesenen verbrecherischen Thaten wider den Zaren Anteil nahmen. Ferner für alle Personen, die den Mißgefinnten oder Mißethätern Zuflucht gewähren, für alle die von so argen Plänen oder Thaten Kenntnis haben und es unterlassen, die Behörde davon zu verständigen, endlich für alle, die eine Gewaltthat gegen einen Soldaten oder eine Schildwache anwenden, die zum Schutze des Zaren oder eines Mitglieds des kaiserlichen Hauses bestimmt ist. Das ganze erworbene oder ererbte Vermögen solcher Leute wird vom Staate konfisziert.

Paragraph 246 stellt fest, daß jeder, der beleidigende Worte gegen den Zaren gebracht, oder absichtlich dessen Bild, Statue, Büste, oder eine anderartige öffentliche Darstellung seiner geheiligten Person beschmutzt oder zerstört als Majestätsverbrecher zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zur Verbannung für die Lebensdauer und zu Zwangsarbeit von nicht unter sechs Jahren und nicht über acht Jahren verurteilt werden soll.

Paragraph 249, der von den politischen Verbannten wegen seiner Dehnbarkeit „Omnibusparagraph“ genannt wird (vom lateinischen omnibus = mit allen) verhängt über Aufrührer, Helfer, Helfer und Mitwisser die Todesstrafe.

Laut § 266 soll jeder, der eine schriftliche oder gedruckte Aufforderung verfaßt, die geeignet ist zu Aufruhr oder Unge-

horfam zu verleiten, zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zur Verbannung für die Lebensdauer und zu Zwangsarbeit von nicht weniger als acht Jahren und nicht mehr als zehn Jahren verurteilt werden.

§ 252. Wer ein Druckwerk oder ein Schriftstück verfaßt oder verbreitet, oder eine öffentliche Rede hält, das zwar nichts unmittelbar und deutlich zum Aufbruch gegen die allerhöchste Gewalt verleiten will, aber dennoch die Unverletzlichkeit dieser allerhöchsten Gewalt anzuzweifeln oder zu bestreiten versucht, oder die laut Staatsgrundgesetze bestehende Regierungsform, oder die bestimmte Thronfolge zu verdammen sich erklährt, der soll verurteilt werden, zum Verlust aller bürgerlichen Rechte, zur Verbannung für die Lebensdauer und zu Zwangsarbeit von nicht unter vier Jahren und nicht über sechs Jahren. Jeder der im Besitze eines solchen Druckwerks oder Schriftstücks betroffen wird, ohne von der Behörde dazu die Erlaubnis zu haben, soll mit Gefängnishaft von nicht unter sieben Tagen und nicht über drei Monaten bestraft werden und dann für die Zeit von nicht unter ein Jahr und nicht über drei Jahre unter Polizeiaufsicht gestellt werden.

Der Betroffene kann in letzterwähntem Falle entweder in seinem Wohnorte unter Polizeiaufsicht gestellt werden, oder auch in einem etliche tausend Kilometer entfernten sibirischen Dorf, wohin er „auf administrativem Wege“ verschickt wird.

Man braucht nur diese Gesetze zum Schutz der geheiligten Person des Zaren, seiner Würde und allerhöchsten Gewalt, mit jenen zu vergleichen, die im „Titel“ X enthalten sind und den Schutz der persönlichen Rechte von Privaten behandeln, um deren besondere Strenge recht zu erkennen. Ein Vergleich wird zeigen, daß die Beschimpfung eines öffentlich aufgestellten Bildnisses des Zaren, ein größeres Verbrechen ist, als wenn man eine Privatperson anfällt und ihr die Augen, die Zunge, einen Arm, ein Bein oder das Gehör vernichtet.

Wer einen Verein gründet, oder einer Verbindung an-

gehört, wo eine Änderung der Regierungsform erstrebt wird, sei dies auch ohne Gewaltmittel und ohne direkte That, der begeht ein ärgeres Verbrechen, als wenn er eine Person derart mißhandelt, daß sie dadurch teilweise ihre Geisteskraft verliert. (Vergl. § 250 mit § 1490.) Eine Rede halten, oder ein Buch schreiben, worin die Rechte oder Vorrechte der allerhöchsten Gewalt auch nur bezweifelt wird, ist kein geringeres Verbrechen als die Schändung eines Weibes (vergl. § 252 mit § 1525). Wer eine Person verbirgt, die Böses gegen des Zaren Leben, Wohl oder Ehre plant; wer einer Person Unterkunft giebt, die die Rechte und Vorrechte der „allerhöchsten Gewalt“ einzuschränken strebt — der begeht ein größeres Verbrechen als der Muttermord ist (vergl. § 243 mit § 1449). Und wenn einer eine Karikatur des Zaren zeichnet oder verbreitet, die bestimmt, die Achtung vor ihm und seiner Regierung zu verringern, so verübt er eine ruchlosere That als der Kerkermeister, der in einer Zelle ein gefangenes hilfloses Mädchen von fünfzehn Jahren so lange notzüchtet bis es stirbt. (Vergl. § 245 mit §§ 1525—1527).

Wenn die intelligenten und freiheitsliebenden Klassen des russischen Volkes, trotz der erwähnten schrecklichen Strafen, doch nicht unterlassen, sich zu verbinden, um eine Änderung des herrschenden Regierungssystems herbeizuführen; wenn sie trotzdem die „Unverletzlichkeit“ der von der allerhöchsten Gewalt ausgeübten Rechte und Vorrechte bezweifeln oder bestreiten — so müssen sie sicherlich nicht weniger Mut als Gefinnungstreue haben.

Die russische Regierung sagt zu ihrer Verteidigung, daß sie die Gesetze nicht buchstäblich deute, daß sie auch nicht mit unerbittlicher, ausnahmsloser Strenge diese Gesetze gegen alle politischen Verbrecher in Anwendung bringe, aber dies ändert einmal nichts an der Thatfache, daß diese Strafbestimmungen auf den Blättern eines erst 1885 erschienenen Gesetzbuches stehen.

Es ist unnötig hier auch die Einzelheiten der Gesetzgebung zu erörtern, die von den Verbrechen und Vergehen gegen die

Regierungsgewalt und gegen kaiserliche und lokale Behörden handeln. Ihre Form und ihr Geist kennzeichnen sich in dem citierten Paragraphen des dritten Hauptabschnittes. Es dürfte daher genügen, wenn ich nur bemerke, daß wahrscheinlich noch nie Geseze erklügelt wurden, die geeigneter wären, die persönlichen Rechte, oder das Selbstbestimmungsrecht des Volkes zu unterdrücken. Sie machen nicht nur jede Vereinigung unmöglich, die einzelne Bürger beabsichtigen, um die Tyrannei einzuschränken — sie bestrafen schon eine einfache Kritik eines Gesetzes oder einer Thätigkeit der Behörden mit Verbannung und Kerker. So heißt es § 281: „Wer schuldig befunden wird, Schriftstücke verfaßt oder verbreitet zu haben, die sich in unerlaubter Kritik der Verordnungen und Maßregeln der Behörden ergeht, soll mit Gefängnis von nicht unter sechzehn Monaten und nicht über zwei Jahre bestraft werden.“

§ 1035. Alle Personen, die . . . Bemerkungen drucken lassen, welche geeignet sind, den Glauben oder das Vertrauen des Volkes an die Reichsgeseze zu erschüttern; oder die sich erlauben die bindende Kraft solcher Geseze zu bezweifeln oder zu bestreiten, ferner die Handlungen billigen, welche durch diese Geseze verboten sind, mit der Absicht diese Geseze in Mißachtung zu bringen — sollen verurteilt werden zu einer Gefängnishaft von nicht unter zwei Monaten und nicht über sechzehn Monaten.“

Ein Amerikaner kann sich einen Staat kaum vorstellen, in dem es „nicht erlaubt“ ist eine persönliche Meinung über die Maßregeln der Regierung öffentlich zum Ausdruck zu bringen; oder in dem es einigen Bürgern Gefahr bringen kann, wenn sie sich in einem Privathause friedlich versammeln, um öffentliche Angelegenheiten zu besprechen.

„§ 320. Wer einer Verbindung angehört, die in irgendeiner Weise der Regierung ihre Existenz zu verheimlichen sucht, oder die ihr Wesen, ihre Zwecke, ihre Versammlungen, ihre Beratungsgegenstände, oder die gegenseitigen Beziehungen ihrer Mitglieder verheimlicht; wer heimlich Tendenzen irgendeiner

Art verbreitet — der soll verurtheilt werden zur Festungshaft von nicht unter vier Monaten und nicht über acht Monaten; oder je nach den Umständen, zu Gefängnishaft von nicht unter einer Woche und nicht über drei Wochen.“

Natürlich unterliegen alle Personen, die sich zu irgendeinem Zwecke regelmäßig in einem Privathause versammeln, der Anklage laut dieses Paragraphens. Wenn ihre Versammlungen die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei auf sich gezogen haben, so werden sie überwacht, was immer mehr oder minder mit Unannehmlichkeiten verbunden ist. Ich kenne eine Herrengesellschaft in St. Petersburg, die in bestimmten Zeiten zusammenkommt um öffentliche Angelegenheiten zu besprechen und die keineswegs Revolutionäre oder sonstige Verschwörer sind. Um weder der Dienerschaft noch der Polizei Anlaß zu geben, sie für verdächtig zu halten, gelten diese Abende als Spielpartien gewidmet. Ein Spielklub ist der Regierung etwas Unschuldiges, Ungefährliches; eine Privatgesellschaft jedoch, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, ist eine gefährliche Bedrohung der Gesellschaftsordnung, der Rechte und Vorrechte allerhöchster Gewalt.

Nach den Reformgesetzen Alexanders II. müssen gewisse Versammlungen wie die des Adels, des Stadtrates, des Provinzialrates anerkannt und geduldet werden. Es wird jedoch die möglichste Vorsicht angewendet, um zu verhindern, daß da Regierungsangelegenheiten besprochen werden, daß ferner in den Sitzungsprotokollen etwas Platz finde, was die „öffentliche Ordnung“ stören könnte. Titel VIII § 1038 enthält der Strafkodex die Bestimmung: „Wer ohne Erlaubnis des Ortsgouverneurs das Protokoll der Sitzung irgendeiner Adels- oder Provinzial- oder Stadtrats-Versammlung drucken läßt und veröffentlicht, soll zu einer Geldstrafe von 300 Rubel, oder zu drei Wochen Gefängnishaft, oder zu beiden Strafen verurtheilt werden.“

Erwägt man nun, daß der russische Beamte alles nach einem gleichen System ordnen will und mit seinen Verfügungen

und Maßregeln an vielen Stellen ins Privatleben eingreift und das Gehaben des einzelnen überall bebormundet, so läßt sich leicht begreifen, wie es Leuten zu Mute sein muß, deren Angelegenheiten derart „geregelt“ werden, und denen das Recht freier Äußerung völlig unterdrückt wird. Und das Opfer einer thörichten Tyrannei kann nicht einmal einen Widerspruch wagen: es muß schweigen, sich drücken und dulden.

Oft wurde ich in Amerika gefragt: „Warum verlassen denn die intelligenten, freiheitlich gesinnten Russen ein derartiges Land nicht?“ Dafür mag es so manche Antwort geben, die deutlichste dürfte wohl die §§ 325—328 des russischen Strafkodex sein:

„§ 325. Wer das Vaterland verläßt und ohne Erlaubnis der eigenen Regierung in einen fremden Staatsdienst tritt, oder Unterthan eines andern Staates wird, der soll wegen Verletzung der Unterthanentreue und des Huldigungsseides alle bürgerlichen Rechte verlieren und für ewige Zeiten Landes verwiesen werden. Kehrt er zurück, so soll er für die Lebensdauer nach Sibirien verbannt werden.“

„§ 326. Wer das Vaterland verläßt und trotz Aufforderung der Regierung nicht heimkehrt, soll für diesen Ungehorsam alle bürgerlichen Rechte verlieren und für ewig Landes verwiesen werden, wenn er nicht innerhalb einer, vom Gerichtshof nach bestem Ermessen bestimmten Frist beweist, daß sein Ungehorsam durch Umstände veranlaßt wurde, die er nicht überwinden konnte, oder die sein Verschulden mildern. Solange er diesen Beweis nicht erbringt, soll er als vermißt gelten und sein Besitztum unter Staatskuratel gestellt werden.“

„§ 327. Wer ohne Bewilligung der Regierung und ohne triftigen Grund länger im Auslande lebt, als es Personen seines Standes gesetzlich erlaubt ist, der soll gleichfalls als vermißt gelten und sein Besitztum unter Staatskuratel gestellt werden.“

„§ 328. Wer einen Unterthan des Reiches zur Auswanderung nach einem anderen Staat verleitet, der soll zur

Zwangsarbeit in einer Strafabteilung für die Dauer von nicht unter 12 Monaten und nicht über 18 Monaten verurteilt, oder für die Lebenszeit nach Sibirien verschickt werden.“

Auf Grund des citierten § 326 wurde der Dichter Turgenjeff, als er 1863 in Paris lebte nach St. Petersburg berufen, um sich vor dem Appellsenat für irgendeine seiner christlichen oder mündlichen Äußerungen zu verantworten. Aus einem Briefe, den er seinem Freunde Annenkov schrieb, läßt sich erkennen wie schwer ihm das Gehorchen fiel und in welcher demüthigenden Form er dazu aufgefodert wurde. Aber er gehorchte.

Die Regierung gestattet ihren Unterthanen nicht, ohne ihre Erlaubnis ins Ausland zu gehen, oder im Auslande zu leben. Wenn daher ein Russe in einem freien Lande Zuflucht gegen die Bedrückung sucht, so muß er darauf gefaßt sein, als Landesverwiesener zu gelten, beraubt und nach Sibirien verschickt zu werden wenn er je heimkehrt. Nur wenige wollen sich für die Lebenszeit von allen Verwandten und Bekannten trennen, von allem was ihnen teuer ist. Was kann er also thun, wenn er das Joch zu arg fühlt? Sich fügen oder kämpfen! Und wenn sie sich nicht fügen wollen und durch den Strafkodex verhindert werden der Tyrannei einen friedlichen, vereinten Widerstand zu bieten, so bleibt ihnen nichts übrig als Gewalt anzuwenden, einzeln oder in kleinen Gruppen zu kämpfen, wie es jetzt geschieht, zu kämpfen — bis sie gefesselt nach Sibirien ziehen, oder einen schimpflichen Tod am Galgen erleiden.

Sibirien. 3. Teil.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Eine Winterreise durch Sibirien	5
2. Meine letzten Tage in Sibirien	33

Anhang.

„Geschwärzt“	61
Die neueste sibirische Tragödie	75
Der russische Strafkodex	86
